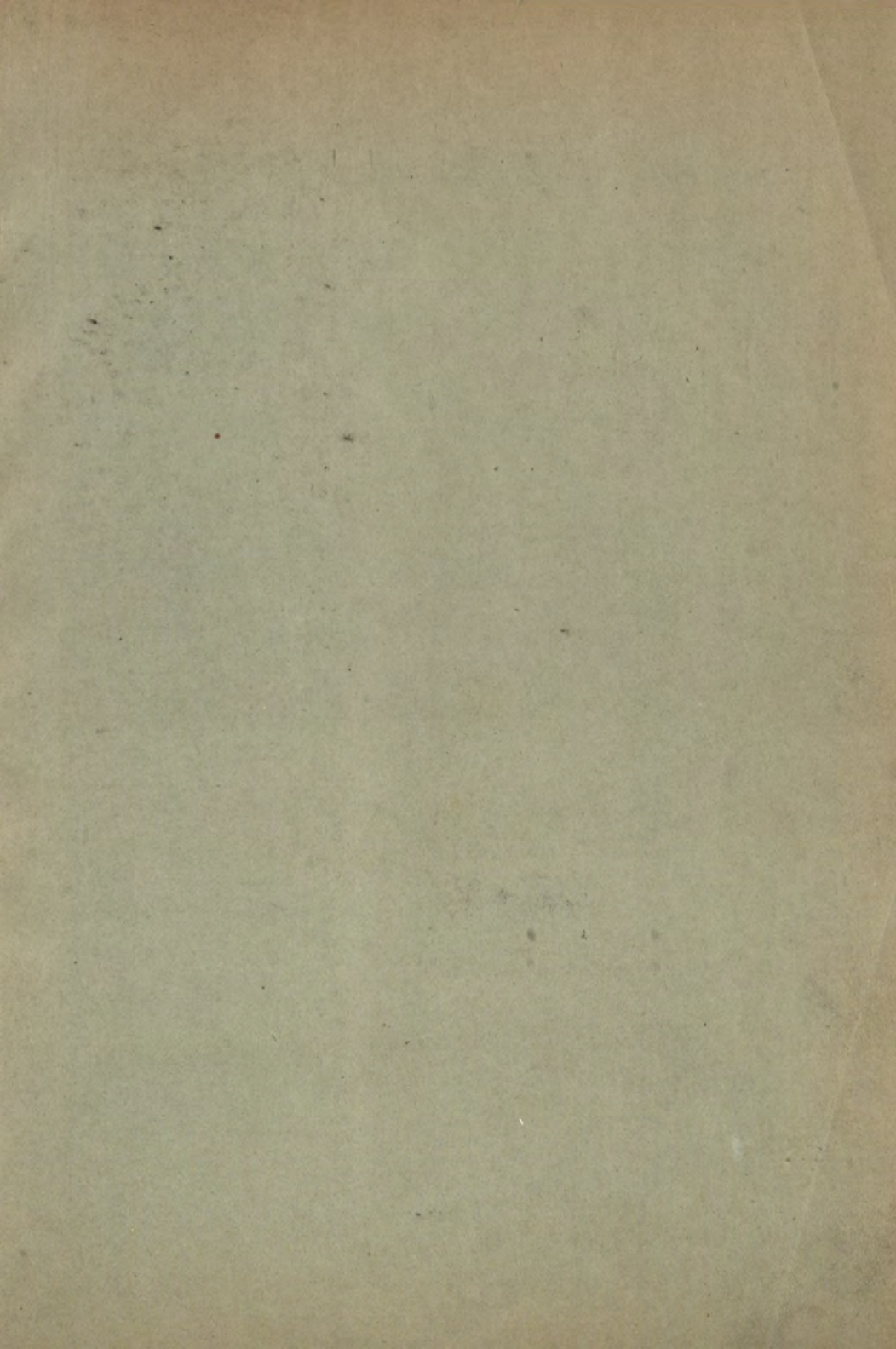


24 291

**Bsb.**  
**M. - Eth. 57.**









Zwischen Donau und Kaukasus.







Zwischen  
Donau und Kaukasus.



Land- und Seefahrten im Bereiche des  
Schwarzen Meeres.

von

A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

A. HARTLEBEN'S VERLAG.  
WIEN. PEST. LEIPZIG.

GÜNTHER & RUCKEN, WIEN





1276

Zwischen

# Donau und Kaukasus.

Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres.



Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 215 Original-Illustrationen in Holzschnitt und 11 colorirten Karten, hiervon zwei große Uebersichtskarten: Das Schwarze Meer und Die Balkanhalbinsel.



Wien. Pest. Leipzig.  
A. Hartleben's Verlag.

1887.

CBGIOS, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5166869

*Lit. proklamir  
2. S. B. B. 1*

*Koh*



24291

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

ZBIORNICA  
Katalogów  
Zabezpieczonych

M-2515630

NH-66607



## Vorwort.

Die Länder am Schwarzen Meere gehören der Zukunft. Sie sind der Ausgangsort des europäischen Völker- und Staatenlebens gewesen — in ihnen werden die großen völkergeschichtlichen Neu- und Umgestaltungen unserer Zeit ihren Abschluß finden. Aus dem sarmatischen Tieflande und den »thrakischen Meerengen« (Bosporus und Dardanellen) sind alle Völkerstürme, welche das Kartenbild unseres Erdtheiles wiederholt umgeformt haben, gekommen. Seit die aggressive Macht des Türkenthums gebrochen ist — und das ist fast ein Jahrhundert her — drängen abendländische Interessen und Ideen dorthin zurück, von wo aus sie einst befruchtet wurden.

Um den innersten Zusammenhang der mannigfachen Beziehungen, welche Asien und Europa im Verlaufe von mehreren Jahrtausenden austauschten, zu zeigen, habe ich angestrebt, den undämmerten Pfad bis in die ältesten, in Mythen und Sagen verflüchtigten Erinnerungen des Menschenthums zu wandeln. Die Kimmerier des Homer, der Argonautenzug, der an den Felsen des Kaukasus gefesselte Prometheus sind einzelne dieser Schattenzüge aus der Zeit der Morgendämmerung unserer durch Ueberlieferungen zuerst in schwankende Umrisse gebrachten Existenz. Von ausschlaggebender Bedeutung sind natürlich die alten und ältesten historischen Zeugnisse. Ich kann es mir nicht vorstellen, wie Jemand Länder und Völker in ihrem jetzigen Zustande mit richtigem Blicke beurtheilen könne, wenn ihm die Kenntniß der Vergangenheit abgeht. Es war daher mein Bestreben, allerorten das plastische Bild der Gegenwart aus den stofflichen Umhüllungen vieler Jahrhunderte — mitunter Jahrtausende — herauszuschälen, um dem Leser zu zeigen, was vordem war und wie Alles, was dermalen besteht, gekommen. Daß bei Schilderung des heutigen Persien ein Zurückgreifen bis auf Ferdußi

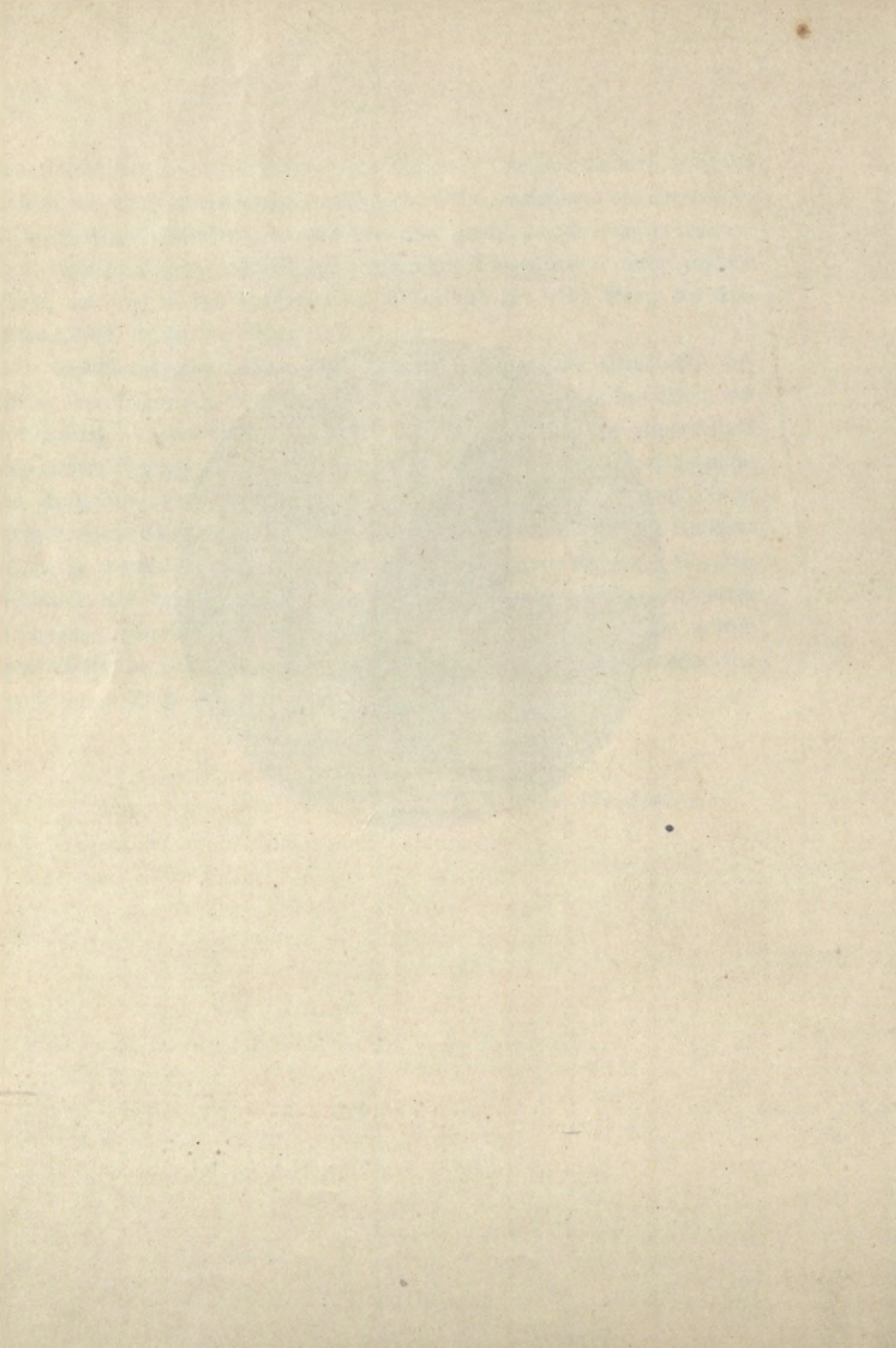
und die Lichtreligion des Zoroaster ebenso wirksam für die Gesamtdarstellung sich erweist, wie die Zugrundelegung mannigfacher Völkerwandlungen den allgemeinen ethnographischen Ausführungen, wird dem Leser gewiß zum Bewußtsein kommen. Das classische Element verleiht den nüchternsten Dingen immer einen gewissen Glanz, und fügt zu den Thatfachen der Wissenschaft die freien Bilder der Einbildungskraft, welche das Ganze erst beleben.

Selbstverständlich nehmen die heutigen Zustände und Verhältnisse der Länder am Schwarzen Meer — vom »Eisernen Thore« bis zu den Ufern des Kaspienmeeres — den breitesten Raum ein. Auf sie erstreckt sich auch unzweifelhaft das größere Interesse; sie liegen sozusagen im Gesichtsfeld von heraufdämmern- den Ereignissen, über deren Tragweite sich vorläufig Niemand Rechenschaft zu geben vermag. Um diese realen Dinge der Gegenwart der allgemeinen Anschaulichkeit zu vermitteln, wurde auf das illustrative Material große Sorgfalt verwendet und demselben fast durchwegs photographische Aufnahmen, deren Beschaffung mitunter sehr umständlich war, zu Grunde gelegt. Die großen Uebersichtskarten sind splendide Beigaben, wie sie Publicationen ähnlicher Art nur selten zu Theil werden.

Der Verfasser.











Kaiserliches Lustschloß Erlik in der Krim (Livadia).

## Einleitung.

(Geschichtlicher und geographischer Ueberblick.)



Betteldervisch.

Unter den Schauplätzen, welche durch lange Zeiträume Zeugen großartiger Völkerflutungen und politisch-staatlicher Umwandlungen waren, möchten jene, welche rings um das Binnengewässer des Schwarzen Meeres gelagert sind, zu den merkwürdigsten und interessantesten zu zählen sein. An der Schwelle von Asien und Europa gelegen, sind sie die Thore, durch welche schon in grauer Urzeit, bis wohin kein klärender Strahl der Wissenschaft, sondern nur Vermuthung und Sage dringen, Völker in unseren Erdtheil einzogen, die ihn erst in das Gesichtsfeld der Geschichte einrückten. Es geschah dies, wie allgemein angenommen wird, ungefähr zwei bis dritthalb Jahrtausende v. Chr.

Die lange historische Vergangenheit Europas hängt mit jenen Ländern innig zusammen. Aus dem Dunkel unerforschbarer Zeiträume treten zuvörderst die undeutlichen Umrisse einer Vorfällenheit, welche den Ausgangspunkt des abendländischen Völkerlebens bildet: Die Wanderung der Arier aus den Steppenländern Inner-Asiens nach dem Westen. Den Reigen eröffneten die Kelten, welche bereits den ganzen mittleren Theil von Europa bis zu den Atlantischen Küsten innehatten, als der zweite arische Urstamm — die Gräko-Italiker — nachrückten. Es wäre müßig, sich darüber in Combinationen zu ergehen, welche Wege diese Wandervölker eingeschlagen hatten. Sie waren ihnen gewissermaßen von der Natur vorgezeichnet. Von den Kelten, die nur sporadisch in die südlichen Halbinselländer von Europa einströmten, ist anzunehmen, daß sie um den Kaspisee und das Schwarze Meer nordwärts herum nach Westen vordrängten. Bei den Gräko-Italikern sind die historischen Umrißlinien ihres Wanderzuges und Wanderzieles vorhanden. Die gesammte ethnische und culturelle Entwicklung des europäischen Südens, der Zusammenhang der letzteren mit dem geistigen Leben der Völker Vorderasiens, deutet auf das Vordrängen der zweiten arischen Völkerfamilie in der Richtung von Gran durch die Länder der späteren semitischen Kulturvölker nach den Gestaden des Mittelmeeres.

Um das erste Jahrtausend — vielleicht etwas früher — mögen die Germanen ihre innerasiatischen Heimstätte verlassen haben. Ihre Wanderspür führt nach dem Norden Europas. Denselben Weg zogen nachmals die Slaven, mit welchen die arische Wanderung in ihren großen Umriß abgeschlossen ist. Kleinere Nachschübe haben aber niemals aufgehört und in ihren Kreis fallen die zahlreichen arischen Völkerschaften, von denen wir seit dem V. Jahrhundert v. Chr. dunkle Kunde haben. Von der vorhistorischen Bevölkerung der ponto-kaspischen Region wissen wir nichts. Wie von den Kelten angenommen wird, daß sie in den Alpenländern eine auf der tiefsten Stufe der Gesittung stehende Urbevölkerung — wie man annimmt finnischen Stammes — vorfanden, die in Pfahlburgen und Pfahlbörsfern hausten, ohne Kenntniß der Metalle (und in ältester Zeit wie die Argonautensage andeutet, sogar ohne Kenntniß des Feuers): ebenso nimmt man eine finnische Urbevölkerung im Norden des Pontos an. Wer sie zuerst aus ihren Heimstätten verdrängte, ist nicht bekannt. Vermuthlich waren es die Slaven. Mit dem mageren Boden des sarmatischen Steppengebietes unzu-



frieden, mögen die Slaven, welche, wie durch uralte Zeugnisse festgestellt ist, seit jeher die Scholle bebauten, die Finnen nordwärts gedrängt haben, nach den Ländereien mit den ertragsreichen Ackergründen im Herzen des sarmatischen Tieflandes. Da blieb den Finnen, dem schwächeren Stamme, nichts anderes übrig, als dem Drucke nordwärts auszuweichen. Ganz abgesehen davon, daß kein Volk die unfruchtbaren und unwirtlichen Ländereien im äußersten Nordosten von Europa freiwillig besiedelt haben würde, wenn demselben wirklichere Gründe zur Verfügung gestanden hätten, bleibt das beschränkte Verbreitungsgebiet der Finnen in jener entlegenen Region unseres Erdtheiles auffällig genug. Sie dürfen für die letzten Reste eines Bevölkerungselementes gelten, welches in grauer Vorzeit den größten Theil von Mittel- und Osteuropa inne hatte.

In historischer Zeit treten am Nordrande des Schwarzen Meeres und überhaupt in dem ganzen Raume von der unteren Donau, einschließlich der pannonischen Tiefebene, bis über Wolga und Ural hinaus, arische Völkerschaften auf. Ihr Erscheinen auf europäischem Boden fällt wahrscheinlich in die Zeit der Nachzüge arischer Wanderungen. Es hat freilich nicht an Stimmen gefehlt, welche einzelne dieser Stämme — z. B. die Skythen — für nicht-arisch, d. h. für ural-altaiisch, erklärten. Da indeß alle ihre Nachbarn bis tief hinein in die Hämus-Halbinsel arischer Abstammung waren, und die ganze Kette von Völkerschaften, welche die ponto-kaspische Region innehatte, gleiche Lebensgewohnheiten aufweist, erscheint das Arierthum der Skythen unzweifelhaft. Wissenschaftlich begründet wurde dasselbe auf sprachwissenschaftlichem Wege durch A. Müllenhoff, dem es gelungen ist, den arischen Typus der Skythensprache festzustellen. Aus dem Verkehre, welchen die fraglichen Völker mit den griechischen Colonien an der West- und Nordküste des Pontos pflegten, ergeben sich weitere Anhaltspunkte für die ethnische Gemeinsamkeit jener Bevölkerungselemente.

Unsere Kenntniß von ihnen verdanken wir bekanntlich Herodot. Rückfichtlich seiner Zuverlässigkeit vielfach angezweifelt, darf er als ziemlich lautere Quelle für den fraglichen Gegenstand gelten. Herodot hatte sich im Pontosgebiete gründlich umgesehen; nebenbei konnten ihn die griechischen Colonien mit annähernd zuverlässigsten Nachrichten versehen. Wir werden weiter unten sehen, wie verhältnißmäßig richtig er die Gesamtverhältnisse der damals bekannten, oder annähernd bekannten Erdoberfläche auffaßt. Er hat in dieser Richtung seinen

Vorgängern den Spott nicht vorenthalten. »Ich muß lachen« — bemerkt er — »wenn ich sehe, wie Viele die Erde zeichnen, ohne allen Sinn und Verstand. Da lassen sie den Okeanos rings um die Erde strömen, runden sie ab, wie gedrechselt; machen dabei Europa und Asien gleich groß (beiläufig bemerkt, hielt Herodot nicht Asien, sondern Europa für größer), und ich kenne doch gar keinen Okeanos; Homer, oder ein anderer Dichter hat ihn erfunden. Ebenso wenig kann ich begreifen, warum man die Erde in drei Theile getheilt, diese Theile nach drei Weibern benannt und die Flüsse Nil und Phasis zu Grenzen derselben gemacht hat.« Wir können diese Auslassung dahin ergänzen, daß die Leuchten der antiken Wissenschaft die seltsamsten Vorstellungen von der Gestalt der Erde hatten. Homer dachte sich dieselbe als Scheibe, Anaximander als Walze, Heraklit als einen Kahn, Anaximenes als einen Tisch, Pythagoras als einen Würfel, Xenophanes als einen Kegel, Eudoxos als ein längliches Viereck u. s. w.

Welche Völker siedelten nun nach Herodot zwischen Donau und Wolga? Im äußersten Osten zu beiden Seiten der Wolga und bis tief hinein nach Inner-Asien waren es die Massageten. Ihre westlichen und nordwestlichen Nachbarn waren die Sauromaten (oder Sarmaten). Hieran schlossen im Norden des Pontos bis zu der unteren Donau, und zum Theile noch jenseits derselben (in der heutigen Dobrudscha) die Skolothen (oder Skythen), im äußersten Westen endlich, zwischen Donau, Theiß und Maros, einschließlich Siebenbürgens, die Agathyrsen. Ein skythischer Stamm waren auch die Suginner, welche das heutige walachische Tiefland innehatten. Jenseits der Donau siedelten die Thraker, welche in zahlreiche Stämme und nicht minder zahlreiche Staatswesen zersplittert waren. Am berühmtesten sind in der Geschichte die Geten geworden, welche Nachbarn der Skythen waren, und bereits in dem denkwürdigen Feldzuge des Perserkönigs Darios gegen die Skythen (513 v. Chr.) in den Vordergrund traten. Im Osten der Hämus-Halbinsel hatten die Stämme der Krobizen (im Süden der Dobrudscha) und Tirizen (im Norden des Emineh-Balkans) und südlich des Hämus-Gebirges die Skymaniaden als Nachbarn der griechischen Colonien sich bemerkbar gemacht.

Es muß nämlich vorausgesendet werden, daß die Griechen bereits um die Mitte des VII. Jahrhunderts v. Chr. den bis dahin von ihnen mit scheuer Furcht gemiedenen Pontos besuhren und die ersten Niederlassungen an diesem



unwirtlichen Gewässer gründeten. Die den Bann gebrochen hatten, waren Mileser, die bereits vom VIII. Jahrhundert an gegen 80 Colonienstädte ins Leben gerufen hatten. Während sie daheim gegen die fortgesetzten Einfälle der Lyder sich zu vertheidigen hatten, bedeckten sie die Küsten des Pontos mit ihren Handelsniederlassungen. Manche haben die Mutterstadt überdauert. Auf einer Landzunge der kleinasiatischen Nordküste, wo diese am weitesten nach Norden ausbaucht, nahmen sie das assyrische Sinope, und von dort ausgehend weiter ostwärts Trapezus. In der Propontis (Marmara-See) wurde die Halbinsel von Byzizus, die von Süden auf schmalem Fuß hineinragt, besetzt und die gleichnamige Stadt gegründet. Im Bereiche der kleinasiatischen Nordküste — dem Lande der »Chalyber« — lockten die uralten Erzlager die miletischen Kaufleute an. Sie verschmähten indeß auch die Producte der nordischen Barbaren nicht. Um Fische, Honig, Getreide, Pelzwerk und Sklaven zu erwerben, siedelten sie sich sogar am Nordrande des Schwarzen Meeres an. Ihre Colonie Olbia lag an der Bug-Mündung, etwas unterhalb des heutigen russischen Kriegshafens Nikolajew; eine zweite Colonienstadt — Pantikapaion — erhob sich im Osten der Halbinsel Taurien, auf der Stelle des dermaligen Kertsch.

An der Nordküste des Pontos waren die Mileser lange vor dem Donau-Feldzuge des Darios und den Reisen Herodots mit den Skythen in lebhaftem Verkehr gestanden. Es war ein friedlicher Verkehr, dem Handel gewidmet, aus welchem nicht nur die Mileser, sondern auch die skythischen Barbaren großen Nutzen zogen. Producte des Luxus, hauptsächlich aber Wollstoffe, kamen in reichlicher Menge ins Land. Die westlichen Skythen (in der Dobrudscha, das nachmals als römische Provinz schlechtweg »Scythia« hieß) hatten ihrerseits lebhaft Beziehungen mit den thrakischen Colonienstädten der Griechen gepflogen. Die berühmteste derselben war wohl Odeessos, auf der Stelle des heutigen Varna. Es war der Vorort der »pontischen Pentapolis«, des Fünfstädte-Bundes, zu dem noch Messembria, Apollonia, Tomi und Istria gehörten. Das letztere lag sozusagen im Skythenlande selber, denn es wird auf das Südufer des St. Georgs-Armes des Donaudeltas, an den jetzigen See Kasim (ant.: Halmys) verlegt. Etwas südlicher lag Tomi, unweit des heutigen Küstendsche, in welchem Orte man noch den Namen der von Kaiser Constantin gegründeten Stadt

»Constantiana« erkennt. Alle diese Colonien erfreuten sich blühender Zustände. Odeſſos spielte noch eine Rolle zur Zeit der Diadochen, als Lysimachos, welcher um eine andere Colonieſtadt, Kallatis, kämpfte, das makedoniſch gewordene, aber wieder abfällige Thrakien bekriegte. Kallatis wurde wahrſcheinlich gegen Ende des VI. Jahrhunderts v. Chr. von Mileſern aus Heraclea Pontica (heute Ereğli an der Nordküſte von Bithynien) gegründet und gehörte eine Zeit hindurch der pontiſchen Pentapolis an. Noch zu Roms Zeit war Kallatis eine der reichſten und blühendſten Städte in Thrakien. Ihre Lage haben wir uns zwischen Tomi und Odeſſos zu denken.

Wir kommen nun auf die Skythenſtämme im Norden des Pontos zurück. Daß der Zuſtand der Stabilität daſelbſt eine geraume Zeit anhielt, iſt unzweifelhaft. Er mag durch Jahrhunderte beſtanden haben. Aber das ſeit Menſchengedenken vorhanden gewefene Drängen oſteuropäiſcher und aſiatiſcher Völker nach Weſten (die entgegengeſetzte Wandertendenz, nach Oſten nämlich, hat niemals beſtanden) mußte früher oder ſpäter auch die ſkythiſchen Stämme wieder in Bewegung bringen. Den erſten Anlaß gaben die Sauromaten, welche auf die Skythen drückten. Die erſten Stämme, welche dem Drucke auswichen, waren die Saſzygen und Kogolanen. Erſtere nahmen im nördlichen Theile der pannoniſchen Tiefebene bis in die Karpathen hinein bereits weite Landgebiete ein, als die Dakern (welche mit den Agathyrſen eines Stammes, nämlich thrakiſchen, waren) mit den Alpenkelten, beziehungsweiſe mit den im ſüdlichen Pannonien feſtſitzenden (gleichfalls keltiſchen) Bojern Handel anſingen. Wir kommen auf dieſen Gegenſtand in einem anderen Capitel noch einmal zurück. Nach den dakischen Kriegen Roms, ſpeciell unter Hadrian, fanden ſich die Kogolanen ein. Ihre friedlichen Gefinnungen mußten von Rom aus erkaufte werden. Damals erſchienen auch germaniſche Stämme an der pannoniſchen Donau, ſo die Aſdinger. Bald hierauf drängten die Sauromaten mächtig nach. Mittlerweile waren aber neue germaniſche Stämme an der unteren Donau erſchienen: die Gepiden, Bandalen, Herulen und zuletzt die Gothen, welche im Jahre 237 unſerer Zeitrechnung an der unteren Donau auftraten und ſich in dem früheren Bandalengebiete (Dakien) feſtſetzten, ſo daß daſſelbe eine Zeit hindurch die Bezeichnung »Gothia« führte. Von hier aus bedrohten ſie das römiſche Reich, verheerten Thrakien und Makedonien und die Küſten von Kleinaſien.



Einige Zeit vorher waren die Alanen, welche Mitte des I. Jahrtausends v. Chr. gleichfalls ein Stamm der arischen Völkergruppe zwischen der Donau und dem Kaspiſchen Meere waren und im Kaukaſus ſiedelten, in die Stammſitze der Sauromaten, welche weſtwärts gedrängt hatten, nachgerückt. Dieſe Alanen waren jenes Volk, welches den erſten Stoß einer neuen mächtigen Völkerbewegung von Oſten her auszuhalten hatte. Die neue Bewegung war aber keine ariſche (wie die ältere), ſondern eine ural-altaiiſche. Das erſte Volk dieſer hochasiatiſchen Raſſe waren die Hunnen. Sie beſiegten die Alanen, überſchritten den Don und zertrümmerten das Reich der Gothen (375). Wohl ſpielten ſpäterhin die Oſtgothen noch vorübergehend eine Rolle im Südöſten von Europa; für uns aber kommen ſie hier nicht in Betracht. Das Völkerdrängen wird nun lebhafter; es folgen raſch aufeinander: Bulgaren, Awaren, Chazaren, Magyaren, Peſchenegen, Kumanen, Türken und Mongolen. Nachdem mit dem Tode Attilas (454) das Hunnenreich zerfallen war, erhielten ſich noch einige Zeit hindurch Trümmer dieſes Volkes im Norden des Pontos. Es waren dieſe die Kutuguren weſtlich und Utuguren öſtlich des Don. Nach einigen Gelehrten (Neumann, Zeuß u. a.) ſollen ſie mit den nachmaligen Bulgaren identifiſch ſein. Roesler hält ſie für einen Samojedſtamme, dem Friedrich Müller entgegentritt. Da das Volk der Bulgaren bereits in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts v. Chr. — alſo lange bevor man von der Exiſtenz der Hunnen eine Ahnung hatte — ſich bereits bemerkbar machte, erſcheint es kaum gerechtfertigt, daſſelbe für Reſte des zerſprengten Hunnenvolkes zu halten. Als die Bulgaren, welche nachweiſbar in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung zwiſchen Wolga (daher der Name) und Kaukaſus ſiedelten, im V. Jahrhundert n. Chr. weſtwärts zogen, ſtießen ſie auf die Awaren, welche damals als mächtigſtes Volk in den pontiſchen Steppen hausten. Sie hatten im gewiſſen Sinne das Erbe der Skythen angetreten. Bei dem Zuſammenstoße der Bulgaren mit den mächtigen Awaren mußten die erſteren unterliegen. Sie geriethen in die Gewalt der Sieger. Erſt 635 warfen ſie das verhaßte Joch ab und gründeten unter ihrem Anführer Kubrat das bulgariſche Reich. Die Awaren, welche die Hämüſ-Halbinſel verheerten, biſ zur Adria vordrangen (ſie haben bekanntlich Salona in Dalmatien zerſtört) und die öſtlichen Alpenländer brandſchakten, gingen in der Folgezeit ſpurloſ verloren.

Die Annahme, daß sie von anderen, mächtigeren Stämmen assimilirt wurden, hat viel für sich.

Das mächtigste Volk ural-altaiischen Stammes im Mittelalter waren —



Skythe aus dem V. Jahrhundert v. Chr. (Von A. Greil.)

soweit unser Gebiet in Betracht kommt — die Chazaren. Ihre Stammsitze sind an die mittlere Wolga (als Nachbarn der Bulgaren) zu verlegen, doch reichte ihre Herrschaft zur Zeit der höchsten Blüte im IX. Jahrhundert — wie Neumann angibt — vom Jaik bis zum Dnepr und Bug, von der mittleren Wolga bis zum Kaukasus. Ihnen waren die Magyaren tributpflichtig, wahr-



scheinlich auch die Kumanen. Als nämlich die Todtfeinde der Chazaren, die östlich dieser letzteren hausenden Petschenegen (ein kerntürkisches Volk), Einfälle ins Chazarenreich unternahmen, waren Kumanen und Chazaren Waffen-



Bulgare finnisch-ugrischen Stammes aus dem V. Jahrhundert n. Chr. (Von A. Grell.)

brüder. Die Petschenegen wurden besiegt, aber ein großer Theil des Volkes schlug sich durch, warf sich auf die Magyaren und drängte diese bis in die Donau-Theißebene. Die Petschenegen waren, wie wir später noch sehen werden, lange Zeit hindurch die Geißel der Länder zwischen Don und Donau. Mit den Magyaren waren sie in beständige Kriege verwickelt; die Ebenen jenseits der

siebenbürgischen Alpen, Moldau und Walachei, wurden durch sie zu menschenleeren Dedden. Später kamen die Kumanen nach, mit welchen die Magyaren sich besser standen. Sie hielten sich vorwiegend im heutigen walachischen Tieflande auf, drangen aber gelegentlich bis nach Polen vor. Auch mit den Bulgaren und Byzantinern führten sie Kriege. Ihre letzte Stunde schlug, als die Mongolenflut — die letzte in der langen Reihe mächtiger Völkerbewegungen — von Osten hereinbrach. Damals wurden die Kumanen ins Magyarenland gedrängt, wo sie eine Zeit lang ihre Nationalität bewahrten, später aber in der herrschenden Rasse aufgingen.

Dies sind in knappen Zügen die großartigen Wandlungen, welche im ethnischen Sinne der weite Erdraum im Norden und Nordosten des Schwarzen Meeres innerhalb zweier Jahrtausende (vom VII. Jahrhundert v. Chr. bis zum XIII. Jahrhundert n. Chr.) erfahren hatte. Es war ein Zustand der immerwährenden Gährung, des Auf- und Abflutens, des gegenseitigen Verdrängens und Vernichtens. Die arischen Stämme der ersten Epoche waren wenigstens noch halbwegs sesshaft, obwohl auch sie nur als Nomadenhorden, ohne jede Cultur, aufzufassen sind. Einen matten Schein von Civilisation verbreitete über das »finstere Kimmerien« — das Nebelland des Homer — der Verkehr des Skythenvolkes mit den griechischen Coloniestädten an der Nordküste des Pontos. Als aber die Völkermassen der hochasiatischen Rasse in Fluß geriethen und die ural-altaiische Wildheit ihre Verkörperung in mächtigen und gewaltthätigen Nomadenhorden gefunden hatte, ward das ponto-kaspische Tiefland zum Tummelplatz eines beständigen und wilden Kriegerlebens. In schwankenden, unklar umrissenen Bildern bewegen sich jene Geschehnisse vieler Jahrhunderte vor unserem geistigen Auge. Wohl haben Gebiete einzelner dieser Horden feste staatliche Formen angenommen; aber solche zeitweilige stabile Verhältnisse waren, eingedenk der Schutzlosigkeit der Länder, ihrer unsicheren Abgrenzung im unermesslichen Tieflande Sarmatiens, jedem neuen Wogendränge ausgesetzt. Zu Zeiten war dieser weite Erdraum in ununterbrochener Bewegung: ein Abbild der Steppe selber, wenn zur Zeit der Herbststürme die Mutter Erde ihr verdorrtes Pflanzenleben von sich stößt und das dürre Chaos Hunderte von Meilen über die abgefegte Steppe im Oststürme treibt. Bis auf wenige Reste ist die ural-altaiische Rasse freilich aus jenem Gebiete verschwunden. Allmählich drang das Slaven-





»Circassier«. Nach dem Gemälde von Fortung.





thum nach Süden und Osten vor und drängte zuletzt das türkische Volk der Kiptschaken aus seinen Heimstätten. Aber auch das Ruffenthum ist — wenn auch in anderer Form — ein Dränger. Die Richtung des Drängens ist aber eine andere geworden: sie geht von Norden nach Süden. Sie hat ihre Etapen von den Donaumündungen über die östliche Balkan-Halbinsel nach Byzanz vorgezeichnet.

Wir haben bis jetzt nur der Völkerbewegungen und einschlägigen Geschehnisse im Norden und Westen des Schwarzen Meeres gedacht. Es erübrigen noch die östlichen und südlichen Gestade. Von besonderem Interesse ist das östliche Gestade, das Gebiet des Kaukasus. Die Urstämme des Kaukasus sind eine autochthone Rasse. Sie zeigen weder ethnische noch sprachliche Verwandtschaft mit den Ariern oder Ural-Altaiern. An den Rändern des mächtigen kaukasischen Erhebungsmassivs haben sich wohl fremde, uns bekannte Völkerschaften, meist solche von ural-altaiischer Abstammung, eingenistet. Es sind die Reste verschiedener Stämme, welche dortselbst die langandauernden Völkerfluten abgesetzt haben. In die großartige Wildniß des Kaukasus konnte aber diese nicht eindringen. Die kaukasischen Stämme sind demnach die Reste einer einst vermuthlich zahlreichen Völkerfamilie, die in den tiefer gelegenen Gegenden von fremden Elementen vernichtet, oder aufgesogen, oder weiter geschoben wurde. Nur im Innern der wilden Gebirgswelt sind die autochthonen Völker sitzen geblieben — erratiche Blöcke in der Völkergeschichte.

Den Südrand des Schwarzen Meeres, die Küstenländer von Kleinasien, besiedeln vom Beginn der historischen Epoche an Völker eranischen Stammes, wie die Phryger, Kappadoker. Die zeitweilige Rückflut gallischer Kelten durch die Hämus-Halbinsel über den Bosporus hinweg hat einem Theile des Landes — Galatien — das demselben fremde keltische Element zugeführt. Größeren Einfluß hat im Alterthume nur die semitische Rasse gewonnen, und zwar in Form der politischen Herrschaft der Assyrer. Die großen Handelsemporien an der kleinasiatischen Pontosküste — welche nachmals in den Besitz der Mileser übergingen — waren assyrische Gründungen. Freilich verlieren sich die ältesten Nachrichten über die Beziehungen der Pontos-Länder zum zweiten assyrischen Weltreiche, wie Movers (\*Die Phöniker\*, I, 375; II, 287 u.) nachgewiesen hat, in Mythennebeln. Feridun hatte dieses zweite assyrische Weltreich (1244 bis 725 v. Chr.) gegründet und seinen weitläufigen Länderbesitz, der

von den Schneezinnen des Himalaya bis in die libyische Wüste, vom Kaukasus bis ins Innere von Arabien reichte, unter seine drei Söhne Selm, Tur und Tredsch getheilt. Das Brüdererbe sollte schlechte Früchte tragen. Selm, der Herrscher am »westlichen Gewässer« (Kleinasien, Syrien und Aegypten unter dem Collectiv »Chawer«) und Tur, der Fürst in dem nach ihm benannten »Turan«, schürten gegen ihren vermeintlich bevorzugten dritten Bruder, Tredsch, dem Gebieter von Iran. Die Verschwörung endete mit der Ermordung des sanftmüthigen Tredsch. Für Feriduns Rachegeüste gab es nur spärliche Hoffnungen. Eine seiner Selavinnen gab Aussicht auf einen Erben, aber sie gebar — ein Mädchen. Erst diese, mittlerweile erwachsen und mit einem Verwandten Feriduns, Peschenk, vermählt, beschenkte ersteren mit einem Enkel — Minotscher (Chala, Ninus), der, zum Sünglinge erwachsen, das Rächeramt übernahm. Er vereinigte wieder das assyrische Weltreich unter sein Scepter, indem er Selm und Tur bekriegte, ihre Länder mit Iran vereinigte, und so der eigentliche Begründer des zweiten westasiatischen Weltreiches wurde.

Nach dem Tode Selms vertheilte Ninus-Minotscher Kleinasien unter dessen Söhne, d. h. unter kleinasiatische eingeborene Fürsten, welche Nion und Sinope gründeten. Von »Sanopa«, einer Amazone, nach Anderen von der Nymphe »Sinope«, soll die genannte Stadt ihren Namen erhalten haben und sie ist somit neben dem eranischen Balkh (Baktra) eine der ältesten Pflanzstätten westasiatischer Cultur, wie dieses ein Mittelpunkt des uralten Lichtcultus (nach Lassen, »Indische Alterthumskunde«, I) und ein großes Handelsemporium durch lange Zeitläufe, d. h. bis zum Eintreffen türkisch-tatarischer Völker, die eine glanzvolle Vergangenheit mit einem Schlage verlöschen machten. Es wäre gefehlt, diesfalls allein nur auf Sinope hinzuweisen, wo es zahllose Vertlichkeiten auf vorderasiatischem Gebiete gibt, die dem unabwendbaren Schicksale des Verderbens und Verkommens entgegengingen, seit jene Rasse, deren Geschäft das Zerstoren des Bestehenden war, ohne hiefür etwas anderes zu bieten, als den vorübergehenden Glanz der Waffenherrschaft, über die uralten Culturländer zwischen Hellespont und Euphrat hereinbrach.

Welchen Wandlungen die Pontos-Länder Kleasiens, deren hoher Grad von Cultur und Civilisation im grellen Gegensatz zu der ununterbrochenen Barbarei der nördlichen Pontos-Gebiete steht, in der Folgezeit ausgesetzt waren,



wird weiter unten berührt werden. Der Schimmer uralten Culturlebens reicht übrigens weit über alle historischen Geschehnisse hinaus. Die ältesten hellenischen Mythen haben ihre zwischen Lebenswahrheit und Dichtung schwankenden Gestalten an diese Gestade verlegt. Wer sich mit den Pontos-Ländern beschäftigt und den mit ihnen verflochtenen Hellenismus schrittweise verfolgen will, muß nothwendigerweise bis zum Heroenzeitalter zurückgreifen.

Diese Bemerkungen beziehen sich auf eine der ältesten Völkermymthen, der Argonautenfahrt, deren Schauplatz bekanntlich zum Theile das Schwarze Meer ist. Ausgang und Zweck der Argonautenfahrt bedürfen wohl kaum näherer Erläuterung. Die Mythe ist Gemeingut aller Gebildeten und darf sonach in ihren dramatischen Einzelheiten als bekannt vorausgesetzt werden. Etwas complicirter sind die in der Mythe zur Geltung kommenden geographischen Momente. . . . Beginnen wir also. Zu Iolkos in Thessalien erschien ein Mann, »zwei Lanzen tragend«.

Ihn umfängt ein doppeltes Kleid,  
Eins nach magnesischem Brauch die herrlichen Glieder gürtend;  
Aber darüber wehet des Pardels Fell.  
Unbeschnitten fallen die herrlichen Locken,  
Schlagen den ganzen Rücken.

Wer ist der Mann? . . . Der Sagenkundige weiß Bescheid und nennt ihn — Jason. So, wie er oben geschildert wird, trat er mitten ins Marktgewühl von Iolkos. An seinem linken Fuße fehlte der Schuh, und als der heranfahrende König Pelias ihn gewahrt, geräth er in Entsetzen. Ein solcher Mann ohne linken Schuh werde dem König den Tod geben, war prophezeit. Dieser Mann aber kam aus der Höhle des Kentauren Cheiron. Mit wilden Worten verlangt Jason von Pelias die Räumung des Thrones. »Es sei!« meint Pelias; »aber ich bin alt, dir schäumt die Jugendkraft. Nimm du von uns einen Jorn der Unterirdischen: Phrixos gebeut, daß wir seinen Schatten holen beim Aeetes, dem König von Kolchis, sammt dem goldenen Bliß des Widbers, der ihn übers Meer trug und vor der Stiefmutter rettete. Das vollende mir und ich schwöre dir die Königswürde zu.«

So wurde die Argonautenfahrt eingeleitet. Das Expeditionsschiff »Argo« hatte den Namen von seinem Erbauer und nach dem Schiffe nannten sich die ausziehenden Helden »Argofahrer« — Argonauten. Der Kiel der Argo war aus

einer Eiche aus dem heiligen Haine zu Dodona gezimmert, und besaß die Gabe menschlicher Sprache. Am Eingange zum Schwarzen Meere standen die berühmten »Symplejaden«, schwarzblaue Felsen, welche, unausgesetzt zusammenschlagend, die Schiffe zertrümmerten, bis des Orpheus Saitenspiel sie bezwang, damit sie die »Argo« hindurchließen. Zwar ist seitdem an jener Felsenwehr zum schönsten Meerescanal der Welt — dem Bosphorus — manches stolze Schiff in Trümmer gegangen, trotz der Kunst des göttlichen Sängers. Von der Küstenhöhe aber sieht man mit Wohlgefallen auf das Wellenspiel bei den Felsklippen und lauscht dem melodischen Säusen der brandenden See.

Im Kolchierlande angekommen, harrten der Argofahrer schwere Prüfungen. König Aeetes hatte dem Jason befohlen, die beiden feuerschnaubenden Stiere im heiligen Haine des Mars, wo an einer Eiche das Bließ hing, an einen Pflug zu spannen, mit demselben vier Morgen Land umzupflügen, hierauf Drachenzähne auszusäen und die aus ihnen hervordachsenden geharnischten Männer zu vernichten. Zu solch schwierigem Werke bot, wie man weiß, die zu dem fremden Helden in Liebe entbrannte Medea, Aeetes' Tochter, hilfreich die Hand. Sie gibt ihm ein Zauberöl, den Leib zu schützen.

Doch da Aeetes nun den ehernen Pflug  
Ansetzte in ihrer Mitte,  
Und die Stiere, die aus dem rothen Rachen  
Gluten flammenden Feuers bliesen,  
Und mit des Erzfußs Tritt über dem Grunde bröhnten —  
Diese zog und zwang er allein ins Joch,  
Und sichere Furchen ziehend, trieb er sie an  
Und theilte der Erde scholligen Rücken klastertief.  
Dann sprach er: dies Werk vollende  
Wer als König des Schiffes kam,  
Dann mag er nehmen die ewige Decke  
Jenes Wollvolles, schimmernd im Goldgelock.

So rief er; aber sein Skrokostkleid warf Jason ab,  
Dem Gott vertrauend und begann sein Werk.  
Die Glut versehrte ihn nicht — also wirkte der zauberkundigen,  
Der Freundin Rath. Den Pflug erfassend,  
Band er der Stiere Genick mit Riemen des Zwanges,  
Schlug den mächtigen Wuchs mit schmerzdem Stachelstab,  
Der gewaltige Mann und erfüllte sein Maß.  
Stumm stöhnte in lautlosem Schmerz Aeetes,  
Stauend über die Macht.



Medeas Zaubermittel hatten gewirkt. Auch der gefürchtete Drache, der eigentliche Blieswächter, »der stark und lang wie ein Fünfszigererschiff«, fiel von Jasons Arm. . . . Dann aber ging es in rascher Flucht von dannen, denn die schreckliche Drachensaat konnte noch immer verhängnisvoll werden. Jason und Medea, letztere mit ihrem kleinen Bruder Absyrtos, und die übrigen Helden eilten stromauf des Phasis (heute Kion) und kamen so in den Okeanos, d. h. in den Weltstrom, der nach Homer'scher Vorstellung rings die Erde, welche als Scheibe gedacht war, umspannte. Von da kamen sie ins Rothe Meer, von wo aus sie die Argo über afrikanisches Land trugen, erreichten den Tritonsee und von hier das Mittelmeer.

Zwölf Tage lang über des Landes wüsten Rücken  
 Aus den Okeanos hatten das Schiff wir getragen,  
 Der Flut enthoben auf meinen Rathschlag,  
 Und uns begegnete einsam der Gott  
 In eines hohen Helben edler Gestalt,  
 Und trauliche Worte sprach er — so wie ein gastfreier Mann  
 Den kommenden Fremdling zum Mahl ruft.

Aber die Argonauten hatten Gile, denn selbst das Gastgeschenk des Gottes Triton (eine Erdscholle), aus dessen fabelhaftem See sie das Mittelmeer wieder gewannen, ging verloren. Sie landeten auf Lemnos, wo die Frauen ihre Männer getödtet hatten. Die Argonautensöhne zogen nach Lakedämon und weiter über Thera nach Afrika zurück, wo das »schicksalverheißende Kyrene« gegründet wurde. Jason aber landete in Iolkos, wo er das Schiff dem Poseidon zur Weihe brachte. Er nahm Medea zum Weibe, die jedoch schließlich, weil er die Glauke, Tochter des Königs Kreon von Korinth, ehelichen wollte, seine und ihre eigenen Kinder ermordete, und durch die Lüfte davon eilte.

Ich habe meine Untersuchungen über die topographische Grundlage der Argonautensage in einem anderen Werke dargelegt. Gleichwohl glaube ich dieselbe in Kürze hier — wo sich nun der dazugehörige geographische Rahmen von selbst ergibt — wiederholen zu sollen. Bekanntlich lassen die Ausleger der Argonautenfahrt aus nachhomerischer Zeit Jason und seine Genossen vom Pontos aus den Ister heraufsteuern. Die Erdkarte Homers kennt keinen Strom dieses Namens. Jenseits des Hämus erstreckt sich ein großer weißer Fleck, auf welchen die »Hippomolger« hausen. Noch weiter nach Norden folgt

das Rhipäische Gebirge (Alpen) und jenseits desselben das Land der Hyperboräer. Der Zug der Argonauten bewegt sich dem entsprechend nicht in der nördlichen, sondern in der südlichen Hälfte der Homer'schen Erdscheibe. Die Argo segelt, wie wir gesehen haben, von Kolchis aus ostwärts, stromauf des Phasis, erreicht dann den, die Erdscheibe rings umspannenden »Fluß Okeanos«, den sie bis zum südlichsten Peripheriepunkte durchsteuert. Von dort aus erfolgt der merkwürdige



Die Symplejaden.

Landtransport der Argo über das sehr schmal gedachte Afrika nach dem fabelhaften Tritonsee, und die Schifffahrt abwärts des Tritonflusses ins Mittelmeer.

Nach dieser topographischen Grundlage hätte sonach die Argofahrt weder den Ister, noch die adriatischen Gestade berührt. Gleichwohl reicht die Gründungszeit mancher istrischen Stadt (Capodistria, Pola) bis in das Mythenzeitalter der Argonauten hinauf, und in der Stadt Illenis, auf deren Stelle sich nachmals Salona (Spalato) erhob, weilte Jason als Gast. Auch die Absyrtiden=Inseln, auf deren einer Medea den erwähnten Mord verübte, gehören der Adria an, denn man hatte in den quarnerischen Inseln Cherfo und Lussin jene





E. MEISSNER sc.

GÜNTHER & RÜCKER. X.A. WIEN.

Kolchischer Wald. — Landschaft in Abchasien. (Nach einem Aquarell.)

Schweiger-Lerchenfeld. Zwischen Donau und Kaukasus.





»Insulae Absyrtides« wieder zu erkennen geglaubt. Die Verlegung der Argofahrt von der südlichen auf die nördliche Hälfte der Erdscheibe datirt offenbar aus der Zeit vor Herodot. Bei diesem ist die topographische Grundlage keine fabelhafte mehr, wie jene des Homer, da sie sich an reale Thatfachen anlehnt. Die Erdkarte Herodots zeigt ein wesentlich anderes Bild, als diejenige Homers. Sie weist einen Ister auf, der ziemlich correct eingezeichnet ist, wenngleich er eine ungeheure Länge einnimmt und seine Quellen in den Pyrenäen liegen hat. Die italische und die Hämus-Halbinsel sind von Küstenlinien umrissen, die mit den heutigen fast übereinstimmen, was auf eine ausgiebige Länderkenntniß in verhältnißmäßig so früher Zeit (Ausgang des V. Jahrhunderts v. Chr.) schließen läßt. Der Tritonsee steht aber in gar keinem topographischen Zusammenhange weder mit der älteren, noch mit der jüngeren Argoroute, denn er ist in den Landwinkel der kleinen Syrte hineingedrückt und von geringer Ausdehnung. Westlich von Kolchis ist das Kaspische Meer mitten in den asiatischen Erdtheil (den sich Herodot, wie erwähnt, kleiner als Europa dachte) verlegt und eine aquatische Verbindung mit dem Pontos besteht so wenig, als eine solche mit dem Okeanos, an dessen Stelle übrigens zwei Meere — das Atlantische und Erythräische — getreten sind.

An die Herodot'sche Karte und Argoroute können wir nun weiter anknüpfen. Aber die Neugierde über andere topographische Anhaltspunkte drängt zu weiteren Untersuchungen. Die Erd-Ansicht des Eratosthenes (III. Jahrhundert v. Chr.) zeigt einen von West nach Ost fast in gerader Linie ziehenden Isterstrom. Sie läßt ferner den Kaspischen See mit dem »Nördlichen Meere« (Eismeere) mittelst eines breiten Sundes in Verbindung stehen, und kennt keinen »Tritonsee«. Die Umrisse des nördlichen und westlichen Europa sind correcter als bei Herodot, wogegen Eratosthenes gegen die von Herodot richtig erkannte Thatfache, daß das Kaspische Meer ein Binnengewässer sei, verstößt. Der Ister, bei letzterem reichlich mit Nebenflüssen versehen, besitzt bei jenem keinen einzigen. . . . Auf der Erdkarte des Ptolemäos, die bereits ein sphärisches Gradnetz aufweist, hat der Ister einen ähnlichen Lauf, wie bei Eratosthenes, doch ist die Lage des Kaspischen Meeres wieder richtiggestellt. Die »Pentinger'sche Tafel« kennt bereits einen »Danubius«, auch einen »Savus« (Save), der aber nicht in jenen, sondern in den albanesischen Drin mündet, der seiner-

seits gegenüber der Küste von Apulien ins Meer fällt. Der Save-Ursprung ist correct eingezeichnet; dagegen liegt die Drinquelle in der Nähe von — Vin-dobona!

Damit sind aber die Wandlungen, welche das europäische Kartenbild im Laufe von dritthalb Jahrtausenden durchgemacht hat, noch lange nicht erschöpft. Wir könnten die Erdkarte von Pomponius Mela und jene des Antikus erwähnen, welche beide aus dem VII. Jahrhunderte n. Chr. stammen und gegenüber den antiken Karten einen unleugbaren Rückschritt bekunden, da sie grober Rückfälle in längst abgethane Irrthümer sich schuldig machen. Auch den seiner Zeit berühmten orientalischen Geographen Ibn al Wardi und Edrissi ergeht es nicht besser; letzterer läßt beispielsweise die Donau vom Nordende der Adria zum Pontos ziehen und solcher Gestalt einen — riesigen Canal bilden!

Doch genug der Abschweifung. Es fragt sich nun, welche topographische Grundlage haben wir bei der Argonautenfahrt anzunehmen? Als Jason und seine Genossen den Ister heraufsteuerten, stießen sie dort, wo heute Belgrad liegt, auf die Savemündung. Die Donau macht dort fast ein rechtwinkeliges Knie und das rechte Save-Ufer trägt an derselben Stelle und weite Strecken stromauf den gleichen landschaftlichen Charakter, wie das rechte Donau-Ufer stromab. Es fällt nicht schwer, anzunehmen, daß der Ausleger der Argofahrt die Save für den Hauptstrom, d. h. für den Ister hielt. Er durfte also Jason stromauf der Save führen, in der Meinung, den Ister vor sich zu haben. An einem Punkte unweit der Stadt Laibach nimmt die Save den kleinen Laibachfluß auf. In grauer Vorzeit aber bedeckte den ganzen Boden der Laibacher Ebene (wie die auf dem Laibacher Moore aufgedeckten Reste von Pfahlbauten beweisen) ein räumlich ziemlich bedeutender Binnensee. So kamen die Argonauten, indem sie sich statt nördlich, südlich hielten, zu der Stelle, wo der Laibachfluß als ansehnliches Gewässer aus einem unterirdischen Höhlengange zu Tage tritt. Damals strömte er in den erwähnten See. Hier endete die Fahrt. Die »Quelle des Ister« war erreicht. Die Fortsetzung der Reise war der bekannte Marsch »über des Landes wüsten Rücken« — zwölf Tage, wobei die Argo getragen wurde. Das wäre die Gegend des heutigen Karst zwischen Ober-Laibach und Triest, beziehungsweise dem Timavus, dem sagenreichen



Strome, der nach längerem unterirdischen Laufe unmittelbar der Küste entquillt und sich in das Meer ergießt. Damals rauschten auf all diesen zerklüfteten Höhen herrliche Wälder und in den Eichenhainen des Gestades lagen stille Tempel, deren berühmtester jener des thrakischen Diomedes am Timavus war.

Wir erwähnen noch des Zwischenfalles, den Pindar schildert und den er der Medea in den Mund legt. Inmitten des Landweges begegnet den Argonauten der »afrikanische Gott« Triton und spendet einem derselben, dem Helden Euphemos, eine Erdscholle, mit der einst das »schicksalverheißende« Kyrene gegründet werden solle. . . . Die Argonauten kommen nun in den See Triton, d. h. in die Adria und von hier ins Mittelmeer. Bei der Insel Thera, dem heutigen Santorin, geht die Scholle verloren. Wäre sie auf der Karsthöhe verloren gegangen, so würden die Götter vielleicht verhütet haben, daß dort der Argonautenspur die Wüstenei folgte. Die Spuren der fliehenden Argonauten lassen sich an den Küsten von Istrien und Dalmatien allenthalben verfolgen. Wir finden sie am Timavo und bei dem heutigen Capodistria, wo die der Verfolgung des flüchtigen Jason endlich überdrüssigen Kolchier sich niederließen und der Pallas Athene zu Ehren die Stadt »Palladia« gründeten. Wir finden eine zweite solche Kolchier-Colonie im Hafen von Pola und erfahren von Apollonios von Rhodos, daß Jason in Illenis — das in historischer Zeit von der Römerstadt Salona verdrängt wurde — gastliche Aufnahme fand und der Stadt als Anerkennung hiefür einen der goldenen Dreifüße verehrte, die er aus dem Apollo-Tempel von Delphi entwendet hatte. Zwischen den Kolchier-Colonien und Illenis — der Gründung des Herakles-Sohnes Illo — liegt aber noch eine argonautische Zwischen-Etape: Die Insulae Absyrtides. Die Argonauten, von den nachrückenden Kolchiern unter Aeetes bedrängt, kommen an einer der beiden jenen Namen führenden Insel vorbei, als Medea einen furchtbaren Entschluß faßt. Sie läßt landen, tödtet ihren kleinen Bruder Absyrtos, den sie mitgenommen hatte, setzt sein Haupt auf einen Felsen aus und verstreut seinen zerstückelten Leib. Als der Vater das Schreckliche wahrnimmt, landet er, um die Gebeine seines Sohnes zu sammeln, und wird dadurch so lange aufgehalten, daß die Argonauten sich nach Illenis in Sicherheit bringen können. Diese Inseln liegen, wie bereits erwähnt, im Quarnero, dem nordöstlichsten Abschnitte der Adria.

So viel über die Argonautensage. Auf den düsteren Pontos haben übrigens auch griechische Theogonie und Kosmogonie ihren verklärenden Schimmer geworfen. Nach der Lichtung des Chaos, aus welchem Erde und Himmel — Gæa und Uranos — hervorgingen, vermählten sich diese miteinander, und Gæa des weiteren mit dem Pontos, worunter das Mittelländische und Schwarze Meer zu verstehen ist. Eine von den Töchtern des Okeanos — den Okeaniden — war Idyia, die Gemahlin des Aeetes und Mutter der Zauberin Medea. Der Kaukasus ist auch die Dertlichkeit, an die sich indirect die Schaffung des Menschengeschlechtes knüpft. Prometheus hatte den ersten Menschen aus Thon geformt, und hierauf unter dem Schutze Minervas am Sonnenwagen eine Fackel angezündet, um mit dieser das todte Gebilde zu beleben. Prometheus aber hatte bei dem Festmahle, welches die Unsterblichen zur Besiegelung des Bundes zwischen ihnen und den Menschen veranstalteten, Jupiter hintergangen, worauf er aus Zorn den Menschen das Feuer wieder entriß. Prometheus aber stieg noch einmal zum Himmel und entwendete in einem Sacke das Feuer, weshalb ihn Jupiter vom Vulcan an einem Felsen des Kaukasus festschmieden ließ, wo ihm ein Adler am Tage an seiner Leber hakte, die jede Nacht wachsend sich erneute. Wenigstens 30.000 Jahre sollte diese Strafe dauern; allein wir wissen, daß ein späterer Held — Herakles — den Adler erschoss und den Unglücklichen von seinen Qualen erlöste.

Es ist ein seltsamer Zufall, daß an dieselbe Dertlichkeit, wo die erste menschliche Tragödie ihren Ausgang nahm, die Sage vom Prometheus, dem Bilde der »veredelten Menschheit«, sich knüpft. Dem letzteren Gedanken hat Niemand schöneren Ausdruck verliehen, als Goethe, wenn er singt:

Hier sit' ich, forme Menschen  
 Nach meinem Bilde,  
 Ein Geschlecht, das mir gleich sei,  
 Zu leiden, zu weinen,  
 Zu genießen, und zu freuen sich,  
 Um dein nicht zu achten,  
 Wie ich.

Die ersten Cultureinflüsse des assyrischen Weltreiches auf die Völker Kleinasiens waren mächtig genug, um diese zu fortschreitender Entwicklung zu treiben. Wir dürfen von einem, zum mindesten im westlichen Kleinasien einheimischen



Culturleben sprechen, das sich in seinen Ursprüngen ganz unbeeinflusst vom Hellenismus erweist. Immer aber weisen diese Länder (Phrygien, Cappadocien, Lydien, Paphlagonien) auf einen östlichen Cultureinfluß hin. Hinsichtlich der Abstammung dieser Völker sind die Meinungen getheilt. Der Ethnograph Friedrich Müller hält sie für Cranier, Hübschmann für Indo-Germanen (so z. B. die Phryger), zu welcher Ansicht auch Schliemann hinneigt; der Culturforscher Julius Braun dagegen läßt wohl die Phryger als von arischer Herkunft gelten, nicht aber die anderen Völker, welche als eine jüngere Schichte auf die ursprünglich arische sich niedergelassen hatten. Die jüngere Schichte sollen Semiten gewesen sein. Zu Strabo's Zeit freilich kannte man beispielsweise in Lydien keine Semiten mehr; aber in der Stammtafel der Genesis wird »Lud«, Stammvater der Lyder, nebst Assur, Aram u., von Sem abgeleitet. Wir hätten also anzunehmen, daß ein semitischer Stamm Lud das phrygische Volk der »Mäoner«, wie es Homer nennt, überwunden und seine Sprache ihm aufgedrängt hatte. Die Mysier, im Nordwesten Kleinasiens, sprachen halb phrygisch, halb lydisch, deuten also auf dieselbe Ueberschichtung durch ein semitisches Volk hin. Die Karer sind als Semiten durch alle Zeugnisse gesichert. Sie wohnten mit den Phönikern früher auf den Inseln, bis sie durch die Kreter und Griechen aufs Festland gedrängt wurden (Thukydides 1, 4. 8.).

Wenn hier von Semiten die Rede ist, muß man unter zwei Völkern dieses Stammes unterscheiden. In den Pontos-Ländern — die allein für uns in Betracht kommen — hat das assyrische Element überwogen; in den mittelländischen Küstenländern von Kleinasien das phönikische. Den Phönikern aber war, als Seehandelsvolk, auch der Pontos nichts weniger als unbekannt. Mit Recht weist ein berühmter Culturforscher darauf hin, daß die Phöniker, welche das Meer beherrschten, so weit es bekannt war, und neue Meere eröffneten, um sie zu beherrschen, die alle Küstenländer besetzt hatten und phönikisch reden machten, der »Dünger« für alle möglichen neuen Nationen geworden sind und die sich wahrhaft beeilt haben, in diesen aufzugehen. Von den Seefahrten der Phöniker im Pontos berichtet uns Diodor (3, 34). Der Verkehr war ein sehr lebhafter und für damalige Verhältnisse ungemein ausgedehnter. Wenn es möglich war, aus dem »Lande des Frosts« an der Mäotischen See (Asow'sches Meer) hinter der Krim in zehn Tagen mit

einem Lastschiffe nach Rhodos zu kommen und von hier in vier Tagen nach Alexandria, von Alexandria aber in zehn Tagen ins Land der Schwarzen nach Aethiopien hinauf (d. h. in 24 Tagen von »einem Ende der Welt« zum



Phönizisches Kriegsgeschwader.

andern), so ist das eine Schnelligkeit, die durch heutige Mittel kaum überboten werden kann.

Das Erbe der Phöniker und Assyrer an den Küstenländern des Schwarzen Meeres traten, wie wir bereits erwähnt haben, die Griechen an. Miletus waren die Bahnbrecher gewesen. Sie hatten den ganzen Pontos mit Colonien



garnirt: Heraklea in Bithynien, Sinope in Paphlagonien, Amisos (Amasia), Kerasunt und Trapezunt in Pontos, Phasis und Dioskuriass in Kolchis. Die nördlichste Colonie war Tanais, unweit des heutigen Now. An der Straße von Kertsch lagen Phanagoria und Pantikapaion.



Kaiser Alexios III. und seine Gattin Theodora.  
(Besten im Kloster »Panaghia Theotocos« bei Trapezunt.)

Die wichtigste Colonie — Byzanz — ward aber von Megara aus gegründet (659 v. Chr.), in einer für den Handel so günstigen Lage, wie keine andere Stadt der Welt sie aufweisen kann. Byzanz gegenüber lag Kalkedon, (heute Kadiköj) und im Marmara-Meere die blühenden Städte Kyzikus, Selymbria und Perinthos.

Es würde zu Weitläufigkeiten führen, wollten wir die weiteren geschichtlichen Vorfällenheiten in den kleinasiatischen Pontosländern ausführlich behan-

deln. Wir können uns nur auf aphoristische Mittheilungen einlassen. Die Griechen blieben Colonisten an den Küsten, ins Innere drangen sie nicht ein. Beweis dessen die Fortexistenz einheimischer Könige, gleich jenem Krösos, welcher gegen die Griechen glückliche Kriege führte, und vom Ehrgeize getrieben, sein Reich auch ostwärts über den Halys ausdehnen wollte. Er fiel deshalb in das damals persische Kappadokien ein, wurde aber von Kyros besiegt und entthront (546 v. Chr.). Die Perser hielten nun ganz Kleinasien in Händen; auch alle griechischen Colonien (mit Ausnahme von Teos und Phökäa, deren Bewohner auswanderten) erkannten die persische Oberhoheit an. Damit ist eine neue Etape in der kleinasiatischen Völkerbewegung bezeichnet. Ethnisch umgestaltend hat die persische Occupation freilich nicht gewirkt. Die Perser selber aber, welche bis über die Donau-Mündungen vordrangen, brachten die thrakischen Völker und, wie wir von früher wissen, sogar die Skythen in kriegerische Bewegung. Die Perserkriege waren auch indirecte Ursache, daß der makedonische Alexander, ehe er nach Asien aufbrach, die Thrakerstämme bekriegte und bis zur Donau ins Getenland vordrang. Der Weltoberer wollte sich in der Heimat den Rücken decken und die Barbaren durch den unmittelbaren Eindruck der makedonischen Macht für die Zeit seiner Abwesenheit in Schranken halten. Zwar leisteten die Bergvölker heftigen Widerstand, aber die Phalangen ramten Alles nieder. Es wird angenommen, daß Alexander den Hämus in dem heutigen Schipka-Passe überschritten hatte.

Auch in Kleinasien sollten die Makedonier erfahren, daß die autochthonen Völker nicht ausgestorben waren. Es gab zuweilen heftigen Widerstand und in manchen Bergwildnissen herrschten ungebrochen erbgeessene Stammfürsten. Der Zerfall der makedonischen Weltherrschaft hatte in Vorderasien neue Dynastien geschaffen. Sie waren es, welche zuerst mit den Römern in Berührung kamen. Die endgiltige Eroberung des Orients durch die Legionen Roms war aber einer noch fernliegenden Zeit vorbehalten. Die Hämus-Halbinsel, deren mit Rom verkettete Schicksale sich hauptsächlich von Octavianus bis auf Trajan, Hadrian und Aurelian erstrecken, kam viel später an die Reihe, als das ferne Asien. Nur ein Jahr nach der Schlacht von Rhynokcephalä (197 v. Chr.), überschritt Antiochos der Große, König von Syrien, den Hellespont und drang, trotz aller Abmahnungen Hannibals, der,



aus Carthago vertrieben, am syrischen Hoflager zu Ephesos sich aufhielt, bis nach Griechenland vor. In den Thermopylen durch den Legaten Cato geschlagen, entfloh Antiochos (ohne Heer) nach Asien; seine Flotte wurde in zwei Schlachten gänzlich geschlagen; das römische Heer, jetzt unter Lucius Cornelius Scipio (Bruder des Afrikanus) stehend, zog durch Makedonien und Thracien über den Hellespont und weiter durch Kleinasien bis Magnesia, wo die weit stärkere Heeresmacht des Antiochos vollständig geschlagen wurde (190 v. Chr.). Er mußte Kleinasien abtreten, welches die Römer mit scheinbarer Großmuth zumeist unter ihre Verbündeten theilten; hiebei ging aber ihre Politik wie gewöhnlich dahin, die Schwächeren kräftig, die Starke schwach zu machen, die Grenzen der einzelnen Staaten recht wirr durcheinander zu ziehen und überall einen fruchtbaren Grund für künftige Eifersüchteleien und Reibungen zu hinterlassen, in welchen ihnen die einträgliche Schiedsrichterrolle nicht entgehen konnte. Im nächsten Jahre wurden auch die tapferen, aber rohen und uneinigen Galater bezwungen. Zugleich erklärte sich der König von Kappadokien als Bundesgenosse Roms.

Von großem Interesse für uns sind die Kriege, welche Rom bald hierauf gegen das uralte Reich Pontos führte. Dort hatte sich ganz besonders Mithridates der Große (124 v. Chr.) berühmt gemacht. Er war ein sonderbares Gemisch von Geistesgröße und Niederträchtigkeit; mit griechischer Feinheit und List vereinigte er die rauhe Härte der Römer, die Despotie der Orientalen. Abgehärtet wie Marius, politisch scharf blickend wie Hannibal, gebildet wie die Scipionen, war er zugleich in der Wahl seiner Mittel ebensowenig wählerisch wie Jugurtha. Zweiundzwanzig Sprachen — für damalige Zeit etwas Unerhörtes — waren ihm geläufig; Milde oder furchtbare Grausamkeit wußte er gleich gut zu gebrauchen, je nachdem die Verhältnisse es erheischten. Ueberhaupt verstand er Mittel und Zweck, Zeit und Umstände gar trefflich abzuwägen. Der erste Schritt seiner Herrschaft war die Ausdehnung des Reiches auf alle Küstenlandschaften am Schwarzen Meere, von Paphlagonien an bis zum Kaukasus, und von hier bis über die Krim hinaus. Letztere Erwerbungen umfaßten auch das seit Anfang des V. Jahrhunderts v. Chr. unter eigenen Königen stehende, zu beiden Seiten des »Kimmer'schen Bosporus« (Straße von Kertsch) ausgebreitete Bosporanische Reich. Mithri-

dates drängte hier die Skythen zurück (116) und schuf sich eine starke Kriegsmacht, indem er seinen halbhellenisirten Asiaten, seinen rohen skythischen und thrakischen Söldlingen Männer von griechischer Bildung als Generale vorsetzte.

Später suchte er noch mehr in Asien sich auszudehnen, wodurch er sich die Römer auf den Hals zog (89). Die unfertigen Verhältnisse in Kleinasien ermöglichten es Mithridates, das ganze Land unter seine Herrschaft zu bringen. Und jetzt folgte der bekannte furchtbare Gewaltact des großen Römerhassers. Durch eine Verschwörung kamen an einem bestimmten Tage in ganz Klein-

asien zwischen 100.000 bis 150.000 (die Zahl ließ sich begreiflicher Weise nicht feststellen) römische Geschäftsleute u. s. w. ums Leben. Auch in Europa zettelte er mit Erfolg Rebellionen an. Aber Sulla, der von Rom Geächtete, erschien in Griechenland und rief das Heer der Asiaten fast gänzlich auf. Die eifersüchtigen politischen Gegner Sullas — Marius und Cinna — sandten aber ein zweites Heer nach, und nur der bestandenenen



Mithridates der Große. (Nach einer antiken Münze. Doppelte Größe.)

Rivalität zwischen beiden Armeen hatte es Mithridates zu verdanken, daß er diesmal mit heiler Haut, wenn auch mit ziemlich harten Friedensbedingungen davon kam (84). Sulla aber sangte, bevor er nach Rom zurückkehrte, Kleinasien in solcher Weise aus, daß die letzte Spur von Wohlstand daselbst vernichtet und das Volk eine wehrlose Beute römischer Wucherer wurde.

Mithridates hatte zwar sein Reich ungeschmälert behalten, sann aber gleichwohl auf Gelegenheit, den Römern die ihm angethane Demüthigung heimzuzahlen. Bald kam es zum Kriege (82 bis 80), in welchem Mithridates einige Vortheile erlangte. Um mehr zu gewinnen, zog er seinen Schwiegerjohn

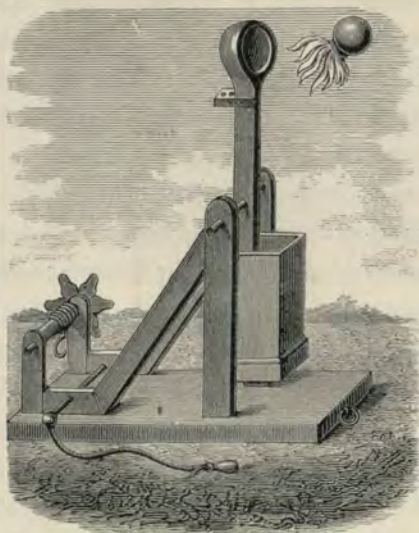


Tigranes, König von Armenien, mit sich fort. Zunächst fiel dieser in Capadocien ein (76) und ein Jahr darauf fing auch Mithridates einen dritten Krieg gegen Rom an. Der durch Bildung und Feldherrnbegehung, aber auch durch Stolz und Schwelgerei bekannte Consul Lucullus, führte äußerst ruhmreich den Krieg gegen Mithridates. Aber die Strapazen eines Winterfeldzuges im rauhen Armenien, die Energie der Gegner und andere Umstände, ließen den glücklich begonnenen Feldzug resultatlos verlaufen. Da griff Pompejus rettend ein. In den Defilées des oberen Euphrat bereitete er dem Mithridates eine furchtbare Niederlage.

Auch Tigranes, der den stolzen Titel »König der Könige« führte, beugte vor dem Sieger das Knie. Die geplante Verfolgung des Mithridates über Kolchis hinaus scheiterte an dem Widerstande der kaukasischen Bergvölker. Pompejus zog nach Amisos (Samsun) und hielt über zwölf Könige und zahlreiche Fürsten Vorderasiens eine Art Musterung ab, um Kronen zu vertheilen. Die ganze Karte Kleinasiens wurde umgestaltet. Dann kehrte der Sieger nach Rom zurück, wo er einen Triumphzug hielt, wie ihn bis dahin die Römer glänzender nicht gesehen (61) und wie er auch in der

Folgezeit in der ewigen Stadt nur einmal noch — bei der Heimkehr des siegreichen Trajan aus dem zweiten dakischen Kriege — erlebt wurde.

Kurze Zeit darauf wollte es der Triumvir Crassus, dem bei der Herrschaftstheilung Asien zugefallen war (54), seinen Vorgängern Sulla und Pompejus gleichthun, und brach darum einen Krieg mit den Parthern, einem tapferen und unwiderstehlichen Reitervolke, vom Zaune. Das Spiel mißlang, das römische Heer wurde aufgerieben und Crassus auf der Flucht getödtet. Lange Zeit gehörte der Name »Parther« zu jenen der gefürchtetsten Feinde Roms. Wenige Jahre später versetzte Julius Cäsar dem Mithridatischen Hause den Todes-



Schleudermaschine für griechisches Feuer.

stoß. Pharnakes, Sohn des großen Mithridates, war aus seinem Bospornischen Reiche hervorgebrochen, und hatte sich zum Herrn vom Pontos, seinem Stammlande, und anderen unter römischer Hoheit stehenden Gebieten gemacht. In der Schlacht bei Zela wurde der Gegner mit einem Schlage vernichtet. Wie man weiß, berichtete Cäsar, selber über die rasche Beendigung des Krieges überrascht, seinen Sieg mit den berühmt gewordenen drei Worten nach Rom: »Veni, vidi, vici!«

Die römische Kaiserzeit eröffnet ein neues Schaustück: die endgiltige Festsetzung Roms in den Ländern der Hämus-Halbinsel, speciell in jenen an der unteren Donau: Mösien, Skythien und Dakien. Wir berichten darüber ausführlich in dem nächsten Abschnitte. Diese Herrschaft ging in den Wogen der Völkerwanderung unter. Eine neue Epoche brach für die Länder im Bereiche des Schwarzen Meeres herein, als Konstantin der Große Byzanz zu seiner Residenz auserkor. Wir schicken voraus, daß Byzanz von den Römern, für die Unterstützung, welche es diesen in den Kriegen gegen Antiochos, Mithridates u. a. geleistet, zur freien und verbündeten Stadt mit autonomer Staatsverfassung und dem Rechte, von dem aus dem Schwarzen Meere kommenden Schiffen einen Zoll zu erheben, erklärt wurde. Diese glücklichen Zeiten dauerten Jahrhunderte hindurch, bis Kaiser Septimius Severus die Stadt nach dreijähriger Belagerung eroberte und zerstörte (196 n. Chr.), zur Strafe dafür, daß sie Partei für seinen Gegner Pescennius Niger ergriffen hatte. Obgleich Severus sie später wieder herstellen ließ und sie mit Prachtbauten schmückte, verdankte sie ihr rasches Aufblühen gleichwohl nur dem Umstande, daß Konstantin sie im Jahre 330 zu seiner Residenz erwählte. Aus der vorkonstantinischen Zeit stammt vermuthlich ein noch jetzt erhaltenes Denkmal, die Säule im Garten des Saraj, welche nach Dr. Dethiers Ansicht von Claudius Gothicus zur Verherrlichung seines Sieges über die Gothen bei Naissus (Nisch) im Jahre 278 errichtet wurde.

Von nun ab gravitirt alles historische und culturgeschichtliche Interesse der Pontos-Länder nach Byzanz. Und dabei ist es bis auf den Tag geblieben. Seine wahre Bedeutung als Weltstadt erlangte Byzanz, als es im Jahre 395 die Hauptstadt des oströmischen Reiches wurde. Die Epoche der ersten byzantinischen Kaiser ist eine ruhmreiche. An die Namen Arcadius, Theodosios II.



und Justinian — dem Erbauer der Sophienkirche — knüpften sich nur glorreiche Thaten. Den Wendepunkt in diesem Aufstreiben bedeutet die Regierungszeit des Kaisers Heraklios. Seine Nachfolger kamen größtentheils durch Empörung auf den Thron, um ihn auf gleiche Weise, zugleich mit dem Leben (oder doch mit der Nase, deren Abschneiden damals im Schwange ging), zu verlieren. Barbarenhorden, welche die Hochflut der Völkerwanderung zurückgelassen hatte, wie die Avaren, bedrängten das Reich und seine Hauptstadt. Bald hierauf trafen die Bulgaren ein. Schon von jetzt ab kämpfte Byzanz um seine Existenz. Zur Zeit Konstantins III. trat ein neues Element auf die Schaubühne, die Saracenen, welche 668 Byzanz bedrängten, aber durch das »griechische Feuer« (dessen Geheimniß verloren ging) zurückgeschlagen wurden. Im Laufe des VIII. und IX. Jahrhunderts bröckelte Stück für Stück vom Reiche ab. Viel Unheil brachten auch die immerwährenden Religionsstreitigkeiten, darunter der bekannte »Bildersturm«. Die ganze byzantinische Geschichte bis in die Zeit der Kreuzzüge hinein ist eine traurige Aufeinanderfolge von Verbrechen, Elend, Völkernoth, Bürgerkriegen und Kämpfen mit Barbaren.

Während der Kreuzzüge ging bekanntlich eine große Wandlung mit Byzanz vor sich. Im Jahre 1203 gerieth es in die Gewalt der »Lateiner«, der Schaaren des vierten Kreuzzuges. Die Lateiner zerstückelten das Kaiserthum und überließen dem zu erwählenden Kaiser nebst der Oberhoheit über alle Gebiete nur den vierten Theil des Ganzen als unmittelbare Herrschaft. In Asien aber wurden zwei bedeutende griechische Reiche durch geflüchtete byzantinische Prinzen gestiftet: das Kaiserthum Nikäa unter Theodor Laſkariſ I., und das Kaiserthum Trapezunt, welches unter den Nachfolgern des Stifters Alexiſ I. durch mehr als zwei Jahrhunderte sich erhielt. Wir dürfen nicht vergessen, daß bis zu dieser Neugestaltung der Verhältnisse die Pisaner und Genueser das herrschende Handelsvolk in der Levante waren. Durch die Venetianer, ihre Rivalen, bekämpft, wurden jene in das Schwarze Meer abgedrängt, von wo aus sie einen einträglichen Handel mit dem asiatischen Hinterlande eröffneten.

Merkwürdiger Weise hatten die byzantinischen Staatengründungen in Kleinasien feste Wurzel geschlagen. Vor hier aus, und zwar von Nikäa, fand denn auch die Wiedereroberung von Byzanz statt. Michael Paläologos

brachte das lateinische Kaiserreich zum Falle (1259), nachdem es nur 57 Jahre bestanden hatte. . . . So standen die Dinge, als sich im Innern von Vorder-



Türken aus dem X. Jahrhundert.

asien eine Völkerbewegung geltend machte, welche die Keime zu neuen, weitreichenden politischen und ethnischen Umgestaltungen in sich trug. Es war dies der Zug von türkischen Völkern nach Westen. Die Urgeschichte der Türken, eines ural-altaiischen Volkes, reicht ins sagenhafte Dunkel zurück. Als ersten



mächtigen Herrscher des Turkvolkes nennt die Tradition den Dghus-Khan, der nach vorangegangener Entzweiung mit seinem Vater, in dem heutigen



Das Goldene Horn. — Galata.

Steppengebiete Turkestans gebot. Das oghusische Reich muß ziemlich ausgedehnt gewesen sein, denn nach dem Ableben seines Begründers gab es nicht weniger als sechs legitime Territorial-Erben, Söhne des Verstorbenen, welche alle ausgiebigen Landbesitz erhielten. Wie diese Erben hießen, hat die Sage verschwiegen;

sie gab ihnen nur Titel, keine Namen. Es gab einen Khan des Himmels, einen des Meeres, einen des Berges; drei andere hießen die Khane der Sterne, des Mondes und des Tages. Nur die drei erstgenannten wurden neue Stamm-begründer, und zwar behielt der »Khan des Berges« die Herrschaft der Dghusen, während der »Khan des Meeres« sich an die Spitze der Seldschuken, der »Khan des Himmels« an jene der Türken stellte. Der »Khan des Meeres« und »Seldschuk« (der ein Sohn des Dghus war) sind sonach identisch. Wir kommen auf die älteste türkische Genealogie später noch zu sprechen.

Der Dghusen=Sprößling Salur war der erste, welcher mit seinem Stamme (angeblich 2000 Familien) den Islam annahm (960 n. Chr.). Diese Türken hießen seitdem »Turkmenen«. Bis zu Beginn des XIII. Jahrhunderts waren die eigentlichen Türken in ihren Stammsitzen verblieben. Dann aber verdrängte der Mongole Dschingis-Khan (in der Form Tengis-Khan ebenfalls gleichbedeutend mit »Fürst des Meeres«) den ziemlich bedeutenden Nomadenstamm des Sulejman Schah aus Khorassan, und der erste Türkenzug nahm seinen Anfang. Sulejman siedelte sich mit 50.000 Emigranten am oberen Euphrat an. Im Begriffe in seine Stammheimat zurückzukehren, erkrankte er im Euphrat (1219). Es erfolgte nun eine Theilung des Zuges in zwei Horden unter den vier Söhnen Sulejmans: Sonturdogan, Gündoghdi, Dündar und ertogrul. Die eine Horde mit den zwei Erstgenannten brach wieder nach Khorassan auf, die zweite Horde mit Dündar und ertogrul drang über das Halys-Plateau ins Innere von Kleinasien vor, wo die Seldschuken bereits früher eingetroffen waren und das Reich Iconium gegründet hatten. Dündar starb und ertogrul erhielt für sich und seinen, höchstens 2000 Köpfe zählenden Stamm ein Lehen im Südosten von Nicäa. ertogrul, der als General im Seldschukenheere tapfer und ruhmreich kämpfte, starb hochbetagt im 90. Lebensjahre (1281). Von seinen drei Söhnen erbte der älteste, Dsman, die Lehensrechte seines Vaters. Der seldschukidische Kaiser Alaeddin II. erhob ihn zum Range eines Fürsten und übersendete ihm Roßschweif, Fahne und Pauke. Infolge der Mongolen-Invasion unter Ghazan Khan flüchtete Alaeddin nach Byzanz zum Kaiser Michael Paläologos, der ihn treulos in den Kerker werfen ließ, in welchem der letzte seldschukidische Kaiser gebrochenen Herzens starb (1303). Dsman, der mächtigste aller Vasallen und Hordenführer, erlangte die Alleinherrschaft und den Titel Sultan.



Damit beginnt die Geschichte der Osmanen. Sie ist zugleich die Geschichte der Pontos-Länder vom Beginne des XIV. Jahrhunderts an. Die großartigen Ereignisse der nächsten Jahrhunderte bis auf unsere Tage vermögen wir nur andeutungsweise wiederzugeben. Die Osmanen-Invasion war die mächtigste seit der Völkerwanderung. Schon der dritte Sultan, Murad I., bricht in Europa ein, unterwirft Thrakien und erobert Adrianopel, das er zu seiner Residenz erwählt. Sein Nachfolger Bajazid I. pflanzt den ersten Roßschweif auf dem rechten Donau-Ufer auf (gegenüber von Baziasch). Dann bricht er in das eis-danubische Gebiet ein (1396). Die Tataren-Invasion bringt das Osmanenthum zeitweilig zum stehen; aber wenige Jahre hierauf bricht die zurückgedrängte Flut abermals herein. Immer häufiger werden die Einfälle in österreichisches Gebiet. Mohammed II. endlich bezwingt Constantinopel (1453) und bereitet dem byzantinischen Reiche ein jähes Ende. Unter ihm ward — zum ersten und einzigen Male in der Geschichte — das Schwarze Meer ein Binnensee eines geschlossenen Reiches. Die Südgüste Rußlands einschließlich der Krim wurden dem türkischen Reiche einverleibt (1475), das Pontos-Ufer von Kaukasien besetzt. Das Kaiserthum Trapezunt fiel schon 1461 in die Gewalt des Eroberers. Unter Sulejman I., dem glorreichsten aller Osmaniden, grenzte das Reich (über den kaukasischen Isthmus hinweg) bis zum Westufer des Kaspiischen Sees und in die Steppen Südrußlands hinein (1539). Es hatte seine größte Ausdehnung erreicht: von Ofen bis zum Persischen Golfe, vom Don bis Tunis — ein unerhörter Triumph in verhältnißmäßig beispiellos kurzer Zeit.

Die Nachfolger Sulejman des »Glorreichen« waren unausgesetzt bemüht, das Erworbene festzuhalten. An eine Vergrößerung des Besitzstandes war kaum zu denken. Gleichwohl gingen, zumal in Asien, große Landgebiete zeitweilig verloren und mußten wiedererobert werden; so Bagdad, das gerade hundert Jahre nach dem ersten Einzuge der Türken durch Sultan Murad IV. wieder bezwungen werden mußte (1638). Für uns sind besonders jene Vorfällenheiten von Interesse, welche sich an den Gestaden des Schwarzen Meeres abspielen. Das offensive Auftreten der Russen seit Beginn des XVII. Jahrhunderts beschäftigt uns in erster Linie. In der Zeit der großen osmanischen Eroberer wurden türkischerseits die ereignisreichsten Kriegszüge immer wieder gegen die habsburgische

Monarchie geführt. Ihre Bedeutung als »Hort der Christenheit«, sodann die unmittelbare Nachbarschaft, die offene Grenze und das offene Hinterland, drängten die Osmanen immer wieder nach Nordwesten, in das Herz von Mitteleuropa. Aber ein zweimaliges Berschellen ihrer Angriffe auf Wien setzte der gefährlichen Expansionsstendenz ein Ziel.

Bei diesen Anlässen kamen die Türken auch mit den Russen in häufigere Berührung. Im Jahre 1621 stellte sich der kaum vierzehnjährige Osman II. an die Spitze einer formidablen Armee, um die Polen und Kosaken für ihre Einbrüche in türkisches Gebiet zu züchtigen. Der erwartete Erfolg aber blieb aus, da die Russen Wiene machten, sich in den Handel zu mischen. Unter Mohammed IV. entbrannte ein neuer mehrjähriger Krieg mit Polen, wobei die Osmanen gegen Norden weiter denn je vordrangen. Diesmal standen auf Seite der Sieger die Kosaken der Ukraine unter Dorosenko's Führung. Die Bundesgenossenschaft war den Türken wertvoll, denn nach der Schlacht bei Kamienie-Podolski in Podolien (1672) ging die Ukraine für König Sobieski verloren. Dieser nahm aber das Jahr darauf Vergeltung, indem er die Türken bei Chotim schlug. Der Krieg zog sich in die Länge und dauerte noch volle drei Jahre. Endlich wurden beide Theile des Haders müde und Achmed Köprülü, der berühmteste Staatsmann der Osmanen, brachte einen Friedensschluß zu Stande, der für die Pforte sehr vortheilhaft ausfiel. Als aber Köprülü kurz hierauf starb, unterwarf sich die Ukraine dem russischen Czaren, wodurch ein neuer Bruch mit der Pforte herbeigeführt wurde. Ein mehrjähriger Krieg brachte beiden Theilen vorübergehende Erfolge, der den Stand der Dinge nicht mehr zu ändern vermochte (1681).

Nach der Vertreibung der Türken aus Ungarn, rührte sich Rußland wieder. Diesmal war es Peter der Große, welcher durch Kriegsthäten seinem Throne neuen Glanz verschaffen wollte. Er marschirte gegen Asow und eroberte es nach zweimaliger Belagerung im Jahre 1695. Im Frieden von Karlowitz (16. Januar 1699) wurde ihm Asow definitiv zuerkannt, doch ging die Ukraine, welche zu Polen geschlagen wurde, den Russen wieder verloren. Der Friede währte indeß nur kurz. Im Jahre 1710 (unter der Herrschaft Achmeds III.) brach der Krieg mit Rußland abermals aus. Peter marschirte mit 90.000 Mann in die Moldau und lieferte am Pruth dem mindestens doppelt so starken



türkischen Heere eine Schlacht, in welcher die Russen umzingelt und fast gänzlich aufgerieben wurden. Der Czar selber entging nur durch Bestechungen und Geschenke der Gefangenschaft. In dem hierauf folgenden Friedensschlusse vom Pruth verlor die Russen Asow. Sie hatten unterdessen in einem anderen Gebiete neue Offensivbewegungen vorbereitet. Im Jahre 1723 überschritten sie zum erstenmale den Kaukasus und erschienen ganz unerwartet in Transkaukasien, ihre Colonnen gingen bis zum Araxes vor. Zwar zogen die Türken im nächsten Jahre siegreich in Tiflis ein, aber die Dinge nahmen eine unerwartete Wendung, denn zwischen Rußland und der Pforte kam es auf Kosten Persiens zu einem Theilungsvertrage.

Nun nahmen die Ereignisse ein rascheres Tempo an. Im Jahre 1736 (unter Mahmud I.) brach der Krieg zwischen Oesterreich und Rußland einerseits und der Pforte anderseits aus. Die Russen eroberten einige Striche im Norden der Krim, ferner Kimburum (am Dnepr) und Asow. Da aber das verbündete Oesterreich nur Mißerfolge erzielte, ward Rußland im Frieden zu Belgrad (1739) gezwungen, die gemachten Eroberungen wieder herauszugeben. Das war eine vorübergehende Episode. Mit dem Regierungsantritte der Kaiserin Katharina II. wurde das Drängen der Russen heftiger. Das sogenannte »Testament Peters des Großen« — die Zertrümmerung der Türkei und Aufpflanzung des orthodoxen Kreuzes auf der Kuppel der Aja Sofia — sollte verwirklicht werden. Katharinas Pläne und Strebungen gingen ganz und gar in dem Gedanken auf, ein russisches Heer siegreich bis zum Bosphor vordringen zu sehen. Natürlich fehlte es nicht an Vorwänden zum Friedensbruche. Die Kaiserin band mit Polen an, dessen Integrität von der Pforte in früheren Friedenstractaten garantirt wurde. Die Pforte kam ihrem Schützlinge zu Hilfe, aber ihre Armeen kämpften unglücklich, und der, von Abdul Hamid I. — dem Nachfolger des während des Krieges verstorbenen Mustapha III. — abgeschlossene Friede von Kutschuk-Kainardjchi (21. Juli 1774) gestaltete sich zu dem verhängnißvollsten, den die Pforte je eingegangen hatte. Aus dem Schwarzen Meere und den Donau-Provinzen verdrängt, bedeuteten die Stipulationen dieses Vertrages für die Türkei eine förmliche Abdication als Großmacht.

Trotz alledem ruhte Katharina nicht. Da sie über die Krim nur das Schutzrecht besaß, beeilte sie sich, in dieselbe einzurücken und von ihr in aller

Form Besitz zu ergreifen. Die Pforte sah sich infolge dessen veranlaßt, an Rußland den Krieg zu erklären. Katharina hatte vorgesorgt und den Kaiser Joseph II., unter Vorpiegelung einer Theilung der Türkei, in den Krieg hineingezogen. Die Armeen der Verbündeten siegten auf allen Punkten und die Flotte der Osmanen ward vernichtet. Nachdem mittlerweile der unglückliche Abdul Hamid I. gestorben war und Selim III. den Thron bestiegen hatte (1789), nahmen die Dinge eine veränderte Gestalt an. Ein neues osmanisches Heer wurde ausgerüstet, die Hilfe Preußens angegangen. Der Tod Josephs II., dem der friedliebende Leopold II. folgte, führte zum Frieden zwischen Oesterreich und der Pforte, so daß diese nun mit ganzer Kraft gegen Rußland sich wenden konnte. Letzteres blieb gleichwohl siegreich, überschritt die Donau und drang bis in die Nähe von Barna vor. Es war — wenn man von dem abenteuerlichen Zuge des warägisch-russischen Swjatoslaw im X. Jahrhundert abieht — das erstemal, daß Russen jenseits der Donau erschienen. Im Frieden von Jassy (19. Januar 1792) wurde der Dnestr als eine Grenze zwischen Rußland und der Türkei bestimmt.

Eine der Stipulationen dieses Friedens ging dahin, daß die Pforte in den Donau-Fürstenthümern russenfreundliche Statthalter einzusetzen habe. Nach Ablauf von zehn Jahren wurde die Pforte anderen Sinnes; sie bestellte notorische Russenfeinde zu ihren Vertretern in jenen Grenzprovinzen. Rußland antwortete mit dem Einmarsche in diese. Da aber England diesmal an der Seite Rußlands stand und Admiral Duckworth mit einem Geschwader die Dardanellen forcirte und unter den Mauern von Stambul vor Anker ging, trat eine Versumpfung ein. Zwei Jahre (1807 bis 1809) blieben die Russen unbehelligt in den Donau-Provinzen. Selim III. war bald nach Beginn der Feindseligkeiten gestorben, und sein Nachfolger, Mustapha IV., hatte nur ein Jahr auf dem Throne seiner Väter geessen. Erst Mahmud II. (1807 bis 1839) zog energischere Saiten auf. Es kam zum Kriege — oder vielmehr zur Fortsetzung desselben nach zweijähriger Pause — die Russen setzten bei Galatz über die Donau, zogen sich aber bei Einbruch des Winters in ihre Quartiere am linken Ufer zurück. Im zweiten Kriegsjahre (1810) gelang es den Russen bis Schumla vorzudringen, doch widerstand dieses, so daß jene abermals diesseits der Donau Winterquartiere bezogen. Im dritten Kriegsjahre ergriffen vollends die Türken die



Offensive, wurden aber über die Donau zurückgejagt. In dem einige Zeit hierauf abgeschlossenen Frieden zu Bukarest (28. Mai 1812) erhielt Rußland Bessarabien.

Aus diesen kurzen Mittheilungen ersieht man, das seit Katharina II. die Gegner ihre Rolle gewechselt hatten. Aber ihre Bedeutung war ungleich: Oesterreich hatte durch Jahrhunderte mit dem immer mächtiger anschwellenden Osmanenthum zu kämpfen, während Rußland diese Aufgabe erst in jenem Zeitpunkte übernahm, als die Pfortenherrschaft ebenso rapid zurückging. Es bestand und besteht aber noch ein weiterer Unterschied: der eine Kampf galt der Abwehr, der andere dem Angriffe. So kam es nicht Wunder nehmen, daß Rußland seine aggressive Bewegung unentwegt fortsetzte. Innerhalb des Rahmens dieser kurzen Einleitung würde es freilich zu weit führen, wollten wir die großen russisch-türkischen Kriege der Jahre 1829, 1853 bis 1855 und endlich den ereignißvollen Zug der Armee Alexanders II. bis unter die Mauern von Constantinopel eingehend zur Sprache bringen. Nur die Resultate dieser Kriege sollen hier kurz erwähnt werden. Im Jahre 1829 hatten die Russen das erstemal den Balkan überschritten. In Adrianopel, von dem aus unter den Nachfolgern Sultan Murads I. sozusagen die osmanische Eroberung auf europäischem Gebiete ihren Ausgang genommen hatte, kam am 14. September des genannten Jahres jener Friedensschluß zu Stande, in welchem Rußland seine Grenzpfähle bis nach Armenien hineinschob und am Nordufer der Donau festen Fuß faßte. Im Kriege von 1853 bis 1854 ging freilich, infolge des unmittelbaren Eingreifens der Westmächte, die Position an der Donau-Mündung wieder verloren, und der Kampf um Sewastopol, auf den wir andernorts noch zurückkommen, endete mit der Niederwerfung des nordischen Kolosses. Es mußte das eroberte Kars herausgeben und sich aus Rumänisch-Bessarabien zurückziehen.

So war die angestrebte Herrschaft Rußlands über das Schwarze Meer einstweilen verloren gegangen, aber getreu der zu dieser Zeit vom Czarenreiche ausgegebenen Parole »Rußland sammelt sich«, sann jenes auf günstige Gelegenheit, um die Fesseln des Pariser Friedens (30. März 1856) zu lockern. Während des deutsch-französischen Krieges schien der günstige Zeitpunkt eingetreten zu sein. Schon am 30. October sendete Fürst Gortschakoff an die Vertreter der Vertragsmächte eine Circular-Depeche, worin er die Modificirung einiger Artikel

des Pariser Vertrages verlangte. Das Schwergewicht der Depesche lag in den Worten, daß Se. Majestät an die Verpflichtungen jenes Vertrages, insoweit



Das Goldene Horn. — Stambul.

dieselben seine Souveränitätsrechte im Schwarzen Meere einschränken, sich nicht länger mehr gebunden erachten kann. Es entspann sich eine lebhaft diplomatische Campagne, die zur »Londoner Conferenz« (17. Januar 1871) führte, deren Bestimmungen im Großen und Ganzen das Verhältniß zwischen Rußland und der



Türkei wieder auf den Standpunkt brachten, wie es vor dem Jahre 1854 war. Der Pariser Friede erhielt dadurch seinen ersten Riß.



fischer im Schwarzen Meere.

Von diesem Zeitpunkte an unterwühlte die russische Diplomatie unentwegt den Boden der Osmaniden-Herrschaft in Europa. Wir leben noch unter dem Eindrucke der Ereignisse, welche jene Minirarbeiten zur Folge hatten. Rebellionen gingen voraus, ein localer Krieg (der serbisch-türkische) folgte, dann trat Rußland

selber auf die Scharbühne, um den großen Schlag auszuführen. Nach Ueberwindung mannigfacher Hindernisse, nachdem der Krieg an der Donau und in Armenien bereits den ganzen Sommer und Herbst 1877 im Gange war, überschritten die Russen, kurz nach Bezwingung des von Osman Pascha heldenmüthig vertheidigten Plewna (10. December 1877), mitten im Winter den Balkan auf mehreren Punkten und erschienen im Herzen der europäischen Türkei, in Sofia und Adrianopel (am 3., beziehungsweise 20. Januar). Die asiatische Armee hatte am 18. November 1877 Kars mit Sturm genommen und war bald hierauf bis Erzerum vorgedrückt. Schon am 3. März erfolgte zu St. Stephano der Friedensschluß nach russischem Dictat, welches die Pforte fast der Hälfte seines europäischen Besitthumes beraubte. Daß dieser Friede überhaupt zu Stande kam, verdankten die Russen in erster Linie ihrer starken, fast bis unter die Mauern von Constantinopel vorgeschobenen Armee. Sie konnte im Weigerungsfalle der Pforte jeden Augenblick in die türkische Haupt- und Residenzstadt einrücken. Durch das Eingreifen der europäischen Mächte, welche jene Friedensbedingungen für unhaltbar, beziehungsweise für unannehmbar erklärten, wurden die russischen Umgestaltungen der Landkarte auf der Balkan-Halbinsel allerdings auf ein bescheidenereß Ausmaß reducirt. Aber die Schöpfung neuer slavischer autonomer Staatenbildungen im Osten der Balkan-Halbinsel war gleichwohl ein großer Gewinn für die russischen Strebungen und ein greifbarer Erfolg dieses blutigen und langwierigen Krieges, dessen Opfer ungeheuer waren. Von den Gräbern von 100.000 Russen ging der Schimmer einer hoffnungreichen Zukunft aus. Für sich selber hatte Rußland (bestätigt durch die Acte des Berliner Vertrages, 13. Juli 1879) einen Theil von Türkisch-Armenien mit der Festung Kars und Rumänisch-Bessarabien erwirkt. Alles Blut des Krim-Krieges war nutzlos vergossen.

Wir haben noch eines Gebietes am Schwarzen Meere flüchtig zu gedenken, welches seine eigenen Geschicke durchzumachen hatte, aber in all die geschilderten Vorgänge mit hineinspielt. Das ist der Kaukasus. Dort waren, wie wir weiter oben erfuhren, die Russen bereits Ende des vorigen und Anfangs des jetzigen Jahrhunderts in die Länder südlich des mächtigen Gebirgswalles eingebrochen. Auch die Kämpfe gegen die Bergvölker hatten in jener Zeit ihren Anfang genommen. Im Jahre 1824 wurden sie mit aller Energie wieder aufgenommen



und hielten fast vier Jahrzehnte ununterbrochen an. Es war ein schier übermenschliches Ringen. Schon lange vorher hatte es der Islam zu Wege gebracht, daß an dieser Grenzscheide von Asien und Europa an 50 Völker, verschieden an Sprache und Herkunft, in einen einzigen Bund traten, um den Ungläubigen Haß und Tod zu schwören. Das Wunder dieser Vereinigung bewirkte in erster Linie der »Prophet« Schamyl, der einen förmlichen Gottesstaat gegründet hatte. Schamyl selber umgab eine Leibwache von 1000 erlesenen Tapferen, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, zu strenger religiöser Pflichterfüllung, Enthaltbarkeit vom weiblichen Geschlecht. Wieder austreten war erlaubt, wurde aber niemals begehrt; keiner ist lebendig in Feindeshand gefallen.

Wir werden über die Kämpfe im Kaukasus andernorts ausführlich berichten und beschränken uns hier nur auf kurze Andeutungen über die 30 Jahre, in welchen Schamyl der Bewegung vorstand. 1829 war er aufgetreten, am 18. September 1859 fiel der Held mit seinem letzten Bollwerke, der Feste Ghunib, den Russen in die Hände. Er wurde nach St. Petersburg abgeführt und im Innern des Reiches internirt. Nach diesem Hauptschlage räumten die Russen schrittweise mit den einzelnen, nun für sich kämpfenden Bergvölkern auf. Ernstlicher Widerstand kam nicht vor; aber gemordet und gebrandschatzt wurde so lange, bis das ganze Gebiet militärisch besetzt und durch ein System von Befestigungen geschützt war. Seitdem ist es still geworden im Kaukasus, wo die Triebkraft der Religion so lange Jahre den todesmuthigsten Widerstand aufrecht erhalten hatte. Von Schamyl freilich wird behauptet, daß er unter dem Deckmantel der Religiosität nur seinem Ehrgeize und hauptsächlich seiner Habgucht Genüge leisten wollte. Die letzten schwachen Flämmchen, die aus dem gedämpften Brande aufschlugen, waren etliche Freibeutereien der Abchasen während des letzten russisch-türkischen Krieges. Sie konnten das erstickte Feuer nicht wieder anfachen.

\* \* \*

Diesen geschichtlichen Ueberblick soll nun ein geographischer ergänzen. Das Schwarze Meer (mit dem Azow'schen) erstreckt sich zwischen  $40^{\circ} 55'$  und  $47^{\circ} 15'$  Nordbreite und zwischen  $27^{\circ} 21'$  und  $41^{\circ} 48'$  Ostlänge (Gr.). Es bedeckt eine Fläche von 381.545 Geviertkilometer und hat eine Küstenentwicklung — die kleineren Einbuchtungen, Strandseen, Mündungsbuchten abgerechnet —

von ca. 4600 Kilometer, von welcher Summe mehr als die Hälfte (2600 Km.) auf Rußland, ein Drittel (1500 Km.) auf die Türkei, der Rest (500 Km.) auf Ostrumelien (ca. 130 Km.), Bulgarien (ca. 150 Km.) und Rumänien (ca. 220 Km.) entfallen. Die thrakisch-anatolischen Seestraßen (Bosporus und Dardanellen), welche die Merkmale eines gewaltsamen marinen Durchbruches aufweisen, gestatten den Rückschluß, daß das Schwarze Meer in früheren Epochen ein Binnengewässer, ohne marine Verbindung mit dem Ocean, war und eine bedeutend größere Fläche bedeckte. Gegen Mitte des Miocän brandete ein und dasselbe große brackische Binnenmeer an den östlichsten Ausläufern der Alpen und am Ust-Urt-Plateau in Mittelasien. Das »Sarmatische Meer«, wie man diese Wasserfläche der mittleren Tertiärzeit zu nennen pflegt, bedeckte auch den größten Theil des heutigen russischen Tieflandes. Nach Süden aber griff es nicht weiter hinaus, als dermalen. Ein breiter Landrücken, in welchen auch der heutige Archipelagus inbegriffen war, trennte das Sarmatische Mittelmeer von dem europäisch-afrikanischen (»romaischen«). Es war die Zeit der zweiten großen Säugethiererschöpfung, der Mastodonten.

Mit dem Uebergange des Miocän in das Pliocän erscheint das Sarmatische Meer in eine Reihe großer Becken mit brackischem Wasser aufgelöst. An Umfang erheblich beschränkter wie vorher, schrumpften diese Becken, welche wir uns hauptsächlich um den Inselstock des Kaukasus-Massivs gruppirt zu denken haben, noch mehr zusammen, während im Westen — also im dermaligen ungarischen Tieflande nebst Nachbargebieten — Süßwasserseen auftreten. Unterdessen gewann das Romaische Mittelmeer an Terrain, der breite Landrücken zwischen Nordost und Südwest wurde immer schmaler und löste sich zuletzt in das Inselgewirre das heutigen griechischen Archipelagus auf. Die schmale Scheidewand ward endlich in der quartären Periode durchbrochen, der Isthmus zwischen dem Schwarzen Meere und dem Kaspisee trocken gelegt, wobei beide Binnengewässer beiläufig ihre heutigen Umrißlinien erhielten. Am spätesten scheint die Trennung des Aralsees von dem Kaspisee erfolgt zu sein. Ob sie aber in historischer Zeit stattfand, mag gleichwohl dahingestellt bleiben. Das Zeugniß Herodots, der die innerasiatischen Ströme genau kannte und sie beschrieb, dieselben aber nicht in den Aralsee, sondern in den Kaspisee münden läßt, beweist nichts; denn es ergoß sich der Dngus bekanntlich früher thatsächlich in den Kaspisee und konnte



dies Herodot auch von Zartarēs voraussetzen, ohne Kenntniß von der Existenz des Aralsees zu haben.

Die ältesten Erddarstellungen, welche wir besitzen, sind jene Homers, Herodots, Eratosthenes' und Ptolemaeos'. Bei ersterem hat der Pontos eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung, namentlich in der Richtung, wo heute die bessarabische Küste verläuft. Im Großen und Ganzen aber stimmen die Umrißlinien auffallend mit den jetzigen überein. Indes kennt Homer weder eine Mäotische See (Asow'sches Meer), noch eine taurische Halbinsel (Krim). Ferner ergießt sich nach ihm kein einziger großer Strom in den Pontos. Da die Erdscheibe bereits östlich von Kolchis endet und der fabelhafte Okeanos dieselbe begrenzt, fehlt natürlich der Kaspisee. — Bei Herodot ist das schon wesentlich anders. Bei ihm ist der Kaspisee vorhanden, doch zeichnet er ihn so, daß die längere Achse von West nach Ost (nicht von Nord nach Süd, wie dermalen) läuft. Der Pontos hat eine andere Gestalt, als bei Homer und weicht von dem heutigen Umrißbilde ab. Dagegen ist nun bereits das Asow'sche Meer (Palos Maeotis) vorhanden, freilich in einer Ausdehnung, die ihm nicht zukommt. Die taurische Halbinsel ist gleichfalls vorhanden. Viele Ströme, darunter der Ister, ergießen sich in den Pontos. — Ähnliche Verhältnisse zeigt die Erdansicht des Eratosthenes; ein wesentlicher, von uns bereits früher einmal hervorgehobener Unterschied zwischen beiden Darstellungen besteht aber darin, daß Eratosthenes den Kaspisee durch einen Sund mit dem »Nördlichen Ocean« (Eismeer) in Verbindung bringt. — Bei Ptolemaeos schließlich hat der Kaspisee wieder die Lage und Gestalt wie bei Herodot, der Pontos eine ähnliche, die Mäotis aber eine noch größere Ausdehnung nach Norden, etwa bis 55° Nordbreite, d. i. bis in die Gegend des heutigen Moskau.

Die Namen des Schwarzen Meeres haben mit den Zeiten gewechselt. In ältester Zeit hieß es Pontos axeinos — das unwirthbare Meer — später, als man die eingebildeten Schrecken vor dieser Wasserregion überwunden hatte, Pontos euxeinos — das wirthbare Meer. Die ältere Bezeichnung erweckt den Verdacht, daß ihn die Phöniker, die ältesten Bescherer des Pontos, aufgestellt hatten. Dieses speculative Volk hatte einen großen Theil jenes Sagenkreises, in welchem sich die homerische Welt bewegte, ausgebildet, um die übrige Welt in heilsamen Schrecken zu halten. Wer es dennoch wagte, seinen Handelswegen

zu folgen, der lief Gefahr, nicht sowohl des »Pontos axeiнос«, der Cyclophen, der Charybdis — und anderer phönikischer Phantasieschöpfungen — als der Phöniker wegen, nicht mehr heimzukommen. Diesem ehrenwerten Egoismus der »Engländer des grauen Alterthums« entsprechen die Schilderungen Homers vom Bereiche des Pontos, dem unwirklichen Nebelreiche. Am Rande der Nachtseite wohnen die »Kimmerier«

»Ganz von Nebel umwölkt und Finsterniß, nimmer auf jen' auch  
Schauet Helios her mit leuchtenden Strahlen der Sonne;  
Nicht wenn empor er steigt zur Bahn des sternigen Himmels,  
Noch wenn wieder zur Erde er hinab vom Himmel sich wendet;  
Nein, ringsum gräuliche Nacht umruht die elenden Menschen.«

Das Gegenstück waren der »Hyperboräer«, die Makrobier. Endlos war ihr seliges Leben, Weisheit jedes ihrer Worte, Blumenduft war ihre Speise, Himmelsthau ihr Trank. — Was nun die »elenden Menschen« in Kimmerien betrifft, erinnern wir daran, daß man in den Steppen Rußlands zahlreiche Grabhügel (»Kurgane«) aus altkythischer Zeit geöffnet hat, deren Inhalt im Widerspruche mit der Schilderung Homers steht. Man fand Goldketten und Ringe, getriebenes Goldblech als Dolchscheide, mit Darstellung von assyrischen Flügelstieren, geflügelten Menschen mit dem Henkelgefäß vor dem heiligen Baume u. s. w. Dies deutet auf frühzeitige semitische (phönikische) Einflüsse. Wahrscheinlich kamen diese Gegenstände als Tauschartikel ins Land — Jahrhunderte vor Homer, der die phönikischen Fabeln (behufs Abwehr jeder Konkurrenz erdichtet) für baare Münze nahm. — Appia von Alexandria (II. Jahrhundert nach Chr.) gebraucht zuerst die Bezeichnung »Schwarzes Meer«, die sich fortan bis auf die Gegenwart erhalten hat.

Wie man weiß, bildet der Kaspiensee mit einem Theile seiner Uferländer eine »Depression«, d. h. jenes Gebiet liegt unter dem Meeresspiegel, und zwar 25 Meter unter dem des Pontos. Dabei ist der Wasserstand des Beckens, trotz der ungeheuren Wassermenge, welche ihm die mächtige Wolga zuführt, fortwährend in Abnahme begriffen, so daß dem See das Schicksal bevorsteht, demaleinst in einen großen Sumpf verwandelt zu werden. Im Alterthume glaubte man — ob auf Thatsachen beruhend, ist unbekannt — daß der Kaspiensee mit der Mäotis (Njow'sches Meer) zusammenhänge. Im Zeitalter des Aristoteles wußte man nichts mehr von diesem Zusammenhange. Eine Durchbrechung des



trennenden Isthmus wurde zur Zeit des Seleukos Nikator geplant und scheint der Beginn dieser Arbeit nur durch den Tod des Herrschers verhindert worden zu sein. Indes hat sich diese Idee auf die Neuzeit vererbt und zwar unmittelbar auf unsere Tage. Denn wie wir in einem Zeitungsberichte aus Tiflis lesen, ist viel von dem Projecte eines Canals die Rede, welcher das Asow'sche Meer mit dem Kaspischen verbinden soll. Die Kosten dieses Canals sind auf ca. 800 Mill. (Rubel?) berechnet. Vor einiger Zeit hatte der amerikanische Ingenieur Spalding vorgeschlagen, das Schwarze Meer mit dem Kaspischen durch einen Canalbau zu verbinden. Die Gewalt des Wassers selbst, das vom Schwarzen Meere in den tiefer gelegenen See hinabströmen würde, gedachte der kühne Projectant zur Erleichterung der Niesenarbeit nutzbar zu machen. Aber die Art der Lösung dieser Frage muthet etwas phantastisch an. Spalding schlug vor, den Don in die Wolga zu leiten, um das Becken des Kaspischen Meeres noch rascher bis zum Niveau des Schwarzen Meeres zu füllen. In 25 Jahren sollte Alles fertig sein. Selbstverständlich sind das unfruchtbare Ideen. Wenn Rußland hunderte von Millionen Rubel für Communicationszwecke zur Verfügung hat, liegt der Bau der »Kaukasus-Bahn« näher. Auch wäre eine Canalverbindung zwischen der Wolga und dem Don, die sich bei Zarizyn bis auf 60 Kilometer nahe kommen, rascher und billiger zu bewirken. Der ciskaukasische Isthmus zwischen dem Asow'schen Meere bei der Don-Mündung und dem Ufer des Kaspisee zwischen Wolga- und Terek-Mündung, hat eine Breite von 670 Kilometer. Es besteht keine Wasserscheide, sondern ein zusammenhängendes System von Flüssen, Faulflüssen, kleinen Seen und trockenen Betten.

Die Uferländer des Schwarzen Meeres bieten nichts weniger als ein einheitliches topographisches und pflanzenphysiognomisches Bild. Es sind im Gegentheile die größten Gegensätze zu constatiren. Der ganze Nordrand von den Donau-Mündungen bis zu den nördlichsten Ausläufern des Kaukasus ist ein riesiges Flachland, und zwar Steppengebiet, das nordwärts allmählich in die Waldregion des central-sarmatischen Tieflandes übergeht. Ein großer Theil der Ursteppe, namentlich der der Küste zunächst gelegene, ist in urbares Land verwandelt worden. Obenan steht das kornreiche Bessarabien, zwischen Pruth und Dnestr. Hieran schließt Podolien, zwischen Dnestr und Bug, hierauf die Ukraine, vom mittleren Dnepr durchflossen, den größten Theil des sogenannten

»Kleinrußland« ausfüllend. Im Süden der Ukraine liegen weite Steppen, von denen die große Nogaische Steppe den Uebergang zu dem gleichen landschaftlichen Charakter des größten Theiles der Halbinsel Krim bildet. Es folgt gegen Nordosten das Land der Don'schen Kosaken und gegen Osten die Niederungen von Eiskaukasien bis zur unteren Wolga und dem kaspischen Becken. Die Vegetation der Ursteppe charakterisirt sich hauptsächlich durch das massenhafte Auftreten der Stipa-Arten mit gefiederten Grannen, der den Schäfern so verhaßten Thyrsse, außerdem zahlreicher anderer Kräuter und Stauden (weniger Gräser) von Formen und Farben, welche unseren Wiesen fremd sind. Die Vegetation der Brachen und Heuwiesen im Aagriculturgebiete ist im Vergleiche zu der bunten Pracht der Ursteppe einfach und traurig. Von den Baumgewächsen, die selten und meist nur in den Flußthälern auftreten, ist die Schwarzpappel die häufigste. Weiter aufwärts an den Flüssen vermitteln magere Eichenbestände eine Art Uebergang in das Waldgebiet.

Das Klima Südrußlands ist ein excessiv extremes: heiße trockene Sommer, bei grimmig kalten Wintern. Niederschläge sind selten, umso häufiger gewaltige Stürme, welche die ganze ausgedörrte, von abgestorbenen Gräsern und Stauden bedeckte Steppe in wilden Aufruhr bringen. Am gefährlichsten sind die Schneestürme, welche mit rasender Gewalt auftreten. In klimatischer Beziehung macht von dem ganzen Gebiete nur der südliche Theil der Krim eine Ausnahme. Dort erstreckt sich, von den Nordstürmen durch den hohen Tails-Dagh geschützt, ein Küstenstrich von fast italienischem Anstrich. Es ist ein liebliches Gartenland mit großartigem Felsrahmen im nördlichen Hintergrunde, reicher Abwechslung von Parkdickicht und Wiesengrund, Beständen und sonnigen Gestaden. Zahlreiche Villen und Schlösser liegen in diesem Bereiche. Hauptort desselben ist Salka, malerisch am Rande einer ovalen Hafembucht gelegen, mit den Sommerhäusern der kaiserlich russischen Familie (Livadia, Orianda u.). Im Osten der Krim ist die Küste vollständig flach und bildet mit dem gleichfalls flachen gegenüberliegenden Festlande die Meerenge von Kertsch, durch welche das Schwarze Meer mit dem Asow'schen zusammenhängt. Dieses Meer ist ein seichtes, schlammfülltes Becken, in das sich zwei große wasserreiche Ströme — Don und Kuban — ergießen. Von der Straße von Kertsch andererseits streicht die kaukasische Küstenstufe in südöstlicher Richtung, im Hintergrunde von stets



höher emporsteigenden Bergmassen abgeschlossen. Diese gigantische Gebirgsmasse theilt Kaukasien in zwei Hälften, sowohl in Klima, als in Erzeugnissen sehr verschieden. Die nördliche Hälfte ist die Fortsetzung des südrussischen Steppengebietes. Das völkerscheidende Massiv des Kaukasus, ausgezeichnet durch hohe Gipfel und ausgedehnte Gletscher, ist die Grenzscheide zwischen Europa und Asien. In ihren Thälern finden sich üppige Wiesen, dichte Wälder, und ihre Tiefen bergen alle Reichthümer des Mineralreiches. Der Süden des Landes endlich, unter den gleichen Breitengraden von Rom und Neapel liegend, zeichnet sich durch eine üppige, subtropische Vegetation aus.

Das kochisch-anatolische Küstenland gehört (wie überhaupt ganz Vorderasien) nach der von A. Grisebach aufgestellten Eintheilung der Erde in natürliche Vegetationsgebiete, zum Mediterran-Gebiet. Es liegt durch die Aspiration der Sahara im Gürtel des trockenen Sommerpastes, der die Vegetationszeit monatelang unterbricht, während die Milde des Winters eine längere Entwicklung im Frühling und eine kürzere im Herbst zuläßt. Gleichwohl ist dieser klimatische Charakter nur in der Küstenzone ausgeprägt, nicht aber auf den Hochflächen und Gebirgen des Landes, deren Organismen sich bald denen des Steppens, bald denen des alpinen Gebietes nähern. Der kochisch-anatolische Küstenstrich ist ausgezeichnet durch einen außergewöhnlichen Reichthum von Kern- und Steinobst, so daß man mit Recht sagen kann, die Südostküste des Schwarzen Meeres sei das Vaterland des Obstes. Es sind namentlich Birnen, Kirichen, Hasel- und Wallnüsse, dann im minderen Grade Aprikosen, Oliven, Feigen, Lotuspflaumen und Mispeln. Der Delbaum ist in Trapezunt ziemlich verbreitet, wird in Lazistan jedoch selten und verschwindet gegen Nordost ganz. Längs der Küste finden sich auch Kastanienbäume und der Weinstock, der überall verwildert und uncultivirt gedeiht. Wo die Felsen dicht an die Küste herantreten, wie in Lazistan, sind sie selbst an den steilsten Stellen, mit dichten Laubsträuchern bewachsen. In der Bodencultur steht der Maisbau obenan; große Sorgfalt wird dem Gemüse zugewendet. Unter den wilden Pflanzen des Küstenstriches sind viele Rankengewächse (Weißdorn, Smilaxarten, Hopfen, wilder Wein), die meist undurchdringliche Dickichte bilden, bis dicht an den Fuß der Felswände, wo die Region der immergrünen Sträucher beginnt. Zu diesen zählen der Kirschlorbeer, die pontische Alpenrose (*Rhododendron pontica*), die Stech-



palme, Lorbeer, Arbutus. Dickblättriger Ephen bedeckt ganze Felswände. Die Weißbuche tritt erst in heckenartiger Form, etwas höher oben in Dickichten auf. In 700 Meter findet man die Steinlinde. Das Rhododendron steigt mit Azaleen, Stechpalmen und Kirschlorbeer bis 1800 Meter und bildet dicht zusammenhängendes, fast undurchdringliches Buschwerk. Der Bugbaum beginnt meist erst in einer Höhe von 300 Meter und steigt bis gegen 1000 Meter. Unter dem Laubholz ist die Erle der Baum, der vom Meere her in allen tieferen feuchten Thälern bis zu 1500 Meter emporsteigt. Die Kastanie dagegen erreicht nur 1300 Meter, die Weißbuche 1000 Meter. Bei 300 Meter beginnt die Rothbuche; sie hat stets Cypressenform und der Stamm wird meist über 1 Meter dick. Sie steigt unter allen Laubhölzern am höchsten, verliert aber von 1500 Meter ab an Größe und hört bei 1800 Meter ganz auf. Die Sommerliche verschwindet schon bei 700 Meter. Von den Gartenfrüchten steigt das Kernobst nicht über 1000 Meter; bei 1200 Meter bezeichnet der Vogelbeerbaum einen neuen klimatischen Abschnitt, indem hier eine strauchartige Eichenart zum erstenmale auftritt. Nur 70 Meter höher zeigt sich dann eine kleine dichtnadelige Fichtenart, welche der europäischen gemeinen Fichte sehr ähnlich ist. Sie erreicht eine Höhe von 1500 Meter. In dieser Höhe beginnt die dritte Region, der Verbreitungsbezirk kräuterartiger Pflanzen (bis 1700 Mtr.), Orchideen (2000 Mtr.), weißblühender Alpenrosen (2300 Mtr.); darüber finden sich nur noch krüppelige Daphne-Arten und Wachholzer.

In der Westhälfte des pontisch-anatolischen Gebietes ist die Vegetationsform des Waldes vorherrschend. Schon an den Thalhängen des unteren Halyslaufes setzen einzelne Bestände an; höher hinauf aber nehmen geschlossene Buchen-, Eichen- und Ulmenwälder ihre Ausdehnung, und die Küstengebirge sind bis zur Höhe von 1500 Meter mit Pinienwäldern geschmückt. Dabei sind die Thäler noch immer, wie im Osten, von gartenähnlicher Leppigkeit. Auf den Hochflächen gedeiht nur Gerste und Weizen, stellenweise Mais, Tabak, Melonen. Trauben kommen nicht zur Reife. Altberühmt ist die Obstcultur von Amasia. Im Thale des Göök-Zrmaf tritt die immergrüne Eiche auf, die von da ab zum Typus der Hauptvegetation wird. Die Stromufer sind mit Syringa, Tamarix, Oleander und wildem Wein geschmückt. Die Ebene bei Basra ist voll von Myrten, Lorbeer und Nußbäumen. Wo Bäche aus den Schluchten der Berglehnen hervorbrechen,



wachsen Pappeln, Steinbuchen, Ulmen. Eine Specialität ist die Safrancultur in Safranboly. Dieses westpontische Waldgebiet findet seine westliche Begrenzung am Unterlaufe des Sakaria, mit seinen Maulbeerplantagen, Mohn- und Reisfeldern, und an den südlichen Abhängen des Ala- und Ilkos-Dagh.

So gelangen wir an den Bosphorus, der Asien von Europa scheidet, und der ein Garten für sich ist. Dieser schönste Meerescanal der Welt ist eine fünf Stunden lange Wandeldecoration: eine unabsehbare Reihe von lauschigen Buchten und schimmernden Vorgebirgen; von schmucken Dörfern, Villen und Palästen, von Cypressenhainen, Rosengehegen und Platanengruppen. Umfaßt man von einer der Uferhöhen mit einem Blicke Pontos und Marmarameer, so gibt das wunderbare Contraste: dort die nackten Felsklippen, an denen sich die wilde Brandung bricht, hier weiche sonnige Strandhügel, vom Blütendufte umweht; dort die düstere Meerflut, die melodisch an die sagenreichen Symplejaden schlägt — hier das bithynische Seebecken mit seinen Lustgärten und freundlichen Uferortschaften; am Schwarzen Meere ernste Citadellen — an der Marmarasee zierliche Sommerfütze, von Reben umrankt, auf den Altanen schwarzäugige Griechentöchter, von Bithyniens Weichendüften umkost, dem Gesange der Nachtigallen lauschend.

Alles das verschwindet unseren Blicken, wenn wir die europäische Küste des Pontos verfolgen. Die östliche Hälfte der Balkan-Halbinsel hat ganz den klimatischen Charakter von Südrußland. Auch die Uferränder sind dieselben: abwechselnd Steil- und Flachküsten, während die asiatischen Gestade fast allorts nur die untersten Terrassen mächtiger Gebirgserhebungen sind, des Kaukasus im Nordosten, des armenischen Hochlandes im Südosten. Nur im äußersten Osten, am Gestade von Kolkhis, wo der schlammreiche Rion ins Meer fällt, ist Flachland und Sumpfgebiet. — Der thrakische Küstenstrich am Pontos ist wenig cultivirt, hat aber einige Laubwälder, wenn auch größtentheils nur Eihengestrüpp, aufzuweisen. Im nördlichen Theile dieses Küstenlandes sind größere, sehr fruchtbare Ebenen, im mittleren, wo die Berge bis ans Meer reichen, dichte Waldungen, namentlich Eichenwälder. Auf den nördlichen Ebenen gedeiht viel Getreide. Das Hinterland aber, das Becken der Marika, gehört zu den fruchtbarsten Gegenden des Orients. Berühmt sind die Rosenplantagen von Kazanlik am Südfuße des Balkans. Kastanien, Wein und Obst gedeihen vor-

trefflich. Das Balkan= wie auch das Rhodope=Gebirge bedecken ungeheure Waldungen.

Die eigentliche Kornkammer der Balkan-Halbinsel aber ist Nordbulgarien das Kreide- und Lößplateau zwischen Balkan und Donau. Es dacht sich allmählich in Stufen zum Strome ab, und endet im Osten am Pontos mit Steilküsten. Die Gebirgsgegenden enthalten große Waldungen, besonders in der westlichen Balkankette. — Den Abschluß nach Norden hin, bildet die Dobrudscha-steppe, die am Donau-Delta endet. Dieses letztere, einen Flächenraum von 2700 Geviertkilometer einnehmende Gebiet, ist eine ebene, sumpf- und schilfbedeckte Fläche mit zahlreichen Seen und Lachen. Sümpfe, Dünen, Lagunen mit zahlreichen Hinterwässern und kleinen Seen, sind noch weit der Küste entlang, bis Odeffa, charakteristisch für die Küstenlandschaften des südwestlichen Rußland.







Landschaft in der Dobrujscha.

## An der unteren Donau.



Rumänisches Mädchen.

Im Fürstenberg'schen Schlossparke zu Donau-Eschingen sieht man ein ummauertes Becken mit aufsprudelnder Quelle. Eine Inschrift nennt sie «Die Donauquelle». Für Viele ist es eine schöne Sache, solche hervorragende topographische Dertlichkeiten während eines erquickenden Morgenspazierganges erreichen zu können, auf dem interessanten Punkte einige Zeit zu verweilen und hierbei verschiedenen Reflexionen Raum zu geben. Der Geograph aber sieht in solchen Dingen etwas genauer zu und läßt sich nicht irre führen. Mit welchem Rechte die Eschinger Quelle als Hauptquelle der Donau figurirt, ist nicht einleuchtend. Von jenem Becken aus führt ein unterirdischer Canal circa 45 Schritte weit zum Brigach-Bache, der

sich zu dem Ankömmling wie ein Riese ausnimmt. Es liegt also auf der Hand, daß die Kindheit des zweitgrößten europäischen Stromes in jenem Bache — beziehungsweise in zwei Bächen: Brigach und Brege — zu finden ist. Die Zwillingebäche vereinigen sich bei Eschingen, von wo ab das Gewässer die Bezeichnung »Donau« führt. In derlei geographischen Fragen entscheidet neben der Wissenschaft häufig auch die Tradition, und letztere hat auch hier das Richtige getroffen, wenn sie durch den Volksmund verkündet: »Brig und Breg bringen d' Donau zu weg.«

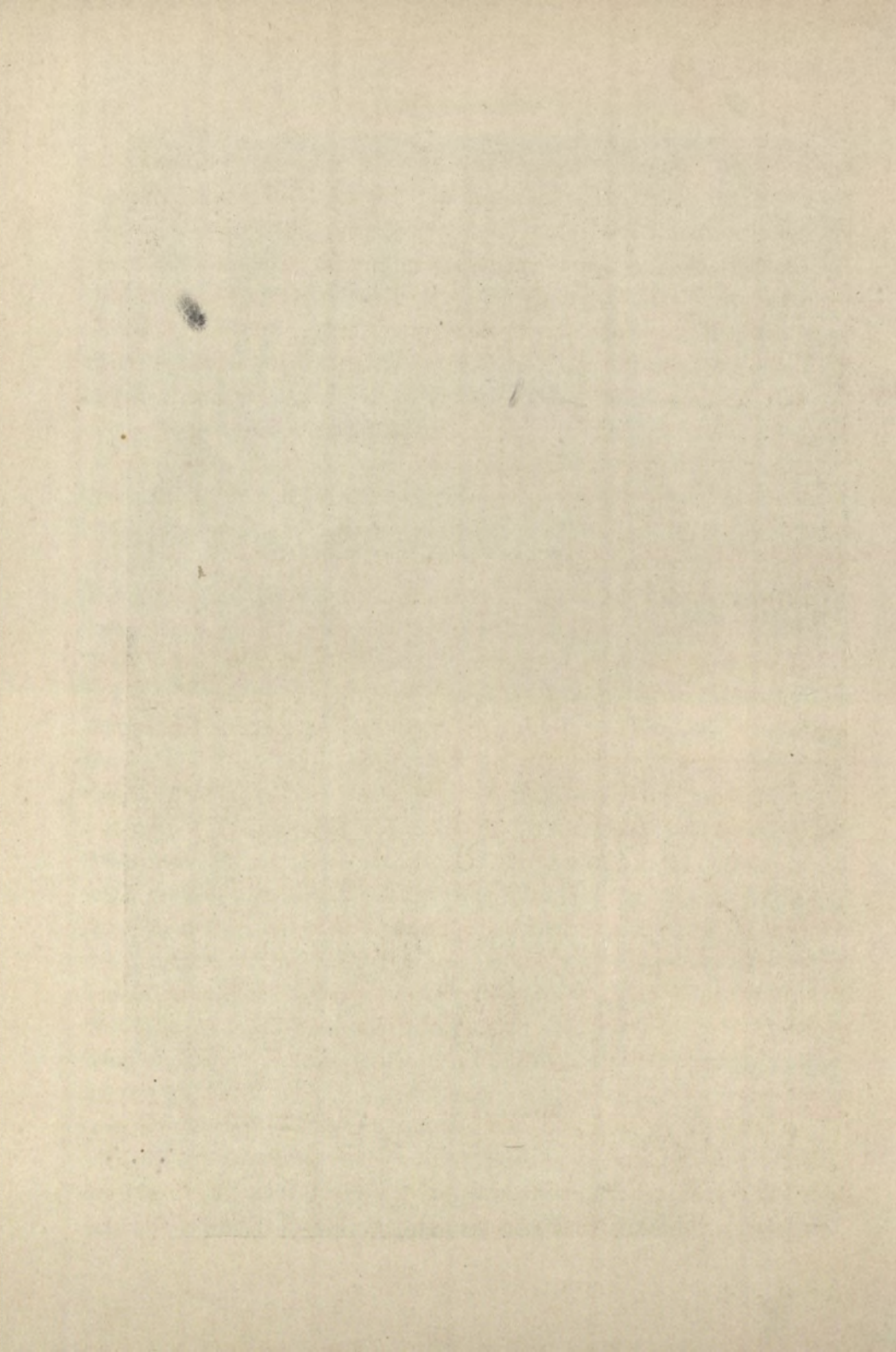
Zum Glücke streiten sich nicht — wie bei Homer — sieben Städte um die Wiege des alten Danubius, und die Frage seines Geburtsortes ist topographisch rasch und stichhältig zu erledigen. Weniger leicht ist die Aufgabe, den hervorragenden Strom des gesitteten Europa (die Wolga, der größte Strom des Continents, ist eigentlich ein halbasiatisches Gewässer) in knapper Fassung biographisch zu ermitteln. Der Lebensabriß dieses Gewaltigen erstreckt sich räumlich auf ungeheurere Gebiete, zeitlich in ferne und fernste Epochen. Von Donau-Eschingen bis Sulina, wo die gelben Wogen des Riesenstromes in den dunklen Wassermassen des Schwarzen Meeres sich verlieren, sind es 2860 Kilometer — eine Strecke, so weit, wie von Drontheim nach Neapel — vom Argonautenzuge bis auf unsere Tage sind es viele Jahrtausende. Während aber im räumlichen Sinne die Donau ein geschlossenes, leicht zu überblickendes Bild gibt, schwankt der zeitliche Ueberblick zwischen lebensvollen historischen Erinnerungen und verschwommenen sagenhaften Vorstellungen, die zuletzt in unfaßbaren Mythennebeln zerfließen. Der »Istros« der Argonauten ist im Wesentlichen ein anderer Strom, als der »Danubius« der Römer, die Donau unserer Tage. Historisch genommen ist die Donau der merkwürdigste Strom Europas. Das hatte bereits Napoleon I. erkannt, als er das Gewässer den »König der Flüsse« nannte. Gegenüber den anderen Riesenströmen der Erde schrumpft die Donau freilich zu einem Bache zusammen. In das Stromgebiet des Amazonas verlegt, würde der stolze Strom zu einem kaum beachteten Nebenflusse herabsinken.

Die physisch wahrnehmbare Größe gibt aber bei Strömen so wenig den Ausschlag, wie bei Menschen. Der gewaltige Amazonas, der Mississippi, der ungeschlachte Congo: sie alle haben keine Geschichte, sind dem retrospectiven





Einfahrt in den Kazanpaß.





Studium nichts. Nur im Vergleiche mit dem Nil tritt auch die Donau als bloßer Schatten zurück. Aber ein Band verknüpft beide — den Riesen und den Zwerg — miteinander: Der sagenhafte Zug des »Sesostris«, der über Kleinasien her bis zur Donau vorgedrungen sein soll. Das ist freilich eine Fabel, die uns Herodot aufgetischt hat; aber sie ist immerhin bezeichnend für den alten Ruhm des großen europäischen Stromes, dessen reichbewegtes Leben noch über die Argonautenmythe hinausreicht. Außer den Heroen der Sage haben aber auch die größten historischen Eroberer an der Donau gestanden und an ihren Ufern Lorbeeren gepflückt. Darios, der makedonische Alexander, Trajan, Attila, Karl der Große, Dschingischan, Sulejman, Napoleon. Das »Nibelungenlied« verknüpft die beiden sagenreichsten Ströme Europas — Donau und Rhein — mit einander. Wenn gleichwohl der letztere im Liede verherrlicht worden ist, während sein ebenbürtiger Rivale leer ausging, liegt die Schuld auf Seite der alten Säger und modernen Wanderrhapsoden, die die Idylle der gewaltigen Majestät vorzogen, die localen Märchen anziehender fanden, als die großartigen Völkersagen des Ostens. Diese Schuld ist noch immer nicht abgetragen, denn noch harret die Donau ihres Biographen, der Sage und Geschichte in ein fesselndes Gesamtgemälde zusammenfaßte und das altersgraue Haupt Vater Danubius' mit dem Lorbeer schmückte.

Eine Donaureise vom Ursprunge des Stromes bis zu dessen Mündung ist eine Fahrt durch halb Europa. Sie bringt den Wanderer aus den romantischen Thälern des Schwarzwaldes bis vor die Thore von Constantinopel. Von der Gesamtlänge des Stromes mit 2860 Kilometern, entfallen 954 Kilometer auf die deutsche und österreichische Strecke, 940 auf die ungarische und 966 auf die walachisch-bulgarische. Nimmt man das Durchschnittsgefälle des Wasserlaufes mit 1 Meter an, was der Wahrheit ziemlich nahe kommt, so benöthigt ein Wassertheilchen, das im Strome treibt, 331 Tage, um die ganze Strecke von Donau-Eschingen bis Sulina zurückzulegen, also etwas über dreieinhalb Monate für jeden der drei Hauptabschnitte.

Für unsere Zwecke kommt selbstverständlich nur das letzte Drittel des Stromlaufes in Betracht . . . In majestätischer Größe gleitet der stille Strom durch das schmucklose, einförmige ungarische Tiefland. Keine lachenden Ufer säumen ihn, keine stolzen Paläste schauen auf seine trüben Fluten herab. Dede

und Wildniß erinnern an die wildbewegten Zeiten, wo sich an dem gelben Ufer die Zeltstädte der Hunnen und später jene der Magyaren unter Arpad erhoben. So geht es viele Stunden fort, bis an den Strommündungen der Drau und Save einige Abwechslung Platz greift. An der Mündung der letzteren liegt das altberühmte Belgrad: einst ein Bollwerk des Türkenthums, an welchem mancher Ansturm deutscher Heere zerschellte, das aber ein Prinz Eugen und ein Laudon zu bezwingen wußten. Es gibt keinen Punkt an der Grenzlinie zwischen Abendland und Orient, der eine ähnlich wichtige Rolle gespielt hätte,



Das Eiserne Thor.

wie die »Weiße Burg« der Serben. Auf hohem Ufer, von zwei Strömen bespült, ragt die Festung empor. Von hier ab befinden wir uns im orientalischen Abschnitte der Donau, wo die Romantik des Strombildes allmählich vor der des fremdartigen Volkslebens zurücktritt. Der Uebergang findet freilich nichts weniger als unvermittelt statt. Ja in der Strompartie der unteren »Donauenge« hat die Natur vielmehr ein Schaustück geschaffen, wie ein ähnliches kein anderer Strom aufzuweisen hat. Dieses Schaustück ist der großartige Strompaß »Kazan«, welcher beim einsamen Felsen »Baba Kai« beginnt und beim berühmten »Eisernen Thor«, das aber landschaftlich uninteressant ist, endet. Ungeheurere Felsstürze engen das Donaubett hier ein und geben ihm



die enorme Tiefe von 74 Metern, wohl die größte Stromtiefe, die in Europa gemessen wurde. Würde die Donau stromauf und stromab trocken liegen, im Kazan bliebe ein See zurück, der noch immer eine durchschnittliche Tiefe von 40 Metern besäße. In diesem großartigen Stromdefilée sind bemerkenswerth: Die prachtvolle Szechenyi-Straße mit ihren Gallerien und Aufmauerungen; die »Veterani-Höhle«, welche als Vertheidigungsobject der Oesterreicher in den Türkenkriegen zweimal eine Rolle gespielt hat; die Spuren des einstigen »Trajansweges« auf dem rechten Ufer mit der noch erhaltenen »Trajanstafel«,



Cultricha.

welche diesen für jene Zeit bewunderungswürdigen Straßenbau der Nachwelt überliefert hat. Schließlich sei noch der kleinen Insel Uda Kaleh, unweit des Eisernen Thores, gedacht, welche bis zur Besitzergreifung der Oesterreicher im Jahre 1878 einen Außenposten des Türkenthums in diesem Theile der Donau bildete, nachdem die Uferländer des Stromes längst nicht mehr in türkischem Besitze waren.

Das »Eiserne Thor« ist nicht das, für was es allgemein gehalten wird. Es ist kein wilder, von hohen Wänden eingeschlossener Strompaß, sondern eine fast flachufrige Stromschnelle, welche aus einer Anzahl von Felsbänken und Klippen besteht und die in ihrer Gesamtheit einige Aehnlichkeit mit dem

ersten Nilkatarakt — der aber hundertmal großartiger ist — besitzt. Für die Schifffahrt ist diese Schnelle freilich ein bedeutendes Hinderniß, das bisher weder moderner Unternehmungsgeist, noch auch moderne Technik zu beseitigen vermochte.

In seinem weiteren Laufe zwischen Rumänien und Bulgarien erreicht der Strom seine volle majestätische Größe. Tagereisen weit befahren ihn Segelschiffe und die großen Dampfer sind so stattlich wie Hochseeschiffe. Die Ufer aber sind bar alles Reizes. Nur das bulgarische Gestade hat hin und wieder hübsche Partien, wie bei Nikopoli und Sifstowo, während das rumänische trostlos flach ist. Diesen Charakter behält der Strom bis zu seinem ausgedehnten, eine Sumpf- und Wasserwildniß bildenden Delta, welches im Süden von der Dobrudscha begrenzt wird.

Von hier ab treten wir in das engere Gebiet unserer Schilderungen. . . Die Dobrudscha ist gewissermaßen ein riesiger Brückenkopf der Balkanhalbinsel, auf allen Seiten von natürlichen Grenzen eingeschlossen: im Norden und Westen von der Donau, im Osten vom Schwarzen Meere, im Süden von dem Fluß und See Karasu, welche Gewässer die Halbinsel in der Linie Tschernawoda-Küstendsche von Bulgarien sozusagen abtrennen. Hier, wo der einzige thalartige Einschnitt das nordöstliche Plateau der Balkanhalbinsel in zwei größere Abschnitte gliedert, sind noch heute die Ruinen der trajanischen Fortificationen vorhanden: ausgedehnte Wälle in doppelter Linie, dormalen freilich ohne jede militärische Bedeutung. In Tschernawoda, dessen Eisenbahn-Etablissement und Uferbauten den Reisenden sofort in die Augen fallen, hat die Dobrudscha auf der Donauseite noch einen letzten schwachen Anstrich von Kultur. Dann ist's vorüber. Bekanntlich zieht von diesem Orte bis Küstendsche am Schwarzen Meere seit Anfang der Vierziger Jahre ein etwa 50 Kilometer langer Schienenweg quer durch das Land. Es war dies der erste Versuch, in der europäischen Türkei Eisenbahnen zu schaffen. Aber wie im Orient eine jede Anregung zu fortschrittlicher Entwicklung durch die unbesiegbare Macht uralter Anschauungen und Einrichtungen gehemmt wird, blieb es auch in dieser Richtung noch geraume Zeit bei dem ersten schüchternen Anlaufe.

Von Tschernawoda ab gewinnen die Donau-Ufer an Höhe. Das Land hat Steppencharakter; weit und breit ist kein Baum zu erblicken. Schon im



Frühommer beginnen die mattenähnlichen Gründe Farbe und Frische zu verlieren, in den heißen Monaten aber brüten Fieberdünste in den abgedorrtten Flächen, über Sümpfen und Seen. Vor dem letzten großen Orientkriege haben übrigens die ottomanischen Behörden weidlich dazu beigetragen, die Dobrudscha noch mehr zu verwüsten. Um für den Fall einer russischen Invasion das Vorfeld frei zu halten, wurde fast der ganze Baumwuchs am Ufer vernichtet. Dampfer, welche in jener Zeit hier vorüber kamen, mußten anhalten, um der Gefahr zu entgehen, durch die vom Sturme über und in den Strom geschleuderten Feuerbrände Schaden zu nehmen. Erwägt man, daß die Donau zwischen Hirşowa und Matschin in zahllose Arme sich spaltet und viele dichtbestandene Inseln bildet, so kann man ermessen, welche Ausdehnung diese Brände mitunter hatten.

Der Schiffsverkehr ist in diesem Stromabschnitte ein sehr bedeutender. Selbst während des Winters verkehren die Seeschiffe kleinerer Gattung unbehindert bis Silistria, Kustschuk, ja selbst bis Widdin. Es ist ein höchst eigenenthümliches, malerisches Bild, diese Seefahrzeuge mitten im Strome dahingleiten zu sehen, besonders im Winter während eines heftigen Schneesturmes. Jene Schiffe, welche nur für die Stromfahrt bestimmt sind und nie in See gehen, besitzen ungemein hochgebaute Achterdecke, um den Steuerleuten den freien unbehinderten Ausblick auf das vorliegende Fahrwasser zu ermöglichen. . . . Die »blaue Donau«, welche ruhig und majestätisch in ihrem ungeheueren breiten Bette dahinströmt, erinnert hier wehmüthig an ihre Jugend, als sie noch an waldigen Höhen und stolzen Burgen vorüberzog und ein Walzerkönig sie in verlockenden Tanz-Rhythmen verherrlichte. Diese Erinnerung ist vorüber; eine schmutzige, kaum wahrnehmbar fließende Wassermasse durchzieht die sumpfige Niederung.

Zu der großen Einförmigkeit dieses Bildes trägt namentlich derjenige Theil der Dobrudscha bei, welcher der Stadt Galatz gegenüberliegt. So weit das Auge reicht, dehnt sich Steppe, nur einmal von den Linien eines mäßigen Bergrückens unterbrochen. Im Winter brausen die Nordstürme von Bessarabien her über das niedere Donau-Delta hinweg. Wenn dann das Wimmern und Klingeln verstummt und die Sonne die Winternebel durchbricht, erglimmt das unermessliche Schneefeld wie ein stilles, helles Meer, von den Inseln der arm-

seligen Niederlassungen unterbrochen. Im Donau-Delta selbst gibt es ungeheure Schilffelder, Dschungeln, in denen Büffelherden hausen und der tatarische Colonist auf primitiver Schilfflöte die Weisen seiner Heimat in die stille Landschaft hinausbläst. Einst sah er bessere Tage. Er hat auf flüchtigem Gespann die Steppen der Krim durchheilt, oder in den Waldthälern des Jaila-Dagh genächtigt, um mit dem heraufdämmernden Morgen von den Vorhöhen des Gebirges auf die Residenz der einstigen Khane seines Volkes — das liebliche Bagtschisaraj — hinabzuschauen. Dort lag seine Wiege und sein Glück, bis der Kosak ihn aus seiner Behaglichkeit aufrüttelte und er zum Wanderstabe griff, um sein Haupt auf fremdem Boden zur Ruhe zu bringen.

Wie man weiß, bezweckte die Pforte mit der Ansiedlung der Krim-Tataren in der Dobrudscha das moslimische Element daselbst zu stärken und das Uebergewicht der bulgarisch-rumänischen Mitbewohner zu brechen. Es war ein Colonisationswerk, das gleichzeitig eine militärische Maßregel gegen — Rußland in sich schloß. Diese Absicht ist übrigens nicht erreicht worden. Die Tataren waren und blieben nämlich jederzeit ein unkriegerisches Volk; sie hatten die Dobrudscha bevölkert, den Boden nach Möglichkeit urbar gemacht und sich dieser Art dem Lande unleugbar nützlich erwiesen; aber ihr militärischer Wert blieb immerdar gleich Null.

Durch den schmalen Arm von Sulina geht die Fahrt wieder in die unermesslichen Schilf- und Binjewälder hinein — eine eintönige Wasserwildniß, belebt von dem Geflatter und Gekreisch von Möven, Reihern und anderem Wasserwild. Weit entfernt schön zu sein, hat diese Landschaft gleichwohl einen unleugbaren Reiz. Wir befinden uns hier im Mündungsbereich des zweitgrößten Stromes von Europa, eines Stromes, der als Culturvermittler die verschiedenartigsten Völker und Länder aneinander kettet, und gerade hier, wo er seine Fluten dem nahen Meere zuwälzt, eine bunte Reihe von Bildern und Eindrücken in unserer Erinnerung wieder lebendig werden läßt. Noch etliche Stunden Fahrt, dann taucht ein dunkler Streifen über den Horizont: das Meer. Zwei gewaltige Leuchthürme bewachen das Wasserthor. Rechter Hand erblickt man malerische Häusergruppen zwischen Gärten — die Wohnstätten, Kirchen, Magazine, Lagerhäuser und Schiffahrts-Agentien des aufstrebenden Sulina.



Man muß die Geschichte Sulinas kennen, um zu ermessen, was hier in den letzten Jahrzehnten geleistet wurde. Auf Grund eines Artikels des Adriano-peler Friedens war es den Russen, welche damals die Donau-Mündungen besaßen, untersagt, das Delta zu bevölkern. Im Principe hielt sich die russische Regierung an diese Bestimmung; indeß ward schon zu Beginn der Dreißiger Jahre an der Mündung des Sulina-Armes eine Quarantäne-Anstalt errichtet, und bald nachher erhoben sich die ersten Hütten eines neu entstandenen Dorfes. Die Lage inmitten ausgebreiteter Sümpfe, Dünen und Barren war keineswegs darnach, der neuen Niederlassung eine besonders glänzende Zukunft vorherzusagen. Man muß hierbei in Betracht ziehen, daß der damalige Donauverkehr ganz geringfügig war, da die Seeschiffe der Verschlammungen und Versandungen halber in den Strom nicht einlaufen konnten. In jener Zeit waren Schiffbrüche das regelmäßige Tagesereigniß in Sulina. Reisende, die sich hieher verirrt hatten, fanden die schlammige Wasserfläche mit Schiffstrümmern übersät; aus den Untiefen ragten die geborstenen Wracks gleich dem Wasser entstiegene Särgen empor, oder es brachen sich die heranrollenden Wellen an den über dem Meeresspiegel aufragenden Masten und Raaen versunkener Schiffe. Selbst am Strande waren derlei Wracks nichts seltenes. Sie vermoderten im Laufe der Zeit, ohne daß eine Hand sich gefunden hätte, diese Zeugen gräßlicher Katastrophen zu entfernen und so dem Reisenden wenigstens den Anblick lauernder Schrecken zu ersparen.

In den Fünfziger Jahren, kurz vor dem Krim-Kriege, war Sulina bereits ansehnlich emporgewachsen. Mit den Jahren hatte man auch in Europa dem entlegenen Stromposten einige Aufmerksamkeit zugewendet. Alsdann kam es zu einem gesteigerten Interesse. Man wies auf Astrachan hin, das unter ähnlichen Bedingungen in den Sümpfen des Wolga-Deltas erstanden war, immer mehr emporzusch, bis es im Mittelalter sich den Rang des ersten Handelsplatzes zwischen Rußland und Mittelasien errungen hatte. Seitdem ist Astrachan freilich wieder stark zurückgegangen, aber die Lage der Stadt trägt hieran keine Schuld. Die Entdeckung Amerikas, die Auffindung eines neuen Seeweges nach Ostindien sowie der großartige Umschwung, welcher sich vom Abend des Mittelalters zum Morgen der Neuzeit vollzog, eröffneten neue, bis dahin ungekannte Handels- und Weltverkehrslinien.

Sulina besitzt indeß noch den weiteren Vortheil, daß es an der Küste eines offenen Binnenmeeres liegt, d. h. durch die Seestraße bei Constantinopel mit dem Mittelmeere und somit mit dem Ocean in Verbindung steht. Das geschlossene Kaspimeer war zunächst nur auf die Productionskraft und die Handelsintensität der barbarischen und halbbarbarischen Uferstaaten angewiesen, denen die Handelsflotte des Binnenmeeres zur Verfügung stand, und auch heute noch steht. In diesem Sinne ist Astrachan auch in unseren Tagen noch immer ein hochwichtiger Handelsplatz.

Vor dreißig Jahren besaß Sulina nur eine Flucht hölzerner Häuser, welche da und dort, ohne systematische Ordnung zu einander, auf Piloten standen. Während der heißen Jahreszeit verpesteten die Sümpfe der Nachbarschaft die Luft des Delta-Landes, indeß während der Wintermonate die Bewohner in ihren armseligen Buden von der Winterkälte und den durch außergewöhnliche Heftigkeit sich auszeichnenden Schneestürmen entsetzlichen Leiden ausgesetzt waren. Heute ist Sulina ein ansehnliches Städtchen, mit steingebauten Häusern, Uferdämmen, Quais, Magazinen, Waarenhäusern und Comptoirs. Jahraus und jahrein laufen zahlreiche Schiffe und die Dampfer der meisten seefahrenden Nationen das Thor der Donau an.

War es früherer Zeit einmal einem größeren Seeschiffe gelungen, über die Barre an der Mündung des Sulina-Armes hinwegzukommen, so lag für dasselbe die Gefahr nahe genug, nicht sobald wieder in die See gelangen zu können. Es war nichts Seltenes, daß derlei stromab segelnde Seeschiffe monatelang in Sulina vor Anker liegen mußten, ehe sich ihnen die Gelegenheit darbot, das offene Meer zu gewinnen. Auch seit der Regulirung des Sulina-Armes erfordert die Fahrt durch denselben große Vorsicht. Das Fahrwasser ist schmal, das Flußbett stellenweise gewunden. Zu beiden Seiten erstrecken sich unabsehbare Binsenwälder, in denen nur ab und zu eine Herde Büffel dem Auge sichtbar wird. Kein sicherer Pfad durchschneidet diese Wildniß; zur Zeit der Hochwässer sind weite Landstrecken Sumpf- und Wasserwüste. Dann absorbirt das Delta, das eine Fläche von circa 2700 Quadratkilometern bedeckt, eine bedeutende Wassermenge, die erst bei abnehmendem Wasserstande allmählich zur Donau abfließt. Der Rückstand der Ueberschwemmungen bedeckt den sandigen Untergrund mit einer Lehndecke, welche die Ursache der ausgebreiteten See- und



Sumpfbildung ist. Eine halbmondförmige Zone von Dünen erstreckt sich längs des ganzen Delta-Randes in einer Ausdehnung von ungefähr 80 Quadratkilometern Flächenraum, von welchem der nördliche Theil den Leti-Wald trägt. Ebenso hat der zwischen dem mittleren und südlichen Mündungs-Arme über 44 Quadratkilometer sich ausbreitende Kara Orman-Wald Sanddünen zur Unterlage, und auch die Küste zu beiden Seiten des südlichen Mündungsarmes wird auf 18 Kilometer von Dünen begleitet.

Wenn man im Allgemeinen von »drei Mündungsarmen« im Donau-Delta spricht, darf nicht übersehen werden, daß die Bifurcation an zwei verschiedenen Stellen stattfindet; d. h. der Strom theilt sich zuerst in zwei Arme, und in der Folge geht von dem einen dieser Hauptarme, dem südlichen, ein dritter Arm ab. Die erwähnten zwei Arme sind der Kilia-, oder nördliche, und der St. Georgs-, oder südliche Ast. Der Sulina-Ast geht vom Hauptmündungsarme ungefähr 6 Kilometer stromab der ersten Bifurcation ab. Daraus erhellt, daß selbst im Falle des quantitativ gleichen Wasserabflusses in beiden Hauptarmen, die durch den St. Georgs-Ast abgehende Wassermenge infolge der erneuten Bifurcation in den eigentlichen Georgs- und in den Sulina-Ast, auf zwei Mündungsarme vertheilt wird, diese beiden Arme also die gleiche Wassermenge führen, wie der Kilia-Arm allein.

Soweit die Theorie. Die praktischen Untersuchungen haben aber, wie aus den Elaboraten und Karten der Donau-Commission hervorgeht, noch andere interessante Thatsachen zu Tage gefördert. Der Kilia-Ast führt nämlich nicht 50 Procent der Gesamtwassermenge des Stromes ab, sondern etwa 67 Procent, also zwei Drittel. Dieser Mündungsarm erreicht nach einem gekrümmten und vielfach getheilten Laufe das Meer, indem er von Kilkow ab ein eigenes kleines Delta mit 3 großen und 19 kleineren Aesten bildet. Die Mündungen der großen Aeste führen die Namen Dtschakow-, Neue Stambul- und Alte Stambul-Mündung. Die Tiefe sinkt bei normalem Wasserstande an keinem Orte unter 5 Meter, erreicht bei Kilia sogar 31 Meter, erst an den vor den Mündungen liegenden Barren fällt die Tiefe bedeutend herab. Sie beträgt im Dtschakow-Aste 0.6 Meter, an der Neuen Stambul-Mündung 1 Meter, an der Alten Stambul-Mündung vollends nur 0.3 Meter. Während also im Kilia-Arme selber die größte Stromtiefe im Donau-Delta zu verzeichnen

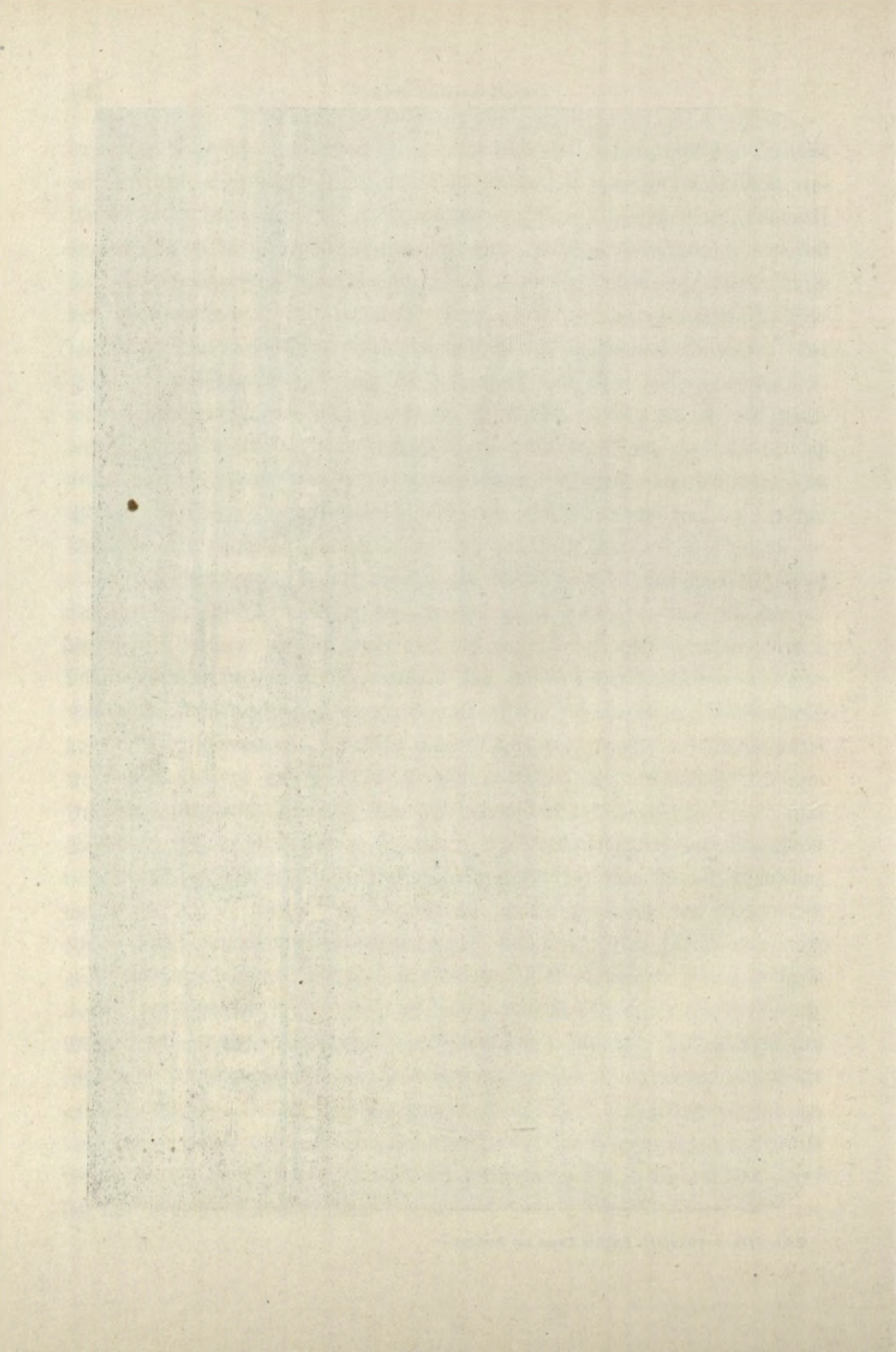
ist, haben seine Mündungsarme unter allen drei Hauptmündungen des Stromes weitaus die geringste Tiefe. Der St. Georgs-Arm hat nämlich bei Redriles eine Tiefe von 2 Metern; an der Sulina-Mündung betrug die Wassertiefe vor der Regulirung 3 Meter. Der St. Georgs-Arm hat im Durchschnitte eine fast doppelt so große Breite, als der Sulina-Arm. Die Wassermenge, welche durch den St. Georgs-Arm abfließt, beträgt aber ein Drittel der gesammten Wassermenge des bei der ersten Bifurcationsstelle sich theilenden Stromes. Der Sulina-Arm führte ursprünglich nur ein Dreizehntel der gesammten Wassermenge; die Strömung war bei niederem Wasserstande 0·17 Meter, bei anhaltendem Ostwinde ist sie sogar rückläufig, weil die Oberfläche des Meeres bis 1·2 Meter über den Nullpunkt ansteigen kann, während der Nullpunkt des Pegels zu Braila (190·8 Kilometer oberhalb der Mündung) nur 1·08 Meter Seehöhe hat.

Nach Beendigung des Krim-Krieges wurde eine europäische Commission berufen, die darüber zu entscheiden hatte, welcher von den drei Mündungsarmen der Donau regulirt und der Schifffahrt zugänglich gemacht werden sollte. Die Wahl war so leicht nicht. Die meiste Aufmerksamkeit wurde dem St. Georgs-Arme, also dem südlichsten des Deltas, zugewendet. Man scheint damals noch keine Kenntniß davon gehabt zu haben, daß der nördliche, oder Kilia-Arm eine fast doppelt so große Wassermenge führt, als der St. Georgs-Arm. Bei diesem galten als besondere Vortheile: die größere Tiefe, die raschere Strömung, das geräumige breite Bett. Die Untersuchungen im Kilia-Arme hatten ergeben, daß die vielfachen Verzweigungen desselben an der Mündung, welche der Barrenbildung den weitesten Vorschub leisten, sich dem angestrebten Zwecke ebenso hinderlich erweisen würden, wie das leichte Fahrwasser, die geringe Breite, des Schifffahrtscanales, die vielen Krümmungen und vor Allem die ungünstigen Verhältnisse an den vielen Mündungspunkten dieses Armes. Dagegen konnte nicht außer Acht gelassen werden, daß der Sulina-Arm von jeher dem Verkehre diene und trotz seiner geringen Wassermenge und seiner geringen Strombreite die meisten Chancen für eine erfolgreiche Regulirung bot. Zudem stellte sich der Kostenvoranschlag für die Regulirung der Sulina-Mündung billiger als jener für die Georgs-Mündung. Dieser Voranschlag belief sich auf 17·0 Millionen Francs.





Sulina.





Wir übergehen die leitenden technischen Principien, welche den geplanten Arbeiten zu Grunde lagen. Das einzige Detail, welches wir zum besseren Verständnisse der nachfolgenden Zeilen vorbringen müssen, ist eine hydrotechnische Erfahrung, auf der das Princip von Stromregulirungen beruht. Um nämlich die Sediment-Ablagerungen vor einer Strommündung zu verhindern, werden möglichst lange Uferdämme errichtet. Dadurch wird das Strombett eingeeengt, der Querschnitt vertieft und die Geschwindigkeit der abströmenden Wassermenge derart erhöht, daß diese ihre Sedimente an einem entlegenen Orte ablagert. Diese bauliche Anlage hat allerdings zur Folge, daß die Niederschlagsmengen zumeist hart vor den Endpunkten jener Dämme vom Strome abgesetzt werden, d. h. die Barrenbildung im Grunde nicht vermindert, sondern nur an einen anderen Ort verlegt wird und hier ähnliche Uebelstände hervorruft, wie sie vordem an der unregulirten Strommündung bestanden. Bei der Sulina-Mündung hat man ganz dieselbe Erfahrung gemacht und sich wiederholt gezwungen gesehen, die Dämme sowohl zu verlängern, als in ihrem Profile zu verstärken. Damit wurde zunächst erzielt, daß die Sedimente auf eine weitere Strecke ins Meer getragen wurden und sich auf breiterer Fläche ablagerten, so daß die Barrenbildung fast auf die Hälfte ihrer früheren Höhe herabsank. Alle diese Erfahrungen hatten aber bloß eine örtliche, d. h. nur für die Sulina-Mündung gültige Bedeutung. Daß die Barrenbildung nicht einzig und allein von der normalen Ablagerung der Sedimente abhängt, sondern gleichzeitig mit der Richtung und der Stärke der Meeresströmung an der Küste in Zusammenhang zu bringen ist, weiß jeder Hydrotechniker. Aus einer Zusammenstellung der Niveau-Verhältnisse des Küstengrundes auf den Karten verschiedener Zeitepochen nimmt man wahr, daß der Kilia-Arm — beziehungsweise sein kleines Delta — die Tendenz hat, sich südöstlich (also gegen die Sulina-Mündung hin) zu entwickeln. Aus dieser Thatfache geht hervor, daß durch jene Tendenz des Kilia-Deltas, sich in südwestlicher Richtung zu entwickeln, der Sulina-Mündung eine langsam näherrückende Gefahr droht, zu deren Abwehr die Abdämmung der südlichsten Kilia-Mündung — d. i. der alten Stambul-Mündung — nothwendig wäre. Auf diese Nothwendigkeit hat die Donau-Commission hingewiesen.

Mit der Abdämmung der alten Stambul-Mündung hängt aber logischerweise deren regelrechte Regulirung zusammen, da mit einigen Steinanwürfen oder

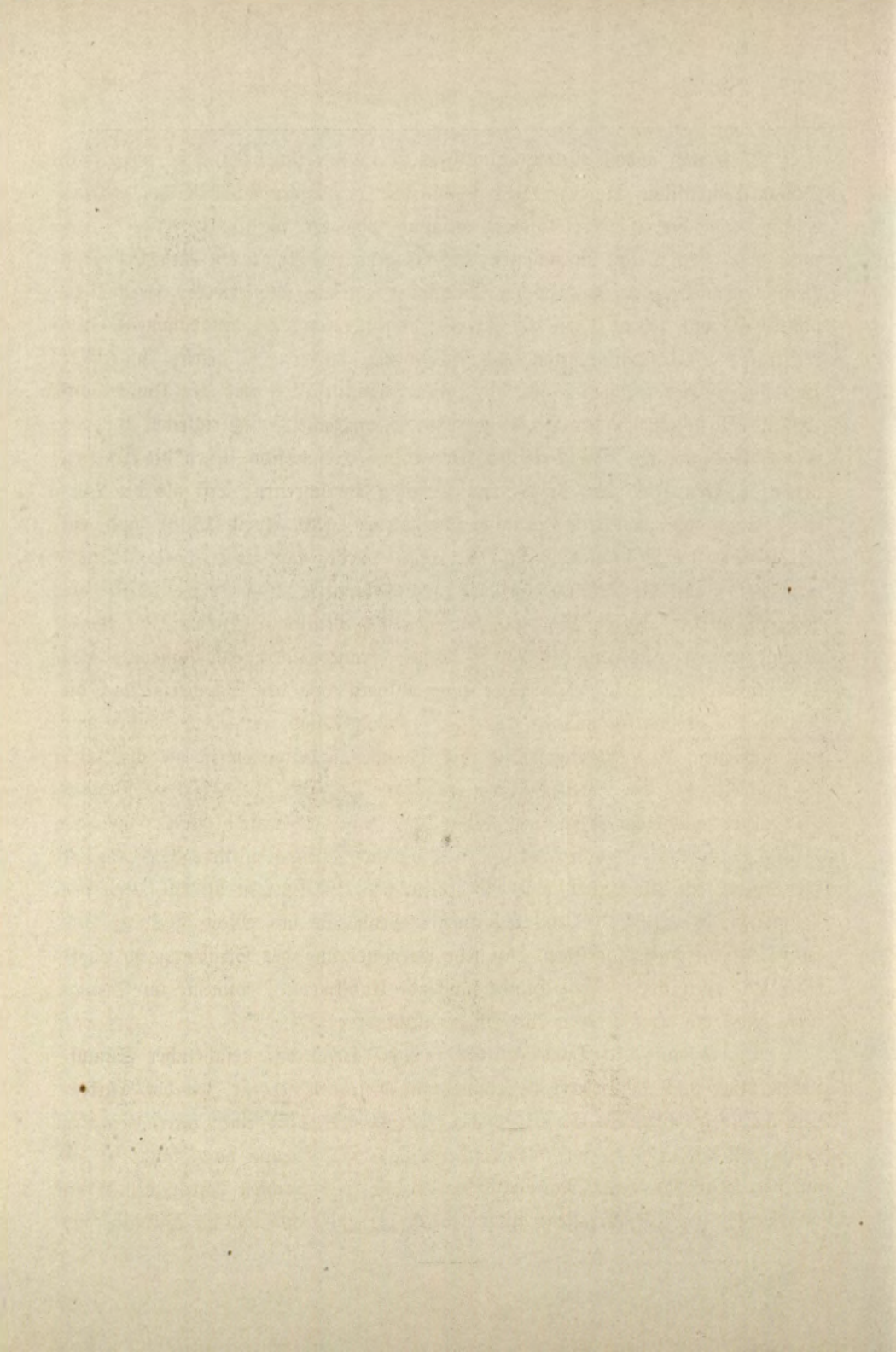
untergeordneten Arbeiten dem angestrebten Zwecke nicht gebient sein würde. Die principielle Guttheißung dieser Regulirung ist von größter Bedeutung für den ferneren guten Zustand der Sulina=Mündung. Durch die herrschenden Nordwinde und die bestehende ziemlich ausgiebige Nord=Süd=Richtung der Meeresströmung längs der Delta=Rüste bleibt die Sulina=Mündung, trotz der aufgewendeten Kosten und der administrativ-technischen Umsicht, beständig gefährdet. Es wäre sonach vom rein technischen Standpunkte gegen die Regulirung der Kilia=Mündung nichts einzuwenden; der Donau=Commission selber müßte eine solche Regulirung, im Hinblick auf die bestehende Sorge für die Sulina=Mündung, willkommen sein, wie ja auch jene Regulirung thatsächlich in ihrem Schooße mehrfach als wünschenswerth, ja als nothwendig bezeichnet wurde. Es bleibt nur noch zu erwägen, ob mit der Regulirung der Kilia=Mündung nicht gleichzeitig auch dem Wasserabflusse im Kilia=Arme derart Vorschub geleistet würde, daß in der Folge durch diesen Arm ein noch größeres Quantum als das dermalige Zweidrittel der Gesamtwassermenge des Stromes abfließen würde. Damit käme man vom Regen in die Traufe. Der Versandung der Sulina=Mündung wäre gesteuert, indeß man dieser Versandung durch die verminderte Wassermenge im Sulina=Arme erneut Vorschub leisten würde.

Die Regulirungs=Arbeiten am Sulina=Arme nahmen am 1. April 1858 ihren Anfang. Man errichtete mit Verwendung von mehr als 18.000 eichenen Piloten und über 100.000 Cubikmeter Steinen (welche 82 Kilometer weit von Tultscha geholt wurden) zwei Dämme von 43 Meter Kronenbreite, der nördliche 1312 Meter, der südliche 915 Meter lang. Die Baukosten betragen mit Inbegriff der zehnjährigen Erhaltungskosten 26 Millionen Francs, d. i. 1500 Francs für den laufenden Meter. Der Erfolg dieses Riesenwerkes war indeß gleichwohl nur ein verhältnißmäßig bescheidener, denn er bestand in einer Vertiefung des Fahrwassers von 27 auf 43 Meter. Während der ersten vier Jahre nach der Beendigung der Arbeiten hatte indeß der Wellenschlag die Krone des Nordarmes in der letzten 200 Meter langen Endstrecke um 1 bis 2 Meter erniedrigt, so daß die Fluten sich über denselben ergossen. Auch sank der Meeresboden durch die am Delta in constanter Richtung von Nord nach Süd gehende Strömung am Dammende von 35 auf 75 Meter, d. h. die früher dort gelagerten Sedimente wurden fortgespült.





Donaumündung.





Diese und andere Calamitäten brachten es mit sich, daß die europäische Donau-Commission im November 1865 den definitiven Ausbau der Bauten beschloß und hiebei einen Kostenvoranschlag von 26 Millionen Francs und zwar nach den Detail-Rechnungen des Ingenieurs Hartley, ansetzte. Das Project enthielt: den Ausbau der Dämme in solidem Mauerwerk; Herstellung von Quais auf beiden Ufern des Hafens; Verlängerung des Süddammes; Correctur der zweiten Bifurcation und Beseitigung mehrerer Untiefen; schließlich Herstellung eines Gebäudes für die Hafen-Administration und den Umbau des Spitals für Matrosen der Handelsmarine. Finanzielle Schwierigkeiten der auf ihre Einnahmen aus dem Verkehre beschränkten Commission ließen die Arbeiten in den Jahren 1867 und 1868 nur langsam fortschreiten; erst als die Vertragsmächte die Collectiv-Garantie übernahmen (30. April 1868) und ein Credit von 37 Millionen Francs bewilligt wurde, kam Leben in das Unternehmen, so daß die Bauten vollendet werden konnten. Die Gesamtkosten der Arbeiten an der Sulina-Mündung betragen 46 Millionen Francs; die Regulierungsarbeiten im Flußbette 23 Millionen Francs, was ein Bauconto von 7 Millionen ergibt. Um dem Leser einen Begriff von den Schwierigkeiten, die mit derartigen hydrotechnischen Arbeiten verbunden sind, zu geben, wollen wir nur erwähnen, daß bei Baggerung des Flußbettes beispielsweise an einer einzigen Stelle, bei der ersten Bifurcation nächst Tultscha, bei 170.000 Tonnen Sedimente ausgehoben wurden, ohne daß eine wesentliche Vertiefung des Fahrwassers erzielt worden wäre. Da nun die tägliche mittlere Wassermenge für Sulina die Kleinigkeit von 864 Millionen Cubikmetern beträgt, und mit ihr gleichfalls täglich 208.000 Cubikmeter Sedimente ins Meer abgehen, kann selbst ein Laie daraus ersehen, daß jede Verminderung der Strömung im Laufe einer nur ganz kurzen Zeit Hunderttausende Cubikmeter Sedimente im Strombette selbst absetzt, anstatt sie ins Meer abzuführen.

Die Sümpfe des Donau-Deltas sind die Heimstätte gefährlicher Sumpffieber. Aber auch in anderer Beziehung war dieses Gebiet zur Zeit der Türkenherrschaft sehr verrufen. Es bildete den Versammlungsort eines internationalen Gefindels, wie man es auf einem anderen Orte von Europa wohl kaum wieder antrifft. Uebelthäter aller Nationalitäten, welche zu befürchten hatten, dem Arme der Gerechtigkeit zu verfallen, flüchteten in die undurchdringliche Wildniß, wo

sie nicht Gefahr liefen, von Häschern erreicht zu werden. Außerdem bildeten sich Räuberbanden, mit denen die türkischen Milizen im Bunde standen. Die Pforte vermied es nämlich, angeblich aus klimatischen Rücksichten, in den Städten des Donau-Deltas Garnisonen zu unterhalten. Als Ersatz hiefür creirte sie Wachposten, aus angeworbenen Milizen bestehend, welche, ohne Sold zu erhalten, dem Dienstzwange unterlagen, und zu Zeiten von der Feldarbeit weg in die strohgedeckten Blockhäuser einrücken mußten. Willkür und Grausamkeit bezeichneten ihre Thätigkeit. Um allen Gefahren, welche die Verfolgung der Räuber mit sich bringen konnte, zu entgehen, und eventuell Antheil an der Beute zu haben, hielten Wachposten und Wegelagerer gute Freundschaft. So fand sich alsbald in den Dschungeln des Donau-Deltas und wohl auch in der benachbarten Dobrudscha eine bunte Gesellschaft zusammen: Türken und Tcherkessen, Zigeuner und Neger, Bulgaren und Walachen, Russen und Serben, Matrosen aller Nationen, Abenteurer, abgewirtschaftete griechische Kaufleute u. s. w. Mordthaten waren an der Tagesordnung.

Eine wahre Sammergegeschichte ist die Einwanderung der Kogaier (fälschlich »Tataren« genannt) aus der Krim nach der Dobrudscha. Nach dem Krimkriege fing die Bewegung an. Auf Dampfer und Segelschiffe verladen — anders kann man die zusammengesperrte Transportweise wohl nicht bezeichnen — wurden binnen wenigen Wochen 80.000 Kogaier bei Küstendsche ans Land gesetzt. Zu ihrem Empfange hatte man nichts vorbereitet; sie brachten contagiöse Krankheiten mit sich, und viele von ihnen starben schon während der Ueberfahrt. Ihre Leichen wurden kurzweg über Bord geworfen. Um aber das Unheil zu vergrößern, gingen die inficirten Schiffe abermals nach den Häfen der Krim ab, um neue lebende Waare zu holen. Ja es soll sogar vorgekommen sein, daß nach der Ausschiffung Dutzende von Leichen in versteckten Winkeln der Schiffe aufgefunden wurden. Auch auf der weiteren Wanderung in das Innere des Landes bezeichneten Leichen die Spuren dieses unglückseligen Emigrantenzuges. Dann aber zeichnete sich die türkische Verwaltung durch eine neue Brutalität aus. Sie nahm den Bulgaren gewaltsam Zugvieh und Ackergeräthe weg, um den Einwanderern die Möglichkeit zu bieten, das ihnen angewiesene Land zu bearbeiten. Und die letztere Thätigkeit trug rascher Früchte, als man erwarten durfte. Der Fleiß der Kogaier brachte es dahin, daß weite Striche der Dobrudscha binnen wenigen



Jahren ein völlig verändertes Aussehen erhielten; an Stelle der öden Steppenstriche waren Aecker getreten. Die Völkermusterkarte der Dobrudscha aber hatte ein neues Element erhalten und dieses war, wenn man gerecht sein will, weitaus das wertvollste. Die Rogaiër waren gute Unterthanen und fleißige Bauern. Der militärische Zweck der Emigration blieb, wie wir bereits erwähnten, unerfüllt.

Werfen wir nur einen orientirenden Blick auf das Land nördlich der unteren Donau — die Walachei. Vorwiegend Tiefland, steigt es in nördlicher Richtung allmählich an, bis zur Kammlinie der transsylvanischen Alpen, welche die politische Grenze zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien bildet. Die Abdachung des siebenbürgischen Alpengebirges nach dem Tieflande zu prägt sich in einer Reihe von parallelen Gebirgszügen aus, welche zwischen den südwärts strömenden Flüssen streichen, allmählich an Höhe verlieren, und zuletzt als vereinzelte Hügelwellen den Uebergang zur Ebene bilden. Die Abdachung ist eine vollkommen gleichmäßige, ohne auffällige Abstufungen. Dem entsprechend ist auch die Pflanzendecke: auf den nördlichsten Höhen dunkle Nadelholzwälder, Birkenforste und einsame Schluchten; alsdann auf den nächsten Abdachungen prächtige Laubgehölze, vorwiegend Buchen und Kastanien, verschönt von malerischen Felsgruppen und fließenden Wassern. Allenthalben liegen hier Klöster verstreut, in denen der Asketismus weniger als irgend sonstwo eine Heimstätte gefunden hat. Bei den unwissenden, aber lebenslustigen Mönchen finden sich zu Zeiten die weltmüden Sprößlinge alter Bojaren-Familien ein, um sich von allen Schlacken der Weltlichkeit zu reinigen. Der Versuch soll nicht immer glücken; arkadische Zustände treten den wohl nicht sehr ernst gemeinten asketischen Absichten störend entgegen.

In der nächst tieferen Region überwiegt die Cultur der Rebe und des Obstbaumes. Die Hügel sind von Ahornen und Eichen gekrönt und aus ihrem Schatten schaut man auf die unabsehbare Ebene hinaus, welche den Segen aller Tiefeländer birgt, die nach dem Abströmen des Meeres trockener Boden geworden sind. In diesem Sinne läßt sich die walachische Tiefebene mit dem Tieflande der Donau und Theiß, der Po-Ebene und anderen ähnlichen Vertlichkeiten in eine Linie stellen. Indes ist in der Walachei nur ein Bruchtheil thatsächlich angebauter Boden. Wiesengründe überwiegen und der ganze östliche Abschnitt des Landes, welcher des schützenden Walles der transsylvanischen Alpen

entbehrt, ist hauptsächlich Steppe, der Tummelplatz heftiger und andauernder Nordoststürme, die über das unermessliche Tiefland von Mittel- und Südrußland zur Donau niederstreichen. Der Einfluß dieser kalten Polarströmung ist übrigens im ganzen Lande fühlbar; die Walachei hat ein ausgesprochenes Continental-Klima, mit sehr heißen Sommern und excessiv kalten Wintern. In der Tertiärzeit war die walachische Ebene ein Golf, in welchen die Donau, nachdem sie



Landschaft in der Dobrudscha.

das pannonische Binnenmeer durchströmt hatte, sich ergoß. Ueberreste jener riesigen Thiergeschlechter, welche in jener Entwicklungsperiode der Erde ihr Dasein fristeten, beweisen, daß die Landbildung noch in der Diluvialzeit sich fortsetzte; denn man hat solche Ueberreste östlich von Bukarest und Plojesti im quartären Schutt und Thon gefunden.

Interessanter noch denn als geologisches Gebilde erscheint uns die walachische Tiefebene — dieses »Glacis von Siebenbürgen« — als Tummelplatz der verschiedenartigsten Völker, welche vom östlichsten Donau-Thore her in die Gegenden der Karpathen und der Balkan-Halbinsel im Verlaufe vieler Jahr-



hunderte nacheinander einbrachen. Sie sind inſgeſamt — die Magyaren und Bulgaren ausgenommen — eben ſo raſch wieder verſchwunden, als ſie gekommen waren. Den Anfang in dieſer kaleidofkopartigen Völkergeschichte bilden die Daker. Sie waren von thrakiſcher Abſtammung und bildeten mit den eigentlichen Thrakern (die in zahlreiche Stämme und mehrere Staatsweſen geſpaltet waren), den Geten und Triballern und wahrſcheinlich auch mit den Lelegern



Die Donau bei Matſchin (Dobruſſcha).

und Makedoniern, dann den Venetern, Liburnern, Zapyden und anderen wenig gekannten Völkern, die thrako-illyriſche Gruppe der eraniſchen Völker des Alterthums auf europäiſchem Boden. Auch die um den Nord- und Oſtrand des Schwarzen Meeres herum angeſiedelten Völker — Skythen, Alanen, Sarmaten, Tazygen und Kogolanen, waren deſſelben Stammes.

Auf Grund dieſer Stammverwandtschaft zahlreicher Völker, welche den ganzen Raum zwiſchen der Südküſte von Thrakien bis zum Weſtufer des Kaſpiſchen Meeres einnahmen, iſt es unmöglich, das Verbreitungsgebiet der Daker feſtzuſtellen. Ihr ſicherer Hort war das bergumſchirmte Siebenbürgen, in welchem

sie allen äußeren Einflüssen und Bedrohungen widerstanden. In dem heutigen Siebenbürgen waren indeß die Daker gleichwohl nicht autochthon. Man nimmt an, daß sie aus dem südwestlichen Thracien — der Gegend in und um dem Rhodope-Gebirge — nordwärts abzogen, die Donau überschritten und jenes Bergland nördlich von der unteren Donau zum neuen Heimsiß machten. Die Geten hingegen blieben an der Donau sitzen, und Dio Cassius, dem wir die ältesten Nachrichten über diese Völker verdanken, unterscheidet genau die nördlich der Donau wohnenden Daker von den südlich dieses Stromes sesshaften Geten. Es ist aber damit nicht ausgesprochen, daß das Wohngebiet der Geten nur auf das rechte Donau-Ufer beschränkt war; wahrscheinlich siedelten sie auch nördlich des Stromes.

Die westliche Grenze aller vorstehend genannten Völker bildete die Theiß. Von hier bis in die Alpengegenden hinein siedelten die keltischen Bojer, welche mit den stammverwandten Tauriskern (oder Norikern) in einem Freundschafts-Bündnisse standen. Dieses Bündniß hatte gleichwohl nicht verhindert, daß die Daker siegreich die Theiß überschritten, die Bojer aus ihren Heimsißen verdrängten und selbst die östlichsten Gaue der Noriker bedrohten. Dies ereignete sich in der ersten Hälfte des I. Jahrhunderts v. Chr. Damals hatte ein thatkräftiger Mann, Burvista, die bis dahin meist uneinigen Stämme der Daker mit starker Hand geeint, und die meisten seiner Nachbarn mit Krieg bedroht. Namentlich auf die Länder der Hämus-Halbinsel hatte es der thatkräftige Eroberer abgesehen. Dakische Heere drangen bis Makedonien und Albanien vor und bei Apollonia erreichten sie sogar die Adria. Ihre unmittelbaren Nachbarn und Stammverwandten, die Geten, wurden von Burvista dem neuen Staatengebilde einverleibt.

So war das dakische Reich (etwa um die Mitte des I. Jahrhunderts v. Chr.) zu Stande gekommen. Die Herrlichkeit hat aber nicht lange gedauert. Nach dem Tode Burvistas folgte eine Zeit der Drangsal, über deren Einzelheiten wir leider nicht unterrichtet sind. Sicher ist, daß die Geten abfielen; alsdann scheint der sarmatische Stamm der Sazygen, welcher früher nördlich der Bojer bis in die Karpathen-Gegenden hinein siedelte, aber von den Heerschaaren Burvistas versprenget wurde, in Siebenbürgen eingefallen zu sein. Auch die östlichen Nachbarn werden nicht zu den friedlichen gezählt haben. Ihren kriegerischen Geist



verloren aber die Daker gleichwohl nicht, und er bethätigte sich in erster Linie gegen das immer tiefer in Illyrien eindringende Rom und seine Bundesgenossen. Die dakischen Raubkriege bildeten eine beständige Bedrohung der römischen Interessen in jenem Gebiete. Schon Julius Cäsar hatte sich mit dem Plane getragen, diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen und die Hämus-Halbinsel einschließlich ihrer nördlichen Nachbargebiete dem Scepter Roms zu unterwerfen. Es kam aber nicht dazu; es sollten noch anderthalb Jahrhunderte vorübergehen, bis die dakische Herrschaft für immer gebrochen wurde.

Den Anfang machte Octavianus Augustus. Ihm lagen die Dalmater und die Illyrier näher als die Daker, und die Bezwingung der ersteren schien ihm wichtiger, als ein Abenteuer an der entlegenen unteren Donau. Gleichwohl suchte er nach Ausbruch des Thronkrieges mit Marc Antonius Bundesgenossen in Thracien, wie denn auch umgekehrt die thrakischen Duodez-Könige Hilferufe nach Rom sandten, um die Gefahr abzuwenden, die ihnen von Seite der mit Antonius verbündeten Daker drohte. Von dieser Zeit ab dreht sich durch Jahrzehnte die ganze Geschichte jener Länder um dakische und sarmatische Einfälle in Mösien und Thracien, und deren Abwehr durch einheimische Fürsten und die mit ihnen verbündeten Römer. Der verdienstvolle Forscher Robert Koesler hat diese Zeit des Ringens eingehend nach den antiken Quellen geschildert und das Dunkel, welches jene bis dahin umgab, gelüftet. Für unsere Zwecke sind diese historischen Einzelheiten weniger von Belang. Mit Beginn der neuen Zeitrechnung scheint eine längere Periode des Friedens hereingebrochen zu sein; Koesler schätzt sie auf volle fünfzig Jahre. Dagegen wurden nun die Geten in Mösien, welches eine römische Statthalterschaft geworden war, störrisch; es gab endlose Reibereien mit ihnen und ihren Verbündeten, den Sarmaten. Am heftigsten wurde um Negissus (wahrscheinlich das heutige Szatcscha in der Dobrudscha, unterhalb von Galatz) gekämpft. Zuerst von einem Thraferkönige den Geten entrisen, ging der Platz wieder verloren, bis ihn die Römer, welche auf einem Geschwader den Strom herabgekommen waren, dauernd in Besitz nahmen.

Die ganze zweite Hälfte des I. Jahrhunderts n. Chr. war mit Expeditionen und Maßnahmen gegen die unruhigen Nachbarn nördlich der Donau erfüllt. Zu einem wahrhaft entschiedenen Auftreten gelangte aber erst Kaiser Trajan, dessen Name mit dem Ruhme der römischen Waffen an der unteren

Donau und den Schicksalen des dakischen Volkes und Reiches unzertrennlich verknüpft ist. Trajan faßte die endgiltige Einverleibung Dakiens in großartiger Weise auf. Unter seinem Vorgänger, Kaiser Domitian, waren die Daker unter dem thatkräftigen Könige Dekebalus neu erstarkt. Sie fielen in Mösien ein, rammten die Römer über den Haufen und kehrten siegesbewußt in ihre Berge zurück. Ein nachgesendetes Römerheer wurde in den siebenbürgischen Pässen geschlagen und verlor Feldzeichen und Kriegsgeräth. Ein erneuter Einfall der Daker in Mösien war die nächste Folge. Da rafften sich die Römer auf und drangen siegreich (wahrscheinlich durch den Vulcan-Paß) bis unter die Mauern Sarmizigethusa's (im Strelthale unweit des heutigen Hatszeg) vor. Vielleicht wäre es schon damals mit der Herrlichkeit Dekebalus' für immer vorüber gewesen, wenn nicht die Niederlagen, welche Domitian von den Quaden und Markomannen erlitt, die Römer zum Rückzuge aus Dakien gezwungen hätten. Es kam zum Frieden, dessen Scheinerfolg durch geschickte Kniffe den Römern zufiel.

So standen die Dinge, als Trajan zur Herrschaft gelangte. Er hatte die Donau-Gegenden besucht, um sich Klarheit darüber zu verschaffen, wie die Sache anzufassen sei. Im Jahre 100 wurden die ersten Maßnahmen getroffen: es erfolgte die Anlage jener hochwichtigen Militärstraße in der Donau-Enge zwischen dem heutigen Bazias und Orsowa, deren Reste noch immer die Bewunderung der Besucher erregen. Den thurm hohen Felsen und zum Theile überhängenden Schroffen, welche den gewaltigen Strom meilenweit einengen, wurde der Raum für den Straßenkörper durch langwierige Arbeiten mühsam abgerungen. Wer die herrliche Szechenyi-Straße hinabfährt, sieht die Spuren jenes Weges am jenseitigen (rechten) Donau-Ufer. Dermalen ist es ein in den Felsen gehauener Steig, doch war seine Basis einst viel breiter, denn man gewahrt allenthalben etwa 2 Meter oberhalb der Hochwasserlinie zwei Reihen von Löchern im Gestein, von denen die größeren zur Aufnahme der Tragbalken, die kleineren zur Befestigung der Stüßbalken dienten, so daß die Straßenkrone (als Treppelweg) zur Hälfte über dem Strome schwebte. An diesem, »Trajansweg« genannten Steig lagen mehrere römische Militärposten, die sich überall dort befanden, wo das Ufer sich weitete und eine Verbindung mit dem Hinterlande möglich war. So befand sich ein Castrum an der Stelle des heutigen Belgrad, eines bei Gradistje, ferner bei Golubac, Dobra, Milanowac, Orsowa u. s. w.



Ungefähr 15 deutsche Meilen war dieser Weg lang. An zwei Stellen setzte Trajan mit großer Heeresmacht über die Donau, und zwar auf Schiffbrücken, deren eine einige Meilen stromauf von dem heutigen Bazias (bei Kostolac), die zweite am Eingange zum Stromdefilé des »Kazan« (bei Golubinje) hergestellt war. In getrennten Colonnen marschirte das Heer in der Richtung gegen das heutige Karansebes und von hier durch den sogenannten »Eisernen Thor«-Paß hinab in die Thalebene von Sarmizigethusa. Aber das geschah erst im Jahre 102, nachdem das Heer in dem vorangegangenen Winter Standquartiere bezogen hatte. Im Angesichte der dakischen Hauptstadt fand die Entscheidungsschlacht statt, welche die Römer gewannen. Sarmizigethusa erhielt römische Garnison. Dekebalus, der vor dem Kaiser einen Fußfall gemacht hatte, erklärte, der treue Freund Roms werden zu wollen.

Man kennt den Triumph, den Trajan nach seiner Rückkehr nach Rom feierte. In Dekebalus aber war bald wieder der alte Störenfried erwacht. Des slavischen Verhältnisses zu Rom und der Unthätigkeit überdrüssig, suchte er alsbald wieder Händel, welche den Kaiser in seiner Ansicht bestärkten, daß nur dann Ruhe eintreten würde, wenn er das dakische Reich von der Landkarte verschwinden machte. So wurde denn zu einem neuen Kriege gerüstet und vorgearbeitet. Zuvörderst ließ Trajan von dem berühmten Baumeister Apollodorus von Damascus eine Pfeilerbrücke mit hölzernen Spannungen herstellen (eine Strecke weit unterhalb des heutigen Orjowa): ein Werk, zu dem sich bisher nicht einmal die moderne Technik, oder richtiger, modernes civilisatorisches Interesse finden konnte. Es wird angenommen, daß die römischen Heersäulen dieselben Wege, wie im ersten Kriege einschlugen; doch beweist der Brückenbau, daß noch eine dritte Angriffslinie mitwirkte, vielleicht jene, welche aufwärts der Aluta, durch den »Rothenthurmpaß« zieht. Sie führte in den Rücken der dakischen Stellungen in jene Gegenden, in welchen dormalen die Städte Hermannstadt und Klausenburg liegen.

Der Krieg selber, rasch begonnen (104), zog sich in Folge der hartnäckigen Vertheidigung und verzweifelten Kampfweise der Dakier ungefähr zwei Jahre hin und endete mit deren vollständigen Vernichtung. Dekebalus hatte den Tod durch sein eigenes Schwert der Gefangenschaft vorgezogen. Viele Edle folgten seinem Beispiele, indem sie sich vergifteten. Das dakische Reich hatte aufgehört

zu bestehen. Grenzenlos war der Enthusiasmus in Rom, voll großartigen Pompes die Heimkehr und der Triumph des kaiserlichen Siegers. Ein steinernes Denkmal — die Trajanssäule — verewigte die denkwürdigen Thaten dieses Feldzuges, welcher zu den glorreichsten Ruhmesblättern des Römerthums gezählt werden muß.

Nach der Eroberung erfolgte die Colonisation. Aus vielen Provinzen des Reiches wurden Colonisten herbeigezogen, welche in die leer gewordenen Wohnsitze einzogen. Es waren wohl insgesammt »Römer« im politischen Sinne, nicht aber ausschließlich »Lateiner«, obwohl Unteritalien sich lebhaft an der Einwanderung nach Dakien betheiligte hatte. Daß schon damals eine Verschmelzung der dakischen Elemente mit den Colonisten stattgefunden hätte, ist schwer zu glauben, angesichts der numerischen Minderheit der Besiegten und ihrer ablehnenden, ja feindseligen Haltung gegenüber den neuen Ankömmlingen. Wenn aber eine solche Verschmelzung Platz gegriffen haben sollte, war es eine sehr complicirte Blutmischung, denn die »Lateiner« bildeten, wie bereits erwähnt, nur einen Bruchtheil unter den Colonisten. Man hat in der heutigen rumänischen Sprache Ausdrücke angetroffen, welche gallischen und hispanischen Ursprunges sind. Auch alte dakische Wörter sind übernommen worden. Daß überdies die Bogen der Völkerwanderung fast spurlos über die Dakoromanen vorübergegangen sein sollen, ist schwer anzunehmen. Hierüber schreibt F. H. Schwicker: »Nach der Ansicht Jungs und der Vertreter seines Standpunktes mußten wir Folgendes für wahr halten: in Folge der kaum hundertfünfzigjährigen römischen Herrschaft wurde die Masse des dakischen Volkes derart »romanisirt«, daß ihr Romanismus nicht bloß die Herrschaft der Gothen und Hunnen ungeschwächt überdauerte, sondern dieser den Dakern von außen aufgenöthigte Sprach- und Volkscharakter auch während der Gepidenzeit sich forterhielt und das dritthalbhundertjährige Regiment der Awaren spurlos an demselben vorüberging. Sodann kamen Slaven und endlich Magyaren — alle diese Völker brachen herein mit Brand und Mord; von ihrer Grausamkeit erzählen morgenländische und abendländische Historiker auf jedem Blatte, und alle diese Stürme haben das Volk der »Dakoromanen« unberührt gelassen! Weltberühmte Völker traten hier auf den historischen Schauplatz und verschwanden spurlos im Gedränge des Völker ringens; nur an den »Dakoromanen« sollen alle diese Umwälzungen scheu vorübergegangen sein? Dazu gehört wahrlich ein Glaube gar seltener Art, den wir



nicht besitzen. Es wäre ein ethnographisches Wunder ohne Gleichen.« Darnach scheint, abgesehen von der Sprache, nur wenig lateinisches Wesen und Blut auf das rumänische Volk übergegangen zu sein. Das Lateinische war Amts- und Verkehrssprache, und wurde allgemein gesprochen, ohne daß dieserhalb an eine »dakoromanische« Mischrasse gedacht zu werden braucht.

Die nächsten anderthalb Jahrhunderte nach der Vernichtung der dakischen Selbständigkeit hatten die Römer fast ununterbrochen der feindseligen Nachbarn sich zu erwehren. Germanen und Sarmaten waren die gefährlichsten. Die Gothen, welche um 240 am Nordrande des Pontus erschienen, glaubte man durch Geldgeschenke sich vom Leibe halten zu können. Als die Subsidien eingestellt wurden, drangen die Gothen über die Donau, fielen in Mösien ein, wurden aber noch einmal in den mörderischen Schlachten bei Marcianopolis und Naissos (Nisch) geschlagen (269). Die Gothen gingen nun zwar über die Donau zurück, da aber auch sonst die römische Herrschaft ins Schwanken gerieth, wurde Dakien endgiltig geräumt. Um indeß die Erinnerung an die glorreiche Epoche im Volksbewußtsein lebendig zu erhalten, belegte man die römische Provinz am rechten Donau-Ufer mit dem Namen »Dacia« (oder Dacia Aureliani), zum Unterschiede von der den Barbaren überlassenen »Dacia Traiani«.

Am 9. August 377 wurde im Norden von Adrianopel die große Gothen-Schlacht geschlagen, in der das Römerthum auf der Hämus-Halbinsel den Todesstreich erhielt. Es war ein elementares Ereigniß von tragischer Größe. Kaiser Valens fiel an jenem Tage mit 40.000 seiner Krieger. Nach den Westgothen hatten sich die Hunnen in den unteren Donau-Ländern eingefunden. Furchtbar war ihre siebenjährige Schreckensherrschaft, während deren die blühendsten Städte durch Feuer und Schwert zu Grunde gingen. Nach dem Tode Attilas konnten jene Länder sich wieder erholen, um nach zwanzig Jahren die Beute einer dritten großen Invasion, der ostgothischen, zu werden. Alsdann kamen die ersten Slavenstämme, gleichzeitig mit den Bulgaren, dessen Kathan Krum Adrianopel eroberte (813), Constantinopel belagerte und die thrakischen Gaue furchtbar heimsuchte. Ueber diese letzte Völkerbewegung werden wir am Schlusse dieses Werkes, gelegentlich unserer Mittheilungen über Thrakien und Bulgarien, berichten.

Mit dieser Abschweifung bis zum Beginne des IX. Jahrhunderts haben wir einen gewaltigen Sprung über eine dunkle Epoche der rumänischen Geschichte

gemacht. Seit dem Abzuge der Römer, beziehungsweise der römisch-dakischen Colonisten, aus dem aurelianischen Dakien — also seit der zweiten Hälfte des III. Jahrhunderts — verlautet durch ein volles Jahrtausend (bis ins XIII. Jahrhundert) nichts von Dakoromanen. Ein falsch verstandener Patriotismus hat den romanischen Schriftstellern Dinge in die Feder fließen lassen, welche vor der ernstesten und objectiven Forschung nicht bestehen können. Ganz



Der Rothethurmpaß (i. S. 77).

besonders verdächtig erscheint die Ansicht von der Fortexistenz einer zahlreichen dakoromanischen Bevölkerung in dem von den römischen Truppen und der römischen Verwaltung aufgegebenen Dakien. Die Völkerstürme des Mittelalters waren von so verheerender Behemenz, daß mit Recht die Möglichkeit einer ungefährdeten Fortexistenz jener Mischbevölkerung bestritten wird. Was die Wissenschaft zur Aufhellung der Völkerbewegung an der unteren Donau während des Mittelalters an kostbarem Materiale besitzt, hat Robert Roesler zu einem übersichtlichen und kritisch beleuchteten Gesamtbilde vereint. Es hat warme Vertheidiger, aber ebenso heftige Gegner gefunden, letztere, wie nicht anders zu



denken, hauptsächlich in den patriotisch überhitzten Gemüthern der Neu-Romänen, welche nun einmal von der sublimen Anschauung sich nicht losreißen können, ihren Stammbaum unmittelbar bis auf Trajan, oder doch auf Aurelian zurückführen zu können.

Die Epoche vom III bis zum IX. Jahrhundert gehört ganz den großen Völkerverschiebungen im europäischen Osten an. Wir knüpfen also wieder dort an, wo wir weiter oben geendet: beim IX. Jahrhundert. In dieser Zeit hausten im ganzen Bereiche von der Theiß und Donau bis in die ostrussischen Steppen



Trajansweg mit der Trajanstafel (Seite 76).

hinein Völker der finnisch-ugrischen und ural-altaischen Rasse. Die wichtigsten waren die Ungarn, welche nach Osten hin die sogenannte »Kleine Walachei« inne hatten, die Petschenegen, ihre östlichen Nachbarn, deren Gebiet sich von der Donau bei Silistria bis zur Don-Mündung erstreckte. Westlich derselben hausten (bis zur Wolga) die Chazaren. Ungarn und Petschenegen können selbstverständlich in jenen Ländereien, in welche sie einbrachen, keine homogene Rasse vorgefunden haben. Besonders im Bereiche des alten Dakien, d. i. in der Gebirgswelt von Siebenbürgen, dieser von der Natur so trefflich geschützten Hochburg mit ihrem südlichen und östlichen »Glacis« (Walachei und Moldau) hatten die mehrhundertjährigen Völkerfluten zahlreiche Splitter zurückgelassen.

Numerisch am zahlreichsten möchten slavische Elemente, die sogenannten »Kleinrussen« (oder Ruthenen) gewesen sein. Von Romanen oder Dakoromanen ist nicht die Rede. Freilich sind die Quellen fast belanglos und die speculative Phantasie, welche einem überhitzten Nationalbewußtsein unter Umständen große Dienste zu leisten vermag, hat den größten Spielraum zur Unterschiebung von unklaren, oder richtiger unverbürgten Ueberlieferungen und nachträglich erfundenen Fabeln.

Nach den Untersuchungen Koeslers begänne erst mit der Besetzung Siebenbürgens durch die Ungarn einiges Licht auf dieses Land zu fallen. Es wird von mancherlei Vorgängen und Kriegszügen berichtet, aber der Blachen geschieht nirgends Erwähnung. Der Mangel an Nachrichten über die cisdanubischen Wohnsitze der Romänen reicht bis ans Ende des XII. Jahrhunderts. Unter dem ungarischen Könige Géjza, welcher um die Mitte des XII. Jahrhunderts regierte, ereignete sich etwas, das uns den Beweis gibt, wie sehr in jener Zeit Siebenbürgen verödet und entvölkert war. Um nämlich das Land vor den Bedrohungen der östlichen Barbaren, zumal der Kumanen, welche die Petschenegenhorden durchbrochen und sich in der östlichen Walachei niedergelassen hatten, zu schützen, wurde die Colonisirung Siebenbürgens mit großer Energie betrieben. Nicht nur ungarische Elemente (die Szekler, d. h. »Colonisten«) strömten nach Siebenbürgen, sondern auch Deutsche (Wallonen, Nieder- und Mitteldeutsche der Rheingegenden), welche eine lebende Schutzwehr abgeben sollten. Mit Recht weist man darauf hin, daß diese Colonisirungs-Maßnahmen überflüssig gewesen wären, wenn eine numerisch zahlreiche romanische Bevölkerung das Land besiedelt hätte. Die Gegend von Hermannstadt, in welcher dormalen die Blachen überwiegen, wurde in erster Linie von den neuen deutschen Colonisten bevölkert; denn nach den Urkunden war dieser Strich — die »Dede von Cibinium« genannt — bis dahin vollständig entvölkert. Unter König Andreas II. (Anfang des XIII. Jahrhunderts) kam Siebenbürgen an den deutschen Ritterorden. Er hatte die Macht, in jenem Gebiete bis zu den Donau-Mündungen hinab aus den colonistischen Anfängen einen mächtigen deutschen Staat großzuziehen, versäumte aber leider seine große Aufgabe. So blieb das Deutschthum in Siebenbürgen eine Insel inmitten der brandenden Wogen anderer, mächtigerer Völker, und auch dieses »ethnographische Helgoland« wäre gänzlich zerbröckelt worden, hätten nicht zähes Festhalten an ihrer Nationalität, Tapferkeit und Thätigkeit die



Siebenbürger »Sachsen« vor dem Untergange gerettet. Der Kampf dauert aber noch fort und die moderne magyrische Staatskunst scheint in ihrer sogenannten »friedlichen« Entnationalisierungsarbeit glücklicher zu sein, als die Ungarn, Rumänen, Slaven, Mongolen und andere Völker es in ihrer gewaltfamen waren.

Der Name »Wlachen« taucht zum erstenmale im dritten Jahrzehnt des XIII. Jahrhunderts auf. Die transsylvanischen Alpen werden schlechtweg der »Wlachen- oder Petschenegenwald« genannt. Die Petschenegen, beziehungsweise ihre territorialen Nachfolger an der unteren Donau, die Rumänen, waren aber das herrschende Volk; Rumänen wohnten mit und unter ihnen. Nur im Bereiche von Fogaras in der südöstlichen Ecke von Siebenbürgen, saßen wlachische Elemente dicht beisammen. Es wird angenommen, daß sie dort nicht erbgesessen, sondern den kumanischen Bedrückern ausgewichen waren. . . . Diese Fogaraser Wlachen (oder »Blacken«) sind nun zum Ei der Leda des Romäenthums geworden. Nach Chroniken, deren höchst zweifelhaften Wert Roesler mit ebenso großer Wissenschaftlichkeit als überzeugender Klarheit dargelegt hat, sollen die Fogaraser Wlachen ein autonomes Staatswesen gebildet und ihre Heimstätte verlassen haben, um das verödete Tiefland jenseits der Siebenbürger Alpen in Besitz zu nehmen. Dieser Exodus bildet nach den neu-romänischen Historikern den Ausgangspunkt der Geschichte der Wlachen. »Sie gilt als eine so feststehende und discutirbare Thatsache, wie etwa die Herabkunft der weißen Arier von dem Gebirgswall, welcher Indien umrahmt, in das Tiefland der großen Ströme, oder, in freilich nun schon lange vergangener Zeit, die Auswanderung der Germanen, insbesondere der Gothen aus Skandinavien.« Jener Wlachenauszug soll im Jahre 1290 unter dem »Herzog von Fogaras und Amlas« Radul Negru, d. i. »Rudolf der Schwarze«, stattgehabt haben. Die Chroniken, welche diesem Exodus historische Thatsächlichkeit verschaffen sollen, reichen nicht über das XVI. Jahrhundert hinauf. Andere »Urkunden« dieser Art gehören dem späten XVIII. Jahrhundert an. Die historische Prämisse steht sonach auf sehr schwachen Füßen. Der Exodus unter Radul ging nach den Ufern der Dumbowiza und Argisch, wo die Niederlassungen Cimpolungu und Argisch gegründet wurden. Wojwoden aus der benachbarten kleinen Walachei (westlich der Muta) kamen zu Radul und gelobten Treue. Von da ab hieß das Land »Romänien« und Radul nahm den Titel eines »Selbstherrschers von Gottes Gnaden« an.

Es würde den Rahmen unserer Mittheilungen überschreiten, wollten wir den kritischen Untersuchungen Roeslers, die zu den geistvollsten und interessantesten der mittelalterlichen Geschichte und Völkerkunde Südost-Europas gehören, im Detail folgen. Er vertritt die Ansicht, daß die Wlachen von der Balkan-Halbinsel her in das cisdanubische Gebiet eingewandert seien. Für seine Anschauung spricht das Vorhandensein romanischer Elemente in Bulgarien, Serbien, Rumelien und Makedonien. Lejean war der erste, welcher die Behauptung aufstellte, die romanischen Elemente in Makedonien rührten von den römischen Heeren, welche jenes Land erobert hatten. Der französische Forscher setzte hinzu, daß moldauische Gelehrte vermuthen, die *Kuzo-Wlachen* (so heißen die makedonischen Wlachen) seien die von den bulgarischen Königen der Asen'schen Dynastie an den äußersten Grenzstrichen ihres Reiches errichteten Colonien der nördlichen Wlachen (Dako-Romanen); doch sei diese Meinung »mehr als gewagt«. Lejean machte auch noch geltend, daß die Annahme, die Makedo-Wlachen seien durch die Völkerstürme verstreute römische Colonisten, schon deshalb schwer aufrecht zu halten sei, weil erwiesenermaßen in diesen Ländern zu allen Zeiten der römischen Herrschaft das lateinische Element fast gänzlich fehlte, ganz abgesehen davon, daß linguistische Untersuchungen die enge Verwandtschaft der Makedo-Wlachen mit den Dako-Romanen dargethan haben. Dagegen behauptet Thumann, die älteste Quelle in dieser Frage, daß die *Kuzo-wlachische* Sprache von fremden Elementen stark durchwuchert und höchstens der dritte Theil des Wortschatzes lateinischen (dakischen) Ursprunges sei; ein zweiter Theil fällt auf neuere Sprachen, und das letzte Drittel endlich auf einen unbekanntem Sprachenstamm, der einige Verwandtschaft mit dem albanesischen besitzt.

Für die Einwanderung der Wlachen in das cisdanubische Gebiet von der Balkan-Halbinsel her spricht in erster Linie der Umstand, daß die »südlicher Wlachen« viel früher in der Geschichte auftraten, als ihre nördlichen Stammesbrüder, nämlich bereits im VI. Jahrhundert, während diese erst sechs Jahrhunderte später in den Urkunden und Chroniken zum erstenmale erwähnt werden. Wlachische Streitcorps nahmen Antheil an den Kriegszügen der griechischen Kaiser gegen die Bulgaren, Saracenen und Rumanen. Als Basilios II., der »Bulgaren-Tödter«, das Bulgarenreich zertrümmert hatte, rührte sich auch die wlachische Bevölkerung Mösiens; aber sie konnte erst ein Jahrhundert nach dem Nieder-



sinken der Bulgaren (1075) activ auftreten, indem sie letztere gewissermaßen zum Widerstande gegen die griechische Herrschaft emporrissen. Diese Wlachen waren die Gründer des neuen Wlachen- und Bulgaren-Staates, in welchem sich die Schicksale beider Völker fortan innig verketteten. Ueber welche Gebiete in früherer Zeit diese wlachischen Elemente im Süden der Balkan-Halbinsel verbreitet waren, ist äußerst schwer zu bestimmen. Erwiesen ist nur, daß die Makedo-Wlachen vor Zeiten viel zahlreicher waren als jetzt, und daß sie ziemlich weitläufige Gebiete innehatten. Ja, eine Zeit hindurch gehörte ganz Thessalien ihnen und dieser Name verschwindet in der Geschichte. Die thessalischen Wlachen hatten eine Periode des Glanzes und der politischen Größe zu verzeichnen. Sie beherrschten im Mittelalter das urclassische Thessalien, daß den Namen »Groß-Wlachien« führte, zum Unterschiede von Akarnanien und Aetolien, welche Provinzen man »Klein-Wlachien« nannte.

Diese Andeutungen beweisen die Existenz numerisch zahlreicher und politisch mächtiger wlachischer Elemente auf der Balkan-Halbinsel in einer Zeit, welche um mehr als ein halbes Jahrtausend über die sogenannte »Herabkunft Raduls« aus dem siebenbürgischen Hochlande hinaufreicht. Weder historisch noch ethnographisch ist die Gründung des rumänischen Staates durch den »Schwarzen Rudolf« gerechtfertigt. Den rumänischen Schriftstellern ist es aber darum zu thun, den Fortbestand der Dako-Romänen im trajanischen Dakien festzuhalten, die Wiedergeburt ihrer politischen Selbständigkeit auf demselben Boden vor sich gehen zu lassen, auf welchem ihre angeblichen Stammväter gehaust haben. Sie halten sich nicht an die Thatsache, daß ein Jahrtausend hindurch völliges Dunkel die Geschichte der Dako-Romanen umhüllt, und daß die Herabkunft Raduls wie ein Fabelgebilde aus den noch immer nicht gelichteten Schleiern einer von Völkerbrandungen durchwogten Zeit ohne historische oder urkundliche Lichtpunkte hervortaucht. Sie kehren sich auch nicht an die Thatsache von der Existenz mächtiger wlachischer Elemente Jahrhunderte vor dem Exodus der Siebenbürger Wlachen und lassen die Gründung des rumänischen Staates in eine viel jüngere Zeit fallen, nur um an den territorialen Ueberlieferungen festzuhalten. Ihnen ist der Fabelheld Radul willkommener, als aller Glanz des thessalischen »Groß-Wlachien«, welches von »Dakien« zu entlegen ist, um für die Schöpfung des cisdanubischen Rumänenreiches eine historische Grundlage

abgeben zu können. Die Anerkennung des geschichtlichen und numerischen Uebergewichtes der Balkan-Wlachen müßte ja alle »trajanischen Illusionen« schonungslos zerstören.

Eine andere romanische Fälschung ist die, daß man das einstige Abhängigkeitsverhältniß von Ungarn leugnet. Das Verhältniß war freilich etwas locker gewesen, aber die kleine Walachei (das »Zevriner Banat«) war eine Zeit hindurch im factischen Besitze der Ungarn. Erst gegen Ende des XIV. Jahrhunderts gelang es, der »wlachischen Wojwodtschaft« zu einer unabhängigen Stellung zu verhelfen, an welcher die innere Schwäche Ungarns und das Bündniß der Wojwodtschaft mit Polen großen Antheil hatten. Nur die kleine Walachei machte hievon eine Ausnahme. Noch im Anfange des XVI. Jahrhunderts wurden ungarische Adelsfamilien mit dem »Zevriner Banate« belehnt. Alle diese Dinge sind durch geschichtliche Belege festgestellt, aber der romanische Chauvinismus sträubt sich aus begreiflichen Gründen, Thatsachen dieser Art anzuerkennen. Aus gleichen Gründen hat man für die Entstehung des moldauischen Staates eine Fabel erfunden, welche auffallend an die »Herabkunft Raduls« erinnert. Ein Jäger, der in den östlichen Karpathen (Marmaros) hauste, Dragoşch mit Namen, verfolgt einen Auerochsen bis ins Tiefland und erjagt seine Beute an einem Flusse, in welchem die Hündin des Jägers, »Molda«, ertrinkt. Dragoşch überträgt nun den Namen seiner Lieblingshündin auf den Fluß, und ergreift Besitz von dem Lande. Das soll sich gegen Ende des XIII. Jahrhunderts zugetragen haben. Nach einer anderen Version soll der Eroberer der Marmaroser Wlachen unter Bogdan, dem Vater Dragoşchs, erfolgt sein.

Die vorstehende Fabel stößt auf eine sehr reale Schwierigkeit, auf die ethnographischen Verhältnisse in der Moldau in dem Zeitpunkte, in welchem die wlachische Einwanderung und Gründung des »Moldauischen Staates« erfolgt sein soll. Damals hausten in diesem Gebiete Ruthenen und Rumanen, und es ist nicht anzunehmen, daß sich diese Volksstämme ohneweiters unter das Joch von etlichen Tausend eingewanderten Wlachen zwingen ließen. Die Wahrheit dürfte darin liegen, daß gleichzeitig mit der Emigration aus der Marmaros auch aus der wlachischen Wojwodtschaft romanische Elemente in die Moldau einströmten und daß diese Besiedelung nicht in Form einer Eroberung, sondern auf friedlichem Wege nach und nach von statten ging. Darüber verging mindestens



ein Jahrhundert, so daß sich annehmen — wenn auch nicht documentarisch beweisen — läßt, die moldauischen Wlachen wären erst Ende des XIV. oder zu Anfang des XV. Jahrhunderts numerisch zahlreich genug gewesen, um ein Staatswesen zu gründen. Wahrscheinlich war jener Bogdan ein Rebell, der auf eigene Faust handelte. Lange Zeit nach ihm war die Moldau noch ein Tributärstaat Ungarns und die Marmaros besaß nach wie vor eine zahlreiche wlachische Bevölkerung. Im XV. Jahrhundert sind die Vorbedingungen, welche uns die moldauische Wojwodschafft als einen gänzlich unabhängigen Staat erscheinen lassen könnten, noch nicht vorhanden. Aber auch für die weitere Entwicklung dieses, von romanischen Schriftstellern mit fabelhaften Urfanfängen bedachten Staatswesens, fehlt noch jede urkundliche Darlegung. Das hat schon Koesler betont und den Wunsch daran geknüpft, »daß Männer, welche in der Lage sind, eine solche Arbeit durchzuführen, sie recht bald unternehmen möchten« . . .

Wir nehmen Abschied von diesem historisch denkwürdigen Boden, indem wir einen orientirenden Blick auf die heutige Capitale von Rumänien werfen. Man nennt sie Bukureschi, d. i. »Freudenstadt«. Damit wird nun keineswegs auf das irdische Wohlleben angespielt, als dessen Sitz bei den Völkern an der unteren Donau das buntscheckige »rumänische Paris« an der trüben Dimbowiza gilt. Zur Zeit, als der tapfere Bojar Mircea in den wlachischen Steppen gebot, drohte Sultan Bajazid dem Lande mit Feuer und Schwert, falls es nicht einen Tribut von 10.000 Ducaten leiste. Mancher moderne Bojar hat die doppelte Summe in einer einzigen Nacht am Spieltische verloren; Mircea aber war ein sparsamer Herr und entschloß sich, den Türken statt mit klingendem Golde mit rasselndem Eisen heimzuzahlen. Er besiegte den Sultan in blutiger Schlacht. Darob großer Jubel in der festen Burg an der Dimbowiza, welche Mircea »Freudenstätte« (oder Freudenstadt) nannte. Nebenher läuft freilich auch die Sage von der Gründung der Stadt durch einen Hirten, Namens Bucur, und während der Name des tapferen Bojaren vergessen ist, erinnert an den nieder- geborenen Stadtgründer noch immer die kleine Kirche Biserica bei Bucur.

Aus der Ferne bietet Bukarest eines der glänzendsten Städtebilder von Europa. Wenn die Sonne auf dieses ungeheuer ausgedehnte Häusermeer, das den Raum einer Millionenstadt einnimmt, aber höchstens eine Viertelmillion Menschen beherbergt, herabbrennt, flimmern die unzähligen Weißblech-Bedachungen

wie ein riesiger Flitterschmuck. Die weißen hellen Flecken werden noch wesentlich gehoben durch das viele Gartengrün, welches das silberhelle Gewoge unterbricht, und durch die zahlreichen Thürme und byzantinischen Kuppeln, die von dem unbegrenzten Horizont sich abheben. Aus solcher Entfernung ist das Bild voll Licht und Farbe. Man meint an der Pforte einer Märchenstadt zu stehen. Das Farbengefühl der Bukarester geht so weit, daß sie die einzelnen Bezirke der Stadt nach Farben geschieden haben. Den eigentlichen Kern der Stadt bildet



Rumänische Landschaft.

das »Rothc Viertel«; es ist das Geschäftsviertel, aber gleichzeitig auch jenes der Matadore der radicalen Partei, welche es nicht verschmäht haben, mit ihren luxuriösen Palais sich in die Nähe des bescheidenen Königspalastes an der Calea Victoria (»Siegcsstraße«) zu drängen. Um diese City der »Freundstadt« ordnen sich die anderen Vorstädte: das »Gelbe Viertel« rechts von der Siegesstraße, das »Grüne Viertel« links von derselben; im Osten erstreckt sich das »Schwarze Viertel«, im Süden das »Blaue Viertel«.

Im Gelben Viertel überwiegt die Aristokratie, im Blauen die orthodoxe Geistlichkeit, denn hier liegt die Metropole auf einem Hügel, der wie eine



dunkle Insel in den lichten Wogen schwimmt. Das Schwarze Viertel ist ein wahres Labyrinth von schmutzigen und krummen Gassen, aus dem keine Ariadne Rettung brächte. Wer seinen Kutscher in dieses Gassengewirre einfahren ließ, mag zusehen, wie er wieder herauskommt. Die edlen Kosselenker der Freudenstadt besitzen nämlich eine seltene Unkenntniß der topographischen Verhältnisse ihres alltäglichen Tummelplatzes. Wer eine Fahrt unternimmt, muß sich an den landesüblichen Brauch halten, und von seinem Sitze aus den Kutscher lenken. Dies



Galatzer Tagelöhner, rumänischer Bauer, rumänische Zigeunerin.

geschieht durch zeitweiliges Auflegen des Stockes oder Schirmes auf die rechte oder linke Schulter des dako-russischen Telemach, der hierauf nach der entsprechenden Seite wendet. Kennt der Fahrgast sein Ziel nicht genau und verfehlt er es schließlich, dann ist die Noth in der gelben, blauen, rothen, grünen oder schwarzen Welt, die den Fremden umgibt, groß. Zum Glück ist Bukarest noch immer nicht ausgedehnt genug, um nicht zuletzt glücklich ans Ende dieser farbigen Welt gelangen zu können. Liegt dieses Ende im Norden, dann wird es an einer Ueberraschung nicht fehlen. Dort, am Ende der geradesten und schönsten Straße der Stadt, befindet sich nämlich der Kisselew'sche Park, das

fashionable Rendezvous der Bukarester Welt. Wer diesen Park betritt, ohne vorher Bukarest gesehen zu haben, fühlt sich in eine Großstadt des Abendlandes versetzt und ahnt nimmer, daß die Capitale Rumäniens eigentlich nur ein großes Dorf ist. Auf der die Gartenanlagen durchschneidenden Chaussée rollen in zwei Reihen nebeneinander die Equipagen der vornehmen Welt. Ueberall Licht und Glanz, prächtige Frauentöpfe, Diamanten und funkelnde Augen — aber leider nirgends anheimelnde Natürlichkeit, ein naivblickendes Mädchen Gesicht, ein schmuckloses Haar, eine bescheidene Blume.

»Was ist das für eine Welt?« fragt sich der überraschte Besucher. Es ist die Bukarester Fashion, die glänzende Außenseite der Freudenstadt. Hier copirt man Paris; jeden Morgen und jeden Abend wendet sich die vornehme Welt andachtsvoll ihrem Mekka im fernen Westen zu. Als einst die noch immer zum Heidenthum hinneigenden Islamiten von dem alten Brauche nicht lassen konnten, der aufgehenden Sonne ihre Kniebeugung zu machen, erklärte der Prophet Mohammed den Zweiflern, daß das Tagesgestirn zwischen den Hörnern des Teufels aufsteige. Ein anderer Teufel — der Luxus- und Modeteufel — hat sich im Sonnenuntergang etablirt und sein Einfluß auf die Freudenstädter war zu allen Zeiten groß. Die Rumänin hat an ihrer Nationalität nicht genug, sie will auch Pariserin sein. Und sie ist es, aber nur äußerlich; das Innere, der Kern, ist rumänisch. Die Rumänin ist, gleich der Pariserin, Herrin in ihrem Heim, der Gegenstand, um den sich das ganze Gefühls- und Geistesleben dreht. Leider geht das erstere nicht in die Tiefe, strebt das letztere nicht nach der Höhe. Was die Schönen an der Dimbowiza Gefühlsleben nennen, ist nichts anderes, als leichtes, sinnliches Getändel. Ein französischer Schriftsteller, der bei seiner Ankunft in Bukarest bei einer jungen Dame Anfrage hielt, mit was die schöne Welt in der Freudenstadt den ganzen Tag über sich beschäftige, erhielt die bezeichnende Antwort: »Nun, man beschäftigt sich mit der Liebe, oder spricht doch davon.«

Das gesammte Rumänenthum zeichnet sich durch eine hochgradige Ueppigkeit aus. Sie bethätigt sich in der notorischen Vernunftlosigkeit beider Geschlechter, ferner in der unerfättlichen Lebenslust und zuletzt in all jenen socialen Ausschreitungen, die für Rumänien sprichwörtlich geworden sind. Der Sinnenfidel der Rumänen muß sogar durch todte Schaustücke wach erhalten werden, d. h.



es darf im Heim nichts vermißt werden, was die Phantasie rege erhält. Daher auch die pompöse Pracht in den Bojarenhäusern, die freilich den Fehler hat, fabelhaft geschmacklos zu sein. Einer vornehmen Rumänin wird ihr Boudoir niemals überladen erscheinen, mögen auch die Stagèren unter den kostbarsten Sachen brechen, die orientalischen Teppiche den Salon in ein Magazin umwandeln, Gold und Stoffe auf Schritt und Tritt im Wege stehen. Bezeichnend ist ferner, daß zwar, was Gold und Silber anbelangt, unerhörter Luxus getrieben wird, dagegen Kunstobjecte, wie Bilder, Sculpturen, Bronzen, Majoliken, Antiken — kurz, alle jene Gegenstände, die weniger durch ihre äußere Pracht hervorragen sondern vielmehr ihrem Besitzer durch ihren inneren Wert theuer sind, fast ganz fehlen. Auch geht den Leuten jeder Natursinn ab. Ja, wenn die Bäume von Gold wären — wie der fabelhafte abfassidische Khalifenbaum zu Bagdad — oder die Jasminhecken von Silber, dann freilich wäre die Rumänin die Erste, die hinter ihrem Prachtkäfige, den man Bojarenheim nennt, derartige Lauschplätzchen anlegen ließe, um darin »mit der Liebe sich zu beschäftigen, oder doch von ihr zu sprechen.«

Wir wollen gleich hinzusetzen, daß in Rumänien — wie allervorts im Osten — die conservativen Elemente die besten sind. Wo sich in den alten Bojaren-Familien noch das ursprüngliche patriarchalische Leben geltend macht, vermißt man wenigstens gewisse Haustugenden nicht. Die Bojaren-Familie vom alten Schlage ist in hohem Grade gastfreundlich, und zwar nicht allein gegenüber dem Fremden. Wo Reichthum ist, da wuchert das Unkraut der Schmarozer-Bojaren üppig auf. Der Gastgeber aber kennt die Tugend der Sparjamkeit nicht, und so träufelt der Goldregen allen Naschenden in den Schoß, ganz abgesehen von den Summen, die man zu Zeiten dem Spielteufel opfert. Trotz dieser Fehler sind die Bojaren vom alten Schlage diejenigen, deren Gesellschaft man gerne suchen wird. Man wird dies umso lieber thun, als die Bojarinnen fast durchwegs durch hervorragende Schönheit und Anmuth der Erscheinung sich auszeichnen.

Das öffentliche Leben aber ist voll der schreiendsten Gegensätze. Wir brauchen nur den Gang vom Kisselew'schen Parke durch die Siegesstraße in die Stadt zu machen, um uns von dem Vorhandensein solcher Gegensätze zu überzeugen. Baracken stehen dicht neben Palästen, wohlgepflegte Gassen finden sich in Nachbarschaft von Pfützen und Cloaken. Wer aus einem Bojaren-Salon,

in welchem üppig getafelt wurde, berauschte Musik erklang, und ein Sternenhimmel von Juwelen eine lebenslustige und sorglos vergeudende Gesellschaft verklärte, auf die Straße tritt, macht nur einen Schritt vom Reichthum zum Elend. Im Bereiche des üppigsten Glanzes hungern tausende von Niedriggeborenen, und ihre Lager sind keine Rosenpfeile, sondern harte, mattenlose Bretter. Das wäre freilich ein sociales Gebrechen, dem man in jeder Großstadt begegnet. Aber ganz abgesehen davon, daß Bukarest keine Großstadt ist: wer erzieht hier die Familie, wer das Volk?

Es ist wahr: die Moldo-Wlachen haben durch Jahrhunderte unter demselben despotischen Drucke geschmachtet, wie die übrigen Balkanvölker; das Betrüübende hiebei aber ist, daß selbst die Jahrzehnte einer mühsam errungenen Selbstständigkeit so wenig bildend und culturbefördernd auf dieses armelige Volk gewirkt haben. Immer die gleichen dürftigen Gestalten, in Lumpen gehüllt und auf den Gesichtern die erschrecklichen Spuren der Schnaps-Liebhaberei. In diesem Lande liegt alles im Banne des ungezügelter Laster des Trunkes. Früh fängt das wlachische Bürschchen an, in die Geheimnisse der Kürbisflasche einzudringen, dann wird das Trinken mit den Jahren eine stille Leidenschaft, später eine »geistige Ekstase«, zuletzt ein entsetzlicher Sauf-Paroxismus. Mühsam wird das tägliche Brod — die Mamaliga — erworben und die Bedürfnislosigkeit der Bevölkerung scheint im allgemeinen den Mangel nicht sehr fühlbar zu machen. Des Sonntags aber geht es hoch her und der schmale Verdienst verdunstet in den finsternen Spelunken, wo zur Ehre Gottes Mann und Weib, Sohn und Tochter in rührender Eintracht unter Bänken und Tischen im Schnaps-Delirium ersterben.

Und dennoch ist das Volk gut beanlagt und seine physischen Vorzüge sind nicht zu verkennen. Namentlich der weibliche Theil der Bevölkerung sticht vortheilhaft hervor. Die Rumänin ist frühzeitig entwickelt und besitzt alle Vorzüge ihrer Rasse. Beim Landmädchen gelangen Anmuth und Schönheit infolge der malerischen Tracht noch weit wirkungsvoller zur Geltung als bei der Städterin. Dabei ist jenes die Trägerin aller poetischen Empfindungen, welche der letzteren so viel als fremd sind. Gleichwohl brütet über dem ganzen Leben eine auffallende Schwermuth. Wenn die Landdirnen singen, sind es fast immer traurige, klagende Weisen — der wahre, untrügerische Ausdruck des romanischen Volks-





Bukarest.





geistes. Ganz dasselbe gilt vom Nationaltänze, der »Hora«. Tänzer und Tänzerinnen bewegen sich so gemessen und leidenschaftslos, unzähligmale die gleiche Figur wiederholend, daß ein fremder Zuschauer Gefahr läuft, einzuschlafen. Damit hängt die notorische Trägheit zusammen, die diesem Volke eigenthümlich ist. Eine große Rolle im täglichen Leben spielt auch der Aberglaube. Das Hexenwesen geht noch sehr im Schwange, und es ist nicht das Landmädchen allein, das sich bei einer zahnlosen Sibylle das Wundermittel holt, die Männer zu berücken; auch die Bojarin holt sich derlei Rathschläge. Doch ruft sie mitunter die Intervention der Polizei an, um gegen mißliebige Nebenbuhlerinnen einzuschreiten, sofern ein triftiger Grund vorhanden ist.

Eine Wanderung durch Bukarest ist ein mäßiges Vergnügen. Außer der Siegesstraße, dem an der Universität vorüberziehenden »Boulevard«, dem Theaterplatz und noch einigen anderen Gassen, wird in anderen Bereichen jeder Gang entweder zur Wanderung durch eine Staubwüste oder durch knöcheltiefen Sumpf. Selbst in der »gelben« Welt des Aristokraten-Viertels sind die Straßenbilder noch ganz orientalisches. Die Gassen gehen krumm und wickeln durcheinander. Gibt man auf dem Spaziergange nicht acht, so dreht man sich fortgesetzt im Kreise herum. Eine Orientirung ist unmöglich. Zuletzt wird es Nacht vor unseren Augen und wir stehen im »Schwarzen Viertel«. Die schnurgerade Calea Mesilon trennt die »gelbe« Welt von der »schwarzen«. Wenn die Dürre angebauert hat und der heftige Ostwind einfällt, ist der aufgewirbelte Staub so dicht, wie in der libyischen Wüste. Nach ausgiebigem Regen heißt es, in der Balancirkunst sich üben, denn alsdann ist der Verkehr nur auf Brettern möglich, die man über die Pfützen legt. Einst waren alle Straßen Bukarests nur solche Bretterstege.

Der Leidensweg ändert sich auch auf der weiteren Wanderung nicht. Er führt zur Dimbowiza, einer wahren Cloake, und über sie hinweg ins »Blaue Viertel«, wo uns der Hügel der Metropole winkt. Hier kann der Irrende glücklich landen, und im Anblicke der malerisch zu seinen Füßen liegenden Stadt allen Jammer der vollbrachten Odyssee vergessen. Dieses Vergessen wird zum Traume, wenn die Sonne westwärts hinabsinkt und ein Purpurstrom all diese flimmernden Dächer und Thürme überhaucht, daß die ganze Stadt in farbiger Brandung schwimmt. Es ist der Zauber eines morgenländischen Städtebildes, nicht mehr und nicht weniger. Die eintönige Ebene ringsum und die blauen

Höhen der Ferne begrenzen stimmungsvoll das eigenartige Naturgemälde. Mit diesem Eindrucke verläßt man die Freudenstadt und flucht nicht mehr den Cloaken und Pfützen, der Welt des Scheins, der versinkenden Barbarei und der heraufdämmernden Civilisation.

Rechnet man die mitunter ebenso großartigen als anmuthigen Landschaften Rumäniens in den Vorbergen der transylvanischen Alpen ab, so bietet eine Reise durch die Walachei oder Moldau nicht den geringsten Reiz. Die einförmigen Ebenen sind allerorten von gleichem Gepräge, die Ortschaften zumeist unansehnlich, die kleinen Städte desgleichen. Historisch merkwürdige Punkte gibt es nicht. Wohl hat sich in diesen Tiefländern zwischen Donau, Pruth und der transylvanischen Hochburg im Laufe der Zeiten mancherlei zugetragen; mit den Ereignissen sind aber auch alle Erinnerungszeichen verweht. Gräber, wie in den südrussischen Steppen, die in graue Vorzeit hinaufreichen und durch ihren Inhalt manches Licht auf das älteste Volksthum jenes Gebietes geworfen haben, gibt es in Rumänien nicht. Auf tagelangen Fahrten durch dieses Land findet weder das leibliche Auge, noch die Einbildungskraft Ruhepunkte.

Zum Glück durchreist man dormalen Rumänien nur mehr im Bahncoupé, und begnügt sich mit einem kürzeren oder längeren Aufenthalte in den größeren Städten. Ein Besuch der Umgebungen der letzteren vermittelt die Kenntniß von dem Leben und Treiben auf dem Lande, von den Zuständen in den Bauerndörfern und in den Landfizen der Bojaren. Die Zwischenstrecken werden im Fluge durchfahren. Dies gilt besonders von den zwei Haupttrouten: Bukarest-Galaz und Galaz-Jassy. Auf beiden Strecken kommt man stellenweise in unmittelbare Nähe der Vorberge, mit den blauduftigen Hochzügen im Hintergrunde. Nicht allerorten durchschneiden die Schienenwege Culturland, aber es überwiegt gleichwohl die Steppenfläche. Ab und zu belebt ein Eichenhain, oder der Obstgarten eines Dorfes, aus dem schmutzigbraune Strohdächer hervorragen, die einförmige ebene Fläche.

Etwas anziehender als das wlachische Tiefland ist das moldauische. Von Galaz aus geht es den Sereth entlang durch wohlbestelltes, meist wellenförmiges Land. Der Blick schweift hier nicht über unbegrenzte Gesichtskreise hinaus. In der Stadt Roman, die an dem Moldawa-Flüßchen liegt, wird man an den fabelhaften Zug des Jägers Dragosch erinnert, der an dieser Stelle



den Grundstein zu der moldauischen Wojwodtschaft gelegt haben soll. Das ist eine der wenigen Vertlichkeiten, deren legendare Vorgesichte der nationalen Eitelkeit des romänischen Volkes schmeichelt. Im Westen stehen die dunklen Hochberge, aus denen die Moldo-Wlachen ihren Einzug in das Tiefland zwischen Pruth und Sereth gehalten haben sollen.

Endpunkt der Fahrt ist Jassy, eine ausgedehnte volkreiche Stadt, die mit ihren vielen Kuppeln und Thürmen von fast russischem Gepräge ist. Von irgend einer der umliegenden Höhen gesehen, hat auch Jassy, zumal wenn es vom Schmelz des Sonnenlichtes überhaucht ist und die Gärten im Schmucke des Junggrüns prangen, etwas ungemein Anheimelndes. Im Innern aber ist die Stadt eintönig und nüchtern. Zwar ist auch hier die Zeit vorüber, wo der fremde Besucher allerorten durch knietiefen Koth oder libyschen Staub waten mußte. Die Hauptstraßen sind fast durchwegs gut gepflastert oder asphaltirt. Moderne Gartenanlagen verschönern die Stadt, die dermalen vielleicht an 100.000 Menschen beherbergen mag. Das Straßenleben hat etwas Morgenländisch-Geschäftliches, zumal da man zumeist nur Leute aus dem Volke, Händler und Handwerker, und zahllose Lohnfuhrwerke russischer Façon sieht. Die vornehme Welt scheint sich vom Straßenleben gänzlich ferne zu halten. Aufzüge von Bojaren in sechs- oder achtpännigen Karossen mit berittenen Dienern und den unvermeidlichen »Arnauten« mit den Pistolen im Gürtel sind längst antiquirt.

Indeß haben auch die vornehmen Kreise ihre Zusammenkunftsorte: den Stadtpark gegenüber von Passini an der Strada Luposneano, und den »Gradina publica« (Jardin publique) am Ende der Strada Carol zu Anfang des Capau-Hügels. Vor einigen Jahrzehnten war der letztere Bereich noch eine wüste Steppe. Aber schon damals stauten sich hier die Wagen der Vornehmen, zumal der Damen aus den vielen Bojarenfamilien, und stellten ihre neuesten Pariser Toiletten zur Schau. Die ganze Art, wie sich diese Gesellschaft gab und noch immer gibt, hatte etwas künstlich Gemachtes, einen Anstrich von Mäskerade, die mit ihrem Modeplunder das halb orientalische Leben verhüllen sollte. Der Unbefangene kam hier unerwartet zum Genusse einer Cultur-Komödie, deren äußerer Firniß ihn nie und nimmer über den Kern dieses Gesellschaftslebens täuschen konnte.

Daß sich die Verhältnisse zum Besseren gewendet hätten, wäre schwer zu behaupten. Man verfügt über zu wenig nationalen Glanz, um sich in demselben

sonnen zu können. Selbst böse Erinnerungen sind noch nicht ganz überwunden. Bojaren werden freilich nicht mehr degradirt und zu Bauern geprügelt, wie in halbvergangerer Zeit. Auch die Klöster — wie Galata und Citaznie, die so malerisch auf den Anhöhen vor der Stadt thronen — haben ihre Anziehungskraft für weltmüde Prasser, oder unverbesserliche Spieler, bankerotte Prozen, oder treulose Ehegattinnen eingebüßt. Diese patriarchalischen Zeiten sind für immer vorüber. Der Abglanz des geselligen Lebens ist von auswärts bezogen: er ist eine Pariser Blume, wie die Bukarester Fashion.

Jassy hat nur wenig hervorragende Gebäude und noch weniger solche, welche ein hohes Alter aufzuweisen hätten. In dem von allen Seiten her leicht zugänglichen Thale des Baglui-Flüßchens gelegen, war es durch Jahrhunderte allen Kriegsstürmen ausgesetzt. Schon die Rumanen hatten in der ältesten Niederlassung furchtbar gehaust. Später vernichteten die Mongolen alles mit Feuer und Schwert. Aus den Trümmern neu erstanden, hatte die Hauptstadt der moldauischen Wojwodschafft die Bekanntschaft benachbarter Völker gemacht, deren Thaten denjenigen der asiatischen Horden in nichts nachstanden. Polen und Russen, Schweden und Türken befriedigten die barbarischen Gelüste des Kriegerhandwerkes jener Zeit, in der man fremdes Gut principiell nicht zu schonen pflegte.







Südrussische Steppe.

## Südrußland.

(Vom Pruth zum Don.)



Ukrainischer Kutscher.

Die Küstenländer, welche den nördlichen Saum des Schwarzen Meeres bilden, sind der Schauplatz jener mächtigen Völkerbewegungen und Völker-verschiebungen, von denen in unserem einleitenden Capitel die Rede war. Im geographischen Sinne umfaßt jenes Gebiet das gesammte ungeheure Tiefland, das sich von den Karpathen bis zum Ural in einer Ausdehnung von mehr als 2400 Kilometern (335 deutsche Meilen) erstreckt. Vollkommen flach

und jedes landschaftlichen Reizes bar sind indeß nur einzelne Striche des Südens, also jenes Abschnittes, der hier allein in Betracht kommt.

Halten wir uns zunächst das Gesamtbild des »sarmatischen Tieflandes« vor Augen. Es ist eine wellige Ebene, welche überall den Horizont freiläßt. Sie besteht aus einem Granitgrunde, auf dem eine 130 bis 260 Meter mächtige Erdbedecke aus Thon, Sand, Mergel und Kalk ruht, die zum Theile den fruchtbarsten Ackerboden bildet, sehr verschieden von dem trockenen Meeresgrunde der asiatischen Ebene, deren Boden größtentheils aus Sand, Kies und Geröll besteht. Im weitesten Sinne ist das ganze europäische Rußland — ein Erdraum von  $5\frac{1}{2}$  Millionen Quadrat-Kilometer — mit dem sarmatischen Tieflande identisch. In demselben erscheint als relativ größte Erhebung das sogenannte Waldai-Plateau (351 Meter) zwischen St. Petersburg und Moskau, mit den Quellen der Wolga und Däna. Von dieser kaum nennenswerten Bodenanschwellung gehen drei niedere Bergzüge ab, die nach und nach ins Flachland übergehen: gegen Nordosten die Schemekonsky'schen Höhen, gegen Südwesten, in der Richtung nach den Karpathen, der Wolchonskywald, gegen Südosten, dem Laufe der Wolga folgend, ein unbedeutender Landrücken. Zwischen diesen Aesten, zum Theile mit diesen verbunden, streichen Hügelreihen, welche wohl streckenweise kurze Defilées, aber keine Thäler bilden.

Wie es sonst im nördlichen Theile des sarmatischen Tieflandes aussieht, kann hier nicht Gegenstand ausführlicher Erläuterungen sein. Charakteristisch für den größten Theil des europäischen Rußland ist eine dreifache Zone, die je nach der Art ihrer Bodenbedeckung typische Landschaftsbilder abgibt: das Waldgebiet, die Culturebene und das Steppenland. Das bewaldete Rußland, das von den Ufergegenden der Ostsee und des Weißen Meeres bis an die Waldbahnhügel reicht, umfaßt einen Erdraum, der ungefähr dreimal so groß ist wie die österreichisch-ungarische Monarchie. Man unterscheidet zwei Wäldermassen: eine westliche in Polen und den westlichen Gouvernements, und eine östliche, die sich nach Nordost bis zur Petschora und dem Ural erstreckt. Weiter nach Norden hin, unter dem Wendekreise, hört der Wald allmählich auf und es folgt der unwirtbarste Strich Europas, die durch ihre Dedede Schrecken erregende timanische Tundra, deren Inneres ewiges Eis birgt, in der keine Blume sprießt und die ihre einförmige Fläche nur mit Schneefeldern und grauem Rennthiermoose umhüllt. Der Winter ist hier furchtbar. Wochenlange, ununterbrochene Nacht verhüllt die todstarre Ebene, auf der Schneestürme mit



furchtbarer Gewalt haufen. Auf diese Winterschrecken stellt der Sommer urplötzlich sich ein und die vom 6. Mai bis 13. Juni nicht untergehende Sonne ruft in den südlicher gelegenen, oder geschützteren Theilen der Tundra eine kärgliche, aber immerhin nennenswerte Vegetation hervor, ohne jedoch die Kraft zu haben den tiefer unten ewig gefrorenen Boden zum Aufthauen zu bringen. Hier haust noch der Samojede mit seinen Renthierheerden.

An diese Wald- und Tundren-Region schließt eine Uebergangszone, welche vom mittleren Dnepr bis zum Ural reicht und beiläufig eine halb so große Fläche einnimmt, als die vorstehend erwähnte. Die Bevölkerungszahl aber ist eine doppelt so große, denn während im russischen Waldgebiet circa 9 Millionen siedeln, beherbergt der »gewerbliche Landstrich« Rußlands circa 16 Millionen Menschen auf einem Erdraume, der so groß ist, wie die österreichisch-ungarische Monarchie und Süddeutschland zusammengenommen. In der Gegend von Moskau wird das Land auffallend hügelig; Wälder kommen aber nur mehr in der Nähe der Flußufer, oder in den Seitenthälern vor. Das eigentliche Culturland ist der Strich vom mittleren Dnepr (Gouvernement Tschernigow) bis zum Ural — die »Kornkammer Rußlands« — mit einem Areal, das der vorerwähnten Uebergangszone gleichkommt, welches aber über 19 Millionen Menschen beherbergt. . . . Gegen Süden ändert sich der Charakter des Landes fast ohne allen Uebergang. Eine unabsehbare Fläche breitet sich aus, ohne Haus, ohne Baum, ohne Gesträuch, ohne Schatten, ohne Wasser, nur mit abgestorbenen Weidenstämmen bestanden, welche als Wegweiser dienen. Pferde und Schafheerden beleben diese Tschernoje-Sem — »die schwarze Erde« — welche einen Flächenraum, gleich dem des Deutschen Reiches einnimmt und in einer Ausdehnung von circa 2100 Kilometer von Krementschug am Dnepr bis über die Wolga reicht. Nach Süden hin nimmt der Culturboden ab und tritt die Viehweide an seine Stelle. Als Grenzlinie kann der Parallel von Jekaterinoslaw gelten.

Damit treten wir in Südrußland, dem Küstenlande des Schwarzen Meeres, ein. Diese ganze Südregion ist baumleer; nur in den Sumpfniederungen und Flußthälern kommen hie und da Baumgruppen vor. In der mittleren Region ist urbares Land und Wald gemischt. Die am Rande des Schwarzen Meeres sich erstreckenden Steppen sind streckenweise von klastern hohen Stauden-

gewächsen bedeckt, daß Heerden und Hirten dem Blicke entweichen. Dieses Weideland bedeckt einen Erdraum, der demjenigen von Norddeutschland gleichkommt, aber nur etwa 4 Millionen Menschen beherbergt. Es sind die unermesslichen Triften, welche die zahlreichen Heerden Rußlands ernähren. Eine ähnliche Ausnützung des Thierreiches in derart großem Maßstabe vom Schafe bis zum Kameel findet man nirgend anderswo. Auch ist die Salzgewinnung in dem Theile, der sich von der Krim bis zum Eltonsee (östlich der Wolga) erstreckt, großartig und von Wichtigkeit. Die Salzsteppe Tauriens stellt sich dem Beschauer als eine baumlose Ebene dar, deren Horizont, wie auf dem Meere, unmerklich in das blaue, zumeist ganz wolkenlose Firmament übergeht. Gleichwohl haben wir uns keine absolut flache Ebene, sondern stark gewelltes Land vorzustellen, hinter deren Unebenheiten Roß und Reiter und selbst Kameele in geringer Entfernung dem Auge entweichen und wieder auftauchen. Ueber die Natur dieser einförmigen, stillen, zu Zeiten aber auch von furchtbaren Stürmen heimgesuchten Gegenden kommen wir weiter unten zu sprechen.

Der Küstenrand Südrußlands beginnt am Mündungspunkte des Donau-Armes von Kilia und erstreckt sich, die ganze Krim und den Nordrand des Now'schen Meeres in sich begreifend, bis zur Mündung des Don. Eine Eigenthümlichkeit des Küstenstriches zwischen der Donau-Mündung bis zum Dnepr ist, daß sämmtliche, auch die unbedeutendsten Thäler in der Nähe ihrer Mündung nach Süden von langgezogenen Seebecken ausgefüllt werden, die man mit einem Worte der ehemals dort herrschenden griechischen Sprache »Liman« nennt, und welche zum Theile einen sehr starken Salzgehalt haben, so daß ihre Umgebung den Salzpflanzen eine ausgezeichnete Wohnstätte bietet. Gegen Odessa steigt die Küste allmählich an und erreicht stellenweise eine Höhe von 30 Meter. Im Osten von Odessa folgt der Dnepr-Liman, dann der Golf von Perekop, wo die Halbinsel Krim durch einen 8 Kilometer breiten und 30 Kilometer langen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängt. Lagunen und schmale Mehrungen bezeichnen hier die Ufer. Mit dem Golfe von Perekop, beginnt die Küste der Krim, welche über 1000 Kilometer Entwicklung hat. Mit Ausnahme des bergigen Südens, weist die Krim überall nur flaches Ufer auf. Auf der Ostseite erstreckt sich die Halbinsel von Kertsch, gegenüber, auf asiatischer Seite, jene von Taman. Durch die so gebildete Meerenge gelangt



man in das Asow'sche Meer. Es ist wasserarm und schlammig, und seine größte Tiefe beträgt nur 16 Meter. Sein Wasser hat immer eine schmutziggelbe Färbung und wird häufig von Stürmen aufgeregt. Von der Krim, dem Festlande von Taurien und dem Kuban'schen Gebiete eingeschlossen, besitzt das Asow'sche Meer im Westen (Krim) nur Flachufer und zwar die 112 Kilometer lange und nicht ganz 1 Meter hohe »Strelka« von Arabad, eine Nehrung, die im Norden (bei Genitschi) eine überbrückte, 70 Meter breite Meerenge offen läßt. Mit dem Festlande der Krim schließt diese Nehrung das 2520 Quadratkilometer Fläche bedeckende sogenannte »Faule Meer« (Siwasch) ein, das sumpfig und größtentheils mit Schilf bedeckt ist. Vom December an ist das Asow'sche Meer zugefroren und wird erst wieder im April eisfrei.

Von den Flüssen Südrußlands ist — wenn wir vom Don, der in einem anderen Abschnitte zur Sprache kommt, absehen — der Dnepr der bedeutendste. Er entspringt aus den Sümpfen am südlichen Abhange des Wolchonsky-Waldes, unweit von den Quellen der Wolga, fließt anfangs südlich, dann in einem großen Bogen nach Westen, sodann abermals südlich, durch Groß- und Südrußland, hat ein starkes Gefälle mit 12 Schnellen, wird bei Cherson schiffbar und mündet bei Odessa in den Meerbusen von Odessa. Sein Thal hat größtentheils scharfe Ränder, seine Breite wechselt zwischen 100 bis 400 Meter. Bei einer Länge von 2025 Kilometer entwässert er ein Gebiet das so groß ist, wie die Oesterreichisch-ungarische Monarchie. Von seinen Nebenflüssen kommt für uns nur der circa 700 Kilometer lange Bug, der in den Liman des Dnepr mündet, in Betracht. In seinem Oberlaufe durchfließt der Pripet die ungeheueren, meist mit unbetretenen Waldungen bedeckten Rokitno-Sümpfe im nördlichen Wolhynien. — Der nächst bedeutende Fluß Südrußlands ist der Dnestr, ein Zwerg neben seinem vorgenannten Nachbarn, aber bemerkenswert vom historischen und politischen Standpunkte. Dieser Fluß war lange Zeiträume hindurch sowohl eine Völkerscheide als eine politische Grenzlinie. Seine militärische Bedeutung als Parallellinie zum Pruth ist nicht zu verkennen. Mehrere kleinere Festungen, darunter das aus den Kriegszügen des Schwedenkönigs Karl XII. wohlbekannte Bender, geben jener Bedeutung Ausdruck. — Der dermalige russisch-rumänische Grenzfluß Pruth ist ein unansehnliches Gewässer und hat nur eine politische Bedeutung.

Zwischen Pruth und Dnestr erstreckt sich das korngesegnete Bessarabien, um dessen Gesamtbesitz Rußland Jahrzehnte hindurch rang. Theile dieses Landstriches hatte es wiederholt errungen und wieder verloren. In Bessarabien war es auch, wo Rußland zuerst in schwere Kriege mit der Türkei, seinem Grenz-nachbar, verwickelt wurde und wo einstmals Peter der Große nur durch Bestechungen der Gefangenschaft entging.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht wollen wir uns eingehender mit der Natur des südrussischen Steppengebietes beschäftigen. Von seiner wellenförmigen Bodenflächengestalt geschah bereits Erwähnung. Die höchsten Stellen liegen kaum 30 Meter über dem Spiegel des Schwarzen Meeres, die niedrigsten oft nicht einen Meter. Der Unterschied zwischen Höhe und Niederung ist im großen und ganzen so unbedeutend, daß selbst bei dem porösesten Boden niemals das Wasser in solcher Menge sich sammeln kann, um Quellen mit sichtbaren Abflüssen zu bilden. Der höchste Punkt in Südrußland zwischen Pruth und Wolga ist Bajdo, ein kleiner Berg von nur 100 Meter Höhe. Aller atmosphärische Niederschlag pflügt, sofern er nicht sogleich verdunstet, durch jene früher erwähnte Erdschichte (Kalk, Mergel, Sand) bis zur festen granitnen Unterlage einzusickern. Je mächtiger die obere Schichte ist, desto größere Wasserquantitäten können sich in der Tiefe ansammeln, aber umso beschwerlicher fällt gleichzeitig die Herstellung von Brunnen, welche den Heerden und Hirten eine Lebensbedingung sind. Die Steppe ist nämlich arm an Niederschlägen, so daß Stehwasser gar nicht vorhanden ist. Dazu kommt, daß strichweise häufig Regenspauzen von einem und mehreren Jahren eintreten, Schneefälle selten oder nicht ausgiebig genug sind. Der Sommer ist immer regenlos.

Die Trockenheit im südrussischen Steppengebiete wird noch durch folgenden Umstand hervorgerufen. Trotz der Nähe des Meeres besitzt jene Region ein excessives Continentalclima; die Sommertemperatur ist im Durchschnitte dieselbe wie auf — Madeira (!), während die Wintertemperatur der des höchsten europäischen Nordens gleichkommt. Minima bis 25° C. sind die Regel. Die hohe Sommertemperatur erhitzt den Boden und trocknet ihn derart aus, daß er Sprünge erhält und die Erde zu Staub zerbröckelt. Die heiße, trockene Luft steigt beständig auf und saugt alle etwa vorhandene Feuchtigkeit gierig auf. Dadurch kann die Wolkenbildung nur in Höhen stattfinden, wo sie für den



atmosphärischen Niederschlag verloren geht. Das fortgesetzte Aufsteigen der heißen Luft bedingt nun andererseits ein Nachströmen kälterer Luftschichten aus entlegeneren Gebieten. Diese Luftströmungen kommen oft aus Ost und Nordost, und sind selber trockene Winde, da sie auf ihrem weiten Wege entweder wieder nur über Steppenländer oder ausgedehnten Culturboden streichen, Auch der Mangel an Vegetation ist ein Hinderniß für die Ansammlung von Feuchtigkeit. So vereinigt sich in dem fraglichem Gebiete alles, was der Ansammlung von Feuchtigkeit entgegentritt und die Trockenheit fördert.

Indeß sind nicht alle Striche Südrußlands den gleichen klimatischen Einflüssen ausgesetzt. Man muß nämlich dreierlei Arten von Steppen unterscheiden: die Salzsteppe, als relativ unfruchtbarste und trockenste Region; hieran schließt die Steppe mit Pampas-Charakter, deren Vegetationsformen von anderwärts her bekannt sind. Es sind meist Zwiebelgewächse, die nur eine kurze Blüte- und Reifezeit besitzen, den größten Theil des Jahres aber in einem Zustande scheinbarer Verdorrtheit sich befinden. Die südrussischen Steppen mit Pampas-Charakter sind mehr als neun Monate hindurch bar alles vegetativen Lebens. Tritt die Zeit der Niederschläge ein, so treiben die Pflanzen rasch Blätter, Blüten und Früchte, um nach dieser kurzen Triebzeit abermals in einen neunmonatlichen Schlaf zu versinken. Am ausgeprägtesten zeigt sich dieser Typus in der Nogaischen Steppe, wo eine Reihe gesellig wachsender Pflanzen gruppenweise und ziemlich dicht beisammen auftritt. Die Zahl der Arten ist gering. Am häufigsten tritt das Haargras (*Stipa capillata*) und das Federgras (*Stipa pennata*) auf, Staudengewächse von ungemöhnlicher Höhe. Die holzigen Stengel dienen als Brennmaterial. In der Regel aber bleiben sie stehen und bilden mit den Blätterresten eine Art Dickicht, das sich an den Boden heftet und oft viele Jahre hindurch dieselbe Stelle einnimmt. Dadurch werden alle anderen Pflanzen, die zur Physiognomie der Pampas nichts beitragen, unterdrückt und vermehren das Dickicht. Dasselbe verfilzt sich derart, daß die Bewohner solcher Striche gezwungen sind, zur Hacke zu greifen und eine gewaltsame Rodung vorzunehmen.

Die genannten Stippa-Arten sind eine wahre Landplage für die großen Schafheerden. In der heißen Jahreszeit, wenn die Früchte reif geworden sind, hängen sie sich mit ihren Grammen an die Wolle der Thiere und dringen nach

und nach bis zur Haut, wo sie schmerzhaftige Entzündungen bewirken. Nach dem Heimtriebe hat oft die ganze Hirtenfamilie stundenlang zu arbeiten, um die gefährlichen vegetativen Gäfte zu entfernen. Die Reinigungsprocedur wird aber dadurch noch erschwert, daß die Grannen leicht abbrechen und die kleinen Früchte sonach unbemerkt in der Wolle verbleiben. Alle Umsicht ist nicht im Stande, dem Uebel vollständig zu steuern.



Dorf in Bessarabien.

Wesentlich verschieden von diesem Vegetationstypus ist jener der eigentlichen Steppe. Es wäre ein großer Irrthum, sich unter dieser Bezeichnung eine Grasebene von herkömmlicher Art vorzustellen. Der Botaniker Karl Koch hat sehr sinnreich die Steppe den »Hochwald« unter den Vegetationsverhältnissen der Ebene bezeichnet. Wie im Hochwalde sind auch in der Steppe größere Pflanzen vorhanden, deren Verästelung nicht an der Basis, sondern oberhalb des ersten Drittels des Stengels geschieht. Wie ferner im Hochwalde sehr oft kleineres Gesträuch, sogenanntes Unterholz, vorhanden ist, das den Stamm der Bäume umgibt, in der Regel aber an den Rändern am besten



gedeiht: ähnlich wachsen auch auf der Steppe kleinere Kräuter von 1 bis 2 Fuß Höhe unter den großen Pflanzen, welche mitunter eine Höhe von 3 Meter erreichen. Von der Steppenvegetation ist ferner das Gesträuch nicht absolut ausgeschlossen, aber es bildet keine Boskets, sondern nur Gestrüpp. Dagegen spielen in den echten Steppen die Gräser — ein Hauptmerkmal der Wiesen — nur eine untergeordnete Rolle. Zwischen Steppe und Wiese besteht



Steppe am Dnepr.

noch der weitere Unterschied, daß letztere sich dicht berafen, so daß vom Boden nichts zu sehen ist, während bei ersterer allenthalben unbewachsene Zwischenräume wahrnehmbar sind. Im übrigen ist zu bemerken, daß außer diesen Typen auch Vegetationsverhältnisse vorkommen, die nicht ausschließlich dem Charakter jener Typen sich anpassen. Dies ist namentlich in den Uebergangsregionen der Fall. Eine Steppe mit Pampas-Charakter, in der aber während der trockenen Jahreszeit das vegetative Leben nicht vollständig abstirbt, ist beispielsweise die Kogaï'sche Ebene (im engeren Sinne), das Festland des Gouvernements Taurien.

Neben den natürlichen Bodenverhältnissen sind selbstverständlich die Niederschläge von großem Einflusse auf das Wachsthum. Selbst in Zeiten mit geringen oder gar keinen Niederschlägen können die Flüsse, welche aus der mittelfarmatischen Waldregion kommen, im Frühjahr große Wassermengen in die südlichen Provinzen führen. Dann treten Ueberschwemmungen ein, welche wenigstens dem Wachstume der betreffenden Uferlandschaften zu Gute kommen. Auch die sogenannten Steppenschlässe, die in der walddlosen Zone ihren Ursprung haben, sind in solchen Fällen meist wasserreich, erheben sich über ihre Ufer und inundiren weite Strecken Landes. Bleibt diese natürliche Bewässerung aus, dann hat auch das Wachsthum keine lange Dauer. Der Frühling ist ohnedies kurz bemessen. So lange die Feuchtigkeit anhält, entwickelt sich die Vegetation außerordentlich rasch. Fast mit Blitzesschnelle bedecken sich die unabsehbaren Ebenen mit einem Blütensehmede, der für den Westeuropäer ein prachttvolles aber fremdartiges Schauspiel ist. Die Wiesen, welche sich am dichtesten berasen, bleiben am längsten grün; die Steppe hat eine viel kürzere Periode des Wachsthums, die Pampas endlich stirbt am frühesten ab. Dann erwärmt sich hier der Boden rasch und bereits mit dem Frühsummer tritt eine unerträgliche Hitze ein. Anfangs noch wolkenlos, nimmt der Himmel nach und nach eine trübe Färbung an, und die Sonne zeigt sich förmlich verschleiert. Blutroth, von dicken Dunstmassen umlagert, sinkt sie allabendlich unter den Horizont. Auch bei reinem Himmel zeigen sich da und dort Dunststreifen auf den weiten Ebenen. Sie deuten die Flußläufe an. Dazu kommt im Hochsummer ein schwüler, austrocknender Südostwind, der von der nachtheiligsten Einwirkung auf die Pflanzenwelt ist. An den Uferstrichen des Schwarzen Meeres kann man das merkwürdige Schauspiel erleben, daß sich über der See heftige Gewitter entladen, während auf dem Festlande kein Tropfen Regen fällt. Andererseits bringen die dichtesten Wolken, welche über der Erde ziehen, keinen Niederschlag; der aufsteigende warme Luftstrom verhindert ihn. Erst über dem Meere entladen sich heftige Regenschauer, da hier die Gegenwirkung nicht besteht.

Eine neue, wenngleich viel kürzere Periode des Wachsthums tritt nach Mitte September ein. Wie im Frühjahr bedecken sich die Ebenen mit frischem Grün und an den mehrjährigen Pflanzen bilden sich die Knospen für das nächste Jahr. Im October treten Regengüsse ein, im November heftige Stürme,



meist Wirbelstürme von mitunter verheerender Gewalt. Diese Steppenstürme verdienen besondere Erwähnung, denn sie repräsentiren die elementare Gewalt in dieser sonst so friedlichen, stillen und eintönigen Natur. Die trockenen Herbststürme haben eine eigenthümliche Erscheinung im Gefolge. Eine Steppenpflanze (*Gypsophila paniculata*), welche der Russe »Springinsfeld« nennt, verästelt sich nämlich vielfach und zwar gleich von der Wurzel an, so daß sie einen dichten runden Busch bildet. Hat sie verblüht und die Samen ausgeworfen, so bricht der Hauptstengel an seiner Basis ab, und die kugelrunde Pflanze wird nun vom geringsten Windhauche in Bewegung gesetzt. Im Weiterrollen verfilzt sie sich mit ihresgleichen, sie wächst und wächst, wie ein im Rollen begriffener Schneeblock und erreicht endlich die abenteuerlichsten Dimensionen. Zu einer großen Kugel angewachsen, bietet nun dieser dürre Pflanzenhaufe dem Winde eine hinlänglich große Angriffsfläche, um von jenem mit rasender Gewalt über die Steppe gejagt zu werden. Das ist die »Steppenheze«, an die sich allerhand Märcen knüpfen. Unglück oder Glück verkündet ihr Erscheinen. Für den fremden Beobachter hat dieses Bild etwas Phantastisches, Abenteuerliches.

An sich ist die »Steppenheze« freilich harmlos, was von einer anderen Erscheinung, den Staubhosen, nicht gesagt werden kann. Sie entstehen durch Wirbelstürme. Schon auf weiter Entfernung sieht man, unversehens über der Ebene, kegelförmige, mit der Spitze nach abwärts gerichtete Staub- und Sandfäulen emporsteigen, oft ein halbes Duzend und darüber, neben- und hintereinander. Vornübergebeugt, wie jagende Riesengestalten, rasen sie heran, vereinigen oder lösen sich, überholen einander im gespenstischen Wettkaufe und versinken endlich wieder am äußersten Horizonte wie flüchtige Phantome. Menschen und Heerden, die diesen flüchtigen Alarmboten der Steppe in den Weg kommen, werden zu Boden geschleudert, beziehungsweise wie Spreu auseinandergesetzt. Unter den Thieren entsteht Verwirrung und Schrecken. Nach allen Windrichtungen eilen sie in wilder Flucht von dannen.

Gleichwohl ist auch diese Form des Steppensturmes eine Kinderei im Vergleiche zu den Schrecken der winterlichen Schneestürme. . . . Bergegenwärtigen wir uns die Situation, um von dieser Naturerscheinung die richtige Vorstellung zu bekommen. Wir stehen im Anfange des Winters, im December. Es ist ausnahmsweise ein schneereiches Jahr. Unablässig fallen die dichten und

großen Flocken vom Himmel. Die Todtenstille wird nur von dem einförmigen Knistern des fallenden Schnees unterbrochen. Da hebt der Wind an, zuerst leise und unbestimmt aus welcher Richtung, alsdann immer schärfer, bis ein wildes Geföber anhebt. Das ist die »Mjatjel«, die leichteste Form des Schneesturmes. Die wirbelnden Massen durchfegen die Luft, während der Boden einstweilen noch eine kaum merkliche Schneedecke trägt. Die subjective Empfindung äußert sich in einer förmlichen Blendung des Augenlichtes. Man verliert die Orientirung, sieht keine zehn Schritte weit. Die Heerden suchen Schutz oder drängen sich in einem Knäuel zusammen. Gefahr ist bei diesem leichten Grade des Schneesturmes keine vorhanden. Das ändert sich aber, wenn die Situation in der nachfolgenden Weise sich gestaltet. Es hat mehrere Tage und Wochen hindurch geschneit und die Schneemassen liegen fußhoch auf allen Unebenheiten des Bodens. Der Himmel ist klar, die Luft rein und schneefrei, die Temperatur eine eisige. Da meldet sich der Oststurm, zuerst durch eine Verfinsternung des Horizonts, dann durch böenartige Stöße, welche ruckweise alle Erhöhungen und Hügel reinfegen. Alsdann bricht das flüchtige Element mit voller Gewalt herein. Der Sturm wirft sich auf die Schneemassen in den Mulden und Senkungen, durchwühlt sie, schleudert sie wie Wassergarben empor und verwandelt das ganze weite Feld in wilden Aufruhr. Furchtbar, wenn auch von unvergleichlicher Pracht, ist ein solches Schaustück, wenn man es von einer Höhe herab betrachtet. Man hat nichts, als eine milchige, wirbelnde Masse zu Füßen, ein Meer von blinkenden Eiskrystallen, weißen Schaummassen, die haushoch sich aufbäumen und mit gedämpftem Rauschen wieder zerstäuben. Der Russe nennt diese Form des Schneesturmes »Samjot«.

Am ärgsten läßt sich diese Naturerscheinung an, wenn mit dem Schneetreiben von oben gleichzeitig Wirbelstürme die liegende Schneedecke aufwühlen. Dann ist der Himmel finster, die ganze Landschaft in ein treibendes Chaos aufgelöst. Zudem nimmt der Sturm eine orkanartige Stärke an, der selbst Eindachungen, Hürden und andere Schutzmittel zum Opfer fallen. Wehe dem Reisenden, der sich von der »Wjuga« — wie man diese Form des Schneesturmes nennt — überraschen läßt; er ist rettungslos verloren. Heerden, welche vom Orkan überrascht werden, sprengt er auseinander, oder treibt sie mit unhemmbarer Gewalt vor sich her. Es kommen Fälle vor, daß Heerden von vielen



Hundertern von Ziegen und Schafen durch mehrere Tage und Nächte fortgetrieben werden. Alle Anstrengungen der Hirten sind vergeblich. Die Thiere scheuen, Rufe verhallen ungehört im Toben des Elementes. Wenn Schrecken getrieben, rasen die Thiere vor dem Winde, oft dicht an Dörfern vorbei, immer weiter und weiter, bis die Kräfte versagen und die Schneemasse Hunderte von Leichen bedeckt. Selbst Truppenabtheilungen sind in der Nogai'schen Steppe auf diese Weise zu Grunde gegangen. Die Wjuga zerstört Ortschaften, demolirt Viehgehöfte, hält Eisenbahnzüge in ihrem Laufe an und deckt sie bis zu den Dachrändern der Waggons zu. Zum Glück ist dem furchtbaren Rasen von der Natur ein baldiges Ziel gesetzt, denn meist währt die Wjuga nur zwei bis drei Tage. Es ist aber auch vorgekommen, daß sie, kurze Zwischenpausen abgerechnet, wochenlang anhielt und unsägliche Verwüstungen anrichtete. Die russischen Hirten wissen freilich vorzusorgen, indem sie die Anzeichen des Sturmes beachten und ihre Heerden in Stallungen und Hürden in Sicherheit bringen. Die Tataren aber, welche keine Stallungen besitzen und das Vieh im Freien überwintern lassen, büßen regelmäßig bei einem solchen Naturereigniß ein Drittel oder mehr ihrer Heerden ein. Das Ueberwintern im Freien ist selbstverständlich auch in sturmfreier Zeit vom Uebel, da die Thiere bei der excessiv kalten Temperatur massenhaft erfrieren, oder wegen Futtermangels verhungern. Das letztere pflegt seltener zu geschehen, da die Schneefälle, wie gesagt, selten ausgiebig sind und selbst nicht allzu heftige Winde den Boden auf weite Strecken reinfegen.

Da gerade von den Nutzthieren die Rede ist, möchten wir einige Bemerkungen über dieselben einschalten. Die Steppenbewohner züchten vornehmlich Pferde, Hornvieh, Schafe und Ziegen, die Nogai'er überdies Kameele. Das südrussische Steppenpferd ist, wie bekannt, von kleiner und gedrungenere Gestalt und steht in Bezug auf seine körperliche Schönheit vom sportsmäßigen Pferdeideale — dem englischen oder arabischen Vollblute — so weit ab, wie etwa eine Papua-Schöne von einer europäischen Beauté. Aber diese kleinen struppigen Thiere sind ungemein ausdauernd und, da sie fast immer im Freien überwintern, fast nie mit Krankheiten behaftet. Die Rasse ist uralte. Nach den Schilderungen Herodots waren schon die Sazygen und Skythen auf diesen Thieren beritten. Alle Reitervölker, welche die ural-altaiische Völkerflut aus Asien nach Europa

ergoß, kannten kein anderes Pferdmaterial. Es ist auch heute noch charakteristisch für die treffliche Reiterei der Kosakenländer am Don und Schwarzen Meere.

Das südrussische Hornvieh ist gleichfalls klein, aber ausdauernd und stark. Die Kühe aber geben so wenig Milch, daß man schon vor Jahrzehnten — wenigstens in der Krim — den Versuch gemacht hat, Alpenkühe zu akklimatisiren, was auch gelungen ist. Büffel sind verhältnißmäßig selten. Das tatarische Schaf, meist grau oder schwarz, hat ein äußerst feines Wollhaar, welches einen bedeutenden und werthvollen Handelsartikel bildet. Der Fettschwanz des Thieres bildet eine beliebte Delicatesse. Allen Unbilden des Winters ausgesetzt, ist das tatarische Schaf ungemein abgehärtet und widerstandsfähig, und auch auf den Hunger dressirt, da es sich im Winter das Futter selber suchen muß. Liegt der Schnee nicht tief, so scharrt es ihn mit den Vorderfüßen auf. Nur in seltenen Ausnahmefällen, bei hohem Schnee und anhaltender Kälte, der diesen gefrieren macht, wird den Thieren Futter (Heu) gestreut. Diese Behandlung hat aber nur für den Tataren Giltigkeit. Der Russe wendet sorgsamere Pflege auf, und schützt seinen Viehstand nach Möglichkeit vor Hunger und Kälte. In der Steppe bilden gewöhnlich Ziegen den Vortrab der Schafheerden. Das in der Krim und in der Nogai'schen Steppe gezüchtete Kameel ist das doppelhöckerige, langhaarige der sogenannten »bactrischen Rasse«. Es ist mit den Tataren aus Hochasien in Südrußland eingewandert. Am häufigsten findet man es in der Krim, wo es vorwiegend als Zugthier verwendet wird. Seine außergewöhnliche Stärke befähigt es, die größten Lasten auf Wegen fortzubringen, auf welchen, ihres elenden Zustandes halber, selbst Büffelgespanne versagen würden. Auch für Schnellfahrten mit den landesüblichen »Tarantassen« ist es vorzüglich geeignet.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unseren Steppenbildern zurück. Sieht man von den weiter oben geschilderten Naturereignissen ab, dann bietet eine Reise durch diese unermesslichen Ebenen dem Europäer mancherlei des Interessanten und Anziehenden. Im Frühjahr ist es die Pracht der Blüten, im Hochsommer das Spiel der Luftspiegelungen, welche Stoff zur Beobachtung geben. Die Stille und Debe, der weite Gesichtskreis, der historisch denkwürdige Boden besorgen die weiteren Gedankenanknüpfungen. Außer den zahlreichen Heerden zeigt die Steppe nur wenig Leben. Wo jene vollends fehlen,



wird durch geringe äußere Anlässe die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; sei es ein oder das andere Exemplar jener niedlichen Springmäuse (von den Tataren »Djerboa« genannt), welche blitzschnell vorüberhuschen und eben so rasch in einem Erdloche verschwinden, oder ein räuberischer Bussard, der hoch in den Lüften seine Kreise zieht; das monotone Knarren eines »Majar«, dem landesüblichen Fuhrwerke der Tataren, oder die halb in die Erde eingegrabenen Behausungen der Bewohner. Zuweilen begegnet man dem rasend einherstürmenden Dreigespann russischer Tarantassen. Wer sich selber eines solchen Fuhrwerkes bedient, wird die Beobachtung machen, die sonst nur auf dem Meere angestellt wird: die Täuschung eines scheinbaren Stillstandes, während die Thiere thatsächlich in schnellster Gangart sich fortbewegen. Dies rührt offenbar daher, weil die Steppe — so wenig, als die Meeresfläche — Anhaltspunkte für das Zurücklegen von Distanzen bietet.

Das Auffälligste, das dem Reisenden in der Steppe begegnen kann, sind künstlich aufgeworfene Hügel, welche in meist auffällig symmetrischer Anlage zu einander angetroffen werden. Man nennt sie »Kurgane« und über ihre Bedeutung ist viel orakelt worden. Heute weiß man, daß ein Theil von ihnen Grabmäler sind, und zwar solche der ältesten Steppenvölker. Die größere Zahl der Kurgane aber wurde von den Nomadenhorden hauptsächlich in der Absicht errichtet, um den Weg zu erkennen und die Grenze ihrer Streifzüge anzuzeigen. Noch heute verhindern Kurgane den Nogaiern, sich in ihren Steppen zu verirren, und dienen den Karawanen als Halteplätze. Der um die Hebung Südrußlands und der Krim hochverdiente Fürst Woronzoff hatte die Bedeutung der künstlichen Hügel richtig erfaßt und gewisse Wegrichtungen durch hohe Steinpyramiden kennzeichnen lassen. Auf vielen Kurganen hat man Götzenbilder, »Babi« genannt, gefunden: riesenhafte und monströse Statuen, immer sitzend dargestellt und den Kopf tief in den Schultern steckend. Wo solche Steinbilder sich vorfanden, waren es immer Grabmäler. Ihre Eröffnung förderte Gerippe und Schätze, meist kunstvoll gearbeitete Gefäße aus Bronze oder versilberter Bronze, dann Waffen und andere Geräthe zu Tage. Eine Zeit hindurch war man der Ansicht, daß die Erde zu den Grabhügeln aus anderen mitunter sehr entlegenen Gegenden herbeigeschafft wurde. Karl Koch motivirte diese Anschauung damit, daß die Don'schen Kosaken noch heute ein

Beutelschen mit heimatlicher Erde mitnehmen und am Halse befestigen, wenn sie ausmarschiren. Dagegen hat Peczold nachgewiesen, daß im unmittelbaren Bereiche der Kurgane sich sehr häufig eine wenig tiefe, aber breite, nach dem Hügel zu gefenkte Rinne erkennen lasse, welche offenbar vom Aushub der Erde zu der Anschüttung herrührt. Wo diese Vertiefung nicht mehr zu erkennen



Tarantaf.

ist, können Verwitterung und Elementarereignisse dieselbe in den langen Zeitaläufen verwischt haben.

So leicht sich ein allgemeines Bild von den physischen Verhältnissen Südrußlands entwerfen läßt, so schwer und umständlich wird die Darlegung der Wandlungen, welche die ethnischen Verhältnisse in diesem Erdraume erfahren haben. Ueber manche Epochen herrscht noch immer vollständiges Dunkel. Die Eintheilung einzelner Stämme, zumal der vorchristlichen, nach Sprache und Rasse, ist gleichfalls nicht apodiktisch festzustellen. Wie es sich in diesem Falle





Schneesturm in den südrussischen Steppen.





mit dem ältesten aus Schriftwerken bekannten Volke nördlich des Schwarzen Meeres — den Skythen — verhält, hat der Leser in einem anderen Abschnitte dieses Werkes erfahren. Ältere Werke weisen sie der mongolischen, beziehungsweise der »hochasiatischen« Rasse zu; neuere Forscher halten sie, auf Grund der Eigennamen, welche sich aus dem indo-germanischen Sprachschätze deuten lassen, für Iranier. Friedrich Müller — vorläufig die erste Autorität in solchen Fragen — läßt dies gelten, gestattet aber keine apodiktischen Schlußfolgerungen, da Eigennamen »eine überaus begrenzte Beweiskraft« haben. Ein christlicher Amerikaner, der einen alttestamentarischen Namen führt, ist kein Sohn Israels; und ein Bosniak oder Kurde mit einem arabischen Namen ist selbstverständlich kein Araber.

Wir wiederholen in Kürze, worüber wir andernorts ausführlicher berichtet haben: Die fabelhaften »Kimmerier« dürfen als die Ureinwohner der nordpontischen Gestadländer gelten. Welchen Stammes sie waren, ist gänzlich unbekannt; wahrscheinlich gehörten sie den Finnen an, welche einst in Mittel- und Osteuropa große Verbreitung hatten. In historischer Zeit, viele Jahrhunderte lang, urkundlich nachweisbar von der Zeit phönizischer Handelszüge im Schwarzen Meere an bis zu den mithridatischen Kriegen und noch darüber hinaus, sind die Skythen das herrschende Volk in unserem Gebiete. Zu ihnen, welche iranischen Stammes gewesen sein mochten, zählten verwandte Stämme wie: Agathyrsen, Zagygen, Roxolanen, Alanen, Sauromaten u. s. w. Die ethnische Continuität auf der europäischen Seite des Schwarzen Meeres stellten aber die thrakischen Stämme her, deren Verwandte sich auch über das ganze nördliche Kleinasien erstreckten, so lange semitische Einflüsse (Phöniker, Assyrer) sich nicht im Entnationalisierungsproceß geltend machten. Auch die kaukasischen Stämme waren Iranier. Ursprünglich war also das ganze Pontosbecken von iranischen Stämmen besiedelt.

Diese Verhältnisse hielten Jahrhunderte lang an, bis das große Völkerdrängen aus Innerasien begann. Die Wandlungen waren verschieden intensiv je nach den Zeitläufen und ungleich im örtlichen Sinne. Am frühesten wurden die Spuren in den Tiefländern, also speciell in unserem Gebiete, verwischt. Auch die ural-altaiische Völkerflut hat nur wenige Reste ihres einstigen Waltens zurückgelassen, und zwar war es die jüngere Bewegung, welche mit der

mongolisch-tatarischen Invasion zusammenfällt. Die ältere Bewegung nennt eine Reihe von Völkern, die gleichfalls verschwunden sind: Hunnen, Awaren, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Rumanen. Die Magyaren, welche gleichfalls zu dieser Gruppe gehören, sind das einzige Volk derselben, welches seine ethnische Existenz bis auf den Tag erhalten hat. Von den Bulgaren ist bekanntlich nur der Name geblieben; Nationalität und Sprache gingen in den Slaven auf, welche, merkwürdig genug, nicht das herrschende, sondern das beherrschte Volk waren.

Die Völkerwanderung führte auch germanische Schaaren an die Gestade des Schwarzen Meeres, speciell die Gothen, die den ersten Anprall der ural-altaiischen Invasion auszuhalten hatten. Die Stammverwandten der Germanen und Nachbarn im hohen Norden — die Slaven — sind schließlich das herrschende Volk geblieben. Dadurch gestaltet sich das ethnographische Bild unseres Gebietes ungemein einfach. Der ganze ungeheuere Erdraum des sarmatischen Tieflandes wird, mit geringen Ausnahmen, von einer einheitlichen Rasse, den Slaven, besiedelt. Fremde Elemente finden sich nur am Rande dieser compacten Masse, im Norden, Osten und Süden durchwegs Ural-Altaiern, im Südwesten wenige eingesprenzte mittelländische Elemente, welche nur die Bedeutung von Colonien haben. Die Verzweigung dieser Stämme ist eine ungemein complicirte, und bedürfte einer tabellarischen Zusammenstellung, um übersichtlich vor Augen treten zu können. Wir möchten diese Verhältnisse indeß nur summarisch anführen.

Man unterscheidet zwei Gruppen: die Uralier und Altaiern. Der Norden und Nordosten ist nur von ersteren, der Osten von beiden, der Südosten endlich von letzteren besiedelt. Dort ist es der finnische Zweig der »Nördlichen Finnen« (Lappen, Karelier, Tschuden u. s. w.) im heutigen Finnland und Lappland, und der samojedische Zweig im Nordosten des europäischen Rußland, auf weite Gebiete Sibiriens übergreifend. Finnischer Abstammung sind ferner die Ostjaken, Wogulen und wahrscheinlich auch (nach Müller) die Baschkiren. Ferner sind hinzuzuzählen: die Wolga-Finnen (Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen), die »Perm'sche Familie« (Permier, Wotjaken, Syrjänen), dann die Esthen und Liven in Nordwestrußland. — Die zweite Gruppe sind die Altaiern. Von den Zweigen dieses weit verbreiteten, in zahlreichen Spielarten auftretenden Stammes, siedeln nur etliche,



numerisch nicht sehr zahlreich, auf dem europäischen Territorium Rußlands: die Kalmlücken vom westmongolischen Zweig, die Kirgisen, Kogaier, Kasanischen Tataren und etliche kleinere Ableger des türkischen Zweiges (meist im Norden des Kaukasus).

Wenden wir uns nun dem engeren Gebiete von Südrußland zu, womit wir die Pontosregion zwischen dem Pruth und dem Asow'schen Meere bis zur Don-Mündung, beziehungsweise bis zum Donez verstanden wissen möchten, so gestaltet sich das ethnographische Kartenbild wie folgt. Die Majorität haben hier die Russen und zwar die »Kleinrussen«. Südlich des Dnepr, im Gouvernement Taurien, siedeln »Großrussen«, abgetrennt von ihren Stammesbrüdern im Norden und Osten des Reiches. Die slavischen Bewohner zwischen Don und Wolga sind nämlich Großrussen, wie die gesammte Bevölkerung des mittleren und nördlichen Rußland. Neben dem herrschenden russischen Elemente spielen andere Stämme nur eine untergeordnete Rolle. Dazu zählen die »Tataren« von Taurien, die Rumänen in Bessarabien, dann bulgarische, griechische und deutsche Colonien am Nordufer des Asow'schen Meeres und in der Krim. Die Tataren, welche man fälschlich so bezeichnet, sind Kogaier, also ein türkisches Volk. Es möchte angezeigt sein, an dieser Stelle eine ethnische Streitfrage zu berühren, die gar sehr der Klarstellung bedarf. Die Tataren, welche in der Geschichte vorübergehend eine so große Rolle spielten, waren Kriegsgefährten der Mongolen, mit denen sie bis auf den Tag verwechselt wurden. Mongolen und Tataren lassen sich nämlich nicht trennen. Die Tataren sind bald nach ihrem Auftreten spurlos verschwunden und von ihrer Sprache hat man nicht die geringsten Anhaltspunkte. Gewiegte Linguisten (Schott, Klapproth) haben nachgewiesen, daß der Name der Tataren im Westen nach dem Sprachgebrauche des Abendlandes auf die mit den Mongol-Tataren verbündeten Türken übergang. Das Reich »Kiptschak« war ein türkisches, von Tataren beherrscht. Dies geht schon aus der, allerdings etwas fabelhaften Genealogie der Turk-Völker mohammedanischer Schriftsteller hervor. Nach dieser Genealogie wäre Japhet der Stammvater der fraglichen Völker. Er hatte acht Söhne, dessen ältester »Turk« genannt wird. Seine Söhne heißen »Tatar« und »Mongol«, und ein Nachkomme des letzteren war jener »Dghus-Khan«, von dem an anderer Stelle Erwähnung gethan wurde (s. S. 32). Während eines Krieges Dghus-Khans

gegen das Reich »Kara-Kathai«, gebar das Weib eines gefallenen Befehlshabers in einem hohlen Baume (daher »Kiptschak«) einen Knaben, welcher der Stammvater der gleichnamigen türkischen Horde und Gründer des Reiches Kiptschak wurde.

Außer dieser fabelhaften Genealogie haben wir keine Anhaltspunkte über den Ursprung der Turkvölker. »Turf« ist der Vater der Zwillinge »Tatar« und »Mongol«, wodurch diese drei Zweige der hochasiatischen Rasse gewissermaßen in nahester Verwandtschaft zu einander gedacht werden. In der That sind die Horden, welche unter Temudschin (Tschingis-Khan) und Timur (Tamerlan) bis tief nach Europa vordrangen, und ein Reich gründeten, wie es in ähnlicher Ausdehnung die Geschichte unseres Planeten nicht kennt, ein und dasselbe Volk. Ihm gehörten auch Baber und seine Schaaren an, welche bis in die Ebenen südlich des Himalaya eindringen und das indisch-mongolische Reich gründeten. Da nun die Tataren spurlos aus der Geschichte verschwunden sind, haben wir uns unter den sogenannten »Tataren« der Krim, an den Nebenflüssen der Wolga (Kama, Wjatka — »Kasan'sche Tataren) und in Ciscaucasien Türken zu denken. Die krim'schen (taurischen) und ciscaucasischen Turko-Tataren heißen Nogai er. Die zahlreichen »Tataren« (welche aber nichts anderes als Türken waren), die nach der Eroberung der nördlichen Pontosländer durch die Russen auf osmanisches Gebiet emigriert sind, gingen, mit geringen Ausnahmen, in den osmanischen Türken auf. Die Bezeichnung »Tatar«, »Dezbeke«, »Karakalpak«, »Turkmene«, »Osmanly« u. s. w. sind nur Stammesnamen eines und desselben Volkes — der Türken. Es ist zu bemerken, daß unter den Türken der Name Tatar, zur Bezeichnung eines türkischen Stammes, unbekannt ist. Die sogenannten türkischen »Post-Tataren« auf der Balkan-Überlandlinie, vor Herstellung der Eisenbahnen, waren berittene Boten, ohne Rücksicht auf ihre Nationalität. Dasselbe gilt von der üblichen Bezeichnung von Leuten mit »Tscherkessen«, welche keine solchen sind. So pflegt man beispielsweise auch die mohammedanischen Bosnier »Türken« zu nennen, obwohl sie fast ausnahmslos Slaven sind. Erwähnen wir noch der Ansicht, die viel für sich hat, daß in den Nogaiern zum Theile Reste der Chazaren, Petschenegen und Kumanen enthalten, und daß sie stark mit Mongolen gemischt sind, so erscheint die Stellung dieses Stammes in der Völkerkunde ziemlich präcisirt.



Die lange Mongolenherrschaft im sarmatischen Tieflande wurde häufig von Schriftstellern, welche sich vom Parteigeiste oder politischer Leidenschaft beeinflussen ließen, dazu ausgenutzt, der slavischen Reinblütigkeit der Russen — beziehungsweise eines Theiles derselben, der Großrussen — entgegenzutreten, und die historische Thatsache der mongolischen Occupation zu einem wissenschaftlichen Argumente für ethnische Schlußfolgerungen zu gestalten. Nach der Meinung dieser einseitigen Autoritäten — es sind berühmte Gelehrte darunter — wären die Großrussen, im Gegensatz zu den Kleinrussen, keineswegs reinblütige Slaven, sondern ein mongolisch-slavisches Mischvolk. Man hat zur Kennzeichnung dieser vermeintlichen Thatsache speciell das Wort »Moskowiter« erfunden. Die ersten, welche einen so tief gehenden ethnischen Unterschied herausgefunden haben wollten, waren polnische Schriftsteller. Es lag in ihrem Interesse, nachzuweisen, daß die Großrussen, welche sich als Vormacht des Slavismus geriren, gar keine echten Slaven seien. Französische und selbst deutsche Schriftsteller sind jenen sonderbaren Käuzen auf den Leim gegangen. Wie sich aber eine Voreingenommenheit einmal einnistet, kostet es ungeheure Mühe sie wieder auszumerzen oder unschädlich zu machen. Es hat nichts genützt, daß selbst kleinrussische Schriftsteller gegen eine solche Zerstückelung der Gesamtheit des Russenthums protestirten. Die Großrussen blieben »Moskowiter«, d. h. ein mongolisch-slavisches Mischvolk, während die Kleinrussen als Kernslaven gegen jene ausgespielt wurden. Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß zwischen Groß- und Kleinrussen, sowohl historische als ethnographische Unterschiede bestehen, nicht aber ethnische. Jene Unterschiede sind nicht größer, als die zwischen Ober- und Niederdeutschen. Reinblütig sind ja auch die Deutschen in Ostpreußen nicht, und für die Deutsch-Oesterreicher wird Niemand einen tadellosen Stammbaum aufzutreiben vermögen. Gleichwohl wird man sich nicht der Lächerlichkeit schuldig machen, das dermalige Deutschthum der Ostpreußen und Deutsch-Oesterreicher anzuzweifeln. Von den Vogesen bis zum Niemen, von der Eider bis zur Donau siedeln Deutsche; dialektische Verschiedenheit bedingt keine ethnische Trennung.

Gerade so ist es mit den Russen bestellt. Ja der Unterschied zwischen Groß- und Kleinrussen ist sprachlich noch viel geringer, als zwischen Ober- und Niederdeutschen. Daß in dem Großrussen ural-altaische Elemente aufgegangen

sind, kann nicht geleugnet werden. — Es wäre aber heute überhaupt schwer, die tadellose Reinblütigkeit eines arischen Stammes nachweisen zu wollen. Sprachlich (nur im dialektischen Sinne gemeint) sind auch die sogenannten



Kleinrussin.

Weißrussen von den Groß- und Kleinrussen zu unterscheiden. Das numerische Verhältniß zwischen diesen drei Repräsentanten der russischen Slaven ist sehr ungleich; am zahlreichsten sind die Großrussen, welche eine compacte Masse von circa 35 Millionen Seelen ausmachen; hieran schließen die Kleinrussen mit circa 15 Millionen Seelen, und zuletzt die Weißrussen mit 4 Millionen Seelen.



Wir haben es also hier mit einem durch Abstammung, Sprache, Religion und Sitten vereinigten mächtigen Volksganzen von circa 54 Millionen Seelen zu thun, von denen wieder — nach A. Petermanns trefflichem Aussprüche — die



Kleinruffe.

35 Millionen Großrussen von einer so großen Gleichartigkeit des Gepräges sind, wie sich deren wenige andere Völker zu erfreuen haben. Von den verschiedenen Elementen, die sich dem Slavischen beigemischt haben, ist beim Großrussen das Finnische, beim Weißrussen das Lithauische, beim Kleinrussen das Türkische (Tatarische) vorherrschend. R. Koesler hat die Bemerkung gemacht,

daß der Slavismus des russischen Volkes von Nord nach Süd zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, sowie in der nach Ost, abnimmt. Wer unsere vorhergegangenen Mittheilungen über die im Norden und Osten, sowie Südosten des europäischen Rußland siedelnden nichtrussischen, d. h. ural-altaischen Elemente, vor Augen hat, wird die vorstehende Ansicht bestätigt finden. Darnach wären die reinblütigsten russischen Slaven im Süden des Reiches, also in dem hier zunächst in Frage kommenden Gebiete von Südrußland anzutreffen. Gleichwohl hat man geraume Zeit darüber orakelt, welches ethnische Element man in den einst wegen ihrer Streifzüge und ihres kriegerischen Kampfesmuthes ebenso berüchtigten als gefürchteten Kosaken der Ukraine (»Zaporoger«) zu erkennen habe. Daß sie Kleinrussen, also reine Slaven waren, daran dachte oder glaubte Niemand. Der französische Schriftsteller Lesur läßt nicht nur die Zaporoger, sondern sämtliche Kosaken (also auch die großrussischen Don-Kosaken) von den — Kumanen abstammen! Ein anderer Schriftsteller glaubt in den Zaporogern jene »Karakalpaken« (die ja gleichfalls nichts anderes als Kumanen waren) zu erkennen, welchen nach der furchtbaren Mongolenschlacht an der Kalka (1224) der Fürst Wstislaw Romanowitsch in der Ukraine Ländereien anwies. Alle diese Irrthümer rühren daher, daß man in der Kampf- und Lebensweise der Kosaken nichts Slavisch-Russisches erkennen will. Dazu kommt, daß der Name »Kosak« viel früher außerhalb der Ukraine auftauchte. Im X. Jahrhundert bekämpften russische Fürsten die »Kasophen« auf der Halbinsel Taman (gegenüber der Krim); ein Theil des heutigen Tscherkessenlandes hieß damals Kasachia.

Diese Bezeichnungen dürfen nicht dazu benützt werden, um den Zaporogern eine nicht-slavische Abstammung anzudichten. Denn fürs erste machten sich die Kosaken der Ukraine erst nach der Mongolen-Invasion bemerkbar, indem sie von ihren Schlupfwinkeln auf den Inseln des Dnepr aus die fremden Machthaber beunruhigten, also gewissermaßen aus Nothwehr zu dem ihnen durch Jahrhunderte eigenthümlichen kriegerischen Handwerk griffen; fürs zweite ist der Name »Kazak« türkischen (kirgisischen) Ursprunges und bedeutet so viel als »Freibeuter«. Es liegt auf der Hand, daß sich die Wegelagerer der Ukraine diesen Namen nicht selber gegeben hatten, sondern ihn vielmehr von ihren mongolischen Nachbarn empfangen. In der That hießen die Kosaken der Ukraine



ursprünglich »Saporoger«, hergeleitet von den Wörtern »sa« (jenseits) und »Porogi« (Wasserfälle), da sie jenseits der Schnellen des Dnepr auf den Inseln dieses Stromes ihre Schlupfwinkel hatten. Sie waren ausgezeichnete Wasserfahrer und dadurch den wasserscheuen Mongolen bedeutend überlegen. Es ist daher ein weiterer Irrthum, wenn man sich die Saporoger als ein Reitervolk — wie es alle ural-altaiischen Steppenvölker waren — vorstellt. Sie streiften und kämpften vorwiegend zu Fuß, führten Proviantwägen mit sich, aus welchem sie im Momente des feindlichen Ueberfalles eine Wagenburg (»Tabor«) herstellten, die ihnen Schutz gegen die feindlichen Schußwaffen bot. Eigenthümlich und hervorragend aber war ihre kriegerische Thätigkeit auf dem Wasser. Im Jahre 1585 waren die Saporoger zum erstenmale mit einer kleinen Flottille auf dem Schwarzen Meere (damals noch ein türkisches Binnengewässer) erschienen. Dieser erste Versuch schlug zwar fehl, desto glücklicher aber waren sie in der Folge, und man kann sagen, daß sie in dieser Richtung sehr bald Außerordentliches leisteten. In der Regel nahmen die Raubzüge, unter welchen namentlich die Pontosländer viel zu leiden hatten, folgenden Verlauf: den Dnepr hinab schwammen die leichten, aus Flechtwerk hergestellten Boote vorerst bis in die Nähe der Schilfwälder an der Diman-Mündung des Stromes bei Kinburn. Hier hielten die Türken, die damaligen Herren der taurisch-bessarabischen Küsten, Wacht, indem sie außerdem den Strom mittelst einer Kette gesperrt hatten. Zur nächtlichen Zeit ließen nun die Saporoger große Baumstämme gegen die Kette treiben, um die feindlichen Wächter zu alarmiren und ihr Feuer auf jene vermeintlichen Rähne abzulenken. Nach beendeter Kanonade näherten sich die Saporoger in ihren Booten geräuschlos der Kette und schlüpfen unentdeckt darüber hinaus und ins nahe Meer. Ihr nächstes Angriffsobject bildeten zumeist die Küsten der Krim, längs der sie in das Asow'sche Meer eindringen, um aufwärts des Don und dessen rechtsseitigen Nebenflüssen sich ihrer Heimat wieder zu nähern, die sie zuletzt auf kurzen Landrouten — die Boote mit sich schleppend — meist ungefährdet erreichten. Zu den kühnsten Leistungen aber gehörten die gefährlichen Bootstreifzüge bis nach den anatolischen Küsten, angelockt von den Reichthümern in den alten Emporien, in denen es auch zur Zeit osmanischen Glanzes immerhin noch ausgiebige Beute zu holen gab. Auf diese Weise wurden Trebisonde, Sinope und andere Städte Anatoliens überfallen und geplündert. Gelegentlich waren diese See-Freibreuter

verwegen genug, sogar bis unter die Mauern von Constantinopel vorzudringen, konnten aber nichts ausrichten.

Seit Anfang des XVI. Jahrhunderts kam der Name »Kosak« immer mehr zur Geltung, doch verdrängte er nicht sogleich die Bezeichnung »Saporoger«; dieser ging vorzugsweise auf die Inselbewohner des Dnepr über, während sonst die Benennung »Ukrainische Kosaken« Platz griff. Seit diesem Zeitpunkte spielten die Kosaken eine hervorragende Rolle in den Kriegen zwischen den Russen und Polen einerseits und den Türken anderseits. Unter dem polnischen Könige Stephan Bathori wurde ihrem Schutze das frühere Großfürstenthum Kiew, speciell der südöstliche Theil übergeben, der den Namen »Ukraine«, d. i. »Grenzland«, erhielt. Bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts währte dieses Verhältniß. Da aber die polnische Herrschaft unklugerweise es nicht an Bestrebungen und Maßnahmen fehlen ließ, die Ukrainer in ihren Privilegien zu schmälern, nahm die Mißstimmung zu und artete endlich unter dem Hetman (Kosaken-Obersten) Bogdan Chmielnizki in offene Rebellion aus, deren Folge die Anerkennung der alten Freiheiten war. Kurz hierauf schlossen sich die Ukrainer an Rußland an und ihr Gebiet erhielt nun die Bezeichnung »Klein-Rußland« (1653). Jetzt erst erkannte Polen den Wert der ukrainischen Kosaken und führte ihrethalben mit Rußland Krieg. Die Ukraine wurde wieder polnisch, doch eroberten die Russen bald hierauf einen Theil des Landes (das Gebiet bis zum Dnepr) zurück, so daß nun eine Doppelherrschaft eintrat: die russische Ukraine östlich des Dnepr, die polnische westlich desselben. Die Bestrebungen des Hetmans der polnischen Ukraine, Doroschenko, beide Landgebiete wieder zu vereinigen, führten zu keinem Ziele, da er die Türken zu Hilfe rief, Russen und Polen aber die gemeinsame Gefahr erkannten und nun vereint Frieden stifteten. Die Ukrainer aber wollten ihre Unions- und Unabhängigkeits-Bestrebungen nicht aufgeben. Von drei Feinden — Russen, Polen und Türken — umlauert, war das Resultat dieser Bewegung, daß das Land östlich des Dnepr unter russischer Herrschaft blieb, während die polnische Ukraine, trotzdem sie den Kronfeldherrn Sobieski mit Hilfe der Türken geschlagen hatte, in die Gewalt der letzteren gerieth (1672). Kämpfe um die Ukraine spielten sich noch während der Regierungszeit Peters des Großen ab, und war es namentlich die berühmte »Capitulation am Pruth«, in der für Peter alles Land westlich des Dnepr verloren ging.



Seit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts erlosch nach und nach die Bedeutung sowohl der Saporoger als der ukrainischen Kosaken. Mazepa, den zu verherrlichen es der Dichtkunst und Malerei der Neuzeit in so unverdienter Weise gefallen hat, trug wesentlich zu deren Untergang bei. Die durch ihn heraufbeschworenen Unruhen und Empörungen bewirkten, daß Peter der Große auf die Saporoger im höchsten Grade erbittert und auch gegen die ukrainischen Kosaken mißtrauisch wurde. Bekämpfungen und Verfolgungen legten die ersten Breschen in den alten Unabhängigkeitsdrang. Um ihre kriegerischen Tugenden zu brechen, verwendete Peter die Ukrainer außer Landes zu gewöhnlichen Arbeiten (Canal- und Festungsban) und schmälerte daheim ihre historischen Rechte. Als vollends die Kaiserin Katharina, durch Finanznöthen zu diesem Schritte veranlaßt, den Loskauf vom Dienste decretirte, war es um den kriegerischen Sinn der Kosaken geschehen. Gleichzeitig sollte das autonome Verhältniß der »Kosaken-Regierungen« ein Ende nehmen. Am widerhaarigsten zeigten sich die Saporoger, welche die Auswanderung der Unterwerfung vorzogen. Schon unter Peter dem Großen waren zahlreiche Familien nach der Krim zu den Nogaiern übergesiedelt. Unter Katharina erfolgte eine neue Emigration nach dem Saik. Die wachsende Bedeutung der russischen Heeresorganisation seit Peter, die Errichtung von militärischen Colonien an der russisch-türkischen Grenze unter Katharina bereitete die Auflösung des Kosaken-Unwesens vor; die Umwandlung der irregulären ukrainischen Reiter-Regimenter in reguläre Carabinier-Regimenter brachte ihm ein jähes Ende. Dreihundert Jahre hatten diese merkwürdigen militärischen Genossenschaften gedauert. Nicht ohne militärischen und politischen Nutzen für die Reiche, denen sie unterstanden, namentlich Rußland, bildeten sie gleichwohl einen Staat im Staate, der bei der fortschreitenden inneren Entwicklung des russischen Reiches und seiner Fühlungnahme mit dem europäischen Westen seit Peter dem Großen, sich als eine Anomalie erwies, mit der aufgeräumt werden mußte.

Heute lebt die Kosaken-Romantik nur mehr in den vielen und schönen kleinrussischen Liedern in Erinnerung und in poetischer Verklärung, welche den Dingen vergangener Tage anzuhaften pflegt. Auch das Abendland hatte seinerzeit von jenen Zuständen Notiz genommen und sie mit dem Schimmer der Romantik umgeben. Aber von dieser war gleichwohl blutwenig vorhanden. Tapfer und verwegen, listig und umsichtig, waren die ukrainischen Kosaken nicht zu unter-

schätzende Bundesgenossen. In politischer Beziehung aber waren sie durch alle Zeit unzuverlässig. Andererseits wurden die guten Eigenschaften erheblich paralysirt durch schlechte, wie Spiel- und Trunksucht, und infolge des verderblichen Einflusses fremdländischer Abenteurer, die sich mit der Zeit massenhaft unter die Kosaken eingeschmuggelt hatten, Einbuße an Ehrenhaftigkeit. In welcher Form sich die Kosaken-Institution fortgeerbt — allerdings außerhalb der Ukraine — und bis auf den Tag erhalten hat, darüber wird in einem anderen Abschnitte die Rede sein.

Mit diesen Mittheilungen über eine Episode der geschichtlichen Vorgänge in der Ukraine, haben wir die Dinge, wie sie sich in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge darbieten, überholt. Es handelt sich nun darum, den Urfängen der russischen Geschichte nachzuspüren, das heranwachsende, oft bedrohte, in seinen staatsrechtlichen Formen schwankende Staatswesen im sarmatischen Tieflande in seinen einzelnen Entwicklungsstadien zu beleuchten. Der Einfluß der Bodenverhältnisse eines Landes ist von ungeheurer Bedeutung für dessen Geschichte und Geschicke. Die Erfahrung zeigt, daß mitunter winzige Staatengebilde, oder autonome Gemeinwesen, mit vortheilhaften localen Existenzbedingungen ausgestattet, dem Wandel der Dinge zu widerstehen vermögen und ihre Eigenart oder Selbständigkeit bewahren. In Hochländern oder in verborgenen, abseits des Welttreibens liegenden Winkeln sind Völkerspitter haften geblieben, welche trotz der fremdartigen Umgebung ihre Nationalität, ihre Sitten und Lebensgewohnheiten beibehielten und entweder als politische oder ethnologische Eigenthümlichkeiten bis auf den Tag sich erhalten haben.

Anders liegen die Verhältnisse in großen Tiefländern. Hier bietet der Boden keinen Schutz, er hat keine Schranken, keine Wälle in Gestalt von hohen Gebirgen. Gleich den Wolken, die über die unermesslichen, abwechslungslosen Niederungen gleiten; wie der Wind und Sturm, die unbehindert über die nackte Erde hinwegfegen; wie die Uniformität des organischen Lebens: in ähnlicher Weise entwickelt sich das Völkerleben ohne locale Beschränkung unter den mannigfachen fremden Einflüssen, denen es sich nicht verschließen kann. Dieses Gepräge hat das Ruffenthum auf Grund der Natur seiner Heimstätten erhalten. Die slavischen Stämme des sarmatischen Tieflandes wurden von Zeit zu Zeit immer wieder durcheinander geschoben. Anfänglich im europäischen Norden hausend,



drangen sie bis zum Schwarzen Meere und der unteren Donau vor, um in der Völkerwanderung wieder nach Norden zurückgeschoben zu werden. Wurden in einzelnen Zeitläufen Gebiete im Süden und Osten frei, so konnte die eingedämmte Völkerwooge abermals abfluten, um gelegentlich wieder zum Stehen oder zum Rückgange gezwungen zu werden.

Die geographische Lage Rußlands bedingte es, daß seine Völker frühzeitig mit der orientalischen Welt in Berührung kamen. Dies war bereits in einer Zeit lange vor den geschichtlichen Anfängen des russischen Reiches der Fall. Wir sehen die sarmatischen Slaven in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung theils als Verbündete, theils als Gegner ural-altaiischer Stämme um ihre Existenz ringen. Aber über dieser Epoche liegt noch immer ein Schleier und die Geschichte nennt weder die Namen kühner, unternehmungslustiger Anführer, noch gibt sie Kunde über die räumlichen und zeitlichen Besitzverhältnisse der innerfarmatischen Slavengebiete. Man weiß nur so viel, daß die Slaven, von den Petschenegen und Chazaren nach Norden zurückgedrängt, die Städte Nowgorod und Kiew gründeten. Hier scheinen sie geraume Zeit unbelästigt gehaust zu haben, denn ein gewisser Grad von Wohlstand reizte den in Schweden siedelnden normannischen Stamm der Waräger, die Finnen und Slaven anzugreifen, und das Land vom Meere bis zum Waldai-Plateau sich zu unterwerfen,

Nun kommt Licht in die Ursprünge der russischen Geschichte. Es war zu Beginn des IX. Jahrhunderts. Der erste Einfall der Normannen mißlang in Hinsicht auf seine Endabsichten. Die Waräger kamen aber wieder, diesmal von ihrem unternehmenden Häuptling Rurik geführt, und nun wurde alles Land vom Eismeer bis zu der Quellregion des Dnepr und der Wolga unterworfen. (Mitte des IX. Jahrhunderts.) Rurik schlug seine Residenz zu Alt-Ladoga auf, und legte, wie sein Stamm, rasch germanische Sprache und Sitte ab, so mit den slavischen und finnischen Eingeborenen sich verschmelzend. Auch Südrußland (Kiew) hatte einen Zweig der Warägischen Fürstenfamilie zu Herrschern erhoben. In derselben Zeit wurden die Russen, welche seit Rurik diesen Namen führten mit den Byzantinern bekannt. Der byzantinische Einfluß war weit mächtiger und folgenschwerer als der normannische. Während der skandinavische Geist über der festgefügteten, numerisch zahlreichen Masse der Slaven wie ein Hauch verwehte, drangen byzantinisches Wesen und orientalischer Geist gleich einem neuen Lebens-

element in alle Schichten und Rizen jener Masse und verliehen ihr ein bestimmtes orientalisches Gepräge, welches fast ein Jahrtausend lang anhielt. Der Wandel,



Hafentreppe in Odessa.

d. h. die Einwirkung occidentalere Culturelemente, die Anknüpfung mit dem west-europäischen Civilisationskreise, machte sich erst vor einem Jahrhundert geltend.

Der byzantinische Einfluß hatte seine gute und seine schlechte Seite. Die erstere bestand darin, daß er die Oberhand über den asiatischen Geist gewann



und dem Mohammedanismus eine Schranke setzte; verhängnißvoll anderseits war der Byzantinismus insoferne, als ihm es zuzuschreiben ist, wenn in der Lebensanschauung der Russen eine gewisse Starrheit, ein Vorwiegen conservativer theologischer Anschauungen herrschend wurde. Wie es gekommen, daß der orthodoxe Glaube in Rußland sich festsetzte, ist bald erzählt. Die unmittelbaren Nachfolger



Boulevard in Odessa.

Ruriks — Oleg und Igor — waren noch Heiden, als sie die Byzantiner bedrängten (906 und 943). Im Jahre 955 ließ sich die Großfürstin Olga in Constantinopel taufen, aber das Beispiel blieb ohne Nachahmung. Noch einmal sollten die Byzantiner mit einem mächtigen heidnischen Fürsten vom Stamme Ruriks Bekanntschaft machen. Im Jahre 967 erschien der grimmige Swjatoslaw mit 60.000 Russen an der Donau, um den Byzantinern eine erbetene Gefälligkeit zu erweisen. Damals waren nämlich die Bulgaren noch nicht »slavische Brüder«, denn dieses finnisch-ugrische Volk war kaum erst in den slavischen Anten-Stämmen

aufgegangen und die Mischrasse war sowohl den Byzantinern als den Russen gleich verhaßt. Immerhin dürfen wir annehmen, daß es sich bei Swjatoslaw weniger um die Befriedigung dieses Hasses handelte, als vielmehr um den Besitz des »schönen Landes«, wie er es selber dem byzantinischen Abgesandten gegenüber nannte. Da es die Byzantiner waren, welche die Russen ins Land brachten, erhalten die Urfanfänge der russischen Orientpolitik eine merkwürdige moderne Färbung. Die Bulgaren bereiteten nämlich den Herren am goldenen Horn mancherlei Kummer, und so erhielt Swjatoslaw gewissermaßen das »Mandat«, auf der Balkan-Halbinsel Ordnung zu machen.

Die Bulgaren waren ihren neuen Feinden keineswegs gewachsen und so konnte Swjatoslaw bei seiner Ankunft vor Drista (Silistria) mit stolzer Zuversicht in die Zukunft blicken. Flößten die herkulischen todestrohigen Krieger Nowgorods und Kiw's ihrem Feinde Furcht ein, so mochte es anderseits ein gelindes Grauen gewesen sein, das sie vor dem Fürsten derselben empfanden. Die personliche Erscheinung Swjatoslaws hat uns die Geschichte überliefert. Sein Zeitgenosse Leo Diacomus schildert ihn als einen kleinen, untersehten Mann mit mongolischem Schnauzbarte, halb kahl rasirtem Schädel, tiefliegenden, stehenden Augen und einem Baschkirengesichte. So stand er, in seine weiße Toga gehüllt, auf einer der Höhen, die auf das heutige Silistria herabsehen, und es währte nicht lange, so war das alte Bollwerk in seinen Händen. Von hier ging es über den Balkan, auf derselben Route, die nicht ganz neun Jahrhunderte später der Marshall Debkitzsch einschlug, um Adrianopel zu besetzen. Swjatoslaw aber schlug eine mehr westliche Marschlinie ein und erschien unversehens vor Philippopel, dessen bulgarisch-griechische Bevölkerung sich der Invasion auf das tapferste zu erwehren trachtete. Allein mit dem Widerstande hatte es bald ein Ende, und Swjatoslaw wußte die Tapferkeit seiner Gegner nicht besser zu belohnen, als daß er etwa 20.000 derselben pfählen ließ. Der Rest war die Besitzergreifung des Landes.

Das ging nun den Byzantinern allerdings über das ursprüngliche Abkommen. Der Kaiser Joannes Tzimisz'es erklärte den Russen den Krieg und rückte in Eilmärschen über die Hämus-Pässe, um dem Feinde die Rückzugslinie nach seinem Einschiffungsplatze (Drista) zu verlegen. Swjatoslaw aber hatte hier fast den dritten Theil seines Heeres zurückgelassen, der sich der Byzantiner so



lange erwehrte, bis Swjatoslaw nachgerückt kam. In der nun folgenden sechstägigen Schlacht trugen die Russen eine Todesverachtung zur Schau, welche die Byzantiner mit Entsetzen erfüllte. Sie wichen nicht und ließen sich lieber reihenweise zusammenhauen, immer wieder frische Truppen ins Treffen führend, bis das halbe Heer hingeschlachtet war. Da ward dem Swjatoslaw denn doch bange und er erwirkte einen günstigen Frieden und freien Abzug die Donau abwärts.

So hatte die russische Geschichte mit einem Zuge über den Balkan vor ungefähr neun Jahrhunderten begonnen. Eine fast tausendjährige Tradition der Anwohner des Goldenen Horns berichtet, daß dermaleinst »salbhaarige Barbaren« in Byzanz ihren Einzug halten werden. Daß die Russen das Signalement auf sich beziehen, ist nicht zu bezweifeln. — Bald hierauf trug sich ein bedeutamer Zwischenfall zu. Im Jahre 988 ließ der Großfürst Wladimir in der von ihm eroberten Stadt Chersones in der Krim sich taufen, nachdem er längere Zeit geschwankt, ob er das Christenthum oder den Islam annehmen solle. Er zog das erstere vor, weil dasselbe ihn nicht am Genuße berauschender Getränke hinderte, die er sehr liebte. So ist es der Wein gewesen, durch welchen die Russen zu ihrem Christenthume gekommen sind. Man kann das Phantasiebild ausmalen, was geschehen wäre, und welche Gestalt Europa in politischer und cultureller Beziehung erhalten hätte, wenn Wladimir die — Weiber dem Weine vorgezogen haben würde und die moslimische Welt einen Zuwachs von 50 Millionen Gläubigen erhalten hätte, die als festgefügte Masse das sarmatische Tiefland einnahmen und als Vorwerk des durchwegs moslimischen asiatischen Hinterlandes die Umgestaltung des europäischen Kartenbildes eingeleitet hätten.

Seit dieser Zeit hatte das »goldene Byzanz« eine ganz besondere Anziehungskraft für die Russen. Weg und Ziel sind weniger durch gewisse Zeitströmungen oder politische Tagesfragen bedingt, als vielmehr durch uralte Traditionen, durch eine mächtige, religiöse und nationale Idee, die an innerem Entwicklungsdrange nichts zu wünschen übrig läßt. Alle russischen Kriege hatten nur gewöhnliche Zwischenfälle zu Anlässen; der treibende Beweggrund, das bewegende Ferment, die den sonst unbeweglichen Kolos aus seiner Stetigkeit rissen, war immerdar der mehr oder minder lebhafte Traum, die gräcoslawische Ostmacht zu consolidiren und jenes mehr religiöse als nationale Werk zu krönen, das die orientalische Kirche als Vermächtniß von Christus betrachtet.

Damit hätten wir die Stellung, welche Rußland seit dem Beginne seiner geschichtlichen Entwicklung, beziehungsweise seit Einverleibung seiner Völkermassen in den byzantinischen Culturkreis im Osten einnahm und einnimmt, gekennzeichnet. Dieses Verhältniß mußte durch einen anderen Umstand mächtig gefördert werden, durch die Abgeschlossenheit der ursprünglichen Theilfürstenthümer und des von Zwan Wassiljewitsch (1462 bis 1505) geeinigten Kurik'schen Reiches. Zur Zeit der Mongolen-Occupation, welche sich zu dem mächtigen Reiche Kiptschak krystallisirte, und welche der vorerwähnten Einigung des Reiches vorausging, war Rußland überhaupt ein todter Staatskörper ohne selbständiges politisches Leben. Eine Ausnahme machte Nowgorod, wo Alexander Newsky ruhmvoll herrschte. In dieser Zeit gab es fortgesetzt Kriege mit der »Goldenen Horde«, der Rußland tributpflichtig war. Diesem Zustande hatte bekanntlich Wassiljewitsch ein Ende gemacht. Er verweigerte die Tributzahlung, was der Khan von Kiptschak mit der Kriegserklärung erwiderte. Zwar zog sowohl das russische, wie das mongolische Heer, eines von dem anderen sich zurück, wodurch selbstverständlich eine Schlacht unmöglich wurde; aber auf seinem Rückzuge wurde das mongolische Heer von verschiedenen sibirischen Stämmen angefallen und aufgerieben. Darüber zerfiel das ganze Kiptschakische Reich in Trümmer. Nur einzelne mongolische Theilhanate (Kasan, Astrachan) bestanden fort, bis Wassiljewitsch's Nachfolger auch diese Staatswesen dem russischen Reiche einverleibten.

Der Zertrümmerer des Kasan'schen Khanats war Zwan IV., dem die Geschichte den Beinamen des »Schrecklichen« gegeben hat. Es steckte viel Mongolisches in diesem grausamen despotischen Herrscher. Er hatte, was in Europa damals noch fehlte, ein stehendes Heer, welches er nach mongolischer Art bewaffnete und uniformirte. Gleich dem kiptschakischen Großkhan verwandelte dieser christliche Czar seinen Palast in einen Harem und seine Bojaren ahmten das Beispiel nach. Bis auf Peter den Großen hielten diese asiatischen Zustände an. Nach Zerfall der Mongolenherrschaft blieb Rußland noch geraume Zeit im Banne asiatischer Einflüsse. In Bezug auf Administration und Staatshaushalt, auf dem Gebiete des Heerwesens, der Rechtspflege, in Rücksicht auf Sitte und Lebensgewohnheiten fielen die Russen dem mongolischen Einflusse anheim. Ethnisch aber war dieser Einfluß nur geringfügig. Außer zeitweilig auftauchenden, plündernd umherstreichenden mongolischen Horden, nahmen nur mongolische Beamte, Statthalter,



Verwalter, Agenten, Pächter u. s. w. dauernden Aufenthalt im russischen Reiche. Von einer ausgiebigen Blutmischung kann also nicht die Rede sein, und wir verweisen hierbei auf unsere andernorts gemachten Ausführungen hinsichtlich des sogenannten »Moskowitzthums«. Die frühere Sitte und Lebensweise konnten der Rassenintegrität nichts anhaben. Auch die vielen mongolischen Wörter, welche der großrussische Sprachschatz aufweist, beweisen nur, daß diese Bezeichnungen aus dem alltäglichen Leben von den Mongolen übernommen und allgemein gebräuchlich wurden.

Die Einnahme Kasans durch Iwan IV. (2. October 1552) ist Gegenstand des Volksliedes geworden. Sie hatte unermessliche Folgen. Die umwohnenden Völker unterwarfen sich den Russen. Aber von vielleicht noch größerer Tragweite war ein anderes Ereigniß, an dem die Russen freilich nur indirecten Antheil hatten: die englische Polarexpedition, welche durch das nördliche Eismeer einen Seeweg nach Ostasien suchte (erst mehr als dreihundert Jahre später durch Nordenskjöld verwirklicht), erschien im Jahre 1553 im Weißen Meere. Damit hatte Rußland das Thor gewonnen, mittelst welchem es mit der Außenwelt in Verbindung treten konnte. Der Landweg nach Westen war ihm durch das mächtige Polen verschlossen. Ueberhaupt hatte die Nachbarschaft Polens zu Zeiten die größte Gefahr für das russische Reich gebildet. Am schlimmsten stand es nach dem Ableben Iwans IV., als dessen Sohn Fedor I. den Thron erbt, aber, als regierungsunfähig, von seinem Schwager Boris Gudunow vertreten wurde. Er hatte während Fedors Scheinregierung dessen nächste Verwandte, darunter den Bruder des Czaren, Dimitrij (Demetrius), aus dem Wege geräumt, und schwang sich nun, als mit Fedor das Geschlecht Ruriks ausstarb, selber auf den Thron. Da tauchten mit einemmale eine ganze Reihe falscher Dimitrij auf, welche von Seite Polens unterstützt wurden. Eine schreckliche Verwirrung riß im russischen Reiche ein, überall gab es Kampf, überall Prätendenten. Endlich, nachdem die Polen mit Mühe aus dem Lande vertrieben waren, einigten sich die geistlichen und weltlichen Großen, sowie die Städtevertretungen zur Wahl des 18jährigen Michael Fedorowitsch Romanow. Dieser, ein Sohn des Metropolit von Kostow, war von mütterlicher Seite, wiewohl ziemlich weit her, dem Hause Rurik verwandt. Mit der Wahl Michaels (März 1613) kehrte wieder Ruhe im russischen Reiche ein, und in weiblicher Linie hat sich die Dynastie

der Romanows daselbst bis heutigen Tages in der Herrschaft erhalten. Rußlands Zukunft war gesichert. Es trat über Archangelsk, das bald nach der Entdeckung des nördlichen Seeweges gegründet wurde, mit der Außenwelt in regen Verkehr. Ueber Polen war der Weg noch immer verschlossen; die Route nach dem Meere wehrte das eifersüchtige Schweden. Am Schwarzen Meere hatten die Russen vorübergehend Fuß gefaßt; aber von dort führte damals der Weg nach Europa nicht, denn die mächtige Türkei hatte den Pontos für alle Welt gesperrt. Mit den Bestrebungen Rußlands, im übrigen Europa Verbindungen zu suchen, wuchs auch hier das allgemeine Interesse für dieses entlegene Reich. In die Epoche dieser Wandlung fällt die Jugend Peters des Großen. Er endlich erreichte das Meer, den finnischen Meerbusen, wo er in den Newa-Sümpfen den Grundstein zu der neuen Residenz- und Reichshauptstadt legte. Er selber suchte Bildung im Westen, schuf ein neues Reich auf völlig veränderter Grundlage, überwand glücklich alle inneren und äußeren Mißgeschicke, entledigte sich der eifersüchtigen Schweden, dessen starrköpfiger König Karl XII. auf die Vernichtung des nordischen Rivalen es abgesehen hatte. Mit Peter war Rußland in den Kreis der europäischen politischen Interessen getreten, seine Nachfolger und Nachfolgerinnen wandelten diese Bahn weiter.

Die Geschichte Südrußlands ist von den Einfällen der Mongolen an bis auf Katharina II. Kosaken- und Türkenwirtschaft. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts war dieses Land eine Wüste, ein Tummelplatz von Heerden und Hirten. Das ist längst anders geworden. Mit fester Hand griff Katharina selbst ein, vieles hat auch ihr übel beleumundeter Günstling Potemkin vollbracht. Im Jahre 1793 gründete Katharina am Schwarzen Meere, an Stelle des türkischen Dorfes Hadshi-Bey, die Stadt Odeffa, derzeit die blühendste Handelsstadt Rußlands mit 200.000 Einwohnern. Wenige Jahre haben hingereicht, um einen dünnen wüsten Raum nördlich des Schwarzen Meeres in ein mit Gärten und volkreichen Dörfern bedecktes Culturgebiet umzuwandeln. Potemkin hatte im Jahre 1778 die Stadt Cherson, an der Mündung des Dnepr, und 1784 Zekaterinoslaw, gleichfalls am Dnepr, aber tiefer im Innern, angelegt. Letzteres ist von geringer Bedeutung, aber Cherson hat sich bis auf 130.000 Einwohner emporgeschwungen und ist namentlich wichtig wegen seines Kriegshafens, seines Arsenales und seines regen Handels.



Wenn wir noch weiter Umschau auf diesem Gebiete halten, stoßen wir auf Nikolajew, gleichfalls eine Gründung Potemkins (1792), dermalen Russlands größter Kriegshafen im Bereiche des Schwarzen Meeres. Die Stadt, welche über 80.000 Einwohner zählt, ist Hauptstation der Flotte des Schwarzen Meeres, Sitz der Admiralität und ist großartig befestigt. Ihre Lage in der tiefen Mündungsbucht des Bug, ist eine ausgezeichnete. Mancherlei Anstalten, darunter eine Sternwarte und ein Museum mit Alterthümern aus der Krim und Südrussland, machen diese Stadt auch dem gebildeten Westeuropäer interessant. — Wir nennen noch das ältere Jelisawetgrad (1754 gegründet) mit über 60.000 Einwohnern, zwischen Dnepr und Dnestr gelegen, eine stark befestigte Stadt mit weitläufigem Arsenal. In Bessarabien ist es das volkreiche Kischeneu (112.000 E.), das erhöhte Wichtigkeit erlangt hat, seitdem es Hauptstadt von Gesamt-Bessarabien geworden ist und durch Eisenbahnen mit den Karpathenländern und dem Donau-Delta einerseits, mit Odessa anderseits in unmittelbarer Verbindung steht. Am Dnestr stoßen wir noch auf die Festung Bender (27.000 E.), bekannt aus dem Kriege zwischen Peter dem Großen und Karl XII. von Schweden, und auf Akkerman (30.000 E.) an der Mündung des oben genannten Flusses.

Die Erwerbung von Rumänisch-Bessarabien durch den Berliner Vertrag brachte die wichtige Handelsstadt Ismail (17.000 E.) in russischen Besitz. Gegen Osten hin wären zu nennen: Perekop, eine kleine Stadt mit Befestigungen, welche die Landenge, mittelst der die Krim mit dem Festlande zusammenhängt, beherrschen; Nogaisk, Hauptort des Gebietes der Nogajer, welche insgesamt civilisirt und Ackerbauer geworden sind; Brdjansk (21.000 E.), eine neue Stadt am Asow'schen Meere mit vorzüglichem Hafen und seiner Handelsthätigkeit wegen in raschem Aufschwunge begriffen. Die östlichste Stadt dieses Gebietes ist Taganrog (48.000 E.), in einer Landschaft von außerordentlicher Fruchtbarkeit gelegen. Befestigt und mit Schiffswerften versehen, ist diese Stadt gleichzeitig der Stapelplatz für den ganzen auf dem schiffbaren Don unterhaltenen Handel, wodurch mit wenig Kosten die Producte aller Art, woran Russland so großen Ueberfluß hat, dahin gebracht werden. Den Handel begünstigen auch die hier gehaltenen drei Messen. Die Stadt ist geziert mit der kolossalen Statue des Kaisers Alexander I., der 1825 hier, von Livadia heimkehrend, verschied.

Ähnliche Denkmäler hat man dem Andenken der Kaiserin Katharina II. zu Jekaterinoslaw und dem Potemkins zu Cherson errichtet.

Trotz seines vorwiegenden Steppencharakters, bietet Südrußland dermalen wohl streckenweise das Bild von Einsamkeit und Dede, doch sind große Landabschnitte der Cultur gewonnen, die allerdings mit dem extremen Continentalklima zu kämpfen haben. Manche Gegenden sind dicht mit Ortschaften besäet, an kleineren Städten ist kein Mangel. Woran das Land namentlich leidet, sind die desolaten Verhältnisse des grundbesitzenden Erbadels, der seit der Aufhebung der Leibeigenschaft verarmt ist und weder Bildung noch Energie besitzt, aus der traurigen Versumpfung sich herauszuarbeiten. Der alte Glanz soll erhalten werden, aber Arbeit wird gemieden. Viele Edelsitze sind verödet oder liegen in Ruinen. Der Kornwucher entäußert die gefallenen Größen ihres letzten Besitzes. Was derlei unsaubere Geschäfte abwerfen, dient dazu, um kostspielige Reisen ins Ausland zu unternehmen und dem glänzenden Glend im Getriebe des Babels an der Seine zu einem kümmerlichen Scheinleben zu verhelfen. Quousque tandem!



Pope.





Dschufut-Kaleh in der Krim.

## Die Krim.



Krim-Catar.

Die Krim ist die einzige Halbinsel im Schwarzen Meere. Die Monotonie, welche die Umrißlinien dieses Binnengewässers kennzeichnet, erhält durch die taurische Halbinsel gerade im unwirtlichsten Uferabschnitte eine Modification, die von größerer Bedeutung ist, als man annehmen möchte. Durch das Hinausgreifen der Krim in den ausgedehnten Pontos ist der Küstenrand des südarmatischen Tieflandes in seinem einförmigen linearen Verlauf unterbrochen. Das vortretende Land schließt mit

der festländischen Küste Buchten und kleine Golfe und einen ganzen Seeabschnitt — das Asow'sche Meer — ein. Dazu kommt, daß der Isthmus, durch welchen

die Krim mit dem Hinterlande zusammenhängt, nur etwa 8 Kilometer breit und doppelt so lang ist, also gewissermaßen nur eine Brücke zwischen beiden Gebieten bildet. Ferner besitzt die Halbinsel an ihrem Südrande einen ansehnlichen Gebirgszug — den Tails-Dagh — und unterscheidet sich dadurch in auffälliger Weise von der riesigen nördlichen Tiefebene, die bis hinauf zur Quellregion der Wolga nur geringfügige Bodenanschwellungen aufweist.

Diese isolirte geographische Lage der Krim kommt auch in geschichtlicher und ethnischer Hinsicht zur Geltung. Um dies darzulegen, ist es nöthig, abermals bis ins graue Alterthum zurückzugreifen und die Dinge in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge deutlich zu gruppiren. Wenn hiebei Wiederholungen unvermeidlich sind, wird sie der Leser insoferne entschuldigen, da specielle Details zur Sprache kommen, die andernorts kaum berührt oder flüchtig angedeutet wurden. . . . Die älteste Kenntniß von der Existenz des fraglichen Pontosgebietes dürften die Phöniker besessen haben. Sie scheinen diese Kenntniß aus Gründen, die wir bereits früher hervorhoben, den Griechen nicht vermittelt zu haben. Homer, der nach allgemeiner Annahme im IX. Jahrhundert v. Chr. lebte, hat nur fabelhafte Vorstellungen von der nördlichen Region des Pontos und weist sie dem elenden Menschengeschlechte der »Kimmerier« zum Wohnsitze an. Eine taurische Halbinsel kennt er nicht, wie auf der von ihm dargestellten »Erdscheibe« zu ersehen ist. Gleichwohl hat die Homer'sche Kritik es sich nicht nehmen lassen, die Odyssee, welche zeitlich in das XIII. Jahrhundert (nach dem Trojanischen Kriege), räumlich in die Gegenden des westlichen Mittelmeeres und des Ionischen Archipels fällt, in die unwirtliche Region des Schwarzen Meeres zu verlegen. Solches hat der französische Gelehrte Dubois de Montpérierz verbrochen. Nun kann man zwar ein großer Gelehrter sein und gleichwohl wenig Kunstverstand und Kunstgefühl besitzen. Einer Dichtung gegenüber, gleich der Odyssee, kann aber die Gelehrsamkeit nichts ausrichten. Die Odysseeischen Landschaften sind theils Erfindungen des Dichters, theils thatsächlich vorhandene Dertlichkeiten, deren antike Namen, welche bis auf die Gegenwart erhalten blieben, jeden Zweifel in dieser Richtung ausschließen. Aber selbst den erfundenen Landschaften darf man eine nothdürftige topographische Unterlage zumuthen. Sie ging aus dem phönikischen Sagenkreis hervor, welchen dieses Volk in logischer Consequenz in die Welt geschafft hatte, um die Handelswege sich frei zu halten.



Was ist nun die Ansicht Dubois de Montpérier? Im Anblicke des Hafens von Balaklava, die Odyssee in der Hand, glaubt er, das — »Land der Lästri-gonen« entdeckt zu haben. Im zehnten Gesange des Gedichtes heißt es nämlich:

Als zu dem trefflichen Port wir gelangten, welchem der Felsen  
Rings umher aufstarrend an jeglicher Seite emporsteigt,  
Aber die vorgestreckten Geklüfte sich gegen einander  
Vornhin drehn an der Mündung; ein enggeschlossener Eingang:  
Lenkten sie hinein alle die zwiefach rudernden Schiffe,  
Sie umlagen im Raum des umzingelten Portes befestigt,  
Nahe gereiht, denn nie stieg einige Well' in dem innern,  
Weder groß noch klein. Rings schimmerte heiteres Gewässer.  
Aber ich selbst hielt draußen allein das dunkle Meerschiff,  
Dort am Ende der Bucht, und knüpfte die Seil' an die Felsen.

Es ist barer Unsinn, aus diesen Zeilen, welche ein von Homer für die Zwecke der Dichtung erfundenes Fabelland schildern, eine thatsächlich existirende topographische Vertlichkeit herauszulesen. Solcher Unverstand hatte sich bereits im Alterthume breit gemacht, wie die Schule der Philologen zu Pergamum beweist die den Homer — allegorisch deuteten. Schon früher hatten die Alexandriner, allen voran Aristarch, der gefeiertste Philolog der ägyptischen Gelehrtenstadt und »Selbstherrscher in homerischen Dingen«, durch philologische Wortklauberei und Mangel an Kunstverständniß einen verhängnißvollen Einfluß auf die homerische Dichtung ausgeübt. Wenn man aber geneigt ist, den antiken Haarpaltern durch die Finger zu sehen, kann dies von modernen Gelehrten nicht gelten. Häfen von der vorbeschriebenen Art gibt es unzählige; deshalb brauchte man auch Balaklava nicht mit dem Lande der Lästri-gonen zu identificiren. Aber Dubois de Montpérier scheint überhaupt die Odyssee nicht gekannt zu haben; sonst würde er die nothwendige Continuität der Bilderreihe vermißt haben. Vom Lande der Lotophagen (in der Syrtenbucht, wo der Lotosbaum noch heute gedeiht) gelangte Odysseus zu den Kyklopen am Westende von Sicilien; von hier zu den Inseln des Aeolos, von wo die freigelassenen Winde die Schiffe bis in die Nähe von Ithaka brachten. Von der Existenz Ithakas im Schwarzen Meere werden uns die Neu-Alexandriner hoffentlich nicht überzeugen wollen. Vom befreiten Sturme werden die Schiffe nach Aeolos' Insel zurückgetrieben. Alsdann geht die Fahrt zu den Lästri-gonen, von hier zur Insel der Kirke. Das alles soll im Pontos vor sich gegangen sein? Weil aber ein phantastischer Unsinn, der sich als besonders

gelehrt gibt, immer gläubige Nachbeter findet, hat auch der Neu-Alexandriener Dubois de Montpéréux Anhang gefunden. Der hochverdiente und gelehrte deutsche Botaniker (wie man sieht, allerdings keine Autorität für kunstgeschichtliche Dinge) Karl Koch, hat sich nicht geschemt, dem genannten Interpreten beizustimmen und die Zweifler etwas von oben herab abzukanzeln. »Diejenigen welche mit einer gewissen Bornehmthuerei jede Ansicht und auch diese, die nicht mit der ihrigen übereinstimmt, auf die Seite legen, und fest dabei verharren, daß die Irrfahrten des Odysseus im Mittelländischen Meere stattgefunden haben, mögen nur bedenken, daß wahrscheinlich (sic!) der ganze trojanische Krieg wenigstens in der Weise, wie er besungen, zu den Sagen gehört, an denen die vorgegeschichtliche Zeit der Griechen so reich ist. Auf jeden Fall bleibt es interessant wenn man eine Gegend findet, die genau auf eine Localbeschreibung des Dichters paßt und sie näher bezeichnet.«

Wir können uns dem kühnen Fluge dieser Logik leider nicht anschließen. Fürs erste darf ein »Gelehrter« ungestraft manches behaupten, was einem gewöhnlichen Sterblichen verboten ist. So hatte beispielsweise der Professor Schaffhausen in Bonn vor nicht langer Zeit (im Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1877, Nr. 9) auf Grund eines in der Krim gefundenen makrocephalen Schädels, den er mit einem, von J. J. v. Tschudi erhaltenen Peruanerschädel verglich, die alten Skythen am Schwarzen Meere und die alten Peruanerstämme Amerikas für — ein und dasselbe Volk erklärt (!) . . . Was kann es also schaden, das Fabelland der Lästrigonen nach der südlichen Krim zu verlegen? Eines aber haben die Neu-Alexandriener — wie es scheint, gebliffentlich — übersehen: die Thatsache, daß Homer an einer anderen Stelle ausdrücklich das »Land der Kimmerier« nennt. Als nämlich die Schwelgerei bei der Kirke ein Jahr andauert hatte, fordert diese den Odysseus auf, in die Unterwelt zu steigen, um den thebanischen Seher Teiresias zu befragen. Odysseus mit den Seinen muß sich entschließen und sie fahren in den Okeanos über den Untergang des Helios weg und — landen bei den Kimmeriern, die in Nebel und Schatten wohnen. Damit bezweckte Homer offenbar einen vollständigen Scenenwechsel. Kimmerien schien ihm der richtige Ort, um den Uebergang von der Licht- zur Schattenwelt zu vermitteln. Weshalb verlegte er nun nicht das Land der Lästrigonen nach Kimmerien — oder richtiger: warum identificirt er nicht beide, wenn die



Südküste der Krim ihm den Schauplatz für den Zwischenfall mit den Lästriqonen abgegeben hat? Die Antwort liegt auf der Hand: Homer wußte überhaupt nichts von Taurien. Ihm war so wenig wie irgend einem anderen Griechen im IX. Jahrhundert v. Chr. etwas von einer Halbinsel im Norden des Pontos bekannt. Es kann ihm also auch die Hafencbucht des heutigen Balaklava nicht bekannt gewesen sein, aus Berichten nicht, und aus Autopsie schon gar nicht. Aber was schadet alles das, wenn man sich in den Kopf setzt, ein Tabelland auf unseren Karten genauer zu bezeichnen, und diese Vertlichkeit möglichst ungeschickt zu wählen im Widerspruche mit der Topographie des ganzen Gedichtes und im Widerspruche mit der Homerischen Kenntniß von der Erde?

Die Neu-Alexandriner haben sich für ihre Zwecke auch die dramatischen Dichtungen der Hellenen zurechtgelegt. Namentlich ist es Euripides, auf den sie großes Gewicht legen. Weshalb, ist dem nüchternen Calculator unerfindlich. Weil Euripides Taurien kennt und dieses Land zum Schauplatze eines seiner Dramen gemacht hat, soll jenes von Anbeginn her den Griechen bekannt gewesen sein. Sie übersehen, daß Euripides ein halbes Jahrtausend nach Homer lebte, und daß inzwischen die Milesier die Gestade des Pontos colonisirt hatten und bis nach Taurien vorgeedrungen waren. Daß das fragliche Drama in der Zeit nach dem Trojanischen Kriege spielt, entscheidet natürlich nichts; denn es wurde ja erst nach der Entdeckung der Krim durch die Griechen geschrieben. Es wäre daselbe, wenn man einen Conquistadoren-Roman schriebe und der Handlung eine topographische Grundlage gebe, welche unserer heutigen Kenntniß von Mittel-Amerika entspräche. Zwischen den Vorgängen im Atridengeschlechte von Mykene und Euripides liegen fast genau so viele Jahrhunderte, als zwischen der Entdeckung Amerikas und unseren Tagen; d. h. ein Dichter unserer Tage hat es leicht, für seine Dichtung eine correcte topographische Unterlage zu schaffen, die vor vier Jahrhunderten nicht vorhanden war.

Wir denken: es ist genug in dieser Frage. Durch die milesischen Colonisatoren rückt die Krim in den Rahmen der Geschichte ein. In der Gegend des heutigen Sewastopol lag das blühende, tempelgeschmückte Cherjones, eine Gründung der Milesier aus dem pontischen Heraklea (heute Eregli), weshalb die Stadt gewöhnlich den Beinamen des »herakleotischen Cherjonesos« führte. Von der alten Herrlichkeit ist nichts mehr vorhanden, als etliches Geröll, kümmer-

liche Fragmente. Die Ruinen scheinen durch lange Zeit sehr ansehnlich gewesen zu sein, wanderten aber nach dem südrussischen Cherson und nach Sewastopol, als diese Städte erbaut wurden. Bekannt ist, daß an einem Vorgebirge von Chersones ein Tempel und ein heiliger Hain der Artemis standen. Sie sind der Schauplatz der Dichtung des Euripides und der gleichnamigen Nachdichtung Goethes »Iphigenie auf Tauris«. Schiffbrüchige an dieser Küste wurden der Göttin geopfert. In Goethes Dichtung (I. Aufzug, 3. Auftritt) heißt es:

Kein Fremder naht glücklich unserm Ufer;  
Von Alters her ist ihm der Tod gewiß.

Skythische Einflüsse scheinen diesen Cult gefördert zu haben, dem, wie es schwermüthig durch die Dichtung klingt, selbst die Priesterin abhold war; denn

. . . . . Diana sehnet sich  
Von diesen rauhen Ufern der Barbaren  
Und ihren blut'gen Menschenopfern weg.

Der Dichter hat sich die Freiheit erlaubt, einen »skythischen Barbaren«, den taurischen König Thoas, zu dem hellenischen Kultusdienst heranzuziehen. Wir wissen freilich nichts von religiösen Einflüssen des Griechenthums auf die Skythen. Der dramatischen Handlung zuliebe wurde ein hellenisch fühlender und denkender skythischer Barbarenkönig erfunden. Anderseits mögen die Skythen mit Schiffbrüchigen wenig Federlesens gemacht haben. Da gegen diese eingelebte Barbarei nicht anzukämpfen war, ließen es die milesischen Colonisten dabei bewenden und opferten die Unglücklichen der Göttin, wie sie die Barbaren ihren Idolen geopfert hatten. Herodot berichtet freilich nichts über skythische Menschenopfer. Er erzählt aber, daß die Barbaren äußerst grausam mit den Gefangenen verfahren, ihnen die Kopfhaut abschnitten, um aus einer Anzahl solcher Skalpe Mäntel zusammenzusetzen, die abgezogene Armhaut zu Röcherüberzügen verwendeten u. dgl. m. Wahrscheinlich rührten diese Menschenopfer noch von den Phönikern her, die solche der Göttin Anahid (Artemis) zu Laodikea am Libanon darbrachten. Das Griechenthum hat auf diese Sitten nicht mildernd einzuwirken verstanden. Es war numerisch zu schwach, um mehr als vorübergehende Handelseinflüsse geltend machen zu können. . . .

Chersones — oder Cherson, wie es späterhin hieß — war geraume Zeit der Vorort der milesischen Colonien in Taurien. Es bildete mit seinem Gebiete einen Freistaat, der sich die Nachbarcolonien zinspflichtig machte. Unter diesen



Nachbarcolonien spielte Theodosia (heute Feodosia, oder Kassa genannt) eine hervorragende Rolle, ward aber nachmals von Pantikapaion, der Hauptstadt des Bosporanischen Reiches überflügelt. Sie lag in der Gegend des heutigen Kertsch im äußersten Osten der Krim, dort wo zwischen dieser und dem kubanischen Territorium (Taman) die Seestraße nach dem Now'schen Meere sich öffnet. Seine größte Blüte erlangte dieses Reich, wie bekannt, unter Mithridates dem Großen. Als Erinnerung an diesen Glanz sind der Nachwelt merkwürdige Gräber erhalten geblieben, deren berühmtestes der sogenannte Kul=Ob, »Aschenhügel«, ist. Es ist ein Steinhügel von 165 Fuß Durchmesser. Sein Inneres wurde zufällig durch Soldaten, welche den Hügel als Steinbruch benützten, aufgedeckt. Durch eine Vorkammer gelangte man in ein vierseitiges Grabgemach, etwa 12 Fuß hoch, kuppelförmig gedeckt durch aufeinandergelegte Reihen von Steinplatten, deren nächst obere immer um ein Stück über die vorhergelegte hinwegragt. Diese Bauart ist aus älteren Werken auf griechischem Boden bekannt. Wahrscheinlich haben milessische Baumeister daran gearbeitet. Bauart, sowie der Inhalt des Grabhügels deuten auf eine Zeit weit vor der Mithridatischen. Analogien mit asiatischen Höfen (Phrygien, Lydien) sind unverkennbar.

Im Innern dieses Grabes — eines skythischen Königsgrabes — fand sich ein hoher, hölzerner Sarkophag mit Spuren einstiger Bemalung. Ihn trennte eine hölzerne Scheidewand in zwei ungleiche Abtheilungen, deren schmälere die Waffen des Königs, die andere seine Gebeine enthielt. Von Bekleidung war keine Spur mehr, aber der reiche Goldschmuck war noch vorhanden: zu Häupten zwei ungleich große Ringe, welche offenbar die hohe Königsmütze schmückten; ferner ein massiver Halsring und zahlreiche Armringe, welche noch die Knochen umspannt hielten. Von Waffen fand sich ein verrostetes Eisenschwert mit goldbeschlagenem Griffe und ein kleiner goldener Schild, voller flimmernder Schuppen und Medusenköpfe in Gewinden. Auch ein Peitschengriff aus Gold und ein Köcher mit Figuren asiatischen Geschmacks fanden sich vor. Merkwürdig war ein anderer Fund am Fuße der Wand des Grabgewölbes: Staubhügelchen, dicht bedeckt mit Goldblätchen. Es waren die Reste der Prunkgewänder des unbekanntem Königs; die Stoffe waren vermodert und mit ihnen fiel die Goldzier zu Boden. Der Kunstschriftsteller Julius Braun hat darauf hingewiesen, daß solche goldblechbestreute Gewänder an den Höfen von Phrygien und Lydien

üblich und die Phrygier auf altgriechischen Vasenbildern so dargestellt wurden. Derlei Halsketten und Armbänder trugen die vornehmen Perser und man hat Schmuckfachen dieser Art zu Alexanders Zeit bei der Plünderung in Cyrus' Grab gefunden. Außer den Gebeinen des Königs enthielt das Grabgewölbe auch die eines Weibes, welches ähnlich geschmückt war und deren beide Goldreifen zu Häupten gleichfalls auf das frühere Vorhandensein einer hohen steifen Mütze

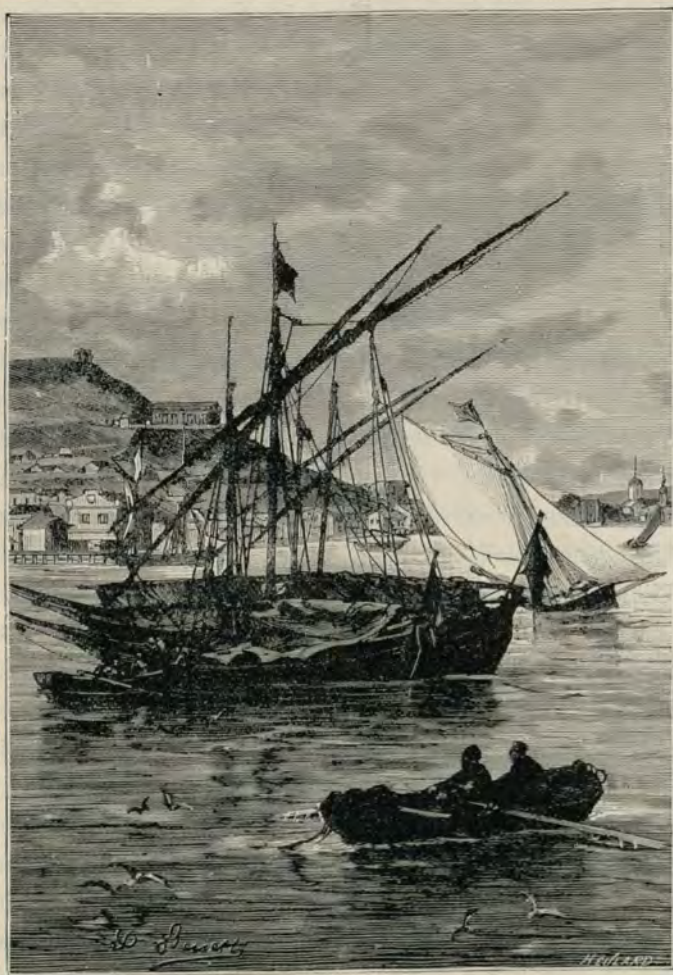


Balaklava.

schließen ließen, wie sie auch das Skythenvolk der Saken trug. Vasen von Elektron (Mischung von Gold mit einem Fünftel Silber) standen zu Füßen des weiblichen Skelets. Sie waren mit historischen Szenen, welche auf das Leben des Königs Bezug hatten, geschmückt. Eine Darstellung, wo sich der König die zerschmetterte Kinnlade verbinden läßt, veranlaßte eine Untersuchung des Schädels, der in der That eingeschlagene Zähne und eine zerschmetterte Kinnlade aufwies. Das dritte Gerippe, welches der Grabraum enthielt, war das eines Mannes, gleichfalls mit Goldblättchen bedeckt. Außerdem fanden sich Pferdeknochen vor. Von den anderen vorgefundenen Gegenständen sind noch zu erwähnen: ein großer



Bronzekessel mit Hammelsknochen; sie waren offenbar der Rest des Proviantes, welchen man dem Todten mit ins Grab gab; ferner Kessel mit silbernen Trink-



Kertsch.

geschiren, Bechern, Trinthörnern, Schalen — zum Theil edle Kunstwerke, offenbar von griechischen Künstlern ausgeführt, aber von asiatischem Geschmack. Das Alter des Grabes ist nach verschiedenen Anhaltspunkten in das IV. oder V. Jahrhundert v. Chr. zu verlegen.

Daß es ein skythischer Herrscher war, den man hier begraben, beweist der Inhalt und die Anordnung desselben an sich. Die auf den Tod eines Skythenkönigs bezugnehmende Stelle lautet bei Herodot: »Stirbt ein König, so überziehen sie seinen Leichnam mit Wachs, nachdem sie ihm zuvor die Eingeweide herausgenommen und die Leibeshöhlung mit zerriebenen würzigen Pflanzen und Räucherwerk gefüllt und wieder zugenäht hatten. Hierauf führten sie die Leiche auf einem Wagen von Stamm zu Stamm, bis zu dem Gebiete der Herbeer, des entlegensten skythischen Stammes, wo sich auf der Ostseite des Borysthenes (Dnepr) in einer Einöde (in dem jetzigen Kreise Pawlograd zwischen dem Dnepr und der Samara) die Begräbnißstätte der Könige befindet. Alle Stämme bezeigen auf diesem Zuge ihren Schmerz dadurch, daß sie sich die Ohren beschneiden, das Haar abschneiden, die Arme aufreißen, Stirn und Nase zerkratzen und einen Pfeil durch die linke Hand stoßen. An Ort und Stelle angekommen, graben sie ein großes viereckiges Loch in die Erde und legen die Leiche in die Mitte desselben auf eine Matte. Alsdann stecken sie zu beiden Seiten derselben Lanzen in den Boden, legen Stangen querüber und durchflechten letztere mit einem Hürden-  
dach. In den übrigen Raum des Grabes legen sie die, gewaltsam durch Erwürgen getödtete Lieblingsfrau des Königs, seinen Mundschenk, Koch, Stallmeister und Leibdiener, sowie auch Pferde und Weihopfer jeder Art, besonders goldene Gefäße. Nach einem Jahre opfern sie wieder 50 der treuesten Diener und 50 edle Rosse, stopfen sie aus und stellen sie rings um das Grabmal auf.«

Die etwas abweichende Bestattungsweise, wie sie im Kul Dbo zum Ausdruck kommt, namentlich die Herstellung eines soliden Grabgewölbes, beweist, daß wir es hier nicht mehr mit den ursprünglichen skythischen Barbaren, sondern mit einem Könige der skythisch-griechischen Herrschaft von Pantikapaion zu thun haben. Uebrigens gibt es bei Kertsch viele solcher Grabhügel. Der sogenannte »Mithridatesberg«, der nach der Bucht von Kertsch abfällt und dessen Ostende einst das genannte Pantikapaion trug (Kertsch liegt am Fuße dieses Ostendes) ist ganz mit Grabhügeln bedeckt. Der bedeutendste ist der sogenannte Altun Dbo (Goldhügel) auf der westlichen Fortsetzung des erwähnten Hügelrückens. Er zeigt noch größere Dimensionen als der Kul Dbo, nach Oeffnung des Zuganges in den Innenraum aber fand man diesen vollständig ausgeplündert. Ebenso verhält es sich mit einem Hügel, »Kurgan des Czaren« genannt, der



in der nördlichen Ebene liegt. Die Straße von Kertsch nach Feodosia verläuft eine lange Strecke weit zwischen solchen Hügelgräbern. Die hier erwähnten Ausgrabungen fanden im Jahre 1830 statt. Elf Jahre später wurden noch andere Grabhügel geöffnet, welche zwar weder Gerippe noch Schätze, aber wohlerhaltene Malereien und Stuccaturen enthielten. Dermalen beherbergt das Museum von Kertsch mancherlei Dinge, welche aus jenen Gräbern und von anderen Fundstätten herrühren; die wertvollsten Gegenstände befinden sich jedoch dermalen im Winterpalais zu St. Petersburg. In der Umgebung von Kertsch-Pantikapaion befanden sich noch andere blühende Handelsstädte des Bosporanischen Reiches: Nimphaion, Phanagoria und Kimmeria. Von allen diesen Niederlassungen sind nur unbedeutende Steintrümmer vorhanden. . . .

Von dem allmäligen Verschwinden der griechisch-pontischen Cultur aus der Krim fehlt uns ein zusammenhängendes Bild. Nach Beendigung der Mithridatischen Kriege (Mitte des I. Jahrh. v. Chr.) hört man nichts mehr von den Vorgängen im Bosporanischen Reiche. Es war in die Gewalt der Römer gefallen, aber sicher nur nominell, denn Mithridates war nur in Kleinasien den römischen Machtbestrebungen gefährlich, nicht aber in dem entlegenen Taurien, hinter welchem sich das unbekante und wohl auch (wenigstens im militärischen Sinne) unzugängliche Skythenland erstreckte. Wir dürfen annehmen, daß ein höherer Grad von Cultur fortbestand, auf welchen die Zeitverhältnisse langsam aber stetig umformend einwirkten. Die byzantinischen Kaiser, welche das Erbe der Römer angetreten hatten, gaben sich auch als Oberherren der Krim. Es werden also griechische Einflüsse bis in die Zeit der Völkerwanderung vorgeherrscht haben. Daß diese auch die Krim in Mitleidenschaft zog, liegt auf der Hand; doch bedingte die isolirte Lage der Halbinsel, sowie deren schmale terrestrische Verbindung mit dem Festlande, daß nur etliche Wellen der großen Bewegung bis in diesen Winkel eindrangten.

Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte dieses Landes bildet das Erscheinen der Gothen auf der Halbinsel, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des III. Jahrhunderts n. Chr., in welcher Zeit von ihnen Seezüge nach den Pontosküsten von Kleinasien unternommen wurden. Infolge des Andrängens der Hunnen, welche bekanntlich die Gothen von der unteren Donau und aus Südrußland weiter nach Westen und Süden schoben, blieb ein Theil des letzteren

Stammes in der Krim, welche die Hunnen nicht, oder nur flüchtig betreten zu haben scheinen, zurück. Nach Maßmann, der sich eingehender mit dieser Frage beschäftigt hat, würden die Gothen sich namentlich in das krim'sche Küstengebirge, das vor der Invasion der ausschließlich aus Reitern bestehenden asiatischen Horden abfolut sicher war, zurückgezogen haben. Die weitere Behauptung, daß die Gothen in diesen ihren neuen Heimstätten noch ein Jahrtausend nach dem Untergange ihrer Brüder in Mittel- und Südeuropa — nämlich bis in das XVI. Jahrhundert — ihre Nationalität bewahrt haben sollen, scheint uns sehr gewagt. Die Zeugnisse hiefür sind nicht verlässlich, jedenfalls nicht wissenschaftlich begründet. Als Hauptbeweis gilt eine Erzählung des holländischen Reisenden Rubruquis, der im Jahre 1253 in der Krim »noch gothisch sprechen hörte«. Wenn man bedenkt, welche Irrthümer selbst noch die Sprachwissenschaft unserer Tage zu bekämpfen hat, kann auf das vorstehende Zeugniß kein großes Gewicht gelegt werden. Vielleicht hörte der holländische Reisende ein Misch-Wort, das germanische Anklänge zu haben schien. Der weitere Umstand, daß die Krim im XIV. Jahrhunderte noch immer die Bezeichnung »Gothien« führte, entscheidet nichts. Wir nennen noch heute das russische Tiefland »Sarmatien«, obgleich die Sarmaten seit zwei Jahrtausenden vom dortigen Schauplatze verschwunden sind. Der Name der Stadt Rom bezeichnet gewiß nicht eine ethnische Continuität des Römerthums. Der Widersinn liegt ferner darin, daß zur Zeit, da die Krim die Bezeichnung »Gothien« führte, die Chazaren Herren der Halbinsel waren. Ihr Erscheinen läßt sich mit Bestimmtheit für die zweite Hälfte des VI. Jahrhunderts feststellen. Das Land erhielt von ihnen den Namen »Chasarien«. Acht-hundert Jahre später (1380), in einem zwischen dem Herrscher der goldenen Horde und den Genuesen von Feodosia abgeschlossenen Vertrage, taucht der Name »Gothien« wieder auf. Daß in der Zwischenzeit Chazaren und Mongolen die spärlichen gothischen Elemente vollständig aufgefressen haben müssen, ist mit apodiktischer Gewißheit anzunehmen. Der Name blieb erhalten, nicht aber das Volk. Neuere Reisende wollen einen typischen Unterschied zwischen den Nogaiern des krim'schen Steppenbezirkes und denen im Küstengebirge, beziehungsweise an der Südküste der Krim, gefunden haben. Der Typus der letzteren — schwarze Haare und Augen, schön geschwungene Nasen, kleine schlanke Gestalt — paßt aber auf jedes andere Volk eher, denn auf die germanischen Gothen. Wir haben



also hier an eine Mischung der Eindringlinge ural-altaiischen Stammes mit der an der Südküste der Krim seit Jahrhunderten anäßig gewesenen Colonie-Bevölkerung griechischer und italienischer Abkunft zu denken. Das liegt so nahe, daß es unbegreiflich erscheint, Combinationen aufstellen zu wollen, die ihrer thatsächlichen Begründung entbehren und einzig einer ethnologischen Schrulle halber aufgestellt wurden. Daß das Gothenthum in Taurien das große Stammvolk im übrigen Europa überdauerte, wird wohl nicht zu bestreiten sein; wir können ihm aber keine längere Lebensdauer als bis ins VIII., längstens IX. Jahrhundert zukommen lassen.

Zu Beginn des IX. Jahrhunderts machten zum erstenmale die Russen Bekanntschaft mit der taurischen Halbinsel. Olegs Zug gegen Constantinopel (906) zog die Krim in Mitleidenschaft; 934 erschien Igor in der Krim, 988 der Großfürst Wladimir, der sich in der von ihm eroberten Stadt Chersones taufen ließ. Dieses letztere muß damals noch eine große Rolle gespielt haben und deutet zugleich auf den noch immer herrschenden griechischen Einfluß. Das Russenthum hatte aber damals in der Krim keinen Bestand; es unterlag der zweiten ural-altaiischen Völkerflut, den Mongolen. Sie waren es, welche das Reich der Chazaren zertrümmerten und Taurien der Herrschaft des Großkhans von Kiptschak einverleibten. Unterdessen hatten die italienischen Seerepubliken namhafte Fortschritte an der Südküste der Krim gemacht. Venezianer, Pisaner und Genuesen rangen um die Hegemonie, die schließlich den letzteren zufiel. Zur Zeit, da die Mongolen bereits Herren der Krim waren, brach eine neue Epoche des Glanzes für die verschollenen griechisch-pontischen Emporien herein. Gene hatten an der Stelle von Theodosia eine Stadt — Kaffa mit Namen — gegründet, welche ihnen die Genuesen entrißen. Sie erlebte einen ungeahnten Aufschwung und zählte im XIV. Jahrhundert mehr als 100.000 Einwohner, so daß sie den Namen des zweiten Constantinopel erhielt. Der ganze Handel mit Kiptschakien und dem Kaukasus lag in den Händen der Genuesen von Kaffa. Auch sonst hatten diese längs der ganzen Südküste der Krim feste Niederlassungen gegründet, wie die noch heute vorhandenen Reste von Fortificationen beweisen. Ueberhaupt verstanden es die Genuesen, im ganzen Bereiche des Schwarzen Meeres als Handelsmacht sich geltend zu machen. Während der Mutterstaat in inneren Fehden sich schwächte, erweiterte die Colonie von Jahrhundert zu Jahrhundert seinen Besitzstand, so daß allmählig die wichtigsten Hafenplätze an der ganzen

Südküste des Schwarzen Meeres in ihre Gewalt kamen. Sie führte Kriege gegen das kiptschak'sche Reich und erzielte vortheilhafte Friedensbedingungen.

Das Ende der Genuesenherrschaft in der Krim fällt in die Regierung des Osmanen-Sultans Mohammed II. Bald nach der Bezwingung von Constantinopel und Trapezunt gerieth auch Kaffa in die Gewalt der Türken. Das Schickal der Stadt war ein furchtbares. Sie glaubte ihren gänzlichen Untergang durch ein friedliches Uebereinkommen mit dem mächtigen Bedränger zu beschwören, gerieth aber in eine Falle, welche das treulose und barbarische Türkenthum ihr gelegt hatte. Zwar wurde weder gemordet, noch geplündert; aber 40.000 Bewohner wurden nach Constantinopel geschleppt, um Ersatz für die dortige decimirte Bevölkerung abzugeben; außerdem wurden Tausende in die Sklaverei geschleppt, zumal Kinder. Um den Schein des Uebereinkommens zu wahren, durfte die Stadt nicht gebrandschatzt werden; dafür legte man ihr eine Kriegs-Contribution auf, welche so hoch beziffert war, daß die zurückgebliebene Bevölkerung an den Bettelstab kam und ihr die Möglichkeit benommen wurde, ihre Handelsthätigkeit fortzusetzen. Nachträglich freilich hatte selbst der gewaltthätige Padischah ein Einsehen und bestrebte sich, das Verdorbene gut zu machen. Aber er hatte mit einem mächtigeren Feinde nicht gerechnet, der jetzt auf den Schauplatz trat. Es war dies der mongolische Khan Mengli Ghirei, der seit 1440 Herrscher der Krim war. Sein Grimm war nicht so sehr gegen die verwandten Osmanen, als gegen das verhaßte Kaffa, das seiner Macht gespottet hatte, gerichtet. Er drang unversehens in die Stadt ein und massacrirte alles: Genuesen und Osmanen. Die alten Chroniken sind voll von den Grausamkeiten, die damals verübt wurden. Mit dem Padischah aber scheint der Khan ein Abkommen getroffen zu haben, denn abgesehen davon, daß ein Theil der gemachten Beute nach Stambul ging und Ghirei Herr der Krim blieb, setzten die Osmanen sich nun dauernd in Kaffa fest. Mohammed machte abermals Anstrengungen, der zerstörten Stadt neues Leben einzuhauchen. Natürlich war an einen Erfolg nicht mehr zu denken. Auch stand die Bestrebung im Widerspruche mit den fortgesetzten Gewaltthätigkeiten des Khans, der eine genuesische Beste nach der andern stürmte, diesmal aber auf heldenmüthige Vertheidiger stieß. Namentlich das hochgelegene Felsennest Mangup in der westlichen Krim war es, das der Wuth der Barbaren trotzte.



In dieser Barbarenwirtschaft ging die uralte Civilisation, welche mit den Phönikern begonnen und sich bis auf die italienischen Colonisten fortgepflanzt hatte, unter. Mongol-Tataren und Osmanen schlugen ihre Zelte auf Gräbern auf. Erstere blieben nominell die Herrscher, denn ihre Khane, welche in der Gartenstadt Batschiseraj (nördlich des Küstengebirges) residirten, waren den osmanischen Sultanen tributpflichtig. Durch den Frieden von Kutschuk-Kainardji ging die Krim an Rußland, das bereits in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts (1687 bis 1689 unter dem Fürsten Galizin) und in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts (1736 unter Münich) Versuche zur Eroberung der Halbinsel gemacht hatte, verloren. Die Khane übten noch eine Scheinherrschaft bis zum Jahre 1783 aus, in welchem Jahre Katharina die Krim endgiltig dem russischen Reiche einverleibte. Auf der Stelle des Dorfes Aschtine legte sie 1784 den Grundstein zur Festung Sewastopol, welche genau 70 Jahre später — abermals unter Mithilfe der Türkei — in Schutt und Trümmer sinken sollte. Dem Herrschaftswechsel folgte eine Massen-Auswanderung der sogenannten »krim'schen Tataren«. Sie gingen zu ihren Stammverwandten, den Osmanen. Eine zweite Massen-Auswanderung erfolgte nach dem Krimkriege. Wir haben über dieselbe andernorts berichtet (s. S. 70).

Dermalen besitzt die Krim an Tataren kaum die Hälfte der Zahl, welche für die Zeit vor der Einverleibung des Landes in das russische Reich angegeben wurde.

In den letzten hundert Jahren hat das nationale Russenthum selbstverständlich große Fortschritte in der Krim gemacht. Zumeist waren es Großrussen, welche zur Colonisation herangezogen wurden. Ihre Nachkommen siedeln dermalen in der ganzen Nord- und Osthälfte der Krim, die Halbinsel von Kertsch und einen größeren Bezirk im Norden und Osten von Eupatoria ausgenommen, wo die Nogai (Tataren) vorherrschen. Russische Inseln finden sich bei Kertsch, Simferopol und Sewastopol-Salta.

Ganz von Tataren wird das Küstengebirge besiedelt. Ueber die Charakterzüge dieses Volkes werden wir später berichten. Wir haben vorläufig noch anderer Bevölkerungselemente zu gedenken. Dazu zählen in erster Linie die Griechen, welche niemals ganz vom Boden der Krim verschwanden und eine Zeit hindurch Zuzüge aus der Stammheimat erhielten. Diese letzteren waren durchwegs

Piraten, welche die zahlreichen Schlupfwinkel der felsigen Südküste zu Ausgangspunkten ihrer Raubzüge machten. Unter der Kaiserin Katharina wurden viele tausende griechischer Emigranten in Balaklava angesiedelt, wo sie ein blühendes



Krim-Tataren.

Gemeinwesen bildeten und bis in die jüngste Zeit mit allerlei Privilegien bedacht waren. Eine der Gegenverpflichtungen — welche an das geflügelte Wort »den Bock als Gärtner bestellen«, erinnert — bestand in der militärischen Organisation einer Küstenwache, welche die Aufgabe hatte, dem Schmuggel zu steuern. Für diese Dienstleistung waren die Griechen militärfrei.



Eines der interessantesten Elemente der krim'schen Völkermusterkarte bilden die Juden, und zwar die sogenannten »Karaiten«, welche den Talmud ver-



Karawanenlager.

werfen. F. Remy schildert sie als ein solides, bescheidenes Volk, das sich anderen Nationalitäten gerne anschließt und an den geistigen Errungenschaften des Abendlandes, so weit es deren Wert dermalen zu erfassen vermag, lebhaften Antheil nimmt. Die Karaiten stehen im Rufe der Sittlichkeit und Rechtlichkeit, sie sind

thätig und zwar mit weiterem Horizonte und größerer Bedächtigkeit als der talmudische Jude. Verwickelungen in Criminalfälle sind äußerst selten; zu den tausenderlei Hausirer-, Bucher- und Lumpengeschäften der Juden geben sich die Karaiten nicht her. Ihr Hauptsitz in der Krim war durch alle Zeitläufe das unzugängliche Felsennest Dschufut-Kaleh (siehe die Kopfleiste dieses Capitels) unweit von Baktshiseraj mit seinen eigenthümlichen Felsenwohnungen am Abhange unermesslicher Abgründe. Die meisten Karaiten sind mit der Zeit nach Odeffa ausgewandert, wo sie eine eigene Gemeinde bilden. Manche der dortigen großen und soliden Firmen sind karaitisch. Die Muttersprache der Karaiten der Krim ist das Turco-Tatarische. Sitten und Cultusgebräuche unterscheiden sie wesentlich von den übrigen Israeliten. Da man für Secten dieser Art mit Vorliebe an die verloren gegangenen Judenstämme denkt, hat man auch für die Vorfahren der Karaiten jene Juden, welche in die babylonische Gefangenschaft geschleppt wurden, aber nicht wieder heimgekehrt sind, herangezogen. Sicher ist, daß die Karaiten aus dem Kaukasus nach der Krim gekommen sind. Dort sind sie zahlreich und tragen durch ihre originellen Sitten und Lebensgewohnheiten nicht unwesentlich zu der ethnischen Bunttheit bei, welche in der Kaukasusregion besteht. Wir kommen auf diese Judengemeinden noch ausführlich in einem späteren Abschnitte zurück, wobei auch das wissenswerte von den Forschungen und Untersuchungen des Karaitenthums mitgetheilt werden soll. . . .

Bevor wir die hervorragendsten Punkte der Krim in Augenschein nehmen, müssen wir einen geographischen Ueberblick voraussenden. Das Halbinselland bedeckt eine Fläche von 25.727 Quadrat-Kilometer, hat also ungefähr die Ausdehnung des Königreiches Belgien. Die Bevölkerungsziffer beläuft sich auf rund 350.000 Seelen, hauptsächlich Turco-Tataren (Kogaier) und Russen; außerdem Griechen, Bulgaren, Deutsche, Armenier, Juden u. a. Zwei Drittel des Gesamtareals der Krim sind Flachland, das sich als eine südliche Fortsetzung des süd-russischen Tieflandes darstellt. Wie hier, bilden auch in der Krim ausgedehnte Hügelwellen eine örtliche Unterbrechung des Flachgebietes, doch tragen sie nichts dazu bei, den Gesamteindruck der Tiefebene zu modificiren. Das Steppengebiet überwiegt und ist der Tummelplatz zahlloser Heerden, welche unter der Obhut tatarischer und russischer Hirten stehen und weiten Strecken des Landes den Stempel des Nomadenthums ausdrücken. Freilich leben diese Hirtengemeinden



nicht unter Zelten oder Filzdecken gleich den wahren Nomaden des südöstlichen Rußland und der centralasiatischen Steppen. Die krim'schen Hirten haben feste Niederlassungen, Dörfer mit erdgebauten Hütten, von Hürden für das Vieh umgeben. Gärten sind so selten, als Baumgruppen. In früherer Zeit hatten solche Erdhüttendörfer selten längeren Bestand. Sie wurden von Fall zu Fall verlassen, um an einem geeigneten Punkte, wo gute Weidegründe und Wasser sich vorfanden, wieder errichtet zu werden. Dadurch blieb diesem Völkchen der Nomadencharakter erhalten. Das topographische Kartenbild war freilich fortgesetzten Aenderungen unterworfen. Wenn man ältere Karten der Krim mit den jüngsten Aufnahmen vergleicht, wird man darüber belehrt, daß zahlreiche Dörfer sowohl in Bezug auf ihre Lage, als ihre Namen nicht mehr in Einklang zu bringen sind. Dazu kommt, daß tausende von Dörfern von Tataren, die in die Türkei emigrierten, verlassen wurden, und so mit der Zeit entweder vom Erdboden verschwanden, oder, von russischen Colonisten in Besitz genommen, ihre Namen wechselten.

Das krim'sche Steppengebiet zeigt alle Erscheinungen, welcher in unserem Abschnitte über Südrußland gedacht wurde. Strenge Winter, heiße Sommer, regenlose Monate, Wirbelstürme, zeitweilige große Schneefälle im Vereine mit orkanartigen Stürmen u. s. w. sind dem krim'schen Flachlande eigenthümlich. Der Küstenrand weist zahlreiche Lagunen und Hinterwässer auf, welche von steilen Ufern, beziehungsweise versumpften Rändern eingeschlossen sind. Bilden diese Meerabschnitte einerseits die Dertlichkeiten einer sehr einträglichen Salzgewinnung, so sind sie andererseits gleichwohl die Brutstätten gefährlicher Fiebermiasmen, wie beispielsweise das ausgedehnte »Faule Meer« oder Siwasch (russisch: Gniloje More), das fast den ganzen Ostrand der Krim säumt und durch eine lange Düne (Arabskaja Kossa) vom Asow'schen Meere getrennt ist. Den Zwischenraum füllen stellenweise ausgedehnte Schilf- und Binzenwälder aus.

Das Culturgebiet der Krim säumt den südlichen Rand des Steppengebietes, wo es allmählig in das Bergland übergeht. Dieses letztere setzt am westlichsten Vorgebirge der Halbinsel — am Cap Cherjones — an und durchstreicht den südlichsten Theil derselben in nordöstlicher Richtung bis zur Bucht von Feodosia. Der äußeren Gestalt nach stellt das Küstengebirge eine Erhebungsmasse dar, deren ehemals horizontale Schichten mit ihren Ab-

Abdachungen nach dem nördlichen Tieflande hin gehoben wurden, so daß die Stirnseiten jener Schichten als steile Abstürze nach der Seite des Meeres hin zu stehen kamen. Die Erhebung fand nach Koch in der Tertiärzeit statt. Das Urgestein brach durch die tertiären Schichten, trat zu Tage und drückte jene zu beiden Seiten empor. Aber nur die nördliche Hälfte blieb aufrecht; die südliche, hart am Meere gelegene, sank in dieses zurück. Die Küstenstufe also besteht aus Urgestein, der Gebirgszug selber aus tertiären Ablagerungen. Ungleiche Druckwirkung, oder nachträgliche Senkungen haben bewirkt, daß einerseits die Kammlinie des Gebirges mehrere Lücken aufweist, anderseits Eruptivgesteine die tertiären Schichten durchsetzen und diesen zu den eigenthümlichen wilden und pittoresken Formen verholfen haben, durch welche sie sich auszeichnen. Das gesammte Küstengebirge ist Waldgebiet; nur die Steilabfälle sind nackt, die Plateaulächen an der nördlichen sanften Abdachung Weidegrund. Dieses letzteren wegen hat man das Gebirge »Zaila-Dagh« (von dem turco-tatarischen Worte »Zaila« = Weideplatz) genannt. Die Vegetation zeigt nordische Formen auf den Höhen, mittelländische im Küstenbereiche. Die Wälder bestehen also einerseits aus Nadelhölzern, anderseits aus Laubhölzern, zumal Buchen, welche namentlich in den Flußrinnalen herrliche Haine bilden. In diesen letzteren, mehr noch aber am nördlichen Rande des Gebirges, finden sich zahlreiche Obstgärten, wie denn auch in der Nähe der Städte die Gartencultur im allgemeinen wesentlich zur Belebung der Landschaftsbilder beiträgt. Charakteristisch für den gebirgigen Theil der Krim sind die herrlichen Wallnußbäume, für das Culturland im Norden die Pyramidenpappel, welche Flußläufe, Wege und Gärten säumt, für den südlichen Küstenstrich die Cypresse.

Die Bewohner der Berggegenden sind durchwegs Turco-Tataren. Ihre Weiden liegen auf den Höhen, ihre Dörfer in den Thalfurchen, entweder im Schatten von Obstbäumen und Waldbäumen, oder an steile Lehnen angeklebt, wahre Vogelnester, mitunter unter drohenden Felsabstürzen. Dieser Lage wegen entbehren die Häuser fast durchwegs der Rückwände, da jene an die steilen Abdachungen angebaut sind. Außer der Wohnstätte kennt der Tatar keine Wirtschaftsräumlichkeiten. Das Heu verwahrt er auf hohen Bäumen, das Getreide in Behältern, welche auf einem Pfahlrost stehen, damit Feldmäuse oder andere Rascher nicht dazu gelangen können. Der Tatar der Ebene kennt auch die Vieh-



ställe nicht und läßt die Thiere im Freien überwintern. — Was die fließenden Gewässer anbetrifft, hat der steile Südrand des Küstengebirges der Natur der Sache nach nur kurze Wasserrisse und Torrenten. Die größeren Flüsse entspringen alle am nördlichen Hange. Sie sind aber insgesammt ohne Belang. Der bedeutendste ist der Salghir, welcher südöstlich von Simferopol am Fuße des Tschatyr=Dagh — dem Culminationspunkte des Gebirges, 1562 Meter — entspringt, in seinem Oberlaufe zahlreiche Dörfer, Haine und Gärten bespült, im weiteren Verlaufe in das Culturland Simferopol eintritt, und von hier, nach Norden und Nordosten abschwenkend, in großem Bogen das mittlere und östliche krim'sche Steppengebiet durchfließt, um zuletzt in das Faule Meer sich zu ergießen. Von den vielen Nebenflüssen des Salghir ist der Karasu (Schwarzwasser) der bedeutendste. Zu den kleineren Flüssen zählen: die historisch berühmte Alma, welche im gewaltigen Bergstocke des Bakuan=Dagh (südlich des Tschatyr=Dagh) entspringt, zwischen Baktschisaraj und Simferopol hindurchströmt und zwischen Sewastopol und Eupatoria ins Schwarze Meer fällt. Ferner der Balbek, dessen Quellen im südwestlichen Theile des Jaila=Dagh liegen, und die Tschernaja Rjeka — gleichfalls historisch denkwürdig — mit demselben Ursprungsgebiete. Ersterer fällt nördlich von Sewastopol ins Meer, diese in den langgestreckten Liman des letzteren, auch die »Bucht von Inkerman« genannt. Alle diese Flüsse, der Salghir einbegriffen, sind nicht sehr wasserreich und pflegen in der heißen Jahreszeit streckenweise oder gänzlich zu versiegen. Der ganze übrige Theil der Halbinsel, zwei Drittel des Gesamtareals, ist ohne fließendes Wasser.

Die Communicationen der Krim lagen Jahrzehnte lang sehr im Argen. Freilich das Tiefland, in welchem die Hirten mit ihren Heerden sich umhertreiben, bedarf der Heerstraßen nicht, oder richtiger: bedurfte sie angesichts der herrschenden Verhältnisse nicht. Die Krim ist aber vermöge ihrer geographischen Lage kein loses Anhängsel des russischen Reiches, sondern eine hochbedeutende Vorwacht, ein Außenwerk, das über den Pontos hinweg das osmanische Reich bedroht und gewissermaßen der nördliche Pfeiler einer ideellen Brücke ist, welche nach dem Goldenen Byzanz spannt. Dies hatte bereits die Kaiserin Katharina erkannt, sonst würde sie nicht auf der Stelle eines elenden türkischen Dorfes das großartige Bollwerk Sewastopol geschaffen haben. Später ist es mit den Communicationen auf der Halbinsel besser geworden. Indes sind die dermaligen

Straßenzüge, welche mit Ausnahme eines einzigen, insgesammt von Süden nach Norden laufen, nicht als eigentliche Verkehrswege aufzufassen, wenigstens die süd-nördlichen nicht. Diese Straßen verlaufen von den großen Niederlassungen in der Südhälfte der Krim (Sewastopol, Bakttschisaraj, Simferopol, Karusbazar) und von Eupatoria (am Westgestade) convergirend gegen den schmalen Isthmus von Perekop, durch den die Halbinsel mit dem Festlande zusammenhängt. Hier laufen fünf wichtige Straßen wie Strahlen in einem Brennglase zusammen, um jenseits von Perekop wieder radienartig nach allen Richtungen Südrußlands auszustrahlen. Die Transversalstraße, welche von Osten nach Westen verläuft, verbindet die wichtigsten Städte der Krim; sie beginnt bei Kertsch an der Seestraße von Zenikale, durchzieht die gleichnamige Halbinsel, berührt alsdann Feodosia, von wo sie über Stari Krim, Karasubazar, Simferopol und Bakttschisaraj nach Sewastopol verläuft.

Die Krim wird nun auch von einem Schienenwege durchzogen, der indeß gar keine commercielle, sondern nur eine strategische Bedeutung hat. Seine Entstehung ist so enge mit der Entwicklung des russischen Eisenbahnwesens verbunden, daß wir behufs richtiger Würdigung der fraglichen Linie weiter aus-  
holen müssen. Nimmt man eine Eisenbahnkarte Rußlands zur Hand, so macht man die Wahrnehmung, daß das Schienennetz in den Westprovinzen am dichtesten gleichsam den Verkehrs- und Culturbedürfnissen des Westens angepaßt ist. Hierbei kommt freilich auch die politisch-militärische Tendenz zum Ausdruck: die rasche und ausgiebige Zugänglichkeit jenes Grenzgebietes, welches sowohl in offensiver, wie in defensiver Beziehung für Rußland von der allergrößten Bedeutung ist. Im Uebrigen zeigt das russische Eisenbahnwesen keine charakteristischen Formen, imponirt aber durch die in den letzten Jahrzehnten an den Tag gelegte großartige Thätigkeit in der Entwicklung des ungeheuren Netzes nach allen Welt-  
richtungen. Diese Thätigkeit ist von umso größerer Tragweite, als der czarische Autokratismus sich ursprünglich, trotz aller zwingenden culturellen Nothwendigkeit, welche diesem Verkehrsmittel innewohnt, in formellen Widerspruch mit der übrigen Welt setzte, indem es eine breitere Geleisweite ins Leben rief. Diese Geleisweite, welche den durchgehenden Verkehr mit fremden Betriebsmitteln unmöglich macht, ist und bleibt allerdings nur eine rein militärische Maßnahme; daß aber eine solche überhaupt ergriffen wurde, zeigt von der unglaublich eng-



herzigen Beurtheilung der nur auf culturelle Momente begründeten Verkehrsart und von bedauerlicher Verkennung des segensvollen Berufes der sogenannten »Eisernen Ringe«, welche Völker und Nationen einigen, nicht aber trennen sollen.

Wenn man das Vorstehende festhält, kann es nicht überraschen, daß die Eisenbahnen Rußlands eine sehr langsame Entwicklung nahmen. Das Einzige, was hierbei frappirt, ist die Thatsache, daß die Eröffnung der ersten russischen Bahn in eine verhältnißmäßig sehr frühe Zeit fällt, denn schon 1838 gab es eine Schienenverbindung zwischen St. Petersburg und der Sommerresidenz des Czaren zu Czarskoje-Selo, eine Anlage, die lediglich dem persönlichen Bedürfnisse des Beherrschers aller Rußen entsprang. Im übrigen verhielt sich Kaiser Nikolaus feindselig gegenüber der gefährlichen »westländischen Neuerung«. Bekannt ist die Erzählung, wie der Czar das ihm vorgelegte Project St. Petersburg-Moskau (die »Nikolai-Bahn«) nach eigenem Ermessen corrigirte. Die tracirenden Ingenieure hatten, der vorhandenen Terrainschwierigkeiten halber und im Hinblick auf die Nothwendigkeit, größere Städte, welche nicht zu weit abseits der directen Linie des 644 Kilometer langen Schienenweges lagen, mit demselben in Berührung zu bringen, die Trace mit mannigfachen Abweichungen von der geraden Linie gezogen. Das gefiel dem Kaiser nicht; er nahm ein Lineal, legte es auf eine Karte an die beiden Punkte St. Petersburg und Moskau und zog mit einem Bleistifte einen geraden Strich, indem er hinzusetzte: »So will ich die Bahn ausgeführt haben.«

Dann kam das Jahr 1853 und mit ihm der orientalische Krieg, der sich zu einer gemeinsamen Action gegen den nordischen Kolosß auswuchs. Damals wurden Truppen und Kriegsmaterial rascher von London nach Balaklava befördert, als von Moskau nach Sewastopol. Als Kaiser Nikolaus die Augen geschlossen hatte, begriff sein Nachfolger Alexander II., die Nothwendigkeit, das Versäumte nachzuholen, wenngleich man der beschämenden Thatsache sich bewußt war, daß im Lande selber weder das genügende Capital, noch die geeigneten technischen Kräfte zur Verfügung standen, um das Riesige und Kostspielige der planmäßigen Anlage eines Schienennezes unternehmen zu können. Unterhandlungen mit einer englischen und amerikanischen Gesellschaft zerbrachen sich, weil erstere jede Einmischung des Staates für unzulässig erklärte, letztere zur Bedingung gemacht hatte, ihr zu beiden Seiten der Bahn freies Grundeigenthum (in der

Breite von 4 Werst) zu überlassen, auf dem kein russischer Beamter sich blicken lassen dürfe. Schließlich fiel die Concession im Jahre 1857 französischen Capi-



Мупфа.

talisten zu, welche die »Große russische Eisenbahn-Gesellschaft« gründeten. Seitdem hat die Entwicklung des russischen Bahnnetzes rapide Fortschritte gemacht, und heute besitzt das Reich, Dank dem allezeit regen Speculationsfieber russischer Unternehmer, und Dank den ungeheuren Entfernungen, die auf die Dauer mit





Ein Theil der Festungsrüinen von Sewastopol.





den landesüblichen Verkehrsmitteln nicht zu bewältigen waren, ein Schienennetz von annähernd 23.000 Kilometer — also mehr als Oesterreich-Ungarn, fast so viel als Frankreich und nur unbedeutend weniger als Großbritannien und Deutschland.

Die Krim-Bahn hat ihren Ausgangspunkt in Sewastopol, von wo sie zuvörderst eine Strecke weit thalauf der Tschernaja Rjeka zieht. Alsdann wendet sie in Serpentinien in das Thal von Balbeck, schwenkt nach Nordost und erreicht Baktshisaraj. In der Folge schneidet die Bahn die Alma und bei Simferopol tritt sie in das Thal des Salghir, dem entlang sie etwa sechs deutsche Meilen zieht, um hierauf in schnurgerader, fast nördlicher Richtung zu verlaufen. Die Bahn zieht nicht über den Isthmus von Perekop, sondern setzt, mittelst eines, eine deutsche Meile langen Dammes den nördlichsten Ast des »Faulen Meeres« querend, auf die taurische Halbinsel Tschongar über. In ihrem weiteren Verlaufe berührt sie die Linie Charkow, Kurks, Drel, Tula und erreicht schließlich Moskau. Die Verbindung mit Odessa ist auf einem weiten Umwege hergestellt, nämlich von Charkow über Kremenschug und Kischenew.

Wir kommen nun auf die einzelnen Abschnitte der Krim im besonderen zu sprechen. Den Anfang bildet jener herrliche Küstenstrich, der als tiefere Stufe vom Südhang des Jaila-Daghs sich abstaffelt. Allenthalben finden sich in der Kammlinie des Gebirges tiefe Einsattelungen, welche, als mehr oder minder bequeme Pässe, den Verkehr zwischen der Küste und dem Innern der Halbinsel gestatten, und auf diese Weise Livadia — wie man einen Theil dieses Gebietes, den westlichen, nennt — mit den größeren Städten des Binnenlandes in Verbindung setzen. Spricht man mit einem Russen über Livadia, so wird er mit stolzem Selbstbewußtsein versichern, es gäbe in Europa nur wenige Landstriche, die sich mit der Südküste der Krim messen könnten. Es sei damit nicht gemeint, daß das ebenso liebliche als wildromantische Gestade überhaupt keinen Vergleich mit anderen gefeierten Landschaften des westlichen Europa aushiele. Der Vorzug Livadias — wenn man dieses Wort im weiteren Sinne auf das ganze Küstengebirge bezieht — besteht vielmehr darin, daß neben den unvergleichlichen Naturschönheiten, der urwüchsigem Romantik und entzückenden Anmuth, die diesem Flecken Erde eigenthümlich sind, der Umstand mit in die Waagschale fällt, daß nirgends sonst eine so stattliche Anzahl von herrlichen Schlössern, Willen

und Landhäusern sich wiederfindet. Die kaiserlichen Schlösser bilden den Mittelpunkt einer Kette von mehr oder minder luxuriös ausgestatteten Buerretiros der vornehmsten Familien Rußlands. Es sind keine fünfundsechzig Jahre her, daß der prunkliebende Fürst Woronzow den wilden Zauber, der bis dahin die Fels- und Waldgestade der südlichen Krim in seinem Banne hielt, löste und den Grundstein zu seinem nachmaligen Prachtschlosse legte. Ueber zwanzig Jahre waren emsige Hände thätig, das Felsenchaos von Alupka zu bändigen, die wildwuchernde Vegetation zu lichten, Treppen und Gänge in das Gestein zu hauen und sodann zwischen Fels und Wald, am Rande des durch seine Farbeffecte unvergleichlichen Meeres und am Fuße jenes romantischen Felsgebirges, welches die Südküste der Krim vor den rauhen Nordstürmen schützt, ein Feenschloß erstehen zu lassen.

Mit dem gothisch-maurischen Prachtbau von Alupka waren die Südgestade der Krim den Naturfreunden erschlossen. In kürzester Zeit verbreitete sich die Kunde von dem neuen Eldorado in der russischen Gesellschaft. Woronzows Beispiel hätte gewiß alsbald Nachahmung gefunden, wenn die damaligen politischen Verhältnisse nicht hindernd entgegengetreten wären. Im Spätherbst 1825 kam der todtkranke Kaiser Alexander in Taganrog an, wohin zu reisen ihm die Aerzte angerathen hatten, damit er unter dem Einflusse des südrussischen Klimas die arg zerrüttete Gesundheit wiederherstellen könne. Auch die Kaiserin Elisabeth (Louise Maria Auguste von Baden) lag krank in Taganrog. Des Kaisers Zustand besserte sich in der That, und so konnte er seinen Lieblingswunsch — einen Ausflug nach der Krim zu machen — erfüllen. Der Kaiser brach am 10. November von Taganrog auf; er reiste abwechselnd im offenen Wagen und zu Pferde. Die Reise schien ihm, der Neuheit der Eindrücke halber, großes Vergnügen zu bereiten. Er kam auch nach Alupka, und die Lieblichkeit dieses Punktes, sowie des ganzen Küstenstriches bis über Salta hinaus, bezauberten ihn derart, daß er in Gemeinschaft mit der Kaiserin beschloß, künftig in Orianda während der schönen Jahreszeit sein Hoflager aufzuschlagen, um fern von dem geräuschvollen Getriebe der Residenz dem Genuße der Einsamkeit sich hinzugeben. Der Bau des Schlosses wurde in Angriff genommen, als der am 1. December 1825 plötzlich eingetretene Tod des Kaisers, der nach dreiwöchentlicher Abwesenheit wieder in Taganrog eingetroffen war, alle Pläne zunichte machte. Der erste



Anlauf war gleichwohl gemacht und wenige Jahre später verbrachte Czar Nikolaus, als erster unter den russischen Herrschern, glückliche und herrliche Tage in Groß-Orianda, der neuen Sommerresidenz in der Krim.

Es ist bekannt, daß bereits die »große Kaiserin«, Katharina II., der Krim einen Besuch abgestattet hatte. Schilderungen von den Herrlichkeiten dieses Landes, die freilich übertrieben waren, lockten die »nordische Semiramis« nach den Gestaden von Sewastopol, wo sie im Jahre 1787 eintraf. Noch vor der Erstürmung des Bollwerkes durch die Allirten, 1855, zeigte man am Ende der Katharinenstraße, unweit des Hafens, das kleine Häuschen, in welchem die Kaiserin gewohnt hatte. Von hier unternahm sie mehrere Ausflüge, zumal nach den romantischen Gegenden der Südküste, wobei ihr Potemkin die bekannten Schein-Dörfer, die er auf den Berglehnen hatte errichten lassen, präsentirte. Infolge dieser Komödie, sowie aus Anlaß der Reise der Kaiserin überhaupt, wurde der Ruf von den Herrlichkeiten der Krim ein allgemeiner, weit über die Grenzen Rußlands hinaus. Aber die Krim war weder damals, noch ist sie heute ein reiches, gesegnetes Land. Die älteren Reisenden, Dubois de Montpérier und Fürst Anatol Demidow, waren die ersten, welche sich bestrebten, diesen Irrthum zu berichtigen. Ihre Werke aber wurden zu wenig bekannt, als daß die darin enthaltenen Aufklärungen allgemeine Verbreitung gefunden hätten. Heute freilich ist man in dieser Richtung über alle Zweifel erhaben. Man weiß, daß die Krim ein verhältnißmäßig wenig wohlhabendes Land ist, unbeschadet der großartigen Wildheit, herrückenden Romantik und Anmuth jenes Gestades, das mit der Zeit zum Stelldichein der vornehmen russischen Welt geworden ist.

Sehen wir uns nun den Küstenstrich und seine Herrlichkeiten näher an. Er beginnt bei den Höhen südlich von Sewastopol. Von denselben fällt der Blick in die enge, felsumschlossene Bucht von Balaklava. Weiße Häuserterrassen hängen an den steilen Abdachungen und dazwischen ragen Pappeln bis zu einem verfallenen Castell hinauf. Herrlich schimmert das Meer herüber und an der steilen Küstenstufe zieht der Silberrand der Brandung. Jenseits der Bucht, genau in östlicher Richtung, öffnet sich ein liebliches Thal mit waldigen Hängen und Felsklippen darüber, und dies alles ist in einen farbigen Duff gehüllt, der discret die vielartigen Details der Landschaft den Blicken entzieht, und so den Genuß des Gesamtbildes noch wesentlich erhöht. Wenn wir den

Straßenwindungen folgen, liegt das helle Balaklava mit seinen Bappeln und den weißen Segeln im Hafen bald hinter uns. Das vorher erwähnte Waldthal nimmt uns auf und alsbald ist die wildromantische Höhe des Küstengebirges erreicht. Welche Großartigkeit der Scenerie! Durch einen natürlichen Thorweg von Granit schlängelt sich die Fahrstraße hindurch. Das ist der *Baidar-Paß*. Nicht weit davon sieht man die »Teufelstreppe«, wie der ältere Reitweg heißt, dessen vierzig Serpentinaen aus Fels- und Baumklößen unter großartigen, meist überhängenden Gebirgsmauern dahinziehen. Je mehr man aber in die Bewunderung dieser urwüchsigcn Landschaft versunken ist, desto lebhafter drängen sich die hiebei zur Geltung kommenden Gegensätze dem Auge auf. Oben alles wild und gewaltig, nordisch-ernst, die Windsbraut in den Tannen und das melodische Brausen derselben an den bleichen Klippen — zu Füßen südlich-warmes Land, Farben- und munteres Wellenspiel, gaukelnde Sonnenlichter auf der Azurfläche des Meeres, immergrüne Däsen zwischen den Felsmassen. Wir lenken bergab und betreten das vielgefeierte Gestade, wo die herrlichsten Platanen ihren Schatten breiten, die Myrte blüht und die Stechpalme im Seerwinde lispelt.

Noch aber ist die Perle des Gebietes — Jalta mit Livadia — dem Blicke entrückt. Unter stundenlanger nackter Felswand, an welcher grüne Gebüschflecke wie dunkle Wolken haften, eilen wir dahin. Unser Gefährte lenkt ein munterer Nogaier. Von der Vergangenheit seines Volkes mag der schlichte Kosselenter freilich keine rechte Vorstellung haben, obwohl in seinen Augen eine leichte Schwermuth ausgeprägt ist, als gedenke er der herrlichen Zeiten, da in der Gartenstadt Baktischisaraj noch mächtige Khane residirten. Umso munterer trippeln die kleinen struppigen Pferde vorwärts. Immer romantischer gestaltet sich das Landschaftsbild. Die Kammlinie des Gebirges streicht fast horizontal, während die abstürzenden Wände den reichsten Formenwechsel aufweisen. Wir fahren ziemlich hoch über dem Gestade, an den ersten prunklosen Landhäusern vorbei, unter Laubdächern und hart an jähcn Abgründen. Alsdann senkt sich die Straße und wir kommen zu dem ersten »historischen« Landsitze. Es ist die »Villa Marischkin« bei *Simeiß*. Sie wurde vor einem halben Jahrhundert von einer der geistvollsten Frauen ihrer Zeit, der Fürstin Feodorowna Marischkin, in dieser Einsamkeit erbaut. Die Fürstin war ein Nachkomme jener gleichnamigen Dame, die Peter der Große wegen ihrer blendenden Schönheit und ihres hervorragenden



Geistes zur zweiten Gemahlin sich erkoren hatte. Zu derselben Zeit hatte ein Verwandter der Fürstin Natalie in Klein-Orianda bei Livadia sich angesiedelt. Man erzählt, daß einst die Großfürstin Helena Pawlowna von der Lieblichkeit des letztgenannten Mußesitzes derart bezaubert war, daß ihr die Aeußerung entschlüpfte, sie würde am liebsten ihr ganzes Leben in diesem irdischen Paradiese verbringen. Der galante Russe beeilte sich, der Schwägerin seines Gebieters, die Villa »auf Lebenszeit« zur Verfügung zu stellen.

Ueberhaupt ist es auffällig, daß die Frauen der russischen Gesellschaft weit mehr als die Männer an der Cultivirung der Südküste der Krim Antheil haben. In Simeiß sehen wir die liebenswürdige Karißkin aus einer urwüchsigem, dabei aber bezaubernden Wildniß ein kleines Eden schaffen; in Alupka wetteiferte die Fürstin Woronzow mit ihrem Gatten an der Zähmung der Natur, und was beide dort geschaffen, ist vollkommen würdig, »die Perle der Krim« zu heißen. Inmitten eines imposanten Felsenchaos liegt das Fürstenschloß, welches seine Bewunderer »die Alhambra der Krim« nennen. Ueber schmale, steil ansteigende Treppen geht es auf die erste, von üppiger Vegetation eingerahmte Terrasse. Einen Felsenabsturz höher liegt das Schloß, dessen hoher maurischer Thorbogen die Täuschung fördert, als stünde man vor dem Mhyle eines morgenländischen Herrschers. Lustige Veranden mit Spizthürmen grüßen von der Höhe herab. Alles ist prächtig, märchenhaft. Nur die Farbe des Gesteins, aus welchem der Bau aufgeführt ist — ein graugrüner Sandstein — schmälert etwas die Gesamtwirkung, die bei einem anderen Baumaterialie eine wahrhaft feenhaft sein müßte. Bei dem ungeheuren Aufwande, der bei der Ausschmückung des Innern getrieben wurde, begreift man schwer, wie der alte Woronzow für sein Prachtschloß nur zwei Millionen Rubel verausgabte konnte. Ein bedeutender Bruchtheil dieser Summe entfällt auf das Arbeitszimmer der Fürstin, das ein wahres Karitätencabinet ist. Neben sechs Fuß hohen chinesischen Vasen sieht man hier die seltensten Gegenstände orientalischen Kunstgewerbes. Der Waffensaal des Fürsten repräsentirt ein Vermögen für sich. Von den auserlesenen Stücken der Sammlung verdienen der Marschallsstab Philipps von Orléans und der Säbel Peters des Großen besonderer Erwähnung.

In der Nähe des Schlosses zeigt man zwei Cypressen, welche Potemkin zur Erinnerung an den Besuch der Kaiserin Katharina hatte pflanzen lassen. Man

sagt, daß alle Bäume dieser Gattung, welche man heute in der Krim vorfindet, von jenen Stammältern herrühren. Aehnliches erzählt man von der Dattelpalme in Spanien. Im Jahre 756 hatte der Khalif Abdurrahman I. im Garten neben



Alupka, façade des Schlosses.

seinem Palaste in Cordova den ersten Sprößling jener Baumfamilie, die dem arabischen Orient seinen originellen Charakter gibt, eigenhändig gepflanzt. Heute zählt man in Spanien die Palmstämme nach Tausenden, die Cypressen in der Krim nach Hunderten. Sie sind freilich nur auf den wärmeren Strich der Südküste beschränkt, tragen aber wesentlich zum landschaftlichen Typus derselben bei.



Von der Dachterrasse des Woronzow'schen Schlosses überblickt man den Küstenstrich der Krim weit nach Osten bis zu einem steil aufragenden Vor-



Jalta.

gebirge. Dort steht ein Leuchtturm, der unentbehrliche Wegweiser aller Schiffer, die sich diesen, ihrer heftigen Stürme wegen berühmten Gestaden nahen. Von Alupka bis zu diesem Vorgebirge — Mitodar oder St. Theodoros — verläuft die Küste in schnurgerader Richtung nach Osten; jenseits desselben aber wendet

sie scharf nach Norden, um im weiteren Verlaufe nordöstlich abzuschwenken und dieser Art eine sanft gerundete Bucht zu bilden. In dieser sonnigen und windstillen Bucht liegt Salta, der Hafentort des Küstenstriches von Livadia. Auf dem Landwege von Alupka her gewahrt man Salta zum erstenmale auf der Höhe von Gaspra, unweit des vorher genannten Vorgebirges. Man hat bei diesem ersten Anblicke den Eindruck, als hätten unterirdische Mächte mit gewaltiger Anstrengung die Felschranke zurückgeschoben, um Licht, Luft und Raum für ein Landschaftsbild zu schaffen, das mit den bisher geschilderten gar keinen Vergleich aushält. Dort dräuen keine Felswände, sperrt kein Trümmersturz den Weg. Das Küstengebirge tritt weit zurück und läßt zwischen sich und dem Gestade ein üppiges Gartenland frei. In diesem Gartenlande liegen die kaiserlichen Lustschlösser Livadia, Orianda und Griklif.

Trotz des einheitlichen Charakters der Landschaft, zeigen sich im Detail gleichwohl wesentliche Unterschiede. Der älteste Mußesitz, den Czar Alexander I. erwählte und zuerst Nikolaus bewohnte, hat, ähnlich wie Alupka, felsigen Hintergrund, gewaltige Abstürze, an denen sich Treppengänge emporhängeln. Mitten in dem Wechsel von Fels und Wald steht das Schloß, auf mäßig hohem Plateau. Livadia dagegen ist ganz Hain, ein großartiger englischer Park, mit Wiesenflächen und Dickichten. In Orianda ist der Fels vorherrschend, in Livadia das Wasser. Letzteres war ursprünglich kein kaiserlicher Landsitz, sondern Eigenthum des Grafen Potocki, der in den Fünfzigerjahren russischer Gesandter am Bourbonenhofe zu Neapel war. Er schuf in Livadia ein wahres Paradies, wobei ihm allerdings die Natur in freigiebigster Weise zu Hilfe kam. Zunächst waren alle Vorbedingungen vorhanden: prächtige Matten, schattige Haine, das lichtjatte, weiche Meer, das sich wie Del an die Küste schmiegt. Das Schloß liegt hart an der Küstenchauffée, und war nichts weniger als großartig. Erst seitdem Livadia in den Besitz des Czaren Alexander II. übergegangen war, entwickelte es sich zur vollen Schönheit, namentlich durch die Fürsorge der Kaiserin, deren Lieblingsaufenthalt dieser Mußesitz war. In den heißen Sommertagen verließ sie ihn wohl von Fall zu Fall, um sich nach ihrem hochgelegenen Lustschlosse Griklif zurückzuziehen.

In seiner heutigen Gestalt gleicht das kaiserliche Schloß, in welchem Alexander II. vereinsamt und weltmüde den unvergleichlichen Krim'schen Herbst



verlebte, einem großartigen Parke. Die früheren Potoki'schen Gründe wurden vollständig verbaut, denn Livadia besteht außer dem kaiserlichen Schlosse noch aus einer Anzahl anderer Bauten: Kasernen, Stallungen, Remisen, Gebäuden für die Adjutanten und das Gefolge; ja es gehört ein ganzes Dorf mit eigener Schule für die Kinder der kaiserlichen Dienerschaft dazu. Das Schloß selber ist, Dank der jahrelangen Fürsorge der Kaiserin, mit ausgefuchtem Geschmacke und vornehmer Pracht ausgestattet. Im ersten Stockwerke liegen die Empfangszimmer, ein Arbeitscabinet, große und kleine Salons; darüber die sehr einfachen, aber mit wertvollen Gemälden geschmückten Privatgemächer. Man findet da einen Rafael und zahlreiche Bilder von Awaisowski, dem Meister in der Wiedergabe jener ganz eigenthümlichen Farbeffecte, die der Südküste der Krim eigenthümlich sind. An einer Front des Gebäudes läuft eine lange, mit wundervollen persischen Fayencen getäfelte Veranda, welche die an den Säulen sich emporrankenden Schlinggewächse schattig und kühl halten. Unvergleichlich ist der Ausblick von der Küstenhöhe auf das sonnbeschienene Meer mit seinem herrlichen Farbenspiele. Im Hintergrunde, wo der großartige Park abschließt, steigt der pittoreske, fels-häuptige und von wilden Schluchten durchrissene Jaila-Dagh empor, der Urheber des milden Klimas und der üppigen Vegetation an der Südküste der Krim. Denn hielte er nicht die rauhen Nordstürme ab, so würde im Winter jenes Gartenland, in welchem Lorbeer, Delbäume, Steineichen und Cypressen gedeihen, unter meterhohem Schnee begraben werden.

Knapp neben Livadia liegt das zweite Lustschloß, Orianda, dormalen Eigenthum des Großfürsten Nikolaus. Das Gebäude an sich ist nicht sonderlich schön; es macht einen kasernenartigen Eindruck. Aber das Gesamtbild ist noch reizender als Livadia. Den ganzen Küstenraum nimmt ein dichter Park ein. Nur das im Viereck aufgeführte Schloß ragt über die grüne Dase und das helle Meer gleich einer weißen Insel auf. Dahinter ragen Klippen mit Irrwegen und Treppen, die unter Eichendächern die Felschroffen hinanklettern. Unter einer fast senkrechten Wand erhebt sich auf einem kleinen Vorsprunge ein Belvedere im griechischen Stil — eine Rundgalerie von acht dorischen Säulen, mit einer Balustrade zu oberst. Sieht man vom Meere auf diesen exponirten zierlichen Bau, so glaubt man den Säulenrest eines antiken Tempelchens vor sich zu haben. Das herrlichste ist selbstverständlich auch hier wieder das unvergleichlich

farbige Meer mit seinen Fischerbarken, deren helle Segel gleich riesigen Schwanenfittigen über die spiegelglatte See gleiten.

Orianda war, wie bereits einmal erwähnt, ursprünglicher Sitz der kaiserlichen Familie, bis Livadia an dessen Stelle trat. Nach dem Ableben Alexanders I., der den Platz zum Mußeitze auserlesen, schenkte Kaiser Nikolaus das mittlerweile fertiggestellte Schloß der Kaiserin Alexandra (Charlotte von Preußen), welche es aber nur einmal in ihrem Leben (1837) bewohnte. Im selben Jahre erhielten zwei Ausländer seitens des Kaisers den Auftrag, ein neues Schloß mit größtem Comfort und ohne Bedenken rücksichtlich der Kosten herzustellen und die Reize der Natur zu einem Parke zu verwerten. So entstand der neue kasernenartige, wenig geschmackvolle Bau, den der Engländer Hunt auf dem Gewissen hat, und entstand der wildromantische Park, ein Werk des deutschen Gartenkünstlers Rogner.

Wer in Orianda oder Livadia irgend einen Aussichtspunkt erwählt, um den Horizont des Bildes zu erweitern, erblickt zunächst im Norden der beiden kaiserlichen Landsitze das ungemein malerische Talta. Gartengrün und weiße Baulichkeiten wechseln harmonisch ab. Dabei fehlt es nicht an rothen Ziegeldächern und Blößen auf den Uferhöhen, welche dem Bilde noch mehr Farbe verleihen. Die »Marina« (das Gestade) verläuft in einem großen Bogen, so daß die Bucht fast eine ovale Gestalt erhält, mit flachem Uferrande und dahinter aufsteigenden Terrassen, deren schönste Punkte mit den Landsitzen vornehmer Russen geziert sind. Gegenüber der Abgeschlossenheit in den kaiserlichen Schlössern, steht das lebensfreundige und curortmäßige Treiben in Talta, dem Anlaufsplatze der Dampfer, im auffallenden Gegensatz. Dies erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß Talta das »Trouville« Rußlands ist. Streng genommen müßte die ganze, zwölf Stunden lange Küstenstrecke von Ursuff im Osten bis Baidar (bei Balaklava) im Westen dazu gerechnet werden, denn allwärts sieht man Villen und Schloßchen dicht gefäet, gewahrt man schattige Parks, Schweizerhäuschen, Badebuden und wohlgepflegte Wege, auf denen in der Saison elegante Equipagen, gewandte Reiter und Reiterinnen sich tummeln. Erwägt man, daß in dem Raume von den Felswänden des Tala-Dagh bis zum Meere alle europäischen Vegetationsformen vertreten sind, vom dunklen Fichtenwalde bis zum Delhaine und dem Myrtendickicht, so begreift man unschwer, daß das





Orianda.





russische Trouville dem französischen noch einiges vorausgibt. Auch läßt sich denken, daß bei der großen Zahl russischer Adelsgeschlechter und ihrem Reichtume das Leben in der Krim kaum eine jener Reizungen entbehren möchte, die nun einmal von einem fashionablen Seebade nicht zu trennen sind. Dadurch gewinnt das Gesamtbild, welches uns »Livadia« (im weitesten Sinne) bietet an Licht und Glanz, es zeigt uns viel weltmännisches Leben und dabei freudige Ungebundenheit — kurz, ein Treiben, das man nimmer mit dem Asyl der menschen-scheuen und menschenflüchtigen Czaren in Verbindung bringen würde.

Noch einsamer wie im Schloßbereiche von Livadia ist es in dem Lustschlosse Eriklif, das fast 1300 Meter hoch über Jalta in romantischer Waldstille versteckt liegt. Eriklif ist übrigens kein Schloß, sondern eine Villa, deren innere Einrichtung fast bescheiden genannt werden könnte. Von außen nimmt sich das im »tatarischen« (türkischen) Stile erbaute, rings mit Balconen versehene Gebäude (siehe die Kopfleiste am Anfange des Buches, S. 1) inmitten üppiger Gartenwildniß äußerst anmuthig aus. Das Erdgeschoß ist fast gänzlich hinter Laubwerk versteckt; um die Balconträger winden sich Schlingpflanzen und von oben herab schatten die weitausladenden Dächer, die sich über jeden der vielen zierlichen, mit Holzstaketen eingefassten Altane spannen. Es war eine Frau, welche dieses Asyl geschaffen hatte. Wie zu Simerß die Hände der Fürstin Marischkin, zu Alupka die der Fürstin Woronzow und zu Gaspra die der Fürstin Galizin unermüdlich thätig waren, so zu Eriklif die der Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin des Czaren Alexander II. . . Und es ist in der That ein entzückender Aufenthalt auf dieser Höhe. Tief zu Füßen, einem Spielzeuge ähnlich, zwischen Meer und Fels in eine grüne Dafen-Muschel weich gebettet, liegt Livadia, in sonnige Schleier gehüllt. Farben und Formen zaubern ein Stück Italien vor die Augen. Oben aber weht der erquickende Hauch der frischen Tannenwäldungen um die zierlichen Holzaltane von Eriklif, ein Hauch, welcher jedem, noch so frankem Gemüthe, frische Lebensgeister zufächelt. . .

Die Umgebung von Jalta ist das Schlußstück jenes Küstengebietes, das man im weiteren Sinne »Livadia« nennt, nämlich die Strecke von Balaklava ostwärts. Er wäre ein Irrthum, wollte man annehmen, daß damit zugleich die Romantik der ganzen Südküste der Krim ein Ende hätte. Der Jalta-Dagh reicht ostwärts bis zur Bucht von Feodosia, und wenn er auch allmählig zu

geringerer Höhe herabsinkt, ist die Küste, wohin er seine Abdachungen und Abstürze sendet, gleichwohl voll romantischer Punkte, reizender Buchten und einsamer Waldwinkel. Die Ortschaften aber sind spärlich gesät. Von Vergnügungsreisenden wird diese östliche Südhälfte der Krim niemals besucht; Dampfer laufen die Küstenortschaften nicht an. Der Verkehr beschränkt sich auf etliche schlechte Saumwege, die über den Kamm des Gebirges, beziehungsweise die sich darbietenden Pässe nach den Städten des Krim'schen Tieflandes und am Nordhange des Küstengebirges führen.

Sehen wir uns den fraglichen Küstenstrich näher an. Von Jalta, das von Jahr zu Jahr größere Bedeutung erlangt und sichtbar aufblüht, zieht die Ufer-Chaussée noch bis Alushta. Dann folgt eine Strecke weit ein wenig praktischer Küstensteig, worauf jede Art von Communication aufhört. Die vorgenannte Wegstrecke ist aber eine der schönsten der Krim und übertrifft in Bezug auf die malerische Lage einzelner Punkte sogar das engere Gebiet von Livadia. Da ist gleich die Aussichtshöhe Marjanda, dicht bei Jalta, mit dem unvergleichlichen Panorama der Jalta-Bucht, der kaiserlichen Schlösser, der Waldhänge und Steilstürze des Jalta-Dagh. Eine solche Aussicht findet sich nirgends an dieser Küste wieder, Erilik etwa ausgenommen.

Von Marjanda geht es hoch an der Küste nach dem kaiserlichen Garten Nikita, wo im Jahre 1811 eine Obstbaumschule und ein botanischer Garten gegründet wurden, die noch heute eine gewisse Bedeutung haben. Für die Entwicklung der Wein- und Obstkultur waren diese Anlagen von nicht zu unterschätzender Tragweite. Krim'sches Obst und Krim'sche Weine genossen weit verbreiteten Ruf. Ersteres war für die Tafeln des Hofes und der Reichen, letztere für den Handel bestimmt. Man denke indeß nicht an einheimische Weine; die mohammedanische Krim hatte kein Bedürfniß nach solchen. Erst etliche Jahrzehnte nach Besitzergreifung der Halbinsel durch die Russen, glaubte man in den südlichen Strichen geeigneten Boden zu Rebenanpflanzungen gefunden zu haben. Alsdann wurden aus allen berühmten Weingegenden Europas Setzlinge für die neuen Gründe beschafft. Die Gewächse aber behielten ihre alten Namen und man zog »Burgunder«, »Bordeaux«, »Johannisberger« und dergleichen. Der Güte nach waren freilich nur die Namen geblieben, denn die vorgenannten Weine hatten nichts von ihren specifischen Eigenthümlichkeiten behalten; sie waren und sind schlechtweg Krim'sche Weine, deren Güte keineswegs überschätzt werden darf.



Bei Nikita ragt das gleichnamige Vorgebirge steil und mächtig auf. Es schließt im Osten die herrliche Bucht von Jurzuff (oder Urzuff) ab, ein Bild von bestrickender Schönheit. Die Ortschaft liegt in einem Thälchen, deren Gehänge von Weingärten und Hainen geschmückt sind. Viele Sommerfröhen liegen im Grünen versteckt. Ein kleines Felseländ im Hafen, hinter welchem die Kegelspitze des Nju-Dagh mit dem gleichnamigen steilen Vorgebirge emporsteigt, erhöhen die malerische Wirkung des Gesamtbildes ungemein. Vom kaiserlichen Garten Nikita führt ein Seitenweg direct nach Jurzuff, während die Fahrstraße im großen Bogen und hoch an der Lehne, die Thalsenkung umgeht, und in keine Berührung mit dem genannten Orte kommt. Als bald zeigen sich linker Hand die Hochgipfel des Saila-Dagh: Draman Kosch und Babuan, breite Massenrücken mit Felsabstürzen und dichten Wäldern darunter.

Hat man den Sattel nördlich des Nju-Vorgebirges hinter sich, so gelangt man in das Waldgebiet von Muschta. Einige unansehnliche Tatarendörfer liegen am Wege. Die Straße wendet sich hoch an der Küste weiter und läßt allenthalben malerische Durchblicke nach dem nahen Meere frei. Nichts reizenderes, als diese Fahrt unter den Laubdächern des schattigen Uferwaldes. Das geht so eine Weile fort, bis die Straße sich zu senken beginnt. In der Tiefe, zwischen Wasserrissen und Baumkronen, erscheint Muschta, am flachen Gestade mit etlichen Häusern, wichtig als Ausgangspunkt der wichtigsten Verbindungsstraße zwischen Küste und Binnenland. Sie führt über den Demirdschî-Paß direct nach Simferopol, der Hauptstadt der Krim, beziehungsweise des Gouvernements Taurien. In Bezug auf die Romantik der Berggegenden, durch welche dieser Weg führt, der Aus- und Weitblicke, der landschaftlichen Einzelheiten mitten im Krim'schen Berglande, möchte im Bereiche der taurischen Halbinsel jenem Bergpfade schwerlich etwas ähnliches an die Seite zu stellen sein. Auf der Paßhöhe steht eine steinerne Säule, zur Erinnerung an die Anwesenheit des Kaisers Alexander I., der auf seiner Reise von Taganrog nach Livadia auf diesem prachtvollen Aussichtspunkte gerastet hatte. Den Rahmen zu dieser Aussichtshöhe geben die beiden höchsten Gipfel des Küstengebirges ab: westlich der Tschatir-Dagh (Zeltberg), östlich der Samar-Raja. Es sind keine Gipfel nach herkömmlichem Begriffe, sondern breite Plateaumassen mit scharfen Absturzrändern. Von der Denksäule senkt sich der Weg in das Thal des Salghir.

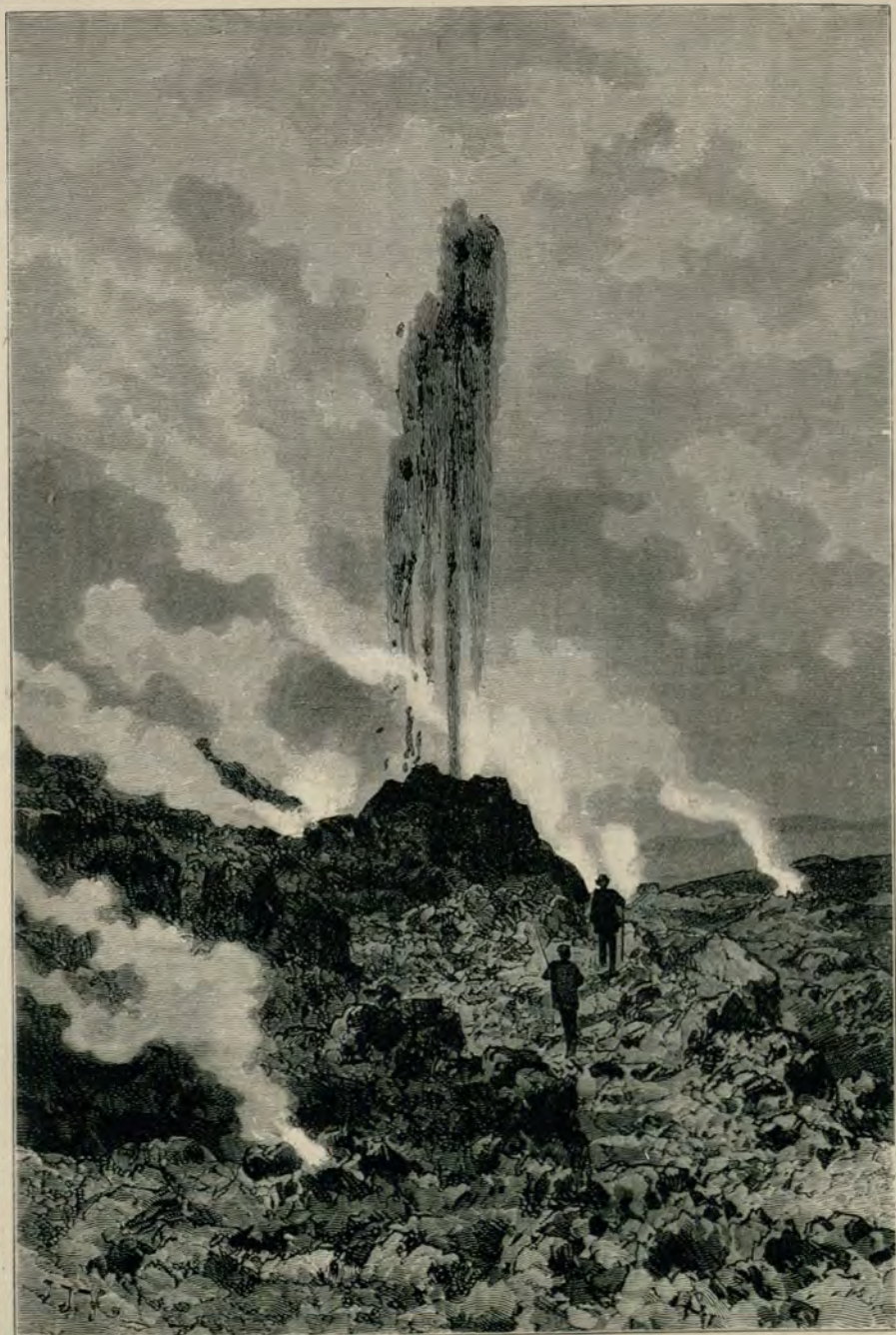
Zahlreiche Tatarendörfer mit Gärten und Hainen bezeichnen den weiteren Verlauf der Route. Prachtvolle Ballmuffbäume schatten am murmelnden Wasser. Alles ist waldfrisch und thauig — eine wahre Idylle, wesentlich anders ihrem Gepräge nach, als der heiße, sonnige Küstenstrich der Südküste mit dem weißen Wellenschlag des Meeres. Am Nordsaume des Gebirges liegt Simferopol, der andere Endpunkt dieses Bergweges. Von der Stadt wird weiter unten die Rede sein.



Simferopol.

Bei Alushta endet die Küstenstraße. Die Fortsetzung bis zu den Uferdörfern Küttschük- und Kuru-Ufen ist keine Chaussee, sondern ein gewöhnlicher Landweg. Da er hart am Strande zieht und auf der anderen Seite ununterbrochen von Felsböden mit Einblicken in kurze Seitenschluchten, über die die Felsböden des Zaila herabschauen, begleitet wird, bietet er freilich mancherlei Genüsse. Wie Viele aber kennen ihn? Wer nimmt sich die Mühe, nachdem er alle Herrlichkeiten von Livadia durchgekostet hat, in Zurzuff und vielleicht in Alushta war, die spärlich bewohnte Uferstrecke weiter im Osten zu besuchen?





Schlammvulkane bei Jenifaleh.





Die meisten Reisenden lernen diese einsame Küste vom Verdecke des Dampfers kennen, der von Salta nach Feodosia steuert. Sie haben ein prächtiges Bild vor sich, farbig und reizvoll in seinen Umrißlinien, lernen aber niemals die vielen schönen Einzelheiten kennen.

Bei den vorgenannten Tataren-Dörfern verläßt der leidige Uferweg das Gestade und verliert sich im Innern der Wälder. Das Küstengebirge fällt hier jäh ab und bildet eine tiefe Einsattelung. Ueber sie geht es nach Karasubazar, einem alten Tatarenstädtchen, das wir noch besuchen werden. Das weitere Ufer ist fast gänzlich unbewohnt. Es fällt steil zum Meere ab und zeigt ab und zu die Mündungen kleiner Thäler, welche von Torrentenbächen durchrissen sind. An vergangene Tage erinnert ein altersgrauer Thurm, an den ringsum das Meer brandet. Der Wald ist aber noch immer dicht und schattig, wenn auch die Höhen, welche er schmückt, beträchtlich herabgesunken sind.

So kommt man nach Sudak, dem größten Küstenorte zwischen Salta und Feodosia. Er hat bereits waldfreie Höhen in seiner Umgebung, einem breiten Thalgrund, in welchem sich die seit 1804 bestehende Weinbauschule befindet. Die Ruinen eines genuesischen Schlosses hart am Meere erinnern an die frühere Anwesenheit dieses unternehmenden Handelsvolkes, dessen Glück und Reichthum in der Krim durch den gewaltthätigen Osmanen-Sultan Mohammed II. jäh vernichtet wurden. Sonst wäre von Sudak nur noch zu sagen, daß es den Ausgangspunkt einer Bergstraße bildet, die von hier nach Starj-Krim zieht.

Von Sudak ab hat die Romantik der Südküste ein Ende. Steile, zum Theil nackte, zum Theil bewaldete Ufervorsprünge unterbrechen den linearen Verlauf der Küste. Die Berge des Hintergrundes sind zu Hügeln zusammengeschrumpft. Hierauf öffnet sich die langgestreckte, halb ovale Bucht von Feodosia, an deren westlichem Ende die gleichnamige Stadt (auch Raffa genannt) am Fuße eines steilen Vorgebirges liegt. Die heutigen Bewohner, etwa 8000 an der Zahl, wohnen in einer Anhäufung von unansehnlichen Baulichkeiten, die in nichts an den einstigen Glanz der in so brutaler Weise vernichteten genuesischen Handels- und Coloniestadt erinnern. Diese zählte über 100.000 Bewohner und dürste das ganze Hafenumrund bis weit hinaus, wo jetzt öde Steppe sich ausbreitet, eingenommen haben. Die Waarenhäuser und Paläste sind spurlos verschwunden, desgleichen die schönen Gärten, von denen in alten Chroniken die Rede ist. An Stelle der

ersteren säumen jetzt öde, nackte Hügel das Weichbild der Stadt. Aus der Genuesenzeit stammen etliche Trümmer auf den vorerwähnten Hügeln, darunter ein kleiner aber äußerst starker Thurm am Nordrande des Hafensbereiches.

Seitdem die Krim russisch ist, d. h. seit wenig über hundert Jahren, hat man sich redlich bemüht, die einst glanzreiche Stadt aufblühen zu machen, doch ohne Erfolg. Was erreicht wurde, ist nicht von Belang: etliche Fabriken, ein griechisches Theater, ein Localmuseum, eine öffentliche Bibliothek und ein botanischer Garten. Als Handelsplatz ist Feodosia naturgemäß der weitaus wichtigste Punkt in der Krim, jedenfalls wichtiger als Sewastopol. Von hier läuft die einzige Handelsstraße quer durch die Halbinsel und verbindet alle größeren Ortschaften und Städte. Ein directer, häufig betretener Weg nach dem Festlande von Taurien geht von Feodosia nordwärts ab, indem er den schmalen Isthmus, durch welchen die Halbinsel Kertsch mit der Krim zusammenhängt durchschneidet, nach Arabat am Now'schen Meere. Hier beginnt jene mehrgenannte, ungemein lange Düne, welche das Now'sche Becken von dem sogenannten »Faule Meer« scheidet, und bis zum taurischen Festlande reicht. Die Düne ragt nur wenige Fuß über den Wasserpiegel. Unermessliche Schilfwälder erfüllen das Faule Meer. Im Sommer schlammig und feicht, stellenweise vollends trocken liegend, ist es die Brutstätte von Fiebermiasmen.

Die Bucht von Feodosia erstreckt sich circa 4½ Stunden ostwärts, bis zum Cap Tschawdar. Das Hinterland gehört bereits zur Halbinsel Kertsch, deren östliche (marine) Begrenzung der »Kimmerische Bosporus«, die Straße von Kertsch-Zenikaleh, ist. Die asiatische Uferseite dieser letzteren ist die Halbinsel Taman, mit den Aestuarien, Hinter- und Seitenwässern des Kuban-Flusses, dessen merkwürdiges Delta die ganze Breite der Halbinsel einnimmt und sowohl nach dem Schwarzen Meere als nach dem Now'schen Meere seine Mündungsarme vorschiebt. Sowohl die Kertsch'sche als die Tamar'sche Küste ist mannigfach durchbuchtet. Für uns kommt natürlich nur die erstere in Betracht. Nackte Hügel und dürre, trockene Thäler dazwischen, sind das stereotype Landschaftsbild des östlichsten Horns der Krim'schen Halbinsel. Tief im Innern der Seestraße, fast schon an ihrem nördlichen Thore, liegt die Stadt Kertsch, im Hintergrunde einer geräumigen Bucht und am Fuße eines Bergrückens, der einst das berühmte Pantikapaion, die Hauptstadt des »Bosporanischen Reiches« und Residenz Mithridates des Großen trug.



Von diesen antiquarischen Dingen, deren an anderer Stelle gedacht wurde, soll hier nicht weiter die Rede sein. Das moderne Kertsch, das das benachbarte Feodosia innerhalb kurzer Zeit überflügelt hat, ist eine ansehnliche Stadt von circa 25.000 Bewohnern. Sie hat stattliche arkadengeschmückte Häuser, welche breite, zum Theil gepflasterte Gassen einsäumen. Die Häuser sind meist flachdachig. Auf der Küstenhöhe steht ein Castell und ein Leuchtturm. Die griechische Kirche von Kertsch gilt für das älteste Gotteshaus dieses Ritus im Bereiche des Schwarzen Meeres. Beachtenswert ist das Museum auf der Anhöhe mit seinem stattlichen Treppenaufgange. Leider sind die Sammlungen lange nicht von der Bedeutung, welche man voraussetzen berechtigt wäre. Die kostbarsten Fundstücke von den Stätten der einstigen Emporien des Bosporanischen Reiches sind schon vor Jahrzehnten nach St. Petersburg gebracht worden. Jeder neue Fund von größerem Werte nimmt auch heute noch seinen Weg dorthin. Nur die minder wertvollen Gegenstände verbleiben in Kertsch und werden in dem dortigen Museum aufbewahrt.

Als Handelsplatz ist Kertsch insoferne von Bedeutung, als es, am Eingange zum Asow'schen Meere gelegen, die Anlaufstation für sämtliche Küstenfahrzeuge und Hochseeschiffe ist, welche nach und von jenem Becken verkehren. An der Mündung des Don liegen mehrere bedeutende Handels- und Stapelplätze, welche den ganzen Verkehr mit dem Hinterlande vermitteln. Die wichtigste Uferstadt ist aber das bereits anderwärts genannte Taganrog. Im Winter freilich ist die Schifffahrt monatelang unterbrochen, da in dieser Zeit die Straße von Kertsch zugefroren ist. In sehr strengen Wintern bedeckt sich auch die Fläche des ganzen Asow'schen Meeres mit einer mehr oder minder dicken Eisdecke. Die schlammige Consistenz des Wassers, sowie die geringe Tiefe des Meeres sind die hauptsächlichlichen Ursachen dieser Erscheinung.

Von dem im Hintergrunde einer Bucht gelegenen Kertsch kommt man nach Jenikaleh, einem kleinen besetzten Orte unmittelbar am nördlichen Thore der Kertsch'schen Seestraße, die hier nur etwa 3 Kilometer breit ist. Der Ort an sich ist ohne Bedeutung, aber bemerkenswert wegen der in seiner Nähe befindlichen merkwürdigen Schlammvulkane. Sie bilden kleinere oder größere Gruppen und sind insgesammt von so geringer Höhe, daß man nur durch deren Thätigkeit auf ihr Vorhandensein aufmerksam gemacht wird. Ihre Form ist die

eines abgestumpften Kegels, welcher aus einer graugelben Schlammmasse besteht. Jeder solche Kegel zeigt an den Rändern des Kraters zahlreiche Risse und Spalten, durch welche der flüssige Schlamm sich den Weg gebahnt hat. Nur mit Aufwand großer Vorsicht ist es möglich, dem Rande eines solchen Kraters sich zu nähern, da der weiche Schlamm bei jedem Schritte nachgibt und die Gefahr nahe liegt, ganz in demselben zu versinken.

Der horizontale Gipfel eines Kraters hat, nach Th. v. Lankenau, die Form eines Kreises von etwa 8 Meter Durchmesser, an dessen Peripherie der Schlamm einer dicken ringförmigen Masse gleicht, während er in der Mitte in flüssigerem Zustande sich befindet, und beständig Gasblasen ausstößt, die beim Zerplatzen einen eigenthümlichen metallischen Ton von sich geben. Man zählt fünfzig und mehr Blasen in der Minute. Die größeren schleudern beim Zerplatzen den Schlamm etwa drei Decimeter hoch empor und verbreiten einen schwachen Schwefelgeruch. In einigen Kratern steigen die Blasen fortgesetzt auf, in anderen nur periodisch. Nach einer größeren Pause erheben sich gleichzeitig an einigen Stellen bis zu 15 Blasen und schleudern beim Zerplatzen den flüssigen Schlamm 12 bis 15 Centimeter in die Höhe. Bei jedem Tritt auf den Rand des Kraters geräth der Schlamm in der Mitte desselben in heftige Bewegung und vermehrt sich die Zahl der aufsteigenden Gasblasen.

Eine andere Gruppe von größeren und kleineren Schlammvulkanen — etwa 50 an der Zahl — befindet sich bei Stari Turkan. Ihre Höhe ist gering, durchschnittlich kaum anderthalb Meter. Aber trotz dieser geringen Höhe haben alle diese kleinen Vulkane die regelmäßige Kegelform und spritzen aus einer fingerbreiten Oeffnung Schlamm aus. Nur ein Vulkan der Gruppe zeichnet sich durch größere Dimensionen und energischere Thätigkeit aus. Ein in den Krater geworfener Stein sinkt rasch in die Tiefe. Fälle, daß Kameele und Ochsen, die sich dem Krater genähert hatten, spurlos verschwanden, gehören keineswegs zu den seltenen. Was die chemischen Bestandtheile des Schlammes betrifft, meint Th. v. Lankenau, scheinen Schwefel, Naphtha und phosphorhaltiges Wasserstoffgas darin die Hauptrolle zu spielen.

Die Ränder der Krater sind mit einem weißgelblichen Staube bedeckt, welcher viel Schwefel enthält. Die gelbliche Farbe des Kegels und der weit in die Ebene hinausgessenen Schlammströme contrastirt auffällig mit der dunklen



Farbe der Erdoberfläche. Die größten Schlammvulkane liegen übrigens nicht in der Krim, sondern auf der Tamar'schen Halbinsel. Sie bekunden auch eine energischere Thätigkeit. Der größte, durch einen Ausbruch im Jahre 1794 entstandene Vulkan, Kulin Oba, ist von der Batterie von Kertsch — über drei Stunden weit — sichtbar. Das Bild auf S. 177 stellt wohl den energischsten Grad der Thätigkeit eines solchen Schlammvulkans dar. Solche Fälle sind aber äußerst selten. In der Regel beschränkt sich das Schauspiel auf die vorher erwähnten Blähungen des flüssigen Schlammes und geringfügigen Ausprühungen. Vulkane dieser Art, welche ihre Thätigkeit bereits vor längerer Zeit abgeschlossen hatten, sind mit einer üppigen Vegetation bedeckt.

Bei Kertsch endet unsere Ueberschau auf die Südküste der Krim. Die nächstfolgende Wanderung gilt dem Innern der Halbinsel, die von Osten nach Westen von jener Hauptverkehrsader durchschnitten wird, welche sämtliche großen Niederlassungen des Landes miteinander verbindet. Interessante Landschaftsbilder dürfen wir auf dieser Route nicht erwarten, wenigstens in der östlichen Krim nicht, die durchwegs Steppe ist, von unbedeutenden Hügeln unterbrochen. In der heißen Jahreszeit erhält die ganze Halbinsel von Kertsch ein wüstenähnliches Aussehen. Die wenigen Pflanzen, die dort vorkommen, zeigen ein einförmiges Gepräge in Bezug auf die vorhandenen Arten, wodurch die Einförmigkeit des Landschaftsbildes noch wesentlich vermehrt wird.

Von Kertsch aus verläuft die Straße zwischen langen Reihen von ungleich hohen Hügeln, welche nichts anderes als uralte Grabstätten sind. Wir wissen von früher her, was wir von ihnen zu halten haben. Sie sind die schmucklosen und stummen Erinnerungszeichen an die Zeit der kythisch-bosporanischen Herrschaft, Marksteine einer merkwürdigen, in ihrem Zusammenhange mit den großen Nachbargebieten noch nicht hinlänglich aufgeklärten Culturepoche. Fast alle diese Gräber sind frühzeitig der Beuteluft eingebrochener Barbaren zum Opfer gefallen. Man hat in ihnen nach Schätzen gewühlt und gewiß manch' kostbares zutage gefördert, was im Völkerdrängen wieder spurlos verloren ging. Anhaltspunkte für die Reichhaltigkeit des Gräberinhaltes geben uns jene großen Grabstätten, welche vor einigen Jahrzehnten geöffnet und in ihrem Innern unverfehrt gefunden wurden. Ihnen allein verdankt man das wenige Licht, das in jene Epoche der ältesten Arier am Nordgestade des Pontos gedrungen ist.

Die Straße geht mitten durch die Halbinsel von Kertsch in genau westlicher Richtung und tritt im weiteren Verlaufe in großem flachen Bogen an die Bucht von Feodosia heran, um die gleichnamige Stadt zu erreichen. Neben den schmalen Isthmus, zwischen der Bucht von Arabat im Norden und der Bai von Feodosia im Süden, lief im Alterthume ein etwa drei Stunden langer Wall, der die Halbinsel von Kertsch gegen Westen, d. h. gegen das Hauptland



Bafschisarai.

der Krim, zu decken hatte. Fragmente dieser Mauer hat man hie und da gefunden, doch ist es fraglich, ob sie bis ins graue Alterthum zurückreichen. Ihre Existenz soll der Thatfache Nachdruck verleihen, daß das bosporanische Reich nur über die Halbinsel Kertsch, nicht aber über die ganze Krim verfügte. Geographisch genommen ist diese Motivirung ziemlich einleuchtend. Historisch stichhältig aber ist sie nicht, so lange das Alter der Mauer, von der übrigens nur etliche undeutliche Spuren angetroffen werden, nicht festgestellt ist. Möglicherweise könnten Nachgrabungen zu einem Resultate führen.



Von Feodosia gestaltet sich unsere Landroute etwas freundlicher. Linker Hand, d. h. im Süden, zeigen sich die ersten, noch nicht bewaldeten Vorhöhen des Jaila-Dagh. Nach Norden hin aber dehnt sich auch hier unübersehbares Steppenland. Die grünen Wälder auf den linksseitigen Bergabdachungen, die zuerst bei Stari Krim in Sicht kommen, contrastiren auffallend mit dem graugelben Steppenboden zur Rechten. Eigentlich ist hier das Wort Steppe nicht gut anwendbar. Denn von Vegetation ist, mindestens im Hochsommer



Sevastopol vor dem Krim-Feldzuge.

keine Spur. Wie in den unermesslichen Pampas, den wasserlosen Ebenen in Südamerika, vermag auch in den Niederungen der Krim, über deren »Fruchtbarkeit« hie und da zu lesen ist, unter den Gluthen der Sommersonne keine Vegetation, beschränkte sie sich auch auf nur etliche Gräser und Stauden aufzuleben. Dazu kommt, daß streckenweise der Boden gar keine Humusschicht besitzt, sondern der weiße, ungemein leicht verwitternde Kalkboden zu Tage tritt. Kommt der Wind hinzu, so entstehen ungeheure, undurchdringliche Wolken von Kalkstaub, welcher in hohem Grade schädlich für die Augen ist und bei Fremden heftige Entzündungen des Sehorganes hervorruft.

Etwas südlich der Straße liegt Stari Krim, einst eine volkreiche Tatarenstadt mit Ruinen und den Trümmern eines Palastes. Er war einst der Sitz eines tatarischen Großen, vielleicht eines Provinzverwalters oder dergleichen. Dermalen leben zwischen den Tataren bulgarische Colonisten, welche, entgegen ihrer herkömmlichen Lieblingsbeschäftigung, der Gartencultur, mit Viehzucht sich abgeben. Die Weideplätze auf den Vorhöhen des nahen Gebirges sind ihr Tummelplatz. In den Bergfalten ist fließendes Wasser, welches aber in der Zeit der Dürre versiegt.

Auch die Hauptstraße, auf welcher wir unsere Route fortsetzen, kreuzt in der Folge mehrere Bäche. Die Ebene wird freundlicher, Aecker und Gärten unterbrechen die trostlose Einförmigkeit des Steppenbodens. Bald erfreut sich das Auge an dem Grün der nahen Wälder und schlank Pappeln bezeichnen schon aus weiter Ferne die Lage einzelner Dörfer. Das Gebirge aber gewinnt rasch an Höhe. In blauer Ferne zeigen sich die ersten Hochgipfel, die Plateaumassen des Ledänaja Raja und des Samar Raja, welche letzterer auf das malerische Uferland zwischen Zalta und Mutschta hinabsieht. Die Straße hebt und senkt sich über einige Vorhöhen und tritt endlich in einen kleinen Kessel ein, in welchem sich eine malerisch gelegene Stadt mit schlanken Minarets, byzantinischen Kuppeln und hochragenden Pappeln zeigt.

Das ist Karasubazar, der »Schwarzwassermarkt«. Das Wasser ist hier das befruchtende Element. Im Ueberflusse ist es aber gleichwohl nicht vorhanden, wenn es auch zur Nothdurft die Gärten speist, welche zwischen den malerischen Häusern sich ausdehnen. Im Innern freilich kommen an diesem malerischen Landschaftsbilde mancherlei Gebrechen zum Vorschein. Die Stadt ist schmutzig, hat enge, schlecht gepflasterte Straßen mit ausladenden Holzaltanen, welche Licht und Hitze abhalten, aber eine umso drückendere Luft einschließen. Unter diesen Altanen, sowie in den vielen Kaffeeshänken findet sich vielerlei Volk zusammen: Tataren, Russen, Griechen, Armenier, Juden. Das gewerbliche Leben hat ein ausgesprochen morgenländisches Gepräge: für jede Industrie ist eine besondere Gasse reservirt. Keine von diesen Thätigkeiten ist aber von Belang. Was Karasubazar in anderer Beziehung zu einem der wichtigsten Orte der Krim macht, ist, daß es der erste Getreidemessplatz des ganzen Landes ist. Ferner kommt auch noch die Ziegelfabrikation und die Erzeugung einer Art sehr hellen



und dauerhaften Maroquinleders in Betracht. Ein palastähnliches Gebäude am Ostende der Stadt wurde einst für die Kaiserin Katharina II. erbaut, gehört aber dermalen einem Griechen.

Das ist alles, was wir von der in schlechtem Stande gehaltenen, aber gewerbfleißigen und handelsthätigen Stadt zu berichten hätten. Wir treten wieder hinaus und erlaben uns an dem Anblicke der nahen Berge, um uns für die baumlose Umgebung der Straße zu entschädigen. Interessante Begegnungen haben wir nicht zu erwarten. Ein Tarantak im raschen Laufe, mit Kameelen bespannte Lastfuhrwerke, das unausstehliche Knarren der tatarischen Holzkarren, einzelne Reiter: das ist das Um und Auf aller Zerstreuungen. Alsdann ändert die Straße ihre bisherige östwestliche Richtung und schwenkt nach Südwesten ab. Linker Hand zeigt sich plötzlich die vollkommen isolirte Gipfelmasse des Tschatir-Dagh, des höchsten Berges der Krim, im blauen Dämmer der Ferne. Er tritt fast ganz frei hervor, denn die Vorhöhen zeigen nirgends Wald. Jenseits dieser Vorhöhen strömt der Salghir, der größte Fluß der Krim, der seinen Weg zwischen Dörfern und Gärten und im Schatten riesiger Ballnussbäume nach dem nahen Simferopol sucht.

Endlich sind auch wir dort und halten in der Hauptstadt des Gouvernements Taurien unseren Einzug. Wir befinden uns in der größten Stadt der Krim, denn Simferopol zählt mehr als 53.000 Bewohner. Schon der erste Anblick überrascht. Als der Botaniker Karl Koch vor etwas mehr als vier Jahrzehnten sie besuchte, hatte sie nur 300 Häuser, welche etwa 8000 Menschen beherbergten. Die russische Neustadt zeichnete sich vor der Tatarenstadt — Akmedsched genannt — zwar durch ihre breiten Straßen und großen Plätze aus, diese wie jene aber waren verödet. Das ist jetzt wesentlich anders. Die Stadt hat prächtige, zum Theil großartige Gebäude und Kasernen, einen weitläufigen Bazar, eine imposante Kathedrale, Schulen, Fabriken u. s. w. Schöne Gärten umgeben die aufblühende taurische Gouvernementsstadt, welche den Mittelpunkt der Krim'schen Obst- und Weincultur bildet. Die Tatarenstadt aber ist winkelig, eng und schmutzig, wie anderwärts in den Städten der Krim.

Ist Simferopol die bedeutendste, volkreichste und nach wie vor entwicklungs-fähigste Stadt des Landes, so gilt anderseits Baktischisarai unbestritten für dessen malerischste und in Bezug auf die jüngeren Epochen unstreitig auch historisch

interessanteste Vertlichkeit. Wir bemerken, daß Simferopol an der Bahnlinie liegt, welche die Krim von Süden nach Norden durchschneidet. Auf dem Wege von Simferopol nach Sewastopol liegt Baktischifarai fast genau in der Mitte. Die Strecke ist landschaftlich ganz verschieden von den bisher geschilderten. Es ist zum Theil bergiges Terrain, welches durchwandert wird. Andererseits treten allmählig jene Vertlichkeiten in unseren Gesichtskreis, welche seit dem Krim-Feldzuge im übrigen Europa wenigstens dem Namen nach bekannter sind, als die meisten übrigen geschichtlich denkwürdigen Schauplätze auf russischem Boden.

Wir lassen die Bahn und setzen unsere Wanderung auf der Fahrstraße fort. Zwei Stunden Fahrt durch wenig reizvolles Land bringen uns zuvörderst an die Alma, dem Flüsschen, an dessen Ufern die Kämpfe des Krim-Feldzuges eingeleitet wurden. Die Quellen der Alma liegen im Gebirgsstocke des Tschatir-Dagh. Der Oberlauf, die vielen Bäche eingerechnet, gehört einem unbewohnten, aber prächtigen Waldgebiete an. Mittel- und Unterlauf durchziehen theils Gärten, theils steppiges und wenig fruchtbares Land. Besonders üppig ist das Gartenland jenseits des Flüsschens, wo es von der Fahrstraße gequert wird. Obstgärten und Weinberge geben, im Vereine mit den netten Anwesen, dieser Gegend einen Anstrich von Behaglichkeit, der im grellen Gegensatz zu den benachbarten öden Strichen steht. Die Obstgärten haben eine gewaltige Ausdehnung. Die Cultur wird rationell und mit Umsicht betrieben. Weitberühmt sind die Birnen von den Ufern der Alma. Dagegen geben die Trauben ein sehr mittelmäßiges Getränk, und auch die kunstgerechte Veredlung der Reben vermag diesem Uebelstande nicht abzuhelpfen.

An den Ufern der Alma hatten einst die Khane der Krim ihre Sommer-schlösschen. Jetzt ist nichts mehr davon vorhanden. Nur eine Steintreppe, die nach dem Gipfel eines aussichtsreichen Hügels führt, deutet an, daß hier oben in vergangenen Tagen ein Mußesitz der Beherrscher der taurischen Halbinsel gestanden haben mochte. Ausgedehnte Friedhöfe mit prächtigen Grabsteinen erstrecken sich in der Nachbarschaft. Die Gärten und Haine sind erfüllt vom Gesange der Nachtigallen. Hält man sich den Krim'schen Frühling, das Meer von Blüten in den unübersehbaren Obstgärten, das Murren der Wasser und die nächtliche Feerie des Nachtigallensanges im Silberglanze des Mondes — kurz, den ganzen Zauber einer morgenländischen landschaftlichen Idylle vor



Augen, so wird man die Vorliebe der Tatarenkhane für das Paradies an der Alma unschwer begreifen. Es war ganz nach dem Geschmacke jener Klasse, welche die Hineigung zu irdischem Wohlbehagen den geeigneten Vertlichkeiten anzupassen wußte, und trotz aller kriegerischen Gesinnung eine unleugbare philosophische Beanlagung, ein insichgekehrtes Schwelgen in stillen Naturgenüssen nicht ent-rathen mochte. Wie die Lebensweisheit dieses verschollenen Geschlechtes zum Ausdrucke kommt, werden wir gelegentlich des Besuches der letzten Ruhestätte der Khane zu Baktſchisarai erfahren.

Wir verlassen die Alma und wandern über die einförmige Ebene, nach der von Süden her eine enge Schlucht sich öffnet. Es ist ein schmales, wasser-durchrauschtes Thor mit steilen Wänden. Ausgewaschene Höhlen und schwebende Felsblöcke sind an letzteren sichtbar. Die Schlucht aber zeigt sich erfüllt von Wohnstätten, die gleich Schwalbennestern in der Enge aufgehängt erscheinen. Das ist Baktſchisarai, die Stadt der Tataren, eine Art »Reservation« — im Sinne der Indianer-Territorien in den Vereinigten Staaten von Nord-amerika — welche die Russen dem niedergeworfenen Volke als beschauliches Asyl überantwortet haben. Die Stadt ist durchwegs tatarisch, ein Bild, das aus dem tiefen Orient bezogen sein könnte. Eine einzige lange Straße mit Krämerbuden und all den vielen Räumlichkeiten, welche den öffentlichen Bedürfnissen des Morgen-länders Rechnung tragen, zieht längs des kleinen Flüsschens, des Tschuruf Su. Allenthalben stößt man auf Springbrunnen, welche wohlthuende Frische in das Bild bringen. Von der Hauptstraße gehen kurze steile Seitengassen ab, die Ver-bindungswege zu den höher gelegenen Wohnstätten. Die vielen Genrebilder, welche eine derartige Stadt dem Beobachter darbietet und die mit ihren Marktschreiern, Krüppeln, halbnaekten Zigeunern, Heiligen und herrenlosen Hunden typisch für den Orient sind, setzen wir als allgemein bekannt voraus und übergehen sie.

Dagegen verdient der ehemalige Palaſt der Khane mehr als eine flüchtige Bemerkung. Er erhebt sich mitten in der Stadt, von Quellen durchrauscht, von Bäumen beschattet. Er ist das, was sein Name — Baktſchisarai — sagt: ein »Gartenpalaſt«. Ueber die niedere Mauer ragt, mitten aus dem Baumgewühl, die mit Ornamenten und Täfelungen reich ausgestattete Residenz, ein Ban im turko-tatarischen Kiosk-Stil. An der Außenſeite der Mauer, welche den Palaſt umgibt, stehen hohe Pappeln. Eine einfache Pforte unterbricht die Umfassungsmauer

Treten wir ein. Der erste Blick gilt einer kleinen Säule mit vergoldetem Doppeladler, das Denkmal an den Besuch der Kaiserin Katharina II. im Jahre 1787. In weitem Bereiche herrscht Ruhe. Nur die vielen Singvögel in den Dickichten trällern ihre Lieder, wie damals, da hinter den Fenstergittern der Gemächer, welche jetzt verödet sind, noch die Frauen der Tatarenkhane lauschten und sich an dem Farbenglanze der Blumenbeete zu ihren Füßen ergöhten. Trauliche Winkel im Grünen, wo muntere Wasser plaudern, das Sonnenlicht Farbenbrücken über Springquellbecken spannt und die Pappelwipfel leise rauschen, laden noch immer zum Verweilen. Es ist ein fremdartiges Stück Erde, fremdartig zumal für die Krim, wo das meiste modern, die Entwicklung der Cultur alles in andere Formen gebracht, die romantischen Geister der Vergangenheit verscheucht hat.

Der Innenraum des Gartenpalastes birgt nicht nur die Wohnräume der Khane, sondern auch eine prächtige Moschee, zwei größere kuppelgeschmückte Mausoleen und mehr als siebenzig Gräber. Diese letzteren, mit prächtigen Grabsteinen und wohlerhaltenen Inschriften ausgestattet, sind vielleicht das interessanteste, was man in Baktischisarai sehen kann. Aus den Inschriften erkennen wir den philosophischen Geist, welcher die heimgegangenen Khane beseelte. Manches Epitaph legt Zeugniß von einer Selbstkenntniß ab, die selbst nach abendländischen Begriffen eine mehr als gewöhnliche Seelenbildung verrathen. Der Reisende Kohl hat sich das Verdienst erworben, auf diese edlen Züge im Leben der Krim-Tataren aufmerksam gemacht zu haben.

Sehen wir uns die Gräber genauer an. Die meisten von ihnen liegen unter freiem Himmel und haben die Gestalt eines Sarkophags. Es ist indeß nur die Nachbildung eines solchen, da einfach nur Marmorplatten über dem betreffenden Grabe zusammengefügt sind, die der Form eines Sarkophages entsprechen. Diese offenen Marmorkästen sind mit Erde gefüllt und darauf mit Blumen bepflanzt, die von Bäumen und Weinlaub beschattet sind. Ließt man die Inschriften, so glaubt man auf einem Kirchhofe von lauter Philosophen sich zu befinden. So hat sich Dewlet Gherei Khan ein Grabmal ohne Dach herstellen lassen, weil er »den Himmel so schön und erhaben fand, daß er beständig aus seinem Grabe nur ihn, die Wohnung Gottes, zu sehen wünschte. . . « Auf dem Grabe von Toktamusch Khan wächst ein Weinstock, den jener pflanzen



ließ, »damit er wenigstens im Tode die Früchte bringe, woran sein Leben so arm war. . . .« Unter der Dachtraufe der Moschee wählte Selim Gherei Khan seine letzte Ruhestätte. Er that dies, um die läuternde Wirkung des herabrieselnden Wassers zu erproben. Das letztere, vom Himmel zur Erde kommend, sollte ihn mit der Zeit rein waschen vom Schmutze seiner Sünden, deren er so viel zu haben glaubte, als Tropfen aus einer Wolke fallen. . . . Ein anderer Khan endlich ließ rings um sein Grab hohe Mauern aufführen, »weil er sich nicht wert fühlte, auch nur vom schwächsten Strahl der Sonne beschienen zu werden. . . .« Das sind in der That merkwürdige Beispiele von Selbstkenntniß, wie man sie von »Barbaren« — das allerdings ein bei uns arg mißbrauchtes Wort ist — nimmer erwarten würde.

Von diesen Grabstätten begeben wir uns zum Palaft. Es ist ein echt türkisches Bauwerk, eine Aneinanderreihung von Zimmern und Zellen, Veranden und Galerien, alles überwuchert von decorativen Ländeleien, bei denen der Form nach Blumenmotive, in der Farbe Gold und Roth vorwiegen. Manche Wände strotzen von Arabesken, doch verfehlen sie ihre beabsichtigte Wirkung, da sie weder stilgerecht, noch kunstvoll im Detail sind. Die Einheimischen freilich staunen diese vermeintliche Pracht mit den Augen von Naiven an, die in der weiten Welt weiter nichts gesehen haben und nur der Erinnerung an ihre ruhmreichen Vorfahren leben.

Der unbefangene Beobachter wird die Dinge, wie sie waren, und die von beschaulicher Idylle verklärten Erinnerungen zu trennen wissen. Die Krim'schen Tataren waren ein gefürchtetes, grausames, rohes Volk. Erst seit hundert Jahren hat sich eine vollständige Wandlung vollzogen. Die jüngeren Generationen sind unter gänzlich veränderten Verhältnissen aufgewachsen, und von der jetzigen Bevölkerung wissen alle vorurtheilsfreien Beobachter nur gutes zu berichten. Man anerkennt ihre Sittlichkeit und Rechtlichkeit, ihren Sinn für Familienleben und Häuslichkeit. Die letztere kommt allerdings äußerlich nicht zur Geltung, denn keine Tataren-Ansiedelung gibt ein Musterbild von Reinlichkeit ab. Das äußere steht aber hier im grellen Gegensatze zu der Reinlichkeit, deren man sich im Inneren der Wohnung und im Haushalte besleißt.

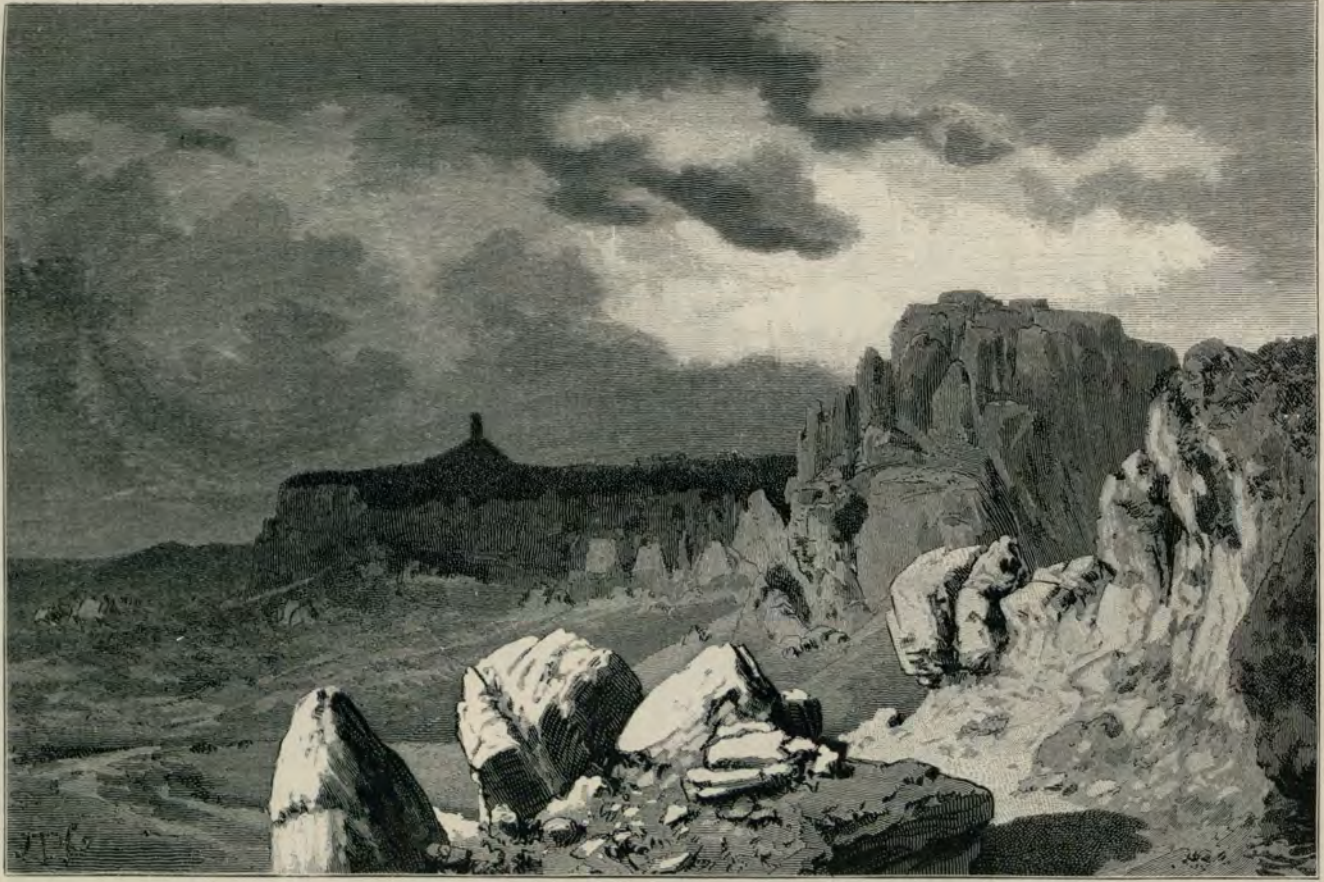
Auch wäre es ein Irrthum, mit dem Rassenbegriff »Tatar« die Vorstellung von einem häßlichen, schlitzäugigen mongolischen Typus zu verbinden. Die Blut-

mischungen haben das typische der turko-tatarischen Rasse völlig verwischt und die heutigen Repräsentanten der letzteren in der Krim sind entschieden ein schöner Menschenschlag. Ganz besonders gilt dies von den Kindern, welche häufig hübsch sind. Physisch herabgekommen und äußerlich verwahrlost sind nur die Inwohner etlicher Tatarendörfer im Osten der Halbinsel zwischen Kertsch und Karajubazar. Bei den Tataren der Südküste darf als unzweifelhaft gelten, daß sie griechisches und italienisches (genuesisches) Blut in ihren Adern haben.

Soviel über Baktischisarai. Unsere nächste Wanderung bringt uns ans Ziel — nach Sewastopol. Wer so glücklich ist, die Wegstrecke zwischen der »Gartenstadt« und dem historisch berühmten Bollwerke an der Tschernaja-Bucht im Frühling zurückzulegen, wird sich in eine italienische Landschaft versetzt glauben. Nicht etwa der Farben und Formen der Bilder und der Lebensverhältnisse halber, sondern wegen des betäubenden Duftes der blühenden Olivenhaine. Dermalen, wo sowohl Baktischisarai als Simferopol an der Bahn liegen, welche von Sewastopol ausgeht und die ganze Halbinsel durchschneidet, bilden die erstgenannten Städte Ausflugsziele, welche in wenigen Stunden erreicht werden können. Jeder Tourist, der nach Sewastopol kommt, wird sicher die geringe Mühe nicht scheuen, jene interessanten Städte mitten im Innern der Krim kennen zu lernen, die in früherer Zeit häufig der strapaziösen und uncomfortablen Beförderungsart in landesüblichen Fuhrwerken halber zum mindesten von allen jenen unbefucht blieben, welche Eile hatten und nach Livadia weiter wollten.

Wir steigen also in Baktischisarai ins Coupé und eilen unserem Ziele entgegen. Die Gartenstadt entschwindet rasch dem Blicke. Dagegen zeigt sich im Hintergrunde seiner Thalwände, dieselben hoch überragend, das merkwürdige Dschufut-Kaleh, die Berg- und Höhlenstadt der Karaiten, von der an anderer Stelle die Rede war. In weiter blaudustiger Ferne zeigt sich der zeltförmige Tschatir-Dagh, der höchste Gipfel der Krim. Ueber der wellenförmigen Ebene, welche wir durchfliegen, schweben zahlreiche Adler. Gärten und verödete Striche wechseln miteinander ab. Wir passiren das Thal des Belbeck und gelangen endlich auf die Uferhöhe, von der aus man zum erstenmale wieder das Meer erblickt. In mehrfachen Windungen durch schattigen Wald geht es in das Thal der Tschernaja hinab und diese entlang bis zu ihrer Mündung ins Meer.





Infernan.





Wo die Bahn das letztere erreicht, zeigten sich rechter Hand und jenseits des Flüsschens senkrechte Felswände, mit zahlreichen Oeffnungen, den Fenstern und Eingängen zu merkwürdigen Höhlenwohnungen, über deren Alter nichts weiter bekannt ist. Das ist die Stätte von Inkerman, während des Krim-Feldzuges der Schauplatz eines mörderischen Treffens, an das ein Kirchhof und Mausoleum mit den gefallenen Kriegeren erinnern. Auffällig ist ein größeres Denkmal mit einer Büste als Schmuck. Ueber sie und das Grab, einem Mausoleum in Tempelform, gibt eine Inschrift Auskunft: »Fürst Gortschakow, Befehlshaber der Krim-Armee von 1855 bis 1856, gestorben 1861. Es war sein Wunsch, inmitten seiner Kampfgenossen zu liegen, deren Tapferkeit den Feind vom Boden, in welchem ihre Gebeine ruhen, freihielt.«

Ein anderes interessantes Monument der Tschernaja Rjeka bei Inkerman ist eine 20 Meter hohe Quaderpyramide mit schwarzem Marmorkreuz auf der Spitze. Daß man es hier mit einer Grabkapelle zu thun hat, würde man im Hinblick auf die Form des Mausoleums nimmer vermuthen. Das Innere desselben hat eine Kuppelwölbung, welche über der Vierung spannt. Die Wände sind mit Bildern geschmückt und mit schwarzen Marmortafeln, welche in Goldlettern die Namen aller bei und in Sewastopol gefallenen russischen Officiere enthalten. Aehnliche Tafeln sind an der Außenseite der Pyramide angebracht. Sie enthalten in Goldschrift die Namen sämtlicher Truppenkörper, welche im Krim-Feldzuge mitgefochten haben.

Wir sind am Ziele. In der östlichen Vorstadt betreten wir den historisch denkwürdigen Boden von Sewastopol und sehen auf die Stadt hinüber, welche vom Meere aus in Terrassen die Uferhöhe hinaufsteigt. Um ein richtiges Bild von der Lage der Stadt gewinnen zu können, ist ein topographischer Ueberblick unerläßlich. Die Bucht von Sewastopol ist eine Art Fjord, der vom Westen her tief ins Land hineingreift und an seiner schmalen Spitze die Tschernaja aufnimmt. Dort ist, wie bereits angedeutet, die Stätte von Inkerman. Während nun das nördliche Ufer dieses Fjords nur unansehnliche Einbuchtungen zeigt, greifen in die Südküste ein halbes Duzend kleinerer Fjords ein, wodurch sie auf dem Kartenbilde eine sägeartige Gestalt erhält. Zwischen den beiden östlichsten Seitenfjorden breitet sich die Stadt aus; der östlichste ist der eigentliche Kriegshafen.

Die Lage Sewastopols zwischen diesen tiefen Einbuchtungen war vorzüglich zur Anlage von Befestigungen geeignet. Schon der schmale Hauptfjord gestattete die vortheilhafte Anlage von gewaltigen Hafensperren, die auf den vielen vorspringenden Uferhöhen errichtet waren. Nach den vorhandenen alten Plänen, geben die Gesamtbefestigungen ein annäherndes Bild von der formidablen Stärke dieses einstigen Seewaffenplatzes. Am Eingange zum Hauptfjord standen das »Fort Konstantin« (mit 110 Geschützen) im Norden, das »Quarantaine-Fort« (mit 60 Geschützen) im Süden. An diese Punkte schloß eine ganze Kette von Fortificationen, und zwar im Norden, buchteinwärts: »Fort Katharina« (120 Geschütze), und zwei andere Forts (mit je 30 Geschützen) gegenüber der Stadt. Im Süden, in derselben Richtung: »Fort Alexander« (90 Geschütze), »Fort Sewastopol« (50 Geschütze); alsdann »Fort Nikolaus« (200 Geschützen) am unteren Ende der Stadt und hart am Eingange zum Kriegshafen (dem östlichsten Seitenfjord), welchen es im Vereine mit dem gegenüber liegenden »Fort Paul« (84 Kanonen) sperrte. Außerdem war zu letzterem Zwecke zwischen beiden Befestigungen in entsprechender Tiefe unter dem Meerespiegel eine Sperrkette angebracht.

Fort Nikolaus war die stärkste Befestigung Sewastopols, das (noch nicht genannte) »Fort Konstantin« auf der Plateaufläche des nördlichen Ufers das größte. Der berühmt gewordene »Malakow«, mit dessen Fall bekanntlich das Schicksal von Sewastopol besiegelt war, wurde erst während der Belagerung hergestellt. Es war eine große casemattirte Batterie in zwei Stagen, halbmondförmig in einer Vertiefung des südlichen Uferplateaus angelegt, mit der convergen Seite gegen die Belagerer. Da die eigentlichen Befestigungen insgesammt zum Schutze des Hafens angelegt waren, die Festung aber von der Landseite her angegriffen wurde, mußten die Vertheidiger noch andere Werke auf dieser Seite anlegen, doch waren dieselben fast ausnahmslos passagere Befestigungen.

Die Stadt selber war vor dem Kriege volkreich (man zählte etwa 60.000 Bewohner) und belebt, ausgestattet mit großartigen Hafenanlagen, Docks, Schiffswerften, Kasernen, einem Arsenal und vielen stattlichen öffentlichen Banlichkeiten. Das Leben im damaligen Sewastopol hatte ganz und gar das Gepräge einer großen Militärstadt. Die stattliche russische Flotte des Schwarzen Meeres hatte hier ihren Sammelpunkt. Die Festung war gewisser-



maßen das strategische Vorwerk, das nach dem Goldenen Horn auslugte. Dam kam jene furchtbare Prüfung über sie, von der sofort umständlicher die Rede sein wird. Alle Herrlichkeit sank in Schutt und Trümmer. Die Zahl der Bewohnerschaft sank auf ein Zwölftel der ursprünglichen Ziffer herab. An Stelle des regen Lebens trat die Stille des Friedhofes.

Sie hielt Jahrzehnte an, und herrscht wohl auch dormalen noch im weiteren Bereiche der Stadt. Diese aber hat sich allmählig aus den Ruinen emporgearbeitet und scheint namentlich seit dem Wechsel der Dinge im Oriente im raschen Aufblühen begriffen zu sein. Dermalen zählt sie bereits 17.000 Bewohner. Von den früheren Kirchen blieben einige nebst der Kathedrale erhalten, auch von den früheren Befestigungen stehen noch verschiedene Objecte auf der Nordseite der Stadt. Es sind jetzt schöne und große Quais und Docks vorhanden, desgleichen geräumige Magazine und Marinekasernen, ferner mehrere stattliche Gebäude, darunter Hospitäler und Versorgungshäuser für Invaliden. . . . Den Bestimmungen des Pariser Friedens vom 30. März 1856 zufolge dürfen die Befestigungen nicht wieder hergestellt werden. Die Russen haben dies zu verschmerzen verstanden und in den letzten dreißig Jahren in Nikolajew, unweit des Bug, ein zweites Sewastopol geschaffen. Sie haben das alte Bollwerk, an das sich, neben allen Ehrenblättern, welche die Vertheidiger aus der Katastrophe gerettet haben, eine der traurigsten Erinnerungen der russischen Geschichte knüpft, nicht mehr nöthig.

Die Ursachen des Krim-feldzuges sind wohl allgemein bekannt. Im Jahre 1852, unter der Regierung des Sultans Abdul Medschid, entspannen sich zwischen der Pforte und den christlichen Mächten Zwistigkeiten wegen der sogenannten »heiligen Stätten«. Das von Frankreich durchgesetzte Protectorat über sieben der heiligen Orte veranlaßte Rußland, bei der Pforte ähnliche Rechte zu reclamiren. Der Ueberbringer der Reclamation war Fürst Mentischikow. Sein herausforderndes Auftreten berührte in Stambul geradezu verblüffend — da der Sendbote überdies die besondere und unmittelbare Schutzherrschaft (an Stelle des im Vertrage von Kutschuk-Kainardshi stipulirten Schutzrechtes) über alle christlichen Unterthanen der Türkei verlangte, scheiterte die Mission Mentischikow's.

Der Krieg war nun unausbleiblich. Nach einem langwierigen Notenwechsel brach Rußland den Frieden, indem es den Pruth überschritt. Seine Armeen

erschieden an der Donau, ohne daß von irgend einer Seite die officiële Kriegserklärung erfolgt wäre. Da die russischen Truppen gegen Ende 1853 Anstalten trafen, an der Donau zu überwintern, beschloß die Pforte den Krieg. Nach vorangegangener Proclamation an das osmanische Volk, die mit ungeheurer Begeisterung aufgenommen wurde, forderte der türkische Armee-Commandant Omer Pascha den russischen Generalissimus Fürsten Gortschakow auf, die Donau-Fürstenthümer zu räumen. Am 10. October überschritten die Türken bei Widdin die Donau und setzten sich am walachischen Ufer fest.

Inzwischen mißlang ein Versuch der Russen, die Donau zu überschreiten, während türkischerseits abermals eine größere Truppenabtheilung auf das linke Donauufer vorgeschoben wurde. Bald entbrannte an der ganzen Stromlinie der Kampf und kleinere Gefechte fielen fast täglich vor. Omer Pascha ließ nun auch bei Olteniça den Uferwechsel vornehmen. In einer zweitägigen Schlacht daselbst (4. und 5. November) blieben die Türken Sieger. Gleichwohl zog sich Omer Pascha aus strategischen Rücksichten wieder auf das rechte Ufer zurück. Dagegen gelang es dem Admiral Nachimow die türkische Flotte unter Osman Pascha bei Sinope zu überfallen, fünfzehn Schiffe in den Grund zu schießen und den Admiral gefangen zu nehmen (30. November). In den Wintermonaten des neuen Jahres (1854) wurden vergeblich Anstrengungen gemacht, Rußland für den Frieden zu stimmen. Czar Nikolaus rechnete auf die werththätige Mithilfe der »conservativen« Continentalmächte (Oesterreich und Preußen), und wies in Folge dessen einen Vermittelungsantrag des Kaisers Napoleon III. zurück. Die Westmächte ihrerseits hatten namentlich den Flotten-Ueberfall bei Sinope übel aufgenommen und England erklärte kurz und bündig, daß es ein ausgesprochenes Uebergewicht der maritimen Machtmittel Rußlands im Schwarzen Meere mit seinen eigenen Interessen nicht in Einklang zu bringen vermag.

Damit hatte die Spannung ihren Höhepunkt erreicht. Im März kam es zu einem Allianzvertrag der Westmächte mit der Pforte, dem späterhin auch Oesterreich beitrug. Bei der russischen Armee an der Donau griff mittlerweile ein Wechsel im Obercommando Platz, indem Paschkewitsch an die Stelle Gortschakows trat, allerdings nur auf kurze Dauer, denn nach opferreichen, aber erfolglosen Stürmen auf Silistria, legte ersterer das Commando wieder in die Hände seines Vorgängers. Die Offensive Omer Paschas zwang indeß den Fürsten Gortschakow,



die Belagerung von Silistria aufzugeben und seine Armee auf das linke Donau-Ufer zurückzuziehen (21. Juni). Dazu kam noch, daß Oesterreich mit der Pforte wegen der gemeinsamen Besetzung der Donau-Fürstenthümer sich verständigt hatte, wodurch die Lage der russischen Armee zu einer hoffnungslosen wurde. Sie räumte in kürzester Zeit die Moldau und Walachei, die Oesterreicher überschritten die siebenbürgische Grenze und Omer Pascha zog mit 25.000 Mann in Bukarest ein (August).

Inzwischen waren auch die Westmächte als Allirte der Pforte nicht unthätig geblieben. Die englische Flotte lief in die Ostsee ein und blockirte Riga. Im Schwarzen Meere wurde Odessa von den vereinigten englisch-französischen Geschwadern bombardirt. Schon während Rußland Maßnahmen zur Räumung der Walachei traf, landete die 50.000 Mann starke westmächtl. Armee bei Varna, um bald hierauf, durch 10.000 Türken verstärkt, die Expedition nach der Krim zu unternehmen.

Damit treten wir auf den engeren Schauplatz unserer Mittheilungen. Am 5. September wurde das englisch-französische Heer und das türkische Contingent von Varna nach der Krim eingeschifft und landete am 14. September in der Bai von Kalamita, südlich von Eupatoria. Die Allirten hofften, die russische Armee des Fürsten Mentshikow schlagen und dann durch einen Handstreich Sewastopol, das sie für eine permanente Bedrohung Constantinopels erklärten erobern zu können. Thatsächlich unterlagen die Russen in der Schlacht an der Alma (20. September), bewirkten aber, nach Aufnahme von Verstärkungen aus Baktschisarai, den geordneten Rückzug nach Sewastopol, wo alsbald umfassende Vertheidigungsmaßnahmen ergriffen wurden. Ein Ausfall der Russen zog die blutige Schlacht von Inkjerman nach sich (5. November), in welcher jene 10.000 Mann verloren.

Nun wird, trotz des äußerst strengen Winters, die regelrechte Belagerung in Angriff genommen. Mit einem ungerechtfertigten Optimismus, der alle englischen Kriegsunternehmungen kennzeichnet, gingen diese an die Arbeit. Im englischen Parlamente, sowie in der Tagespresse wurde der Sieg von Inkjerman mit hochtrabenden Redensarten gefeiert. Freilich wurde hiebei verschwiegen, daß die Engländer der Vernichtung kaum entronnen wären, hätten nicht die Franzosen im entscheidenden Momente eingegriffen. Thatsächlich waren die ersteren derart

deroutirt, daß sie die Belagerungsarbeiten zeitweilig aufgaben und Verstärkungen erwarteten. Uebrigens kämpften auch die Franzosen einen harten Kampf mit der Ungunst des Wetters. Unausgesetzte Niederschläge hatten die begonnenen Laufgräben in einen Kothbrei, die Lagerplätze in einen Morast verwandelt. Auch der Nachschubsdienst war über die Maßen erbärmlich. Am schlimmsten stand es auch hier bei den Engländern. Die Cavallerie hatte wegen Futtermangel sämtliche Pferde verloren, die Mannschaften entbehrten der nothwendigsten Schutzmittel, während im Hafen von Balaklava ungeheure Vorräthe aufgestapelt lagen. Etwas besser stand es mit den Franzosen, deren Nachschubsdienst verhältnißmäßig gut organisirt war. Gegen das gräuliche Winterwetter aber gab es keinen Schutz. Die Arbeiten mußten wiederholt eingestellt werden, während die Russen, unter Leitung des Generals Osten-Sacken, unverdrossen an der Vervollkommnung der Festungswerke arbeiteten.

So zog sich die Belagerung schleppend hin.

Nach dem Tode des Kaisers Nikolaus (2. März 1855) wurden die Friedensversuche wieder aufgenommen, doch scheiterten dieselben in der zu diesem Ende nach Wien einberufenen Conferenz. Bald hierauf eröffneten die Allirten ein furchtbares Bombardement aus 500 Geschützen, das durch vierzehn Tage anhielt. An einen allgemeinen Sturm war aber nach wie vor nicht zu denken. Dazu mußten Verstärkungen abgewartet werden — die Sardinier unter Lamarmora und ein französisches Corps — welche erst im Mai eintrafen. In Ermangelung irgend welcher greifbaren Erfolge, machte sich mit Eintritt der schöneren Jahreszeit eine englische Flotten-Abtheilung auf die Jagd nach billigen und ruhmlosen Erfolgen. Sie segelte nach der Seestraße von Kertsch, schoß die gleichnamige Stadt zusammen und lief hierauf in das Asow'sche Meer ein, um Magazine, wehrlose Uferortschaften und Küstenfahrzeuge zu zerstören. Während dieses Piratenzuges hatte der neue Commandant der Franzosen, General Péliissier, welcher an Stelle Canroberts getreten war, die Angriffsstruppen reorganisirt und alles zu einem großen Schlage gegen die Festung vorbereitet. Derselbe wurde am 7. Juni versucht, führte aber nur zur Eroberung einiger Außenwerke. Ein großartiger Angriff wurde am 18. Juni gegen das von den Russen erst während der Belagerung aufgeführte casemattirte Werk »Malakow« unternommen. An dem Sturme nahmen nebst französischen auch englische und türkische Truppen Theil.



Auch bei den Bertheidigern war in der Leitung ein Wechsel eingetreten. Die eigentliche (fortificatorische) Bertheidigung lag in den Händen des Geniegenerals Totleben, die Führung der Truppen an Stelle Mentchikow's in jenen Gortschakow's. Trotz der aufgewendeten Energie mußten die Genannten wahrnehmen, daß die Gefahr ihren Höhepunkt erreicht habe. Die Angriffsarbeiten vor dem Malakow waren bereits bis zur 6. Parallele fortgeschritten. Es mußte



Eupatoria.

dennoch für alle Fälle vorgesorgt werden, daß den Bertheidigern der Rückzug offen bliebe, zu welchem Ende Gortschakow eine Brücke über die Rhede von Sewastopol schlagen ließ. Auf ihr konnte die Garnison im Falle der Katastrophe ihren Rückzug auf das nördliche Ufer bewirken.

Am 16. August unternahmen die Russen einen letzten verzweifelten Versuch, den eisernen Ring, der die Festung umklammert hielt, zu sprengen. Zu diesem Ende sollten die feindlichen Truppen bei Inkerman im Thale der Tschernaja angegriffen werden. Die Angriffsstruppe der russischen Feldarmee stürmte wiederholt mit großer Bravour — aber wie es scheint, ohne einheitliche Leitung —

die Positionen des Feindes, wurden aber jedesmal abgewiesen. General Pélessier, der mit drei Divisionen zur Unterstützung heranrückte, gab schließlich dem verzweifelten Ringen eine andere Wendung. Die Russen wurden mit großen Verlusten auf das rechte Ufer der Tschernaja geworfen und von der Festung abgedrängt.

Damit war die Entscheidung angebahnt. Vor dem Malakow war bereits die 7. Parallele eröffnet. Die Gegner konnten ihre Stimmen hören, denn es trennte sie nur mehr ein Zwischenraum von etwa 50 Schritten. General Totleben, obwohl verwundet, blieb unbeugsam. Da brach der 5. September herein und mit ihm eine Kanonade, wie sie wohl schwerlich je eine Festung auszuhalten hatte. Mehr als 800 Geschütze sendeten durch vier Tage ihren Eisenhagel auf die Festung, welche zuletzt nur noch einen wüsten Trümmerhaufen bildete. Am 8. September, genau um 12 Uhr Mittags, gaben drei Raketen das Signal zum Angriff. Die Sturmcolonnen — 48 Bataillone — setzten sich in Bewegung und nach dreistündigem Kampfe flatterten die französischen Fahnen auf den furchtbar zugerichteten Wällen des Malakow. Als Gortschakow den Schlüssel seiner Vertheidigungsstellung in den Händen des Feindes sah, ordnete er, trotzdem die Engländer an einem anderen Punkte zurückgeschlagen worden waren, den Rückzug der Truppen auf der vorerwähnten Brücke an.

In Europa, namentlich in den unmittelbar am Kriege beteiligten Staaten, verursachte der Fall von Sewastopol, obwohl längst mit Ungebuld erwartet, ungeheurere Erregung. Namentlich in Frankreich that man das Neufßerste, um die »Gloire«, welche seine Soldaten sich errungen, im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen, sehr zum Aerger Englands, das keine militärischen Erfolge errungen, ja vielmehr durch seine Flottenaction an den Küsten des Asow'schen Meeres gegen das Völkerrecht und die Humanität verstoßen hatte. Der Gegensatz zwischen beiden Rivalen kam noch des weiteren dadurch zum Ausdruck, daß die Engländer an einem anderen Punkte vor Sewastopol in derselben Stunde, in welcher die Franzosen den Malakow erstürmten, geschlagen wurden.

Gleichwohl dachten die Allirten nicht ernstlich an die Fortsetzung des Krieges. Anders die Russen. Als Gortschakow den Rückzug auf das nördliche Ufer bewirkt, die Forts und Batterien der südlichen Festung in die Luft gesprengt und die auf der Rhede verankerten Schiffe versenkt hatte, dachte er die Vertheidigung



auf der Nordseite (mit dem großen Fort Konstantin als Centralleitung) mit gleicher Zähigkeit fortzusetzen. Auch Kaiser Alexander dachte nicht ans Nachgeben, obwohl die Katastrophe alle russischen Kreise tief erschüttert hatte. Wie immer in Zeiten großer Entschlüsse, Gefahren oder sich vorbereitender Ereignisse, eilte auch diesmal der Czar mit seiner Familie nach Moskau, um sich dem Volke zu zeigen und dasselbe in Bezug auf das beklagenswerte Ereigniß zu trösten. Bald hierauf reiste er weiter nach Odeßja und von hier nach Nikolajew, wo Tolleben umfassende Bertheidigungsmittel ergriffen hatte. Der Czar gedachte sogar nach der Krim und, wenn zulässig, bis Sewastopol zu reisen.

Diese Haltung des Kaisers erhielt noch eine Verschärfung dadurch, daß er den bisherigen Commandanten der Südarree, Fürsten Gortschakow, bei rückhaltloser Anerkennung seiner Leistungen, abberief und an seine Stelle den General Lüders setzte. Die extreme Kriegspartei freilich wäre gerne noch weiter gegangen und dachte an eine Berufung Murawiew's, des Eroberers von Kors. Von ihm wäre zu erwarten gewesen, daß er keine Spanne Bodens freiwillig aufgegeben und den Krieg bis auf den letzten Mann fortgeführt hätte.

So weit aber wollte man selbst russischerseits nicht gehen. Es hatte den Anschein, daß man sich mit dem Verluste von Sewastopol nicht außer Kampf gesetzt betrachten wollte. Und das war richtig. Rußland war vollkommen in der Lage, den Krieg fortzusetzen; es war überzeugt, daß eine Invasion des Landes durch die Allirten auf unübersteigliche Hindernisse stoßen würde. Andererseits gelüstete auch die Verbündeten nach weiteren Vorbeern nicht. Um aber die kriegerische Haltung des Gegners mit einem Schachzuge zu beantworten, sendete man die Flotte mit 11.000 Mann gegen Nikolajew. Am Liman des Dnepr angekommen, wurden die Eingangsforts beschossen, so daß Kimburn capitulirte. Dtschakow wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Am 28. October aber kehrte die Expedition, ohne in den Bug eingefahren zu sein, wieder um. Während dieser Action befand sich der Czar eben in Nikolajew. Erst Anfangs November, als mittlerweile Kaiser Napoleon sich in die Rolle eines Rathgebers von ganz Europa gefunden und mit dem von seiner Armee geernteten Ruhm begnügt hatte, wurden die Feindseligkeiten — genau zwei Monate nach der Erstürmung des Malakow — gänzlich eingestellt. Die Friedensverhandlungen wurden unmittelbar hierauf eingeleitet.

Die Stätte von Sewastopol war verödet und fast ausgestorben. Sie wurde zum Sanctuarium der russischen Armee, der russischen Nation. Neugierde oder Pietät führte Manchen auf jene Höhen, auf denen so verzweifelt gerungen wurde, und wo nunmehr die Ruhe des Grabes herrschte. Alsdann errichtete man den Gefallenen jene Denkmäler, von denen weiter oben die Rede war. Von den Leitern der Bertheidigung folgte einer derselben, Fürst Gortschakow, in wenigen Jahren seinen gefallenen Gefährten nach. Er wählte seine letzte Ruhestätte unter ihnen. Dem General Totleben aber sollte die Genugthuung zu Theil werden, 22 Jahre später ein feindliches Bollwerk — Plewna in Bulgarien — zu Fall zu bringen, und im »türkischen Sewastopol« an der Seite seines Kaisers den Einzug zu halten.

Vom Malakow sind noch heute ansehnliche Reste vorhanden. Man hat ihn in dem Zustande, in welchen er durch den Kampf versetzt wurde, durch Lehm- und Kalkwürfe zu erhalten versucht. Da die Ruine in einer Vertiefung liegt, gewahrt man sie erst beim Herantreten an den Graben, über welchen eine Holzbrücke auf das Schuttfeld der oberen Etage führt. Die unteren Casematten sind mittelst eines Gitters gesperrt. Von der Höhe der Ruine sieht man ganz deutlich die Vertiefungen der französischen Laufgräben und ihre zickzackförmige Anlage..







Landschaft an der mittleren Wolga.

## Südost-Rußland.

(Vom Don zur Wolga.)



Kirgisenhabe.

Das Gebiet, dem wir uns nun zuwenden, und das, wenn auch zum Theil nicht unmittelbar in den weiteren Bereich des Schwarzen Meeres fällt, ist jenes zwischen dem Asow'schen und Kaspischen Meere, innerhalb der Flüsse Don, Wolga und Ural. Wir bezeichnen es als »Südost-Rußland«, obwohl es im geographischen Sinne zu Südrußland gehört, mit dem es auch die gleiche Boden-

beschaffenheit mit ähnlichen Lebensverhältnissen besitzt. Der größte Theil dieses Landes ist Steppe, der Raum zwischen dem untersten Knie der Wolga bei Zarizin

über den Eltonsee hinaus bis zum Uralflusse unfruchtbare und unbewohnte Salzsteppe.

Von den Wolgaländern kommt nur der südlichste Theil in Betracht; er wird im Norden von jenem, »Obtschei Syrt« genannten Höhenzuge begrenzt, der bei Orenburg vom Uralgebirge nach Westen abzweigt und über die ganze Breite des russischen Reiches bis zu den Karpathen, das südrussische Steppen-Territorium von dem mittelrussischen Culturgebiete trennt. Dieser Höhenzug liegt bei seinem Ausgangspunkte an der Schwelle der Uralo-Kaspischen Depression. Fast alles Land zu beiden Seiten der unteren Wolga liegt sonach unter dem Meeresspiegel.

Im geographischen Sinne ist der Erdraum zwischen der Don-Mündung und dem Ural-Flüßchen — das mit dem gleichnamigen Gebirge in nördlicher Fortsetzung die Scheidelinie zwischen Europa und Asien bildet — von geringem Interesse. Umso größere Beachtung verdient es in ethnologischer und ethnographischer Beziehung. Wir wissen von früher her, daß die Wolga-Länder die Heimstätte von Völkern waren, die schon in grauer Vorzeit den Impuls zu mannigfachen Verschiebungen und Umgestaltungen bildeten. Ueber den Sachverhalt wissen wir freilich wenig, und nicht wesentlich mehr über die Gruppierung jener Völker, welche am Ausgange des Alterthums in jenen Stammstätten in Bewegung geriethen und nach Westen aufbrachen. Es war ein ununterbrochenes Drängen, veranlaßt durch den Einbruch asiatischer Nomadenhorden, die durch das Ostthor von Europa, die Erhebungslücke zwischen dem Ural-Gebirge und dem Kaspimeer, in unseren Erdtheil einbrachen. Es waren, wie wir wissen, durchwegs Stämme hochasiatischer (turco-tatarischer) Rasse, deren Spitzen als »Tataren«, Kirgisen, Kalmüken, Nogaiern u. s. w. am Nordrande und Nordwestrande des Kaspimeeres sitzen geblieben sind.

Für die Ethnologie war es seit jeher von großer Bedeutung, sich über die Völkerstellung der Sarmaten klar zu werden. Nach Herodot bildeten sie bekanntlich einen Zweig jener großen Völkerfamilie, welche rings um das Becken des Pontos und im Nordosten tief nach Asien hinein siedelte. Die moderne Forschung hat in den mittleren (Skythen), westlichen (Thraker) und südlichen (Paphlagonier-Phryger) Zweigen dieser Familie Arier erkannt und apodiktisch auch die nordöstlichen Zweige hinzugezählt.



Ganz sicher sind wir aber in letzterem Punkte nicht. Als die Heimstige der Sarmaten (oder Sauromaten) wird das Land zwischen dem Tanais (Don) und dem Flusse »Rha« (Wolga) angegeben, mit der Ausdehnung nach Norden »bis in jene Gegend, wo jene Flüsse sich einander am meisten nähern.« Das wäre sonach die Stelle bei Zarizin an der Wolga, von wo der etwas westlicher vorüberfließende Don nur 60 Kilometer entfernt ist. Als Zeugniß für die älteste Anwesenheit der Sauromaten in diesem Bereiche wird eine Stelle bei Diodor (II, 43) angesehen, die von dem Zuge der »königlichen Skythen« berichtet, die andere, von ihnen unterjochte Völker mit sich fortgerissen und eine doppelte Colonisirung bewirkt hätten: im nördlichen Kleinasien und am Tanais. Dort waren es Assyrer, hier Meder.

Griechische Schriftsteller nennen das Volk am Tanais mit jenem Namen der ihnen seitdem in der Geschichte geblieben ist: Sarmaten. Sie wurden in Kämpfe mit den Königen des Bosporanischen Reiches schon vor Ausgang des IV. Jahrhunderts v. Chr. verwickelt, scheinen aber erst im darauffolgenden Jahrhunderte, als sie auf das rechte Ufer des Tanais übersiedelten, in nähere Beziehungen zu den Skythen getreten zu sein. Damals waren sie auch deren Allirte im Kampfe gegen die Bosporaner. Offenbar war diese Kriegsbruderschaft die Ursache, daß die Sauromaten immer weiter nach Westen kamen. Im ersten Jahrhundert v. Chr. waren sie bereits bis zum Borysthenes (Dnepr) vorgedrungen, wo sie die blühende miletische Coloniestadt Olbia vollständig zerstörten. Zur Zeit Julius Cäsars erschienen die Sauromaten an der Donau-Mündung.

Da nicht vorauszusetzen ist, daß dieses auffallende Hervortreten der Sauromaten in der Zeit unmittelbar v. Chr. unter dem Einflusse der Skythen geschah, müssen wir annehmen, daß in jener Zeit nicht mehr die letzteren, sondern die ersteren das herrschende Volk waren und demgemäß auch die politische Herrschaft der Skythen angetreten hatten. Ihr Land hieß nun kurzweg »Sarmatien«, und Ptolemäus führt die wichtigsten Stämme mit Namen an. Damit wird das Verhältniß der Sarmaten zu den Skythen freilich nicht aufgeklärt, denn jene Namen bringen zum Theil Verwirrung in die Scheidelinien, welche man zwischen den einzelnen arischen Völkern jener Region im Alterthume festzustellen bemüht ist. Nach Ptolemäus wären beispielsweise die Sazygen und Rhogolanen keine Völker für sich, sondern einfach »sarmatische Stämme« gewesen, welche im Westen der

Mäotischen See hausten. Zu Nachbarn im Norden, also landeinwärts, hatten sie die »Hamaxobier« oder eigentlichen Sarmaten. Im Bereiche der Donau-Mündungen siedelten die Bastarner und Peukinen; erstere werden indeß von anderen Schrift-



Großrussin.

stellern für Germanen erklärt. Ptolemäus reclamirt sogar die im Norden des Kaukasus sesshaft gewesenen Alanen für seine sarmatische Völkerliste, obwohl er ihren skythischen Ursprung zugibt und sie dementsprechend »alrunische Skythen« nennt.

Zu der vorerwähnten Ptolemäischen Liste zählen ferner: Karyonen, Sargatier, Tanaiten, Dphlonen, Dslyer, Rheukachalken, Gyobygiten, Karpen, Geviner,



Bodinen und im Bereiche des Borysthenes von Süden nach Norden: Tauro-skythen, Amadoken, Kavarer und Chunen. Die Ethnologie hat diese Namen übernommen, ohne sich über sie Klarheit verschafft zu haben. Die Ptolemäische Liste



Bojar aus der Zeit Peters d. Gr.

scheint indeß selbst den Schriftstellern das Alterthums etwas zu complicirt gewesen zu sein. Tacitus kennt blos zwei sarmatische Stämme: Sazygen und Rhoxolanen. Desgleichen Strabo. Die Sazygen verließen einige Jahrzehnte n. Chr. die Gegend nördlich der Donau-Mündung und siedelten in die Donau-Theißebene über, wo sie — wie wir aus einem früheren Abschnitte wissen — zur Zeit der dakischen

Kriege Roms bereits ein mächtiges Gemeinwesen bildeten. Viel später verschwanden die Rhogolanen aus Südrußland. Sie waren hier noch im IV. Jahrhundert anwesend, gingen aber im Hunnensturm spurlos verloren.

Bei der Unkenntniß sprachlicher Anhaltspunkte in Bezug auf die Völkerstellung der Sarmaten, hat es in letzterer Richtung nicht an gewagten Hypothesen gefehlt. Obwohl das Zeugniß Herodots vorliegt, der keinen wesentlichen Unterschied zwischen Skythen und Sarmaten kennt, glaubten gleichwohl einige Gelehrte, die Sarmaten von der medo-pontischen (eraniischen) Völkerfamilie abtrennen zu sollen, und in ihnen die Urahnen der — Slaven zu erblicken. Nach Zabelin wären zum mindesten die Rhogolanen, deren Heimstätte er nach Wolhynien verlegt, Slaven gewesen. Auch die Bastarner — die von Anderen bereits als Cranier (Sarmaten), beziehungsweise Germanen erklärt wurden — zählt der genannte Forscher zu den Slaven.

Die Begründung aber erscheint wenig stichhältig. Sicher ist, daß im mittleren und nördlichen Rußland Slaven saßen, als die skytho-sarmatischen Stämme im politischen Leben der Pontosländer eine Rolle spielten. Es mögen auch Mischstämme, als Uebergangsschichten bestanden haben. Denn es ist ja selbstverständlich, daß die sarmatischen Stämme nordwärts nicht in unermessliche und unbewohnte Einöden sich verloren, sondern irgend welche Nachbarn hatten. Diese aber können nur Slaven gewesen sein, was sich aus den Combinationen über den ältesten Einbruch arischer Völker (Kelten, Germanen, Slaven etc.) ergibt. Die Zuweisung der Sarmaten zu den Slaven, ist sonach in der Form, wie sie Zabelin gibt, ethnologisch nicht stichhältig. Zafarik gibt nur den Slavismus einzelner kleiner sarmatischer Stämme, die nördlich und nordöstlich der Karpathen siedelten, zu. Das waren aber höchst wahrscheinlich wirkliche Slaven und keine Sarmaten, denn in dem fraglichen Bereiche muß irgendwo die Trennungs-, beziehungsweise Uebergangslinie zwischen beiden Völkern bestanden haben. Alle etymologischen Kunststücke aber, welche aus Anlaß dieser Streitfrage zum Besten gegeben werden, sind so erzwungen, daß kein ernst Denkender sich damit abgeben wird.

Wie die Sarmaten die Skythen verdrängt, hauptsächlich aber sich assimiliert hatten, so machten die um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. nach Westen drängenden Alanen die sarmatischen Hauptstämme der Sazygen und Rhogolanen von der Bildfläche verschwinden. Zwar gaben zunächst nur die Sazygen



dem Drucke nach; die Rhogolanen erhielten sich noch Jahrhunderte lang im Norden des Pontos und scheinen den Alanen unterthan gewesen zu sein. Die Urstige der letzteren verlegt Suetonius in den Kaukasus und identificirt sie mit den »Albanern«. Da mag es am Plage sein, den letzteren Namen etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Das Wort »Albani« ist keltischen Ursprungs und bedeutet in seinen Wurzeln Alb und Ap so viel wie »weiß« und »hoher Berg«. Die schottischen Hochländer nennen sich in ihrer Sprache Albanach und ihr Bergland Albain. Es ist von Wichtigkeit zu vernehmen, daß es im Alterthum nicht weniger als drei »Albanien« gab; eines im nördlichen Britannien, ein zweites auf der illyrischen Halbinsel (das heutige Albanien) und das dritte im Kaukasus. Daraus erhellt, daß mit der Bezeichnung »Albaner« kein bestimmtes Volk im Sinne des Rassenbegriffes, sondern nur der Heimstiz des betreffenden Volkes gekennzeichnet war. Die Albaner des Suetonius waren daher schlechtweg »Bergbewohner«, d. h. Angehörige des hohen Kaukasus.

Aus den Nachrichten des Strabo und Plinius geht hervor, daß man im 1. Jahrhundert v. Chr. keine bestimmte Kenntniß von dem Verbreitungsgebiet der Alanen hatte. Die Scheidelinie zwischen ihnen und den Sarmaten ist verwischt. Die sarmatische Völkerliste des Ptolemäus kennt keine eigentlichen Alanen im Bereiche zwischen Don und Wolga, sondern »alanische Skythen«. Sie waren die östlichen Nachbarn der Rhogolanen, welche ja, wie wir erfahren haben, bis zum Don reichten. Mit einiger Sicherheit kann angenommen werden, daß die kaukasischen Alanen erst in der Zeit n. Chr. in großen Massen den Raum zwischen den beiden genannten Flüssen einnahmen.

Eine andere Frage ist freilich die, ob die Alanen überhaupt anderer Abstammung als die Sarmaten waren. Unseres Erachtens ist die Ptolemäische Trennungslinie zwischen Rhogolanen und Alanen eine unbegründete. Die Wortwurzel Rhoyo weist auf Raya oder Rah hin, den Namen eines Flusses, in welchen man mit einiger Berechtigung die Wolga erkennen darf. Darnach wäre — ohne daß man sich einer etymologischen Spielerei schuldig macht — auch die Lesart Raya-Alanen (für Rhogolanen) erlaubt. Erwägt man schließlich, daß in dem Wortbegriff »Alanen« unverkennbar obige, bei Erklärung des Namens »Albani« vorgebrachte keltische Wurzel vorhanden ist, so ist der Rückschluß gestattet, daß Rhogolanen und Alanen, die nach dem Zeugnisse der antiken Schriftsteller ein-

ander unmittelbar benachbarte Völker waren, ein und dasselbe Volk bildeten und höchst wahrscheinlich dieselbe Sprache redeten, wie ja auch zwischen dem Sarmatischen und Skythischen nur die dialectischen Abweichungen bestanden haben mochten.

Wissenschaftlich begründen läßt sich das Alles nicht. Wären skythisch-sarmatische Sprachdenkmäler vorhanden, dann gewännen wir ja in erster Linie Klarheit über die ethnische Abstammung, Zusammengehörigkeit und Gliederung jener alten Völker am Pontos, die man nach dem Stande der jetzigen Kenntniß für Granier erklärt hat, und zwar rein hypothetisch, denn beweiskräftige Zeugnisse sind nicht vorhanden. Wir erinnern an das, was wir in einem früheren Abschnitte vorgebracht haben: den Rückschluß auf das Arierthum der Skythen auf Grund einiger weniger Eigennamen. Das ist Alles. Von der Sprache der Sarmaten ist nicht ein Wort erhalten geblieben.

Damit beschließen wir die Mittheilungen, welche sich auf die ältesten Völker in dem Raume zwischen Don, Wolga und Kaukasus beziehen. Wesentlich besser sind wir hinsichtlich der Kenntniß jener Völkergruppe daran, welche noch vor Ausgang des Alterthums auf unserem Schauplatz auftritt. Daß dieser zweite Nachschub aus Asien nicht arischer Herkunft war, sondern sich aus Stämmen der hochasiatischen Rasse zusammensetzte, haben wir bereits erwähnt. Für uns handelt es sich um drei Völker: die Hunnen, Bulgaren und Chazaren. Sie waren von einander ethnisch so wenig verschieden, daß man sie für die Zweige einer und derselben Familie ansehen kann. Nur hinsichtlich der ethnologischen Stellung dieser Gruppe an sich herrschen Zweifel, die wir hier in Kürze auseinandersetzen.

Daß die Hunnen nicht unmittelbar aus dem Innern Asiens aufgebrochen waren, als sie in Mittel-Europa einfielen, ist gewiß. Sie hatten bereits geraume Zeit vorher im Bereiche des Ural und der mittleren Wolga gehaust, und eng verwandte Völker zu Nachbarn gehabt. Zu diesen gehörten in erster Linie die Bulgaren. Schon R. Zenß hatte nachgewiesen, daß sie eine Abtheilung der Hunnen waren. Einsprache von Seite der Gelehrten ist dagegen nicht erhoben worden; im Gegentheile, sowohl Paul Hunfalvy, als Robert Koesler und Friedrich Müller — die maßgebendsten Autoritäten in dieser Frage — haben die Zusammengehörigkeit beider Völker zugegeben. Einzelne Widersprüche, wie beispiels-



weise die des Russen Sergius Uwarow, der die Bulgaren zu Slaven macht, gelten nicht.

Hinsichtlich des Auftretens der Bulgaren ist durch historische Zeugnisse (Jordanes, Procopius, Menander, Theophanes u. s. w.) sichergestellt, daß in verschiedenen Zeiträumen große Horden jenes Volkes in Südost-Europa einfielen; zuerst 485, bald nach Attilas Tode, alsdenn 517 und 539. Sie verwüsteten die Balkanhalbinsel und bedrängten Constantinopel. Außerdem schlossen sich kleinere Bulgaren-Horden anderen Eroberervölkern an, so den Hunnen, ja sogar den germanischen Longobarden und nachmals den türkischen Avaren. Der Stamm der Utuguren nahm Dienst unter den Römern und der Häuptling Kuvrat schloß einen Vertrag mit dem Kaiser Herakles ab.

Außer diesen umherschweifenden Hunnenstämmen, gab es noch andere, welche ihre Heimstätte gar nicht verlassen hatten. Es sind selbstverständlich diese letzteren, welche uns in Bezug auf das Gebiet, das sie innehatten, in erster Linie interessiren. Der Stamm der S a v i r e n, welcher nördlich der Kuban- und Kumaquellen in den Eiskaukasischen Steppen siedelte, holte im Laufe des VII. Jahrhunderts nach, was er veräußert hatte und zog nach der Donau ab, wo er sich den Utuguren anschloß. Der Rest des Bulgarenvolkes aber, der zwischen dem Asow'schen Meere und der Wolga sitzen geblieben war, führte eine geraume Zeit hindurch eine selbständige Existenz, bis er dem mächtig anwachsenden Chazarenreiche heerpflchtig wurde.

Die Chazaren saßen an der mittleren Wolga (in ihrer Sprache Stil genannt) und hatten die Bulgaren, welche wahrscheinlich im IX. Jahrhundert bis zur Mündung der Rama in die Wolga nordwärts vorrückten, als nördliche Nachbarn. Westlich der Bulgaren saßen die warägischen Russen, östlich die baschkirischen Ungern, nördlich samojedische Stämme. Diese Gruppierung gibt zu denken. Die Sprache der Bulgaren ist namentlich reich an finnischen Elementen gewesen, wie Koesler zu beweisen versucht hat. Er stützt seine Ansicht auf die Analyse einer Reihe von Ausdrücken im Rumänischen, die nach ihm auf das bulgarische zurückgeführt werden müssen. Denn die Hauptmasse des rumänischen Volkes hatte bis zum XIII. Jahrhundert seinen Wohnbezirk südlich der Donau, inmitten der dortigen Slavenstämme und ihren Gebietern, den Utuguren. »Von diesem Zusammenleben mit Slaven und Ugren ist ein doppelter Niederschlag in der romanischen Sprache

zurückgeblieben: ein slavischer, den man längst schon bemerkt und wissenschaftlich geprüft hat, und ein ugrischer, der bisher der Aufmerksamkeit der Sprach- und Geschichtsforscher entchlüpft ist.«

Friedrich Müller hält, angesichts der mangelhaften Publicationen über den Wortschatz der finnischen Sprachen, die Angelegenheit noch nicht für spruchreif, abgesehen davon, daß die Berichte der Araber auf ein Volk, dessen Individuen im Allgemeinen hoch gewachsen waren (was die Samojeden nicht sind) schließen lassen. Wieso die Bulgaren an der Wolga mit den Arabern in Verbindung kamen, ist bald erzählt. Schon im IX. Jahrhundert muß ein Theil der Wolga-Bulgaren zum Islam bekehrt worden sein, wenn es wahr ist, daß die damals noch heidnischen Chazaren sie der Religion wegen bekriegten. Aus dem X. Jahrhundert hat man beglaubigte Kunde, von der Gesandtschaft des damaligen Bulgarenfürsten an den Bagdader Khalifen, welche den Wunsch des ersteren, die Religion des Propheten anzunehmen, anzuzeigen hatte. In der Folge griffen lebhaftere Beziehungen, zumal solche des Handels, zwischen den beiden Reichen Platz.

Daraus erklärt sich, daß es arabische Schriftsteller (Istakhri, Ibn Haukal, Ibn Fodhlan, Biruni) sind, denen wir die einzigen zuverlässigen Nachrichten über die Wolga-Bulgaren verdanken. Von Wichtigkeit sind die Mittheilungen dieser Gewährsmänner hinsichtlich der Sprache, welche die Bulgaren redeten. Istakhri weist die bulgarische Sprache der Chazarischen zu, während Ibn Haukal beide Idiome für ähnlich erklärt, Biruni aber vollends für eine türkisch-chazarische Mischsprache hält. Dazu bemerkt Koesler, daß es eine Sprache, die aus gleichen Theilen der einen und der anderen gemischt wäre, niemals gegeben hat. Immer habe die Grammatik oder der Grundbau nur einer Sprache angehört; daß aber, was man »Mischung« nennt, sei »ein reiches Contingent fremder Beziehungen, die in das Wörterbuch eingedrungen sind.«

Für den genannten Gelehrten steht also die Frage so: Wenn das Bulgarische eine türkisch-chazarische Mischsprache war, sind zwei Fälle denkbar: entweder war die Grammatik türkisch, oder sie war chazarisch, und darnach war sie entweder eine türkische Sprache mit chazarischen Elementen, oder eine chazarische mit türkischen Elementen. Er neigt sich auf Grund der mit Ibn Haukal und Fodhlan übereinstimmenden Zeugnisse zu letzterer Annahme. An dem ugrischen Charakter der Chazaren zu zweifeln, sei verlorne Mühe.



Wir haben zu dieser Frage nicht weiter Stellung zu nehmen. Es ist noch in Kürze zu erwähnen, daß sich die Wolga-Bulgaren einer verhältnißmäßig fortgeschrittenen Cultur, die sie von den Arabern bezogen hatten, erfreuten, daß sie sowohl mit diesen, als mit den innerasiatischen Stämmen in lebhaftem Verkehr standen, und als selbständiges Volk noch lange eine Rolle spielten, als ihre einstigen Namensbrüder an der Donau längst in den dortigen slavischen Stämmen aufgegangen waren. Die Chazaren, denen sie im Anbeginne heerpflichtig waren, scheinen sie an Macht und Einfluß überflügelt zu haben. Die benachbarten Slaven waren von ihnen erwiesenermaßen abhängig, was schon aus dem Titel des Bulgarenherrschers und anderen überlieferten Zeugnissen hervorgeht. Die warägischen Russen aber machten diesem Zustande ein Ende. Den ersten Stoß erhielten die Wolga-Bulgaren durch Swjatoslaw, den zweiten durch den Großfürsten Wladimir. Die Mongolenflut endlich fegte das Bulgarenreich hinweg. Es wurde dem Reiche Kiptschak einverleibt, behielt aber seinen eigenen Herrscher, der zu Bulgar residirte und den Titel eines Fürsten von Kasan führte. Zu erwähnen wäre noch, daß die Bulgaren ihren Namen nicht von dem des Flusses Wolga bezogen, sondern umgekehrt erst auf diesen übertrugen, denn der ältere Name der Wolga war Stil. Die finnische Abstammung der Bulgaren vorausgesetzt, können wir in den heutigen Mordwinen, Tschuwachen und Tscheremissen, von denen die beiden letzteren westlich von Kasan (südlich, beziehungsweise nördlich der Wolga), die ersteren zwischen Kasan und Samara in zahlreichen Sprachinseln mitten unter den Großrussen siedeln, Reste der einstigen Wolga-Bulgaren erblicken.

Das stetige Vordringen der Russen über den Ural und Kaukasus hat überhaupt die dortigen Stämme ural-altaiischer und finnisch-ugrischer Abstammung in zahlreiche Völkerinseln auseinandergerissen. Das ethnographische Kartenbild von der mittleren Wolga mit ihren Nebenflüssen Kama und Wjatka ist eine äußerst bunte Mosaik. Außer den bereits genannten Stämmen, sind noch zu nennen: Wotjaken, Tataren und Baschkiren, und im weiteren Bereiche Kirgisen, Nogaiier und Kalmüken. Davon gehören die Wotjaken der Perm'schen Familie des finnischen Zweiges der Uralier, die Baschkiren der ugrischen Familie desselben Zweiges der Uralier an. Kirgisen, Nogaiier und Tataren sind Altaier und zwar vom türkischen Zweig, die Kalmüken gleichfalls Altaier vom mongolischen Zweig.

Die Kalmüken sind das jüngste Volk auf russischem Boden. In Folge von Zwistigkeiten, welche den Eroberungszügen Dschingisithans folgten, wanderten viele mongolische Stämme aus der Dsungarei, ihren ältesten Heimstätten, nach



Cataren.

Westen, und siedelten sich in verschiedenen Gegenden, hauptsächlich am Nord- und Nordwestrande des Kaspimeeres an. Dies geschah im XVII. Jahrhundert. Ungefähr hundert Jahre später trat ein Theil der Kalmüken die Rückwanderung in seine Stammheimat an, wobei er unsägliche Gefahren zu überwinden hatte. Näheres über diesen merkwürdigen Zug in De Quatrefages Werk »Das Menschengeschlecht«.





Ново-Тscherkast.





Ueber die Verbreitung der Russen zwischen Don und Wolga, einschließlich der angrenzenden Gebiete, ist zu bemerken, daß alles Land zu beiden Seiten des Don bis zum Knie der Wolga (bei Zarizin) und diese aufwärts bis Kamischin, von Großrussen eingenommen wird. Desgleichen das Thal der Wolga bis Astrachan. Die östlichen Nachbarn der Großrussen am unteren Don sind die Kalmüken, die westlichen die Kleinrussen. Die letzteren nehmen auch ein weites Gebiet südlich des Don bis zum Kuban einerseits und dem Asow'schen Meere anderseits ein. Zwischen Kamischin und Saratow befinden sich ausgedehnte deutsche Colonien. Die Kirgisen sitzen hauptsächlich östlich der Wolga bis zum Uralflusse und über diesen hinaus auf weiten Gebieten von Central-Asien. Zwei größere Enclaven von Kirgisen finden sich westlich von Astrachan und am östlichen Manitsch in Ciskaukasien, in Nachbarschaft von Tataren, Nogaiern, Kalmüken und Russen. Das Gebiet der Salzsteppe um den Eltonsee zwischen Wolga und Ural ist, wie bereits erwähnt, unbewohnt. Armenische und griechische Colonien finden sich in den Städten an den Don-Mündungen. . . . . Zum besseren Verständnisse der complicirten Gruppierung all dieser Völker und Stämme, bedarf der Leser nur eines Blickes auf die beigegebene »Völkerkarte«, Tafel I, auf der freilich die nördlichen (finnisch-ugrischen) Stämme, nicht mehr ersichtlich sind.

Das Land im Nordosten des Asow'schen Meeres ist jenes der Don'schen Kosaken. Es ist in der That ein Kosakenland, denn von der Gesamtbevölkerung von circa 1 Million Seelen, sind zwei Drittel Kosaken, ein Drittel Bauern; die Zahl der Tataren, Kalmüken, Armenier ist eine verschwindende gegenüber der der Russen. Die eigentlichen Kosaken freilich sind an Sitten und Gewohnheiten wieder sehr verschieden und zerfallen — so wenigstens die allgemeine Meinung am Don — in drei Classen. Die erste Classe wohnt am unteren Don und gilt für die echten Nachkommen der ältesten slavischen Bevölkerung, wenn auch ihr physischer Habitus Blutmischungen mit asiatischen Stämmen verräth. Sie haben die alten Sitten erhalten, leben von Fischfang und Viehzucht, sind dem Trunke ergeben und lieben lärmende Auftritte. Die zweite Classe bewohnt das mittlere Don-Gebiet. Sie besteht aus Nachkommen späterer Einwanderer. Es sind stattliche, kluge Leute und von heiterer Gemüthsart. Die dritte Classe endlich, am oberen Don unterscheidet sich wenig von den Bewohnern der

angrenzenden Gouvernements. Zu Pferde, einer sehr mittelmäßigen Rasse, zeigen sie sich wenig geschickt. Auf alle Privilegien halten sie wenig, sind aber betrieb-same Landwirthe und Viehzüchter.

Der Don, welcher alle diese Gebiete durchfließt, ist nächst der Wolga der zweitgrößte Strom Rußlands. Er kommt aus dem Imanowsee, fließt zuerst südlich, dann mittelst eines großen Bogens durch Südost nach Südwest und mündet in drei Armen in das Asow'sche Meer. Sein Stromgebiet umfaßt circa 624.000 Geviertkilometer (10.600 Quadrat-Meilen), seine Länge beträgt 1800 Kilometer, seine Breite bei 400 Meter. Seine Tiefe aber ist gering; sie wechselt zwischen 0·7 bis 2·2 Meter. Die Ufer des Stromes sind zumeist ver-sumpft. Der bedeutende Wasserreichthum des Don rührt zum Theile von seinen Nebenflüssen her, unter denen der bedeutendste der Donez (»Kleiner Don«), dessen Quellen im Gouvernement Kursk liegen, ist. Er fällt von rechts her in den Don. Die anderen Nebenflüsse sind insgesammt linksseitig: Woroneß, Choper, Medwjediza, Sal und der Westliche Manytsch sind die bedeutendsten. Bis auf den letzteren sind alle schiffbar.

Das Delta des Don verdankt hauptsächlich dem ungemein seichten Meere seine Entstehung. Ein mitwirkender Factor sind auch die heftigen Winde in jenem Bereiche. Man hat beobachtet, daß bei andauernden Westwinden, welche die Gewässer in der Bucht von Taganrog bedeutend aufstauen, die Mündungen des Don durch Schlammabfälle so verstopft werden, daß sie selbst für kleine Boote nicht fahrbar sind. Im Uebrigen ist die untere Region des Don unge-heueren Ueberschwemmungen ausgesetzt. Inmitten dieses Ueberschwemmungsgebietes, zwischen den Armen des Stromes, liegt die alte Kosakenstadt Stari-Iſcherkaſk, deren Thürme und vergoldete Kuppeln aus weiter Ferne sichtbar sind. Zur Zeit der Hochfluten, welche bis auf 5 Meter über den normalen Wasserstand steigen, ist die Stadt von der Außenwelt völlig abgeschlossen und nur mittelst Booten zu erreichen.

So lange die Don'sche Kosakenbevölkerung ringsum von Feinden, zumal von Tataren und Türken umgeben war, hatte die Lage von Stari-Iſcherkaſk manchen Vortheil für sich. Von hier aus bedrohten die Kosaken wiederholt das türkische Asow, oder schifften bei Nacht und Nebel durch einen Seitenarm des Stromes ins offene Meer, um ihre kühnen Piratenzüge, die sich bis zur klein-





Stari Tšerfaff.





asiatischen Küste erstreckten, zu unternehmen. Als die äußeren Gefahren nicht mehr vorhanden waren, dachte man in St. Petersburg daran, die Kosakenhauptstadt nach einem anderen Punkte zu verlegen. So entstand im Jahre 1805 unter der Regierung des Kaisers Alexander I. etwas stromauf des Don und auf dessen rechtem Ufer auf einer erhöhten Stelle Novo-Tscherkasf. Kurz vorher hatte der Kaiser den italienischen Ingenieur Romano berufen, um ihn mit den Regulirungsarbeiten an den Don-Mündungen zu betrauen. Die Erfolglosigkeit der Arbeiten bestimmten den Kaiser zur Anlage von Novo-Tscherkasf.

Zur Zeit der Gründung war die Dertlichkeit, welche die neue Stadt einnehmen sollte, ein ödes Stück Steppe. Es gab keinen Strauch, keinen Baum. Der Humus zur Erweckung einer spärlichen Vegetation mußte von Weitem hergeholt werden. Gleichwohl ist es bis jetzt nicht gelungen, Gärten zu schaffen. Ein kleines Gehölz ist Alles, was der von einer senegambischen Sommertemperatur geplagten Bevölkerung zum Erholungsplätzchen dient. Die Stadt selbst aber ist stattlich. Sie hat zwar wenig ansehnliche Gebäude, aber ungemein breite Gassen, welche mit dem Vortheile der freien Luftcirculation den empfindlichen Nachtheil verbinden, gänzlich schattenlos zu sein. Das vornehmste Bauwerk ist der Palast des Hetmans des Don'schen Kosakenheeres. Die eine Front des Palastes schaut auf die große, die ganze Stadt durchschneidende Hauptstraße, die andere auf eine lange Allee von Linden, die freilich kümmerlich gedeihen, indeß immerhin eine angenehme Augenweide gegenüber der trostlos einförmigen Steppe bilden. Am Ende der Promenade liegen das Gerichtsgebäude und die Bibliothek mit den Archiven der Don'schen Kosaken, deren Gerechtsame, die bis in das XV. Jahrhundert zurückreichen, den wertvollsten Bestandtheil derselben bilden. Außerdem sind hier die Stäbe der Hetmane, die ihnen verliehenen Ehrensäbel, sowie die Kriegstrophäen aufbewahrt.

Ueber den Ursprung der Don'schen Kosaken sind die Meinungen getheilt. Einige wollen in ihnen eine Mischung aller möglichen asiatischen Stämme erkennen, Andere führen sie auf die Saporoger zurück, wieder Andere halten sie für echte Russen. Sicher ist, daß die Züge der Saporoger gegen Osten zu der Gründung des Kosakenwesens am Don unmittelbaren Anlaß gaben. Urkundlich beglaubigt ist eine gewisse Zusammengehörigkeit der Kosaken am Don und Dnepr durch den Gnadenbrief des polnischen Königs Stephan Bathory (1576). Indesß machten

die Don-Kosaken bereits ein Jahrhundert früher von sich reden. Sie plünderten die russischen Karawanen und hatten zahllose Fehden mit den auf allen Seiten benachbarten Tataren. Das feindliche Verhältniß der Kosaken zu den benachbarten Stämmen gestattet den Rückschluß, daß sie bereits am Ausgange des Mittelalters vollkommen russificirt waren, wenn man schon daran festhalten will, daß man es hier von Anbeginn her nicht mit echten Slaven zu thun habe. Thatsache ist ferner, daß mit der Einführung der Leibeigenschaft im russischen Reiche zahlreiche Russen ihre Heimstätte verließen, und sich im Don-Gebiete ansiedelten. Gleich den Saporogern unterschied auch die Don-Kosaken ihre Vorliebe für das Wasser wesentlich von den Nachbarvölkern, zumal den Tataren. Nur so findet man den Schlüssel zu der an sich befremdenden Thatsache, daß die Kosaken ihren Hauptort Stari-Isherkask sozusagen unter den Mauern von Now (40 Werst von diesem entfernt) errichteten.

Das feindselige Verhältniß, das zwischen Kosaken und Russen und den Nachbarstämmen bestand, führte frühzeitig zu einer Art Bundesbruderschaft zwischen den beiden ersteren. So lange die Macht nicht ausgesprochen auf Seite der Russen lag, wagten die Czaren nicht, ihrer Oberhoheit über die Kosaken irgendwie officiellen Ausdruck zu geben. Sie wurden zur Heeresfolge in den Kriegen gegen Polen, Schweden und die Türkei angerufen, und da ihnen das kriegerische Leben behagte, leisteten sie gerne dem Rufe Folge. Daß aber auf ihre Freundschaft und Treue nicht zu rechnen war, bewies ihre Haltung gelegentlich des Pugatschew'schen Aufstandes. Es sind freilich gerechte Zweifel erlaubt, ob die Kosaken den »falschen Demetrius« für den echten hielten; es mochte, wie immer vorher, auch diesmal das Kriegesleben gewesen sein, das sie bestimmte, den Betrüger gastfreundlich aufzunehmen und sich um seine Fahne zu schaaren.

Unterdessen hielt der Bezug von ukrainischen Kosaken an. Im Jahre 1637 erschienen ihrer bei 6000 am Don und mit Hilfe dieser Verstärkung war es den Don'schen Kosaken möglich, die türkische Festung Now zu erobern und vorübergehend festzuhalten. Ihr Uebermuth wurde aber zum Gegenstand fortgesetzter Beschwerden seitens des osmanischen Sultans, so daß Czar Feodor sich bestimmt sah, eine Abtheilung Strelitzen nach Isherkask zu dislociren, um die Freibeuter in Schranken zu halten. Damit griff eine gewisse Spannung zwischen den Kosaken und Reichsrussen Platz. Peter der Große war bestrebt, den Druck zu vergrößern,



erreichte aber das negative Resultat, daß die Kosaken Partei für die rebellirenden Ukrainer unter Mazepa nahmen, somit als offene Feinde gegen den Czaren auftraten. Das hatte schlimme Folgen für die Kosaken am Dnepr und Don. Das Gebiet der letzteren wurde bedeutend eingeschränkt, ein Theil der Kosaken-Familien an den Terek in Ciskaukasien verpflanzt, während ein anderer Theil freiwillig auf türkisches Gebiet (an den Kuban) emigrierte, und von da ab zu den erbittertesten Feinden Rußlands zählte.

Trotz alledem konnte sich Peter der Große einer gewissen Vorliebe für die Don'schen Kosaken nicht verschließen. Er hatte zuvörderst in dankbarer Erinnerung behalten, daß er hauptsächlich der Mitwirkung der Kosaken die Eroberung von Asow (1696) verdankte. Des weiteren hatte er bald erkannt, daß man es hier mit einem wertvollen militärischen Hilfsmittel zu thun habe, das nach Möglichkeit ausgebeutet zu werden verdiente. Die Kosaken freilich zeigten sich weniger entgegenkommend, da ihre streng demokratische Organisation sich nicht mit der selbstherrlichen Autorität und den strengen Reformen des Kaisers vertrug. Sie verhielten sich fortgesetzt ablehnend gegen die Bestrebungen Peters, aus den Don'schen Kosaken gewissermaßen eine Reichswehr im Südosten von Rußland zu machen. Dieselbe demokratische Gesinnung war auch Ursache von Gährungen, welche unter Katharina II. Platz griffen. Sie hatte den Kosaken-Officieren einen Rang in der Armee angewiesen, was die Kosaken als einen Eingriff in ihre ererbte Organisation, ihre Autonomie ansahen. Es kam indeß zu keinem offenen Bruche, ebensowenig unter der Regierung des Kaisers Paul, welcher Kosaken-Officiere adelte und den Adel der Stabs-Officiere sogar zu einem erblichen erklärt hatte.

So bröckelte, kaum wahrnehmbar und ohne bedenkliche Folgen, ein Stück um das andere von den Privilegien der Don'schen Kosaken ab. Kaiser Alexander I. endlich entschloß sich zu weit gehenden Reformen. Die bisherige Stelle eines Atamans bekleideten nicht mehr ausschließlich angesehene Angehörige des Don-Heeres, sondern wurde nach Gutdünken des Kaisers mit einem Cavallerie-General besetzt. Außerdem wurde verfügt, daß der jeweilige Thronfolger den Titel eines »Atamans aller Kosaken des Kaiserreiches« zu führen habe. Die Bezeichnung der Kosaken mit Ländereien, eine Verfügung, die zuerst Katharina II. getroffen hatte, blieb aufrecht, mit dem Zusatz, daß diese Lehen an andere Reichsangehörige

und Fremde unveräußerlich seien, d. h. nur an Kosaken verkauft oder verpachtet werden dürfen. Die Dauer der Dienstzeit wurde auf dreißig Jahre festgesetzt (dermalen ist sie auf 20 Jahre herabgesetzt). Auch in Bezug auf die Verwaltung,



Kosaken des Don'schen Heeres.

die Justiz u. s. w. griffen einschneidende Reformen Platz, wie dies in einer Organisation, die Jahrhunderte hindurch auf Ueberlieferungen basirt war, sich von selbst erklärt. Die neue Organisation war bedeutend strammer, aber noch immer weit erträglicher als die Verhältnisse im Reiche, auf dessen Bevölkerung die Leibeigenschaft lastete. Der Kosak war gewissermaßen ein freier Mann.



Wir setzen voraus, daß der Leser sich auch für die militärische Organisation der Don'schen Kosaken interessirt. Wir fassen demgemäß in den nachfolgenden Zeilen das Wissenswerte auf diesem Gebiete zusammen. Nach dem »Dienstgesetze«



Kosaken des Don'schen Heeres (Garde).

vom 7. November 1874 ist die Wehrpflicht der Kosaken (und nicht bloß der Don'schen allein) eine allgemeine, unbeschränkte. Sie zahlen für die ihnen zugewiesenen Ländereien keine Steuer, haben aber dafür die Verpflichtung einer längeren (ausnahmslosen) Dienstzeit, welche mit 20 Jahren festgesetzt ist. Indes beträgt die Präsenzdienstzeit nur 4 Jahre; 8 Jahre gehört der Kosak dem Ur-

lauberstande, den Rest seiner Dienstzeit der Ersatzreserve an. Außerdem besteht die Landsturm-Verspflichtung im Kriege. Für den activen Dienst werden immer ganze Truppenkörper einberufen, welche man nach Ableistung ihrer Präsenz=dienstzeit wieder vollständig auflöst. Es wird also nicht, wie bei der regulären Armee, jährlich ein Theil der Mannschaft beurlaubt und ein gleiches Contingent von Rekruten einberufen. Dies wäre beim Kosakenheere schon deshalb nicht möglich, weil bei ihm Cadres nicht existiren. Nur werden von den 14 beurlaubten Don'schen Batterien je 3 Geschütze mit den zugehörigen Bespannungen bereit gehalten.

Die Kosaken zerfallen in drei Waffengattungen: Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Diese Truppenmacht umfaßt im Frieden (beziehungsweise Kriege): das Leibgarde-Kosaken-Regiment (im Kriege dazu: das Leibgarde-Ataman'sche Regiment des Thronfolgers), 20 (60) Armee-Reiter-Regimenter, 7 (21) reitende Batterien, außerdem im Kriege die nöthigen Reserven. Die Adjustirung der Reiter-Regimenter besteht aus Waffenrock und Pumphosen, beim Garde-Regimente des Kaisers roth, beim Leibgarde-Ataman'schen Regimente lichtblau, bei den Armee-Kosaken dunkelblau. Als Kopfbedeckung dient die »Papakha«, eine Pelzmütze mit einem sogenannten »Sack«, der für jeden Truppenkörper von anderer Farbe ist. Die Garde-Kosaken tragen hohe Mützen mit dem kaiserlichen Adler. Sporen tragen nur die Officiere und Gardisten; die übrigen Kosaken bedienen sich statt der Sporen der sogenannten »Kogalka«, einer kurzen aus Lederstreifen geflochtenen Peitsche, welche der Reiter an einer langen dünnen Schnur über die linke Schulter gehängt trägt. Sie ist — wie bei allen asiatischen Reiter-völkern — mit dem Kosaken förmlich identificirt; ohne sie steigt der Kosak nie zu Pferde.

Die Bewaffnung besteht aus einer 12 Fuß langen Pike ohne Fähnchen, dem Tscherkeffen-Säbel (Schaschka), der an einer Achselkuppel getragen wird, und dem Carabiner. Pistolen und Dolch (Kindschal) sind bei den Don'schen Kosaken nicht eingeführt; sie bilden einen Theil des Rüstzeuges der (nicht mit Pikens ausgerüsteten) kaukasischen Kosaken. Die Infanterie-Abtheilungen der Kosaken sind analog der regulären russischen Armee bewaffnet. Die Artillerie-Mannschaft trägt den Tscherkeffenssäbel und den Revolver. Der Sattel ist der gewöhnliche sogenannte ungarische »Bock«, der auf mehreren Filzdecken aufliegt. Dieser



Umstand sowohl, wie die Methode, die Bügel so kurz als möglich zu schnallen, bedingt, daß der Kosak außergewöhnlich hoch im Sattel zu sitzen kommt, und der Ritt sich etwas schwerfällig und unbeholfen ausnimmt. Die gesammte Ausrüstung, einschließlich des Pferdes, muß der Kosak selber besorgen. Zur Completirung, beziehungsweise Beschaffung der Ausrüstungsgegenstände, bestehen eigene Werkstätten, beziehungsweise Magazine. Unbemittelte erhalten, wenn es die Nothwendigkeit erheischt, Geldunterstützungen.

Rücksichtlich des militärischen Wertes der Don'schen Kosaken — und der Kosaken überhaupt — gehen die Meinungen auseinander. Ueberschätzt werden sie indeß selbst in Rußland nicht. Gewiß ist, daß die Kosaken von ihrem Entstehen an durch viele Jahrhunderte ein Volk voll Kampflust und Thatendrang waren. Fehde und Freibeuterei bildeten das Um und Auf ihrer Existenz, verzweigte Züge, Ueberfälle bei Nacht oder stürmischem Wetter ihre beliebtesten Zerstreungen. Die Kosaken waren ein Kriegervolk in der ganzen Bedeutung des Wortes. Unerreicht in Bezug auf Behendigkeit, Schlaueit und Energie, in den Waffen geübt, gleich gefährlich zu Wasser und zu Land: haben diese Freischärler von Beruf nicht wenig dazu beigetragen, das russische Reich, zu dem sie nur in losen Beziehungen standen, gegen die Uebergriffe benachbarter mohammedanischer Völker zu schützen. Diesen Zweck strebten die Kosaken in älterer Zeit freilich nicht an; er war aber die Folge der Lebensweise jener »Grenzwächter«, die Folge der Lage des Landes, welches sie innehatten.

Wir haben gesehen, daß die Don'schen Kosaken, je mehr sie in Berührung mit dem Czarenreiche kamen, demselben weit mehr Verlegenheiten als Nutzen brachten. Daran waren aber die russischen Herrscher mehr oder weniger selbst Schuld; denn weit entfernt, den kriegerischen Geist und das unbändige Selbstgefühl dieses Reitervolkes auszunützen, erkannte das despotische Regiment im Kreml zu Moskau in jenen Eigenschaften solche von höchst staatsgefährlicher Natur. Die Folge war ein unablässiges Streben, den alten Geist unter den Kosaken zu ersticken und ein süßames Geschlecht heranzubilden. Dadurch gingen die kriegerischen Tugenden mehr und mehr verloren und die Reformen selbst, welche eine gewisse nivellirende Tendenz hatten, zerstörten eine uralte Organisation, die ihrem modernen Wesen nach kaum mehr von den übrigen Armee-Verhältnissen in Rußland sich unterschied. Daß das Resultat kein erfreuliches

ist, beweist die Thatfache, daß bei den Kosaken eine Einrichtung Platz greifen konnte, die bei jedem ursprünglichen, kriegerischen Volke als eine Schande angesehen wird, der — Loskauf vom Militärdienste. Das ist ein untrüglicher Beweis, daß unter den Kosaken der kriegerische Geist bedeutend gesunken ist.

Troßdem braucht man damit nicht die Vorstellung zu verbinden, daß der Kosak ein schlechter Soldat sei. Die Drillung und Disciplin bringen manches fertig, was gegen den persönlichen Geschmack des Wehrpflichtigen sein mag. Pflichtgefühl zeichnet ja den russischen Soldaten im hohen Grade aus. Im übrigen betrachtet aber jeder Wehrpflichtige, mit wenigen Ausnahmen, die Dienstzeit als eine Episode, die auf kurze Zeit den herkömmlichen Lebensweg unterbricht. Sicher ist ferner, daß gewisse militärische Institutionen (wie beispielsweise das der Kosaken-Organisation ähnliche österreichische Institut der »Grenzer«) sich mit der Zeit überleben, da sie keinem Bedürfnisse mehr Genüge zu leisten haben. Das Alles muß berücksichtigt werden, wenn man den heutigen Kosaken und den früherer Jahrhunderte mit einander vergleicht. Wenn der militärische Wert der Kosaken abgenommen hat, liegen die Ursachen hiefür nicht in dem Materiale, sondern in der Organisation derselben. So haben beispielsweise die Kosakentruppen keine bestimmten Ergänzungsbezirke, sondern rekrutiren sich aus dem ganzen Districte. Officiere und Soldaten, sowie letztere untereinander lernen sich nie recht kennen, was im Kriegsfalle von großer Tragweite werden kann. Ferner ist es ein Uebelstand, daß sämtliche Beamte des Don-Gebietes als Militärs angesehen werden und sie das Recht haben, aus dem Civil- in den Militärdienst überzutreten. Stellenjagd ist an der Tagesordnung. Dadurch belastet ein schädliches bureaukratisches Streberthum den militärischen Geist, welches zu nichts Gutem führt.

Russische Schriftsteller lieben es, mit den Kosaken militärischen Staat zu machen. Es ist aber schon lange her, daß man von militärischen Leistungen dieser Truppen etwas gehört hat. Die gute Meinung datirt bis auf die Zeiten Napoleons I. zurück, dem die Kosaken im russischen Feldzuge bekanntlich sehr unangenehm geworden sind. Der korsische Weltstürmer gab seinerzeit folgendes Urtheil ab: »Sie sind äußerst fähig, kennen den Partisanenkrieg ausgezeichnet, brechen gegen den Feind mit Ungestüm los, dringen in denselben ein und verschwinden dann spurlos; sie sind die Einzigen, denen man nicht regelrecht beikommen kann. Sie durchziehen fremde Länder nach dem Geruche, ohne die Wege zu kennen;



sie sind überall zu Hause und leben nur von der Beute. Mir gelang es niemals, Kosaken zu Gefangenen zu machen.« Seit diesem Urtheile sind siebenzig Jahre verflossen. Heute weiß man, daß jede Militärmacht seine Cavallerie nach Principien drillt, die obcitirten Leistungen entsprechen.

Nach dem Urtheile des bekannten Panflavisten und russischen Generals Fadejew wäre es ein Irrthum, die Kosaken — so weit man ihre Vergangenheit vor Augen hält — für eine irreguläre Cavallerie anzusehen. »Das, was man irreguläre Reiterei nennen darf, sind z. B. die Kurden oder Tschetschenzen, welche nicht nur keine geschlossenen Reihen kennen, sondern auch niemals in Massen operiren. Bei diesen letzteren thut jeder Einzelne, was er will, eine allgemeine Direction und ein Commando gibt es nicht, sondern die Gewandtheit des Einzelnen ersetzt den Willen des Befehlhabers, weshalb sie im Partisanenkrieg so brauchbar sind, im Felde aber zum offenen Kampfe nicht taugen, es sei denn bei der Verfolgung. Die Kosaken dagegen, welche gleichfalls in zerstreuten Haufen vorgehen können, haben sich in der Schlacht immer in einreihiger Front (»Lawa«) formirt, und thun das auch noch jetzt.« Weiter bemerkt Fadejew, daß die Don'schen Kosaken in gewisser Beziehung sich sogar als regulärer erweisen, als die Linien-Kosaken, welsch' letztere nie eine nachdrückliche Verfolgung durchführen, sondern bei jedem Gefallenen stehen bleiben, sei's um einem Genossen Hilfe zu bringen, oder einen Feind zu berauben. Derlei kennen die Don'schen Kosaken nicht, und es prägt sich bei ihnen der Geist der regulären Cavallerie sogar sittlich aus.

Es ist gut, ein solches Urtheil von Seite eines russischen Generals zu vernehmen. Eine Ueberschätzung des Kosaken-Materials wäre ja in erster Linie für die russische Heeresleitung vom Uebel. Die Kosaken haben trotz mancher organisatorischer Gebrechen so manche militärische Tugend, die, entsprechend ausgebildet, ungemein wirksam werden müßte. Dazu kommt das ausgezeichnete Pferdmaterial. Die Don'sche Race ist die beste, welche es in Rußland und überhaupt in ganz Europa gibt. Don'sche Kosakenpferde leisten im Ueberwinden von Strapazen Unglaubliches. In manchen Kämpfen haben Kosakentrupps von tausend und mehr Reitern etwa 200 Werst in 24 Stunden zurückgelegt. Während der Operationen im früheren Khanat Khofan legten Kosaken als berittene Jäger innerhalb 30 Stunden 1500 Kilometer zurück. Der schlechteste Kosak übertrifft als Reiter

Cavallerie thut es dem Kosaken in der Schnelligkeit der Gangart gleich,« meint Fadejew. Er gibt indeß gleichwohl dem Zweifel Ausdruck, daß die Kosaken, so lange sie auf der dormaligen Höhe cavalleristischer Tüchtigkeit stehen bleiben, der regulären Cavallerie irgend einer großen Militärmacht gewachsen sein möchten.

Bevor wir das Land der Don'schen Kosaken verlassen, wollen wir uns noch mit einer Angelegenheit beschäftigen, die nicht unmittelbar in den Rahmen dieser Mittheilungen paßt, wenn sie auch Streiflichter anderer Art auf unser Gebiet wirft. Es handelt sich hiebei nicht um militärische, sondern religiöse Dinge. Ein großer Theil der Don-Kosaken gehört nämlich in Bezug auf das religiöse Bekenntniß zu den sogenannten »Altgläubigen« (Staroverzy), den Anhängern gewisser Ritualgebräuche und Kirchentexte, welche vor der Reinigung der Kirchenbücher von den Irrthümern und falschen Auslegungen, welche mit der Zeit Platz gegriffen hatten, gang und gäbe waren. Um die Bedeutung dieses Unterschiedes dem Leser klar zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen. Der Kampf zwischen den Altgläubigen und den Reformern war von Anbeginn her ein solcher um den todten Buchstaben. Frühzeitig hatten sich in die religiösen Schriften und Ritualbücher, welche in der russischen Kirche gebraucht wurden, Schreibfehler eingeschlichen. Ein Abschreiber, welcher für eine Kirche Ritualbücher copirte, brauchte nicht fachverständig zu sein. Er copirte die Texte wörtlich, und wenn er eine Textstelle nicht verstand, verunstaltete er sie, ohne es auch nur zu ahnen. Die russischen Mönche und Geistlichen, welche selber zumeist sehr unwissend waren, verstanden den Sinn mancher Textstellen wohl selber nicht und sahen im übrigen nur auf fehlerfreie Abschriften, da jede Correctur ihren Verdacht erweckte.

Die Unwissenheit war indeß gleichwohl nicht Gemeingut der orthodoxen Priesterschaft. Den belehnten und gebildeten Angehörigen derselben, mußten früher oder später die vielen abweichenden Textstellen in den einzelnen Abschriften auffallen. Unter der Regierung des Czaren Wassilli Zwanowitsch trat ein gelehrter Mönch vom Berge Athos, »Maximus der Grieche«, auf, welcher in den religiösen Texten, die in Rußland im Gange waren, so viele Fehler fand, daß er mit allem Eifer an die Correctur schritt. Da kam er aber übel an bei den starrgläubigen Massen, welche das Verfahren des gelehrten Mönches kurzweg abwiesen. Vor ein kirchliches Gericht berufen, wurde Maximus 1525 als »Verderber der Kirchentexte« verurtheilt und nach einem Kloster verbannt.



Das Schicksal des Mönches vom Athos mußte Jeden von ferneren Textcorrecturen gründlich abschrecken. Gleichwohl berief Czar Iwan der Schreckliche 1551 ein Concil, welches die auffallenden Textverschiedenheiten begleichen sollte. Die Verhandlungen führten aber zu keinem Ziele. Im Gegentheile, die Anhänger der alten, aber fehlerhaften Texte, benützten die Resultatlosigkeit der Concils-Verhandlungen dazu, eine Streitschrift zu lanciren, welche eines der merkwürdigsten Literaturdenkmale Rußlands ist. Die Schrift führte den Titel »Stoglaw« (d. i. hundert Capitel) und enthielt die vom Concil gefällten Entscheidungen mit Apokryphen künstlich zusammengemengt, Alles in Form von Anfragen des Czaren und den entsprechenden Antworten des Concils. Der Verfasser dieser Schrift ist unbekannt geblieben.

Als bald hierauf Iwan der Schreckliche den Buchdruck einführen und zuvörderst den Druck der religiösen Schriften in Angriff nehmen wollte, handelte es sich darum, einen einheitlichen richtigen BÜCHERTEXT aufzustellen. Diese Bestrebung hatte abermals kein Resultat; desgleichen mußte Czar Michael Feodorowitsch Romanow von seiner wohlgemeinten Absicht der Textrevision zurücktreten, als sich ein gewaltiger Sturm gegen den Revisor, den Archimandriten Dionysius erhoben hatte. Erst der Patriarch Nikon, der hervorragendste unter allen russischen Kirchenfürsten, nahm einen Anlauf, um die geplante Reform energisch durchzuführen. Aber auch er hatte mit verbissenen Fanatikern und gewissenlosen Intriguanten zu kämpfen. Czar Alexei Michaelowitsch stand aber auf Seite des Reformers. Er autorisirte diesen, sich mit den hervorragendsten Kirchenfürsten des orthodoxen Glaubens außerhalb des Reiches in Verbindung zu setzen, und alte authentische Manuscripte zu beschaffen, deren Beweiskraft für unbestritten gelten mußte. In der That wurden allein von den Athosklöstern 700 uralte Manuscripte nach Moskau gesendet, wo im Jahre 1655 ein Concil zusammentrat, an dem auch hervorragende Kirchenhäupter des Orients Antheil nahmen.

So schien die Angelegenheit in Fluß zu kommen, als innerhalb des Redactions-Comité's selber Zwistigkeiten einrißen. Einer der Revisoren, Erzpriester Awakum, war von fanatischem Ingrimme gegen jede Neuerung beseelt. Er weigerte sich, die Correcturen vorzunehmen und bemühte sich mit wilder Energie das Kezerische dieses Vorganges darzuthun. Um ihn unschädlich zu machen, wurde er nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Nikon nahm

aber den Kampf wieder auf, bis es seinen Gegnern gelungen war, ihn beim Czaren anzuschwärzen, der, schwach genug, den Reform-Patriarchen fallen ließ. Darüber erzürnt, ging dieser freiwillig ins Exil, gestattete aber nicht die Wahl eines neuen Patriarchen. Um dieser Anomalie abzuhelpen, und überhaupt im Schoße der griechischen Kirche Frieden zu schaffen, berief der Czar das sogenannte »große Concil« nach Moskau, das 1666 eröffnet wurde und alle Eigenschaften hatte, welche die griechische Kirche als Ausdruck der höchsten Competenz einer Kirchenversammlung erforderte: Die Patriarchen von Antiochien und von Alexandrien waren persönlich erschienen und hatten die Vollmachten der Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem mitgebracht. Wir berichten in Kürze, daß das Concil Alles in vollem Umfange bestätigte, was Nikon seit dem Beginne der Bücherrevision an Reformen angestrebt hatte. Gleichzeitig erklärte es den »Stoglaw« als apokryphe Tendenzschrift ohne jede canonische Autorität, und excommunicirte alle Diejenigen, welche die Nikon'schen Verbesserungen nicht anerkennen würden.

Man sollte meinen, daß die Autorität des »großen Concils« den Streit, der sich ohnedies nur auf Neußerlichkeiten erstreckte, ein für alle Mal beilegen hätte müssen. Daß dem nicht so war, daran hatte das Concil selber Antheil. Trotz der Anerkennung der Reformen Nikons, hatte es diesen verurtheilt, weil er seinen Patriarchensitz verlassen hatte. Die große Excommunication aber führte endgiltig zur Spaltung in der russischen Kirche. Auch in früheren Jahrhunderten hatte es innerhalb der letzteren Secten gegeben, doch waren sie nur vorübergehende Erscheinungen. Die Secten aber, die aus der Opposition gegen die Verbesserungen der Kirchenschriften ihren ersten Anlaß nahmen, bilden dermalen dasjenige Element, das für die Beurtheilung der inneren russischen Verhältnisse so überaus wichtig geworden ist. Diese Spaltung (russisch: »Kaskol«) ist von großer Bedeutung, denn die Zahl der russischen Sectirer (der »Kaskolniki«) wird dermalen auf 14 Millionen geschätzt, und es stellt sich der Kaskol somit dar als eine Bewegung von gewaltiger Nachhaltigkeit.

Dazu hat der Kaskol nicht bloß ein kirchengeschichtliches Interesse. Viele russische Secten nehmen zum Theil noch jetzt der Staatsgewalt gegenüber eine charakteristische Stellung ein; manche Secten haben auch moralische Abstrusitäten zu Tage gefördert. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß sich viele russische



und ausländische Schriftsteller mit dieser Angelegenheit befaßt haben. Ihre Untersuchungen und Darlegungen sind äußerst instructiv. Das Hauptquellenwerk ist die »Geschichte der russischen Kirche« von dem Erzbischof Philaret von Tschernigow (russisch). Diese Geschichte bildet die Basis der übrigen Werke, welche diesen Gegenstand behandelten. Die vorzüglichsten derselben sind von Schédo-Ferroti, Liwanow, S. Jusow, dem Engländer Dixon und von Gerbel-



Dorf in Südost-Rußland.

Embach. Mordowzow und Dostojewskij haben den Gegenstand in Form von Romanen behandelt und ihn damit culturgeschichtlich ausgebeutet. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse deutscher und ausländischer Kritiker ist Dostojewskij's »Raskolnikow« eines der in psychologischer Hinsicht merkwürdigsten Bücher, die es gibt. Das Seelenleben eines durch falsche Theorien irregeleiteten, an und für sich edlen, aufopferungsfähigen Menschen, der das Gute will und doch das Böse thut, ist mit einer Wahrheit geschildert, die alles ähnliche, was über der-

artige Conflictе geschrieben wurde, weit hinter sich läßt. Es ist — wie Paul Heyse sagt — ein erschütterndes, athembeklemmendes Seelengemälde.

Wenn man vom Raskol spricht, ist wohl zu unterscheiden, ob man damit die »Altgläubigen« meint, deren Sectirerthum sich nur auf etliche von den orthodoxen Ritualgebräuchen abweichende Neußerlichkeiten bezieht, oder die zahlreichen wirklichen Secten vor Augen hat. Die Absonderung der Staroworzen von der Reformkirche führte frühzeitig zu einer völlig unübersehbaren Zersplitterung der Ansichten. Es wäre ganz zwecklos, alle russischen Secten, wie sie sich seit 200 Jahren herausgebildet, aufzählen und beleuchten zu wollen. Wir begnügen uns mit einigen knappen Andeutungen, die unseren Lesern wohl genügen dürften.

Welcher Wust von krassem Aberglauben, schamloser Ausschweifung, unsinnigsten Mysticismus und verblüffender Flagellantenwollust! Greifen wir in die originelle Typengallerie nach Gutdünken hinein. Da wären zuvörderst die Duchoborzen, d. i. »Glaubenskämpfer«. Sie sind der verkörperte Nihilismus, denn auch der Duchoborze verwirft die Ehe, die Taufe, die Bibel, die Standesunterschiede, gleich den glühendsten Nachtretern Bakunins oder Netschajeffs. Der Czar ist ebenso nur ein Mensch, wie jeder Duchoborze; die Priesterschaft ist durchaus überflüssig. Die Secte predigt eine Art jacobinischer Weltbrüderlichkeit und hält offene Thüren für alle Abergläubigen, Juden und Mohammedaner nicht ausgeschlossen. Da diese Secte in Transkaukasien eine gewisse Rolle spielt, werden wir geeigneten Orts auf sie noch ausführlich zu sprechen kommen.

Den Duchoborzen verwandt sind die Molokanen. Ihr Name bedeutet »Milchesser«, weil sie während der Fasten, welche die orthodoxe Kirche vorschreibt, nur Milch genießen. Sie verwerfen die Bilderverehrung und wollen keinen Eid schwören. Alle Sacramente sind ihnen ein Gräuel. Die Zweigsecte der »Springer« hat sich wenigstens mit dem Heiligen Geist abgefunden, dessen Befruchtung sie während der langen nächtlichen Gottesdienste ersehen. An sie schließen sich die Bespowpowtschina (die »Priesterlosen«), die Theodosianer, die Secte der Rindermörder, die Peromasanzen. Während die ersteren die Ehe verworfen haben und ihre Abneigung gegen jeden gesetzlichen Bund zwischen beiden Geschlechtern so weit treiben, daß sie es als eine Befleckung



ansehen, mit verehelichten Leuten gemeinsam zu speisen, verscharren die anderen — die Kindesmörder — die größte Zahl der Neugeborenen. Es hat den orthodoxen Clerus ungeheurere Anstrengungen gekostet, dieser entsetzlichen Verirrung einigermaßen zu steuern. Von den Philippsbrüdern weiß man, daß ihre Kasteiungen ihnen den Weg zum Selbstmord, den sie fast wie einen Sport treiben, öffnen. Sie folgen hiebei dem Beispiele ihres Sectenstifters, der sich mit mehreren Gläubigen dem Flammentode ergab.

Gehen wir weiter. Eine andere Secte nennt sich »Bruderschaft der Mund-auffperrer«. Sie haben den Namen von dem Gebrauche, am Gründonnerstage, wenn sie zum Gebet versammelt sind, mit weitgeöffnetem Munde des Engels zu harren, der ihnen das Abendmahl reichen soll. Die »Dunkelmänner« taufen zwar, was die meisten anderen Secten nicht thun, doch muß der Taufact immer in nächtlicher Zeit und in einem dunklen Raume vor sich gehen. Die Podrätſchetniks erklären, der wahre Gläubige könne nur durch den Genuß von — Rosinen, welche von Jungfrauen in einem Siebe (Reschuto) dargereicht werden, die Seligkeit erlangen. Viel weiter noch treiben die »Güterbrüder« die Tollhänferei. Ihnen ist es verboten, über ein Steinpflaster zu gehen, Paß oder Geld bei sich zu tragen, welche Dinge sie für Werke Antichrists — des Czaren, erklären. Gefährlicher noch sind die Morelstſchikis. Obwohl man von ihrer Lehre wenig weiß, ist doch bekannt, daß von Seite dieser Sectirer in manchen Gebieten des Czarenreiches, besonders in Sibirien, Handlungen der wildesten Barbarei begangen werden. Es kommt vor, daß sie an irgend einem abgelegenen Orte unter seltsamen Ceremonien eine tiefe Grube graben; um diese herum legen sie Holz, Stroh und andere brennbare Stoffe. Alsdann verfügen sie sich in feierlichem Aufzuge in die Grube, um das Opfer der Selbstverbrennung zu begehen.

Keinen Schmerzenslaut geben diese gräßlichen Fanatiker von sich. Die Zuschauer verhalten sich vollständig passiv, und es würde Niemandem beikommen, das Fest der »Feuertaufe« — wie sie diese Barbarei nennen — zu stören. Uebrigens geschieht die Opferung nicht immer auf dem Wege der Selbstverbrennung; es finden vielmehr bei einzelnen Gemeinden dieser Secte gegenseitige Opferhandlungen statt, d. h. Einer schlachtet den Andern kalten Blutes ab. Eine russische Untersuchungscommission fand vor nicht allzu langer Zeit in einem

Dorfe nur zwei lebende Menschen und siebenundvierzig Leichen. Man gab Beiden zum warnenden Exempel die Krute, bei jedem Hiebe aber jubelten sie laut auf und priesen sich selber als »Märtyrer«... Ein anderes Mal hatten einige Moreltschikis, welche ihrer Meinung nach sich im Zustande tadellosester seelischer Reinheit (körperlicher wohl kaum) befanden, beschlossen, um auf ihrer ferneren irdischen Laufbahn ja nicht etwa auf Abwege zu gerathen, gemeinsam zu sterben. Sie begaben sich, mit Stricken und Aexten ausgerüstet, an einen abgelegenen Ort, und gingen ruhigen Blutes ans Werk. Das erste Opfer trat an einen Holzbloß heran, legte das Haupt darauf, um es sich von einem Genossen abschlagen zu lassen. Dieser wurde alsdann von einem dritten enthauptet u. s. w. Für den Letzten, an den Niemand mehr Hand anlegen konnte, war der Strick bereit, den sich der Gottbegeisterte kalten Blutes um den Hals schlang, um seinen todten Gefährten in die Gefilde ewiger Seligkeit nachzufolgen.

Alle russischen Secten zeichnet ein Gefühl von starker Solidarität aus. Vor einiger Zeit entdeckte die Regierung im Gouvernement Wjatka eine neue Religionsbruderschaft, welche sich die »Nichtbeter« nennt. Sie weigern sich die Kirche zu besuchen, zerstören die Heiligenbilder und erklären, keine geistliche Autorität irgendwelcher Art anerkennen zu wollen. Die Behörde intervenirte und setzte den Hauptanführer hinter Schloß und Riegel. Kaum befand sich dieser in sicherem Gewahrsam, so traten alle Uebrigen für ihn ein und verlangten, gleichfalls ins Gefängniß gebracht zu werden. In der That griff man zu diesem radikalen Auskunftsmittel und steckte etwa 170 Nichtbeter in ein enges dumpfes Local, in welchem sie massenhaft hinstarben. Aber der Tod war ihnen unter den obwaltenden Umständen willkommen, denn das Martyrium machte sie zu Heiligen, wodurch ihnen die ewige Seligkeit gewiß wurde. Im übrigen waren alle Maßnahmen der Regierung vergeblich, denn die Secte hat seitdem bedeutenden Zulauf gefunden.

Wenn der Leser mit diesen Proben seltsamer und abschreckender religiöser Verirrungen genug haben sollte, müssen wir ihm bedeuten, daß die Bilderreihe noch lange nicht geschlossen ist. Da wären z. B. noch die »kleinen Christen«, eine Secte, die nur wenig über zwei Jahrzehnte alt ist. Ihre Angehörigen haben keine Gebote, keine Heiligenbilder, keine Hostie und kein geweihtes Del. Statt der Hostie nehmen sie Kuchen, die nicht größer sind, als ein Ropfenstück, denen









aber gleichwohl die Kraft innewohnt, »die Wahrheit in der Welt zu verbreiten«. So harmlos wie diese Secte, nehmen sich auch die Mutualisten aus; ja, sie können gewissermaßen für eine Mustersecte gelten, denn ihre Mitglieder sehen streng darauf, daß in ihrer Mitte und auch sonst niemals gelogen, oder überhaupt ein Unrecht begangen werde. Die Mutualisten halten sich für völlig sündenfrei. Gleichwohl hat ihnen die russische Polizei diese Tugend nicht sonderlich hoch angerechnet und jeden Fall von verweigertem Kirchenbesuch mit Arrest bestraft. Eine viel praktischere religiöse Doctrin verfolgen die sogenannten »Abgabenverweigerer«. In der That, eine schlaue Secte, das! Die Steuer- verweigerung zu einem religiösen Dogma zu erheben, das konnte nur in unserer tollen Zeit Anspruch auf Ernsthaftigkeit erheben. Sie lassen sich quälen, was das Zeug hält, aber zahlen wollen sie nie und nimmer. Die Behörde ist völlig ohnmächtig, denn auch der Abgabenverweigerer lechzt nach dem Glorionschein des Martyriums; das Exil schüchtert ihn ebensowenig ein, als die Knute, oder der feuchte Kerker.

Nun kommt aber das stärkste Stück. In Moskau existirt eine religiöse Bruderschaft, welche sich die »Napoleonisten« nennt. Sie hassen das Reich und verspotten die orthodoxe Kirche. Ihrer Ansicht nach ist Napoleon seit Menschengebenden der größte und gefährlichste Feind Rußlands gewesen, und dieser- halb verdient er wahrhafte Verehrung, denn er ist der Messias, der Schutzgott des Sarmatenlandes. Eine solche Logik begreife, wer kann. Auf jedem Altar der Napoleonisten in Moskau steht ein Bild des Corsen, vor dem sie knien. So absurd und haarsträubend dies klingt, hat es mit dieser Unglaubwürdigkeit dennoch seine volle Wichtigkeit. Wenn die Napoleoniden Frankreichs von dieser Secte Kenntniß hätten, was wir bezweifeln, müßten sie sich nothwendiger Weise mit den fernem Glaubensgenossen in Verbindung setzen, denn ein Moskauer »Napoleonist« gibt wahrlich den Cassagnacs und Consorten noch Einiges vor. Mit Befremden möchten indeß die Verfechter der »Napoleonischen Legende« erfahren, daß der große Corse nicht todt, nicht gestorben ist, sondern sich in — Irkutsk verborgen hält, bis der Rachttag angebrochen sein wird. Dann wird er mit den »Schaaren der vereinigten Slaven« (von Franzosen ist nicht die Rede) hervorbrechen, und das regierende Haus in Rußland, den Beelzebub und seinen gesammten Anhang (alles Volk des Czarenreiches) über die Klänge springen lassen.

Anderer Secten sind noch die Tschernobolen, die Suflowzen, Chlysti, Subbotniki (Sabbathleute), die Wasdyhanzy (die Seufzenden), Moltjchalinki (die Stillstehenden), Kenaschi («Nicht-unseren») u. s. w. Am bekanntesten sind wohl die Skopzen (Selbstverstümmler), eine den Chlysti verwandte Secte, welche, wie diese, ihre »Mütter Gottes«, ihre »Propheten«, ihre aufregenden Andachten u. s. w. haben. Das Grunddogma der Skopzen, die Verstümmelung, ist auf eine mißverständliche und entstellte Auslegung von Ev. Matth. 19, 12 zurückzuführen. («Denn es gibt Verschnittene, die vom Mutterleib so geboren sind; auch gibt es Verschnittene, die verschnitten worden von den Menschen; noch gibt es Verschnittene, welche sich des Himmelreiches wegen selbst verschnitten. Wer es zu fassen vermag, der fasse es.» — Hieran anknüpfend: Erstes Sendschreiben des Apostels Paulus an die Christen zu Korinth — 7, 27: »Bist du an eine Frau gebunden, so suche keine Trennung; bist du frei von einer Frau, so suche keine Frau!«) ... Ursprünglich wurde die Verstümmelung als »Feuertaufe« im Sinne dieser abstrusen Secte durch glühendes Eisen bewirkt; jetzt ist mehr das Messer im Gebrauche und das glühende Eisen kommt nur zur Stillung des Blutes in Anwendung.

Der Gründer der Skopzensecte war der Bauer Kondrati Selivanow, der um 1770 in den Gouvernements Tula, Orel und Tambow sein Wesen trieb. Um in Reinheit leben zu können, vollzog er die Selbstverstümmelung. Später erregte er die Aufmerksamkeit der Matrone Kulina Swanowna, welche der Secte der Chlysti als »Himmelskönigin« vorstand. Gelegentlich einer Andachtsübung hatte sie hysterische Anfälle und erklärte nun den anwesenden Selivanow für die »wahre Incarnation Gottes«; hierauf fiel diese russische Pythia in Ohnmacht. Selivanow begann nun mancherlei Unfug, wurde schließlich verhaftet, gefnutet und nach Sibirien verschickt. Der neue Messias fand indeß alsbald einen Stellvertreter, den Bauer Schilow, der weiter wüthete. Auch er wurde gefänglich eingezogen und nach Schlüsselburg gebracht, wo er 1799 starb. Dort hat er auch sein Grab gefunden, eine Art Mausoleum, und seine heutigen Anhänger lassen durch eine Oeffnung die Hostie derart herab, daß sie den Körper des Verewigten berührt und dadurch geheiligt wird.

Troßdem stand zu Lebzeiten Selivanows dieser in größerem Ansehen, als Schilow. An der Stelle, wo er seinerzeit gefnutet wurde, errichtete man eine



Kapelle; Seliwanow war und blieb der Skopzen-Heiland. Zur Zeit des Pugatschew'schen Aufstandes, that er noch ein Uebriges, indem er sich für den verstorbenen Czaren Peter Feodorowitsch ausgab, während sich die Afulina, die sich ursprünglich als die »Mutter« des Skopzengottes ausgegeben hatte, nun in die Rolle der verstorbenen Czarin Elisabeth Petrowna sich schickte. Dabei blieb sie wie vorher die Himmelskönigin. Paul I. faßte die Sache von der heiteren Seite auf, ließ Seliwanow aus Sibirien kommen und nach kurzer Unterredung mit dem Schwärmer denselben in ein Irrenhaus sperren. Er war achtzig Jahre alt, als ihn Kaiser Alexander I. begnadigte und in Petersburg frei herumgehen ließ.

„ Nun war Seliwanow ein Modeheld, an den sich der größte Theil der Petersburger Gesellschaft, zumal Damen, herandrängten. Das erregte bald Anstoß, so daß der Skopzengott abermals verbannt wurde, diesmal in das Kloster Spasso-Jewsimjew zu Suftal im Gouvernement Wladimir. Dort starb er, 112 Jahre alt, am 20. Februar 1832, nachdem er zwölf Jahre in diesem zweiten Exil zugebracht hatte. Die Skopzen wollen aber an sein Hinscheiden nicht glauben und verkünden, daß er im Gouvernement Irkutsk sich verborgen halte, um wieder zu erscheinen, wenn die Zahl seiner Anhänger die Ziffer 144.000 (gezwungene Auslegung der Stellen in der Offenbarung Johannis, 7, 4 und 14, 3, 4, wo von den 144.000 »Versiegelten« oder »Erkauften« die Rede ist) erreicht haben wird. Da die Skopzen meist sehr wohlhabend sind, benützen sie ihre Reichthümer, um Proselyten zu machen. Sie sind fast über das ganze russische Reich verbreitet. Die beigegebene Karte, Tafel VI, gestattet einen Ueberblick über die Verbreitung der Secte im südlichen Rußland.

Was schließlich die »Altgläubigen« anbelangt, welche keine eigentlichen Sectirer, sondern die Nachkommen der seinerzeitigen Gegner Nikons sind, so bilden dieselben in Rußland eine priesterliche Gemeinschaft, deren Stellung zur orthodoxen Kirche mancherlei Verschiebungen und Wandlungen erfahren hat. Staatsgefährlich sind sie natürlich nicht, im Gegentheile: der Conservatismus in religiösen Dingen hat die Altgläubigen auch zu loyalen Unterthanen gemacht. Bald nach dem polnischen Aufstande 1863 erschien eine altgläubige Encyclopa (Okrustmoje poslanije), welche der Staatskirche in versöhnlichem Sinne entgegenkam und ihrer Loyalität dadurch verschärften Ausdruck gab, daß sie die

»Höllenhunde in London« (Herzen, Bakunin etc.) der dreifachen Verfluchung überlieferte.

Nach dieser Abschweifung verfügen wir uns vom Don zur Wolga.

Die Wolga bildet auf ihrem etwa 3800 Kilometer (500 deutsche Meilen) langen Laufe die wichtigste Verkehrsader für einen großen Theil des europäischen Rußland. Von der Gesamtlänge des Stromes sind fast vier Fünftel schiffbar. Es gibt wohl keinen zweiten Fluß in Europa, den das Volk so liebt, wie das russische seine Wolga, denn es nennt sie mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit »Matjuschka, Kormiliza« — Mütterchen, Ernährerin. In vielen großrussischen Liedern wird die Wolga gepriesen und verherrlicht, und man hört diese Melodien selbst in solchen Gegenden, deren Bewohner den Strom nie gesehen, keine Ahnung von seiner Größe und Bedeutung haben. Und bei dem allen ist der Name des Stromes nicht einmal russisch! Nach Albin Kohn soll der Name Wolga in manchen finnischen Dialekten »der heilige Fluß« bedeuten. Wir glauben das nicht. Der Strom hieß zur Zeit der Vorherrschaft finnisch-ugrischer Völker Itil. Daß er seinen jetzigen Namen höchst wahrscheinlich von den Bulgaren erhielt, wurde bereits erwähnt.

Im Gouvernement Twer befindet sich ein Wald, der unter dem Namen des »Wolkonsker Waldes« bekannt ist. Inmitten unergründlicher und ungangbarer Sümpfe, befindet sich eine kleine Quelle, welche im Volksmunde »Jordan« heißt. Das ist der Ort, dem der größte Strom Europas seine Entstehung verdankt. Als winziger Bach ergießt die Wolga sich der Reihe nach in eine stattliche Anzahl von Seen, entzieht ihnen und dem morastigen Wolkonsker Walde eine Menge Wasser und schwillt allmählig an. Kaum tritt der Fluß aus dem letzten See heraus, so nimmt er die Celischarowka auf, die sein Bett auf mehr als 40 Meter erweitert.

Auf ihrem langen Laufe nimmt die Wolga mehrere bedeutende Nebenflüsse auf. Es dürfte hinreichen, wenn wir hier nur auf die Sura, Oka und Kama hinweisen. Die Sura hat eine Länge von fast 1500 Kilometern und führt dem Hauptstrome eine ungeheure Wassermenge zu. Etwas kleiner ist die Oka, umso ausgedehnter aber die Kama, die eine Länge von ungefähr 1800 Kilometern erreicht und der Wolga so bedeutende Wassermengen zuführt, daß diese gezwungen wird, ihre ursprüngliche westöstliche Richtung zu verlassen und sich





Wald an der Wolga.

© Schweiger-Lerchenfeld. Zwischen Donau und Kaukasus.





nach Süden zu wenden. Um sich von der Wassermenge der Wolga nach Aufnahme ihrer Nebenflüsse eine richtige Vorstellung zu machen, genügt zu erwähnen, daß ihre Breite im mittleren Laufe während des Sommers durchschnittlich 5, häufig aber auch 10 Kilometer, ihre Tiefe bis 30 Meter beträgt. Während des Hochwassers bietet der Riesenstrom, namentlich im Unterlaufe, einen großartigen Anblick dar; er bildet dann einen See, dessen Breite zwischen 25 und 60 Kilometer schwankt.

Die ungeheure Länge des Stromes, bei seiner außergewöhnlichen Tiefe, hatte ihn schon in grauer Vorzeit zur Hauptverkehrsader des Landes gemacht. Die wilden Volksstämme mußten erkennen, daß sie die Wolga nährte, denn sie bot ihnen nicht allein durch ihren Fischreichthum die Möglichkeit, sich auf leichte, fast gefahrlose Weise reichlich mit Nahrungsmitteln zu versorgen, sondern sie befruchtet auch die Gegenden, durch welche sie strömt. Dies mußten die Völker sofort wahrnehmen, als sie sich mit Viehzucht und Ackerbau zu befassen begannen. Daß der Strom bereits in den ältesten Zeiten die mannigfachen Völker, welche an seinen Ufern hausten, in innigen Verkehr zu einander brachte, liegt auf der Hand. Daraus erklären sich auch manche ethnische Eigenthümlichkeiten — darunter namentlich gewisse linguistische Momente, die für eine Gemeinsamkeit von Stämmen sprechen, die wahrscheinlich von verschiedener Herkunft waren.

Diese Bedeutung hat der Strom im Laufe der Zeit durchaus nicht eingebüßt, denn er ist heute noch immer eine Hauptverkehrsader, trotz aller Chaußeen und Eisenbahnen. Das zeigt schon ein Blick auf das Leben, welches mit der Wolga verknüpft ist. Riesige Barschen (Frachtschiffe) befahren, neben zahlreichen Dampfern, in ungeheuren Mengen den Strom. Sie führen sibirisches Gold und Platina, kaukasischen Wein, Cholimogoner Röhre, chinesischen Thee und Seide, Moskauer und Petersburger Porzellan, Wladimierer Baumwollstoffe, Eisen vom Ural und hundert andere Rohproducte und Industrie-Erzeugnisse. Ein einziger Uebelstand von Belang, der mit dem Ströme verbunden ist, liegt in den Sinkstoffen, die er mit sich führt. Der Boden der Wolga besteht durchwegs aus Flugand, welcher, von den Fluten fortbewegt, die mannigfachsten Veränderungen in den Tiefen- und Uferverhältnissen nach sich zieht. Gute Häfen versanden so rasch, daß sie verlegt werden müssen; Untiefen entstehen unerwartet da und dort, bleiben Jahre lang bestehen, um zu verschwinden und sich an anderen Stellen

zu bilden. Die Schifffahrt hat demnach, trotz der ansehnlichen mittleren Tiefe des Stromes, mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein zweiter Uebelstand sind die mit unglaublicher Intensität wüthenden Stürme, welche die Stromfluten haushoch aufthürmen, ja in kurzen Pausen leichtere Stellen des Bettes völlig bloßlegen.

Von Kostroma ab ist das Uferland der Wolga mit dichten Wäldern bestanden. Die gebahnten Wege, durch welche die einzelnen Ortschaften miteinander in Verbindung stehen, bestehen meist aus sogenannten Knüppeldämmen, zu deren Anlage das Material überall zur Hand ist. Eine Strecke weiter liegt die uralte Meßstadt Nischni-Nowgorod, mit ihrem großartigen Hafen, in welchen während des Sommers gegen 5000 große Frachtschiffe einlaufen, deren Ladung einen Wert von 50 Millionen Rubel repräsentirt. Ihre Lage ist eine ungemein glückliche, denn der Stadt gegenüber mündet die Oka in den Hauptstrom, die einen weiten Bereich in die Handelsbeziehungen von Nischni-Nowgorod zieht. Dank diesen Verhältnissen gehören die Bewohner der Gouvernements Twer, Jaroslawl und Kostroma zu den reichsten in Rußland, obwohl der Boden unfruchtbar, das Klima ein ungemein rauhes ist.

Ein anderes Bild bieten uns die Gegenden an der mittleren Wolga. Schon bei Nischni-Nowgorod ändert sich die Bodenbeschaffenheit, theilweise auch das Klima allmählig. Das rechte Ufer nennt man dort schon »die Höhe«, denn von hier ab erhebt es sich mehr und mehr und wird immer steiler. In der Nähe von Kasan werden die Ufer, namentlich das rechte, geradezu interessant. Zu beiden Seiten streichen Höhenzüge mit malerischen Partien, dichten Hainen, Felsstürzen. Sogar das romantische Element, Felsbildungen, welche täuschend die Ruinen und Burgen des Rheinstromes wiedergeben, fehlt nicht. Aber Todtenstille herrscht auf dem Strome und den Gebirgen des rechten Ufers. Man glaubt, in einer menschenleeren Wüste sich zu befinden. Nur ab und zu unterbricht der Schrei eines Raubvogels diese dumpfe Friedhofsruhe oder beleben aufflatternde Wasservögel die Einsamkeit.

Unterhalb von Kasan nimmt die Wolga die ihr an Größe und Wassermenge ebenbürtige Kama auf. Ihre Quellen liegen im Lande der Wotjaken (Gouvernement Wjatka), ihr bedeutendster Nebenfluß ist die Wjatka. Kleinere Nebenflüsse vermitteln den Verkehr zwischen den Hüttenwerken des Ural und



dem Strome. Da aber die Kama durch den »Katharinen-Kanal« mit der, in die Dwina mündenden Wytschegda verbunden ist, können nicht allein die Erzeugnisse des Bergbaues aus dem Ural, sondern auch die gewerblichen Producte der Wolga-Länder nach Archangelsk, der Hafenstadt am Weißen Meere, befördert werden. Das Verkehrsleben auf der Kama ist in der That fast so lebhaft, als jenes auf der Wolga.

An der oberen und mittleren Kama scheint die großrussische Bevölkerung schon in den Tagen der Republik Nowgorod ansässig gewesen zu sein. Blutmischungen mochten hier schon sehr frühzeitig stattgehabt haben. Von Neußerlichkeiten, die damit zusammenhängen, fallen besonders die vielen Dorf- und Friedhofskapellen im tatarischen Moscheestyle auf. Zu beiden Seiten der Kama und in ihrem Mündungsbereiche an der Wolga herrscht überhaupt ein buntes Völkergewirre. Am zahlreichsten sind die Wotjaken zwischen Kama und Wjatka; alsdann die Baschkiren südlich des erstgenannten Flusses; die Tataren zwischen Wjatka und Wolga, und in demselben Bereiche, aber etwas nördlicher, die Tscheremissen, und westlich der Kama-Mündung die Tschuwaschen. In den Thälern selbst aber siedeln überall Russen, ebenso im mittleren Ural. Der nördliche Ural ist finnisch (pernjäkisch, syrjätisch), der südliche baschkirisch.

Die Kama ist ein gefährlicher Strom. Seine Oberfläche gleicht einem Spiegel, und doch muß selbst der beste Dampfer mit Anstrengung arbeiten, um stromauf fortzukommen. Im Mittellaufe befinden sich häufig Untiefen und Felsen und herrschen furchtbare Stürme, welche die größten Verheerungen anzurichten vermögen. Im Mai 1878 sind — wie Albin Kohn erzählt — im Verlaufe von zwei Tagen zwischen Leischewo und Selabuga zweiundsechzig mit Eisen beladene Fahrzeuge untergegangen, und zwischen Selabuga und Perm liegen ihrer hunderte auf dem Grunde des Stromes. Dieses Perm, eine Stadt von halb asiatischem Gepräge, ist der große Stapelplatz für chinesischen Thee, der im Frühling in Tausenden von Fuhren eintrifft, und auf die bereitstehenden Barschen zum Weitertransport verladen wird.

Die bergigen Ufer, von denen weiter oben die Rede war, reichen bis Zarizin. Dieser mittlere Theil der Wolgaländer hat ein viel milderes Klima und einen sehr ertragsreichen Boden. Die Gouvernements Kasan, Simbirsk, Samara und Saratow gehören zu den fruchtbarsten Gegenden Europas: Roggen

und Gras erreichen Manneshöhe, Melonen gedeihen im Freien und bei Zarizin zeitigt die Sonne Mandeln. Samara und Saratow senden in günstigen Jahren allein bei 30 Millionen Rub Getreide stromauf in die minder fruchtbaren Gegenden des russischen Reiches. Der in denselben Bezirken geerntete Weizen ist sehr gesucht und wandert zumeist nach England und Frankreich. Indeß sind auch Mißjahre — durch die heißen asiatischen Steppenwinde hervorgerufen, nicht allzu selten, und da die Bewohner jeder anderen Beschäftigung, namentlich dem Gartenbau und der Viehzucht abhold sind, kommt alsdann bittere Noth über sie. . . .

Wir wenden uns nun den einzelnen Wolga-Städten auf der Strecke Kasan-Zarizin zu. Dieses Kasan selber ist freilich keine Wolgastadt, denn es liegt fast eine deutsche Meile vom Strome entfernt (am linken Ufer), an dem kleinen Nebenflüßchen Kasanka. Von der Wolga ab führt eine pilotirte Straße nach Kasan, das sich mit seinen Kirchen- und Moscheenkuppeln ganz stattlich ausnimmt. Auf diesem Wege erblickt man eine 1811 errichtete Pyramide, welche dem Andenken der im Jahre 1552 bei der Erstürmung der Stadt gefallenen russischen Soldaten gewidmet ist. Wer die Dertlichkeit der Lage Kasans in Augenschein nimmt, findet alsbald den Schlüssel zu der scheinbaren Anomalie, daß man die Stadt so weit ab von der Wolga errichtet hatte. Die Uferebene im Osten ist nämlich häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und die Stadt selber ist von einem See umgeben, dessen Spiegel im Niveau der Wolga-Hochwässer liegt.

Die alte Tatarenstadt hat vielerlei Schicksale erlebt. Im Jahre 1552 erschien Czar Ivan der Grausame vor ihren Wällen und ließ sie unmittelbar hierauf stürmen. Die Vertheidiger aber leisteten grimmen Widerstand, so daß jedes Haus, jede Straße mit ungeheueren Opfern an Blut genommen werden mußte. Dermalen bilden die Tataren ungefähr den dritten Theil der Gesamtbevölkerung; sie bewohnen die Vorstädte, in welchen auch ihre Moscheen liegen. Die Russen sind Herren der eigentlichen Stadt, doch dürfte ihre Zahl kaum ein Drittel der Gesamtbevölkerung übersteigen. Den Rest bilden die Repräsentanten der vielfachen Völkerschaften, welche die mittleren Wolgaländer bewohnen und theils finnisch-ugrischen, theils ural-altaiischen Stammes sind.

Von den russischen Kirchen ist nichts Bemerkenswerthes zu erwähnen, es wäre denn, daß man dem wunderthätigen Madonnenbilde »Unserer lieben Frau



von Kasan«, das sich in der Kathedrale befindet und in ganz Rußland berühmt ist, mehr als bloße rituelle Bedeutung zumuthete. Die alten Befestigungen der Stadt sind gänzlich verfallen. Was den Tataren mehr Genugthuung bieten möchte, als die Erinnerung an die verschwundenen Bollwerke, welche ihre Vorfahren so tapfer vertheidigten, ist die russische Druckerei, aus der alljährlich mehrere Werke in tatarischer Sprache hervorgehen. Ueberhaupt hat sich dieses Volk als äußerst bildungsfähig erwiesen und ihre Charaktereigenschaften sind über alles Lob erhaben. Russische Kaufleute umgeben sich gerne mit tatarischen Gehilfen und Beamten, deren Diensttreue und Ehrlichkeit nur in wenigen seltenen Fällen das Vertrauen erschüttert, welches man in sie setzt.

„ Auf dem Wege von Kasan stromab der Wolga kommen wir zuvörderst an der Mündung der Kama vorüber. Alsdann erscheint Simbirsk auf einer Erhöhung zwischen der Wolga und der Swiljaga, die im Westen der Stadt vorüberfließt, aber ihren Lauf nach Norden, also dem der Wolga entgegengesetzt, nimmt. Weiter stromab gibt es bunten Wechsel in Bezug auf die Bewohner der Uferdörfer: Tschuwaschen, Mordwinen und unterhalb Stawropol bereits Kalmüken. Die Stadt hat ja bei ihrer Gründung (1730) ihren Namen — »Stadt des Kreuzes« — deshalb bekommen, weil damals hier selbst die ersten christlichen Kalmüken angesiedelt wurden. Noch weiter eine Strecke stromab stößt man auf Samara, Mittelpunkt eines ausgedehnten Culturlandes. Die Wolga erreicht hier ihren östlichsten Punkt, und zwar mittelst einer großen Kehre.

Hier befinden wir uns in dem Gebiete der deutschen Colonien, welche sich bis Saratow und Kamischin erstrecken. Die Ansiedelungen datiren aus der Zeit Katharinas II., welche am 22. Juli 1763 ein Decret erließ, worin sie erklärte, es sei ihre Absicht, durch Berufung fremder Colonisten die »menschenleeren und wüsten südlichen Provinzen des Reiches zu besiedeln und durch die herangezogenen Fremden landwirtschaftliche und gewerbliche Kenntnisse unter das benachbarte Volk zu bringen.« In den nächstfolgenden Jahren begann in der That die erste größere deutsche Colonisation auf den Wolgasteppen der Gouvernements Samara und Saratow. Die Colonnen kamen aus allen Theilen Deutschlands: Holstein, Hessen, Sachsen, Schlesien, Ostpreußen, Baden, Bayern, Tirol, Elsaß, Lothringen und Westphalen. Auch aus der Schweiz und aus

Holland kamen Zuzüge. Friedrich Matthäi hat vor längerer Zeit eine interessante Schrift publicirt, welche die Geschichte und die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Ansiedlungen in Rußland behandelt.



Tschuwatschen.

Nach diesem Gewährsmanne hatte die Colonisation der russischen Regierung im Beginne mancherlei Unannehmlichkeiten bereitet. Sie hatte ihnen Kirchen und Häuser gebaut, für die ersten Jahre Lebensmittel, sodann auch Geld zur Anschaffung von Saatgetreide und Ackergeräthschaften eingehändigt, alles zusammen im Betrage von circa 5 Millionen Rubel. Die Ländereien sowohl auf dem



linken niedrigen Ufer, der sogenannten »Wiesenseite«, wie auch auf dem anderen, der »Bergseite«, wurden den Ansiedlern nicht streng nach deren heimatlichen Verhältnissen angewiesen; nur einzelne Niederlassungen machten Ausnahmen, z. B.



Kirgise.

Philippsthal, wo nur Hessen wohnten. Die Katholiken erhielten sämmtlich abge sonderte Niederlassungen.

Die Prüfungen begannen bald. Viele Ansiedler wollten nicht arbeiten. Sie stützten sich darauf, daß sie lediglich als Lehrmeister berufen wurden. Es kam zu Reibungen mit den Russen, und zu noch schlimmeren mit den Kirgisen,

welche von ihren Steppen aus Einfälle in das Colonisationsgebiet unternahmten, daselbst raubten und mordeten, und ganze deutsche Familien in die Slaverei schleppten. Das gab schlimme Ausfichten. Die schwer Heimgejuchten thaten ſich zuſammen und beſchloſſen nach der Heimat zurückzukehren, jedoch nicht früher, biß alle Borräthe aufgezehrt ſein würden. Nun feierte durch Wochen jede Arbeit; Fenſter und Thüren wurden ausgehoben und zertrümmert, damit ein ferneres Bleiben unmöglich würde. Die erſte Schaar der Heimziehenden gelangte nur biß zur »Mordinsel« bei der neu angelegten Colonie Katharinenſtadt. Hier wurden ſie auf der Wolga von Ruſſen und Tataren überfallen, beraubt und inſgeſammt niedergemacht. Eine zweite Schaar kam biß an die Wolga bei Saratow; dort aber wurde ihr der Weg von Koſakenpikets verlegt; man trieb ſie mit vorgeſtreckten Piſten in die alten Niederlaſſungen zurück.

Von nun ab wurden alle Anſiedler zur Arbeit angehalten, und gar bald ſtellte ſich der Segen dieſes behördlichen Zwanges ein. Die Wirral löſte ſich in ein harmoniſches Ganze auf. Die Arbeit verhalf vielen Anſiedlern in kurzer Zeit zu bedeutendem Wohlſtande. Es wurde Zucht und gute Aufſicht gehandhabt und ſo iſt es geblieben biß auf den Tag. Wer heute die ſchönen, reinlichen, meiſt ſtadtähnlichen Dörfer mit ihren fleißigen Bewohnern ſieht, kann als Deutſcher ſeine Freude daran haben. Von den anderen Völkern aber halten ſich die deutſchen Coloniften ferne. Mit den Ruſſen haben ſie nie in freundschaftlichen Beziehungen gelebt, den Kirgiſen gegenüber wurden ſie erſt in ſpäterer Zeit entgegenkommender. Die Ueberlieferung hatte ſie in böſer Erinnerung erhalten. Man wußte noch von jenem Paſtor Wernborner, dem erſten Prieſter von Katharinenſtadt, welchem die Kirgiſen die Zunge abgeſchnitten hatten; man hatte auch die Leidensgeſchichte ihrer Vorfahren nicht vergeſſen, die zu Hunderten von den Kirgiſen geköpft, geſpießt und von Pferden zerſtampft oder in den angeſchwollenen Steppenbächen eräuſt wurden. Heute treiben Deutſche und Kirgiſen miteinander in friedlicher Weiſe Viehhandel. Vorſicht iſt aber noch immer am Plage, da die räuberiſchen Steppenjöhne nach wie vor ſchwunghaft den Pferdediahl betreiben.

Samara iſt deſhalb von Wichtigkeit, weil es an der Eiſenbahnlinie Petersburg-Moſkau-Drenburg liegt. Letztere Stadt iſt dermalen die öſtlichſte Bahnſtation auf europäiſchem Boden. Am Südjuße des Ural und am gleichnamigen



Flusse gelegen, wird sie früher oder später den Ausgangspunkt jenes großen Schienenweges bilden, der durch die ehemaligen Steppenchanate von Mittelasien bis an die Thore Indiens führen wird. Von Orenburg bis Taschkent sind drei Varianten dieser Zukunftsbahn in Betracht gezogen worden: eine westliche über die Mugahdjargebirge, eine mittlere der Postroute entlang durch die Wüste Karakum im Nordosten des Aralsees nach Kasalinsk am Sir Darja, und eine dritte östlichere Linie, welche sich von Orenburg gegen Orsk erstrecken würde.

Die bereits bestehende Bahn bis Orenburg, überschreitet unterhalb Samara, bei Syzran, die Wolga. Es ist dies die einzige Eisenbahnbrücke über die Wolga. In technischer Beziehung ist sie unzweifelhaft eine der großartigsten Anlagen dieser Art. Sie hat eine Länge von über 10 Kilometern und ist sonach weit aus die längste Brücke der Welt. Zwar ist die Breite der Wolga bei niederstem Wasserstande bei Syzran nur 1500 Meter; aber im Frühjahr steigt der Strom rasch um ungefähr 16 Meter. Auf dem linken Ufer erstreckt sich dann das Ueberschwemmungsgebiet 3 Kilometer weit, während das hügelige rechte Ufer von den Hochfluten nicht erreicht wird. Der erstere Umstand erklärt, weshalb die Wolgabücke um 8 Kilometer länger gemacht werden mußte, als die normale Breite des Stromes beträgt.

Die Strombrücke besteht aus Gitterröhren, welche von Pfeiler zu Pfeiler, deren es 11 gibt, spannen. Die Pfeiler stehen auf Entfernungen von 111 Meter von einander und ragen bei niederem Wasserstande 24 Meter über den Stromspiegel. In Anbetracht der enormen Wassermenge, welche die Wolga zur Zeit der Schneeschmelze führt, und des großartigen Eisganges wegen, mußten die Brückenpfeiler durchwegs aus finnländischem Granit hergestellt werden. Auch die Fundamentirung der Pfeiler verursachte erhebliche Schwierigkeiten, die durch Aufwand von Energie und Kenntnissen erfolgreich überwunden wurden.

Der Erbauer dieser Brücke ist der russische Oberingenieur Beresin. Die Baumethode, zumal des Aufsetzens der Gitterröhren auf je zwei Pfeiler, war eine ganz neue und originelle. Es wurde eine Anzahl großer Kähne mit ihren Vordseiten aneinandergedoppelt und in jedem derselben zwei Dampfpumpen aufgestellt. Die Kähne bildeten die Basis eines mächtigen, 24 Meter hohen Balkengerüstes, das jede einzelne Gitterröhre am Ufer aufnahm, und dann gewisser-

maßen als schwimmendes Dock, an Ort und Stelle, d. h. zwischen die an die Reihe kommenden zwei Pfeiler, brachte. Stand die Gitterröhre genau über den beiden Widerlagern, so traten die Dampfpumpen in den Rähnen in Thätigkeit, um das schwimmende Gerüst zum Niedersinken zu bringen, bis das Gitterrohr auf die Pfeiler zum Aufruh'n kam. Alsdann konnte das schwimmende Gerüst unter dem Brückensfelde hinwegremorquirt, und nach Auspumpen des Wassers aus den Rähnen wieder auf die nothwendige Höhe über Wasser gebracht werden, um ein weiteres Gitterrohr aufzunehmen und dasselbe zwischen die nächsten zwei Pfeiler zu bringen. Die Arbeit war langwierig und mitunter nicht ganz gefahrlos. Energie und Scharfsinn aber vermochten allen Hemmnissen und Verzögerungen zu troh'n, bis das großartige Werk vollendet wurde. Wir dürfen in demselben einen ohne Beispiel dastehenden Triumph der modernen Brückentechnik erblicken. . . .

Unterhalb Syzran ist die nächst bedeutende Stadt an der Wolga Saratow, mit fast 87.000 Einwohnern. Hier blühen Industrie und Handel, wie in wenigen Städten Rußlands. Die Stadt hat schöne breite Straßen mit soliden Steinbauten, darunter Palästen, aber auch viele Holzhäuser. Als Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, das eines der ertragsreichsten Getreideprovinzen des russischen Reiches ist, bildet es den Mittelpunkt des Getreidehandels an der mittleren Wolga. Weiter stromab ist Kampschin zu erwähnen, der Stapelplatz für das Salz, das in dem nahen Eltonsee gewonnen wird.

Bei Zarizin ändern sich nicht allein die Landschaftsbilder, sondern auch der Charakter der Wolga. Hier spaltet sich der Riesenstrom in zwei, fortan getrennte Flußläufe, welche noch immer einen Weg von 375 Kilometer (50 deutsche Meilen) zurückzulegen haben, um das Kaspimeer bei Astrachan zu erreichen. Das ganze Gebiet der unteren Wolga ist Steppen-, theilweise auch Sumpfland. Zahlreich sind die Wasserarme, welche die beiden Parallelströme (der neugebildete, östliche, heißt Achtuba) miteinander verbinden. Die letzten zwanzig Meilen des Stromlaufes liegen bereits unter dem Meeresspiegel, denn die kaspiische Depression erstreckt sich noch auf bedeutende Flächen des Küstenlandes, der Kalmükten- und Kirgisensteppe. Bei Zarizin nähert sich die Wolga, wie bereits mehrmals erwähnt, bis auf 60 Meilen dem Don. Schon Selim III. war diese Thatsache bekannt, denn er ließ seine Flotte den Don heraufsteuern und erließ den Befehl,





Russisches Dorf an der Wolga.





zwischen beiden Strömen einen Canal zu graben, um in das Kaspimeer eindringen zu können. Die Idee einer Canalverbindung dieser Art griffen späterhin auch Peter der Große und Alexander I. auf. Letzterer hatte mit Napoleon I. den abenteuerlichen Plan entworfen, mit Hilfe eines solchen Canals 80.000 Russen und Franzosen an das Südufer des Kaspimeeres zu werfen und von hier aus die britische Herrschaft in Indien zu bedrohen. Es kam aber anders und bald hierauf hatte sich Rußland der eindringenden Franzosen zu erwehren. . . . Knapp unterhalb Zarizin befindet sich Sarepta mit einer 1765 gegründeten blühenden Herrnhuter-Colonie.

An der ganzen unteren Wolga, einschließlich Astrachans, bildet der Fischfang den Haupterwerbszweig der Bewohner. Die Wolga ist der fischreichste Fluß im ganzen russischen Reiche, und der Fischfang kann nirgends in solchem Umfange betrieben werden, wie in der Nähe der Wolga-Mündung. Alte Leute erzählen, daß in früheren Zeiten selbst Kinder an den Ufern des Stromes ohne alle Schwierigkeit mit den Händen Fische aus dem Wasser ziehen konnten. Damals blieben nach jedem Hochwasser ungeheure Mengen von Fischen an den Ufern zurück, eine willkommene Beute der Zugvögel, die sich in dichten Schaaren einfanden, um sich für die Weiterreise durch die Wüsten Mittelasiens zu stärken. Der Hauptfisch der Wolga ist der Stör, dessen größte Exemplare bis 40 Pud schwer sind.

In Astrachan werden alljährlich gegen 10 Millionen Stück Fische gefangen, welche an Caviar bis 40.000, an Thran bis 200 Pud liefern, was einer Einnahme von ungefähr 10 Millionen Rubel gleichkommt. In neuerer Zeit sind die Preise der Fische bedeutend gestiegen; es gab aber eine Zeit, und das ist nicht lange her, in welcher man das Pfund Caviar für 6 Kopcken (etwa 20 Pfennige) erhielt. Eine ganze Wagenladung kleiner Fische kostete damals — zwei Kopcken! Das ist heute freilich anders. Er wird behauptet, daß die Dampfschiffahrt die Ursache der Verminderung des Fischreichthums sei. Wichtig dürfte sein, daß sich die Zahl der Fischer vermehrt hat und die Nachfrage eine größere wurde. Astrachan bildet dormalen den Hauptstapelplatz für den Handel mit Wolgafischen und der Export erstreckt sich nicht nur auf den größten Theil des russischen Reiches, sondern auch — zumal was den Caviar betrifft — auf Kleinasien, die Türkei und Westeuropa.

Der Stör- (und Hausenfang) wird in nachfolgender Weise bewirkt. Jede Fischerstation hat verschiedene Arten von Fahrzeugen, welche den Verticlichkeiten des Stromes und der Fangmethode entsprechen. Man zieht den Fisch ins Boot, wo er sogleich aufgeschlitzt und gereinigt wird. Am Lande bringt man ihn in die Magazine, welche kellerartige Vertiefungen haben; in diesen stehen viele Kübel mit starker Salzlacke, welche über den Fisch gegossen wird. Alle Zwischenräume sind mit Eis ausgefüllt und aus diesem Grunde herrscht in den Lageräumen meist eine empfindliche Kälte. Im Sommer wird nicht gefischt. Für die beste Fischzeit gilt der Herbst, weil er den reichsten Ertrag an Rogen, also an Caviar, liefert. Man benützt beim Fange theils Netze, theils lange und starke Grundleinen. Alle Vorrichtungen müssen sehr dauerhaft und fest sein, denn es ist nichts seltenes, daß Fische von 4 bis 5 Meter Länge anbeißen.

Großen Stören pflegt man sofort nach dem Aufzuge den Kopf einzuschlagen. Aus dem Rückenerv bereiten die Russen Pasteten, die für einen Leckerbissen gelten. Das ganze Abschachten nimmt kaum eine Viertelstunde Zeit in Anspruch und fast eben so rasch ist die Procedur der Caviar-Bereitung beendet. Man bedient sich hiezu eines großen Haarsiebes, um den Rogen von Haut und Abern zu sondern, wirft denselben in Eimer und läßt ihn dort etwa drei Viertelstunden in einer Salzlacke abstehen, worauf letztere abgelassen wird. Nun verpackt man den Caviar in die weltbekannten kleinen weißen Fäßchen; das ist der zum Export bestimmte Caviar; der frische hält sich nicht lange und wird meist in Astrachan verbraucht.

Das Fleisch des Fisches bringt man in große Eismagazine, wo es zwölf Stunden in Salzlacken liegen bleibt. Daß dieser Fischereibetrieb sehr einträglich ist, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Wie man in Amerika von »Baumwollkönigen«, auf Java von »Pfefferfürsten« spricht, ist in Rußland die Bezeichnung »Caviarprinz« geläufig geworden. Viele Pächter der Wolgafischerei sind Millionäre geworden und bewohnen in Astrachan oder Tiflis prachtvolle Paläste. Im Handel kennt man zwei Hauptsorten von Caviar: »Preßcaviar« ist stark gesalzen und vollkommen von der Lacke befreit, »Fließender Caviar« dagegen ist mäßig gesalzen und mit feiner Lacke vermenget. Astrachan liefert die »großkörnige« Sorte des Caviars (zum Unterschiede von der Hamburger »kleinkörnigen«). Beiläufig wollen wir bemerken, daß der Hausen einen weit besseren Caviar liefert, als der Stör.



Daß die Caviarbereitung ein ungeheurerer Vandalismus ist, leuchtet selbst dem Laien auf den ersten Blick ein. Man schätzt beispielsweise die Roggenmenge bei einem großen Haufen auf circa 3 Millionen Eier im Gewichte von 800 Pfund. Da nun Rußland allein jährlich bei 800.000 Centner Caviar ausführt, so entspricht diese Menge ungefähr 3000 Millionen Eiern, welche für die Fortpflanzung verloren gehen.

Die Fischerei in den Wintermonaten wird in anderer Weise betrieben, als der Herbstfang. Beim Eintritt des strengen Frostes verläßt der Fisch die seichten Gewässer und sucht tiefere Stellen auf, welche man sich genau merkt. Gegen Ende November erhält die Wolga eine dünne Eisdecke, welche aber die Fischer nicht verhindert, sich bis an solche Punkte hinzuarbeiten, an denen, der Strömung wegen, sich noch kein Eis bilden konnte. Sie umhüllen sich den Kopf mit dunklem Zeug, beobachten den Fisch und die Art wie er zieht, und merken sich die Stellen, wo er sich ruhig verhält. Das Alles ist den Fischern hinterher von Nutzen, denn wenn im December die Eisbildung vollendet ist, gehen sie zu jenen Stellen und harpuniren.

Der eigentliche Winterfang beginnt aber erst im Januar. Dann können auf dem Strome Schlitten ohne Gefahr verkehren. Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, so wählen die Fischer unter sich einen »Hetman«, welcher von diesem Augenblicke an die Aufsicht über den Fang ausübt, Tag und Stunde des Beginnes der Fischerei bestimmt und die Geräthschaften in Ordnung bringen läßt. Den einzelnen Fischern werden verschiedene Löcher zum Fange angewiesen, an denen sie mit sehr einfachen Werkzeugen arbeiten. Am Ende einer Stange befindet sich ein gekrümmtes Eisen, das als Harpune dient. Dazu kommt ein kurzer Stoc mit einigen Haken, mittelst welchen man die Fische von der Harpune herabholt. Endlich sind Hacken, Hebel und Schaufel nöthig, um in das Eis Löcher zu schlagen und die Trümmer zu entfernen.

Am Tage der Eröffnung des Fischfanges versammelt sich das Volk massenhaft am Ufer. Die Fischer spielen hiebei selbstverständlich der Hauptrolle; sie haben ihre Frauen und Kinder bei sich. Handelsleute halten Markt. Auch kommen Aufkäufer, um sich im Vorhinein eines Theiles der Beute zu vergewissern. Am Ufer stehen weit und breit Schlitten in großer Anzahl, und es herrscht ein unbeschreibliches Gedränge. Das lärmende Volk sucht — wie nicht anders zu

erwarten — Stärkung für die bevorstehende Arbeit und zwar in Gestalt riesiger Branntweinemengen. Es folgen brüderliche Umarmungen, Gewehrsalven, Tanz und Musik: Lustbarkeiten, die die ganze Nacht hindurch währen. Ist der Morgen hereingebrochen, so harret Alles des Zeichens, das der Hetman zu geben hat, der sich aber keineswegs beeilt, sondern gemächlich Umschau hält, ob auch alle Leute versammelt, an ihren bestimmten Plätzen sind und die Geräthschaften in ordnungsmäßigen Zustand gebracht haben.



Astrachan.

Endlich erfolgt das ersehnte Zeichen und nun stürzt die versammelte Menschenmenge in wilder Verwirrung unter Schwüren und Flüchen bis ans Eis. Nach langem Toben gelingt es schließlich, daß jeder den ihm vorgezeichneten Platz erhält, dadurch kommt Ordnung in das Ganze. Die Fischer gehen an ihr Werk, stoßen eine Menge von Löchern von 2 bis 3 Fuß Durchmesser ins Eis und arbeiten mit den Stangenharpunen. Plötzlich tritt allgemeine Stille ein. Jeder Fischer steht regungslos vor seinem Fangloche und harret des Augenblickes, wo ein Fisch unterhalb der Oeffnung sich zeigt. Die Harpune saust hinab und nun



wird das schwere Thier mit Zuhilfenahme des früher erwähnten Hakenstockes, dessen sich der Gehilfe des Fischers bedient, aufs Eis gezogen, was häufig harte Arbeit kostet.



Bettler aus Astrachan.

Sofort sind auch die Speculanten am Platze. Ihre Diener haben bereits vorher auf dem Eise Hütten aus Rindsfellen hergestellt, Caviarfäßchen und Salz in Bereitschaft gesetzt. Das Eis kracht unter der Last der vielen Menschen und ist alsbald mit großen Blutlachen überschwemmt. Zwischen den zahlreichen lärmenden Gruppen schreitet der Hetman auf und nieder, und wenn der Haber

irgendwo allzu heftig wird, wettet er mit seiner Rute drein und schafft Frieden. Ab und zu geschieht, wie nicht anders zu denken, auch ein Unglück; daß Fischer ins Eis einbrechen oder in die offenen Löcher stürzen, ereignet sich häufig genug. Erst gegen Abend werden die Fangplätze verlassen. Die Beute wird eingebracht und die Fischer begeben sich zur Ruhe. Am nächsten Tage spielen sich all die geschilderten Scenen wieder an einer anderen Uferstelle ab.

Oberhalb Astrachan hat die Wolga während des Hochwassers eine Breite von 50 Kilometer. Das ganze breite Thal ist ein See, die Stadt selber liegt an der Wurzel des Deltas, auf einer rings vom Wasser umflossenen Insel, 60 Kilometer von der Mündung, beziehungsweise vom Rande des Deltas, entfernt. Als ehemalige Hauptstadt des gleichnamigen Khanats war Astrachan eine der berühmtesten Städte im Bereiche des Islams und führte damals den stolzen Titel »Stern der Wüste«. Ihren Ruf verdankte sie in erster Linie ihrer Bedeutung als Handelsemporium, der indeß bald verloren ging, als durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien, der südasiatische und zum Theil auch der mittelasiatische Handel in andere Bahnen gelenkt wurde. Die Bevölkerung der heutigen Stadt, welche auf circa 58.000 Seelen beziffert wird, ist ein buntes Gemisch von Russen, Tataren, Kirgisen, Kalmüken, Persern, Armeniern, Griechen und angesiedelten Europäern. Die zahlreichen Kirchen, die schönen Gärten, die Weinberge, die großen Vorstädte, der Kreml, um welchen sich die sogenannte »weiße Stadt« ausbreitet: dies Alles vereinigt sich zu einem malerischen Bilde, das den Ankommenden beim ersten Anblick mächtig fesselt.

Besieht man die Stadt näher, dann freilich findet man nicht alles so, wie man es erwartet hat. Sie ist nicht gepflastert, was zur Folge hat, daß alle Straßen im Winter in Roth sich auflösen, dichte Staubwolken im Sommer den Aufenthalt im Freien verleiden. Auch die Moskitos, welche sich in ganzen Wolken einfinden, sind wahrlich keine Annehmlichkeit. Zudem ist das Klima excessiv; im Sommer steigt die Temperatur weit über 30° R. im Schatten, während sie im Winter bis auf den Gefrierpunkt des Quecksilbers herabsinkt. Die strenge Kälte wird noch empfindlicher durch die orkanartigen Nordoststürme, welche aus den Einöden Sibiriens kommen. Kurz, Astrachan ist eine der ungefundesten Städte der Erde und mancher Europäer, der sich nicht zu acclimatistren vermochte, hat in ihr ein frühes Grab gefunden.



Gleichwohl ist Astrachan eine wichtige Stadt und hat noch eine große Zukunft vor sich. Sie wird einst das New-Orleans der Wolga werden, wenn die asiatischen Bahnen vollendet und Rußland seine Herrschaft im südwestlichen Centralasien gefestigt haben wird. Schon dormalen ist der Handel bedeutend. Ungefähr tausend Schiffe laufen jährlich die Wolga-Mündungen an und ihre Fracht repräsentirt einen Werth von circa 6 Millionen Rubel. Leider hindern die vielen Untiefen und die Versandungen in den Mündungsarmen die Entwicklung der Schiffahrt. Die großen Dampfer, welche den Verkehr zwischen Astrachan und den übrigen hervorragenden Punkten des Kaspimeeres vermitteln, können nicht in die Wolga einfahren und müssen ihre Fracht an der Hauptmündung des Deltas löschen, wo sie mittelst Lichterschiffen ihrer Bestimmung zugeführt wird. Dennoch ist Astrachan nächst Nischni-Nowgorod die bedeutendste Handelsstadt im Wolgagebiete, ein Ort, wo die Reichthümer zweier Erdtheile in immer noch steigender Menge zusammenfließen und fast alle asiatischen Sprachen gesprochen werden.

Demgemäß gibt sich auch die Physiognomie des Lebens und Treibens in dieser Stadt. Orientalisches tritt unvermittelt neben Europäischem auf. Kirgisen und Kalmüken kommen bis vor die Thore, denn ihre Heerden weiden am Rande der Steppe, wo sie in den Sumpfboden übergeht. Den ungeheueren Ueberschwemmungen in der Umgebung der Stadt ist jene große Fruchtbarkeit zuzuschreiben, die sie auszeichnet. Die Wiesen und Auen sind mit saftigen, dunkelgrünen, reichlich mit Blumen geschmückten Grasflächen bedeckt. Die Gartencultur steht auf hoher Stufe, und wird namentlich von den Armeniern getrieben. Man zieht die feinsten Sorten Äpfel, Birnen, Pflaumen und Kirschchen; die Melonen haben weit und breit den besten Ruf. Die Trauben sind von vorzüglicher Güte und würden einen ausgezeichneten Wein liefern, wenn man hiebei methodisch vorginge. Das Trinkwasser aber ist schlecht. Als man einen artesischen Brunnen bohren wollte, stieß man nicht auf Wasser, sondern auf — Feuer, und anstatt eines Brunnenrohres legte man einen — Gashahn an. . . .

Ein eigenthümliches Bild bietet das Leben und Treiben der um Astrachan wohnenden Kalmüken. Von dem Volke selbst wird im nächsten Abschnitt umständlicher die Rede sein. Das Haupt der Wolga-Kalmüken ist der Fürst Tumen — eigentlich der Name der Dynastie — ein aufgeklärter Mann, dessen

Familienleben fast einen europäischen Anstrich hat. Seine Jurten (so nennt man die Filzzelte der Nomaden) sind inwendig mit Damast ausgeschlagen und den Boden bedecken schwere persische Teppiche. Ein Vorfahre Tumens leistete im Jahre 1812 den Russen Heerfolge und er kam bis Paris, dessen Wunder ihn indeß keineswegs bewogen, auch nur halbwegs zu einem Culturmenschen sich umzuwandeln. Er verblieb, in seine Heimat unfern von Astrachan zurückgekehrt, nach wie vor in seiner Filzjurte und starb im hohen Alter als frommer, dem Buddhismus bis an sein Lebensende ergebener Mann.

Sein Urenkel, der gegenwärtige Fürst, besitzt auch einen Palaß auf einer Insel der Wolga, doch ist dessen Benützung seinen eventuellen Gästen vorbehalten. Selbst die »Damen« Tumens können dem märchenhaft ausgestatteten Bau keinen Geschmack abgewinnen; in ihren Damastjurten leben sie bei Rumys und Thee weit zufriedener, als in den Salons bei kulinarischen Genüssen und rauschender Piano-Musik, die zu Zeiten im Palaße, wenn Gäste anwesend sind, zum Besten gegeben wird. Tumens Gemahlin soll eine geschulte Pianistin sein, doch treibt sie nur in Gegenwart ihrer Gäste Musik. Für gewöhnlich zieht sie die Mandoline des Stepplers dem europäischen Instrumente vor und an schönen Sommerabenden spielt sie nationale Weisen, während die männliche Jugend ihrer Leidenschaft, dem Wettrennen, nachgeht.

Und welch' prächtige Reiter sind diese Wolga-Kalmüken! Ihre Wiege ist der Sattel, oder doch der Korb, welcher an demselben befestigt wird und aus denen die schlitzäugigen Säuglinge munter in die Welt hinausblicken. Mit drei Jahren aber setzt sich der Junge rittlings auf einen Hund oder eine Ziege, zwei, drei Jahre später auf's Pferd, das er vom achten Jahre an gar nicht mehr verläßt. Mit zwölf Jahren aber wagt sich der Kalmüken-Knabe auf den wildesten Hengst. Gilt eines der Thiere für besonders unbändig, dann reizt es in ganz außerordentlichem Grade den jugendlichen Reiter, seine Kunst und seinen Muth zu erproben. Ein Gefährte bringt das Pferd mittelst des Lassos zum Stehen, worauf sich der zweite auf den Rücken des Thieres schwingt und im rasenden Laufe durch die Steppe eilt. Der Ritt an sich würde das Thier freilich nicht bändigen. Der Kalmüke reitet daher nach dem Strome, zwingt das Pferd, denselben zu durchschwimmen, welche Proceedur, zwei-, dreimal wiederholt, in der Regel genügt, den wildesten Renner zur Raison zu bringen. Daß die Nomaden





Karte der  
unteren Wolga

Maßstab 1:3.600.000.

0 50 100  
Kilom.





auf schöne und zahlreiche Pferde große Stücke halten, versteht sich von selbst. Der Kalmükenfürst Tumen soll die Kleinigkeit von 60.000 Pferden besitzen und ganz unschätzbar soll sein übriger Viehstand sein.

Liebt es der Nomade der Wolgasteppe seine Rosse zu tummeln und mit Falken den Silberreihher und den schwarzen Schwan zu jagen, so ist er umso abgeneigter dem Fischfang, der nur von Russen betrieben wird. Im Wolgathale freilich haben die dortigen Kosaken, die sogenannten Astrachanischen Kosaken, den Kalmükien die rationelle Viehzucht abgelauscht und sich dadurch einen verhältnißmäßigen Wohlstand errungen. Die Astrachan'schen Kosaken waren ursprünglich nichts anderes, als ein Ableger der Don'schen Kosaken. Die Kämpfe, welche die letzteren mit den benachbarten Steppenvölkern auszufechten hatten, führten kleinere Schaaren von Kosaken an den östlichen Strom und die Berwegenen siedelten sich sogar an dessen Ufern an. Nach der Eroberung von Astrachan, welche zwei Jahre nach dem Falle von Kasan, also 1554, erfolgte, traten für die Wolga-Kosaken bessere Tage ein. Nicht etwa deshalb, weil sie hinsichtlich ihrer persönlichen Sicherheit aus der neuen Ordnung der Dinge Nutzen zogen, sondern in Folge der reichlichen Beute, welche ihnen die Ueberfälle auf Handelskarawanen einbrachten. Die Kosaken waren sonach keine Schutzwehr gegen die kirgisischen Steppenräuber, wie man annehmen möchte, sondern eine beständige Gefahr für die Kaufleute. Andererseits freilich führten die Kosaken nach wie vor grimmige Kämpfe gegen die Tataren, und das war für die allgemeinen Verhältnisse immerhin ein Gewinn. Zu erwähnen ist auch, daß jener Kosaken-Häuptling Verma Timophejew, welcher im Jahre 1579 mit ungefähr einem halben Tausend Gefährten nach Perm zog und von hier die Eroberung Sibiriens leitete, sein Standquartier unter den Astrachan'schen Kosaken an der Wolga hatte.

Zur Zeit des berühmten Pugatschew'schen Aufstandes, dessen Haupt nach dem Ableben Dimitrijs, des Sohnes Feodors, sich für den Verstorbenen ausgegeben hatte, waren auch die Astrachan'schen Kosaken Parteigänger des »falschen Dimitrij«. In allen Ländern an der Wolga wütheten damals die Rebellen. Mit dem Ende Pugatschews, der mit den Haupträdelsführern am 10. Januar 1775 zu Moskau hingerichtet wurde, griffen auch an der unteren Wolga ruhigere Verhältnisse Platz. Czar Alexei hatte den festen Platz Kamyschin, und Peter der Große die befestigten Linien von Zarizin errichten lassen, um die unruhigen

Kosaken im Zaume zu halten. Zur Besetzung der Befestigungen dienten anfänglich Linientruppen, später wurden dazu Don'sche Kosaken verwendet. Er trat nun ein friedlicher Verkehr ein, indem die Don'schen Kosaken mit ihren Heerden den Sommer über an die Wolga zogen und im Winter wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Ursprünglich (bis 1766) war nur in Astrachan ein Kosaken-Regiment stationirt. Aus diesem nahm man die nöthigen Mannschaften (nebst Familien), um die längst der Wolga bis Saratow neugegründeten Stanitzen zu besetzen. Diese, sieben an der Zahl, waren zugleich Poststationen. Dermalen bildet das »Astrachan'sche Kosakenheer« im Frieden ein Regiment, im Kriege drei Regimenter, zu je 4 Sotnien. Auf der Linie Saratow=Astrachan befinden sich zur Zeit 13 Stanitzen, deren Besatzungen sich vorwiegend mit Viehzucht beschäftigen. Der Viehstand ist sehr bedeutend, die Zahl der Pferde ist auf 12.000 geschätzt. Wie alle Uferbewohner der Wolga beschäftigen sich auch die Kosaken mit Fischfang. Obwohl die Zahl der wehrpflichtigen Kosaken geringfügig ist, beläuft sich die Gesamtbevölkerung dennoch auf 16.000 Seelen. Uniformen, Bewaffnung und Organisation sind jenen der Don'schen Kosaken gleich. Der Ataman ist ein General der Cavallerie, welcher vom Kaiser ernannt wird.

Wir haben weiter oben erwähnt, daß die Wolga bei Zarizin in zwei Arme sich spaltet, welche von einander getrennt, als Parallelströme dem 50 deutsche Meilen entfernten Kaspiemeere zufließen. Obwohl beide Flüsse mannigfach durch Seitenwässer miteinander verschlungen sind, bleibt die Trennung gleichwohl intact und hat der östliche der beiden Flüsse, die Achtuba, eine besondere Mündung. Dort liegt die Stadt Krasnojarsk, welche seinerzeit als Festung erbaut wurde, um den Astrachan'schen Kosaken das Auslaufen in das Kaspiemeer zu verwehren. Sie hatten nämlich, ähnlich den Saporogern und Don'schen Kosaken, neben anderen räuberischen Neigungen auch jene zur Piraterie, die im Kaspiemeer sehr einträglich gewesen sein mochte. Die Wolga herab, konnten die Seefreibeuter das Meer nicht erreichen, da sie an Astrachan vorüber hätten müssen. Bei der Achtuba war dies so lange nicht der Fall, bis man auch die dortige Mündung durch Anlage einer Befestigung sperrete.

Das eigentliche Wolga-Delta beginnt nur wenige Meilen oberhalb Astrachan, also etwa 10 deutsche Meilen von der Mündung des genannten Stromes in das Kaspiemeer; die Gabelung desselben in die Achtuba hingegen



liegt, wie bereits erwähnt, 50 Meilen stromaufwärts und bedingt zwar die Bildung eines durch seine Gestalt und netzförmige Wasserdurchaderung deltaähnlichen Landstriches, der jedoch außer dieser gewissermaßen zufälligen morphologischen Ähnlichkeit keine Uebereinstimmung mit echten Deltabildungen hat. Hier, im Unterlaufe der Wolga, zerfällt also das sogenannte 60 Meilen lange Delta in eine obere durch Erosion losgetrennte und durch Flußeinschnitte mehrfach gegliederte Insel, und eine kleine untere, sich fächerförmig an die Basis dieser letzteren ansetzende echte Deltabildung.

Außer den Armen mit fließendem Wasser, findet man im Wolga-Delta auch ausgetrocknete Betten in großer Zahl, deren sich vielfach verzweigende Rinnen beweisen, daß das Delta einst von einem ungleich complicirteren Netzwerk von Wasseradern durchzogen war, als gegenwärtig. Außerdem haben sich, in Folge des Vorrückens der Wolga-Alluvien, an Stelle früherer Flußarme, die durch Sinkstoffe vom Meere abgeschnitten wurden, im Laufe der Zeit zahlreiche und ergiebige Salzseen gebildet. Sie sind langgestreckt, parallel neben einander gereiht und durch sandige Bugors von einander getrennt. Auch hat man die Beobachtung gemacht, daß bei andauernden heftigen Südostwinden selbst die am meisten befahrene östliche Mündung in so hohem Grade von Sand und Schlamm erfüllt ist, daß die Tiefe des Fahrwassers beträchtlich herabsinkt. Im Jahre 1854 betrug sie in einem solchen Falle nur 1 Meter!

Diese Thatsache beweist, daß die Winde, welche im Bereiche von Astrachan mit außergewöhnlicher Heftigkeit auftreten, beträchtliche Massen von Sinkstoffen in den Mündungsarmen ablagern. Es kommt aber noch etwas anderes dazu. N. G. v. Baer hat nachgewiesen, daß das fortgesetzte Sinken des Kaspimeeres wesentlich zur Vergrößerung des Wolga-Deltas beiträgt. Diese Senkung ist auch gegenwärtig noch nicht zum Abschlusse gelangt, setzt sich vielmehr, wie N. A. Zwafschinzow und Herbert Wood dargethan haben, bis in die neueste Zeit fort. Darauf deutet unter anderm das Hervortreten von Inseln an mehreren Punkten des Beckens hin, so namentlich in der Bucht von Engeli am Südufer, wo mehrere, jetzt schon mit Buschwerk bewachsene, als Weiden dienende Inseln im Laufe der Jahre von 1811 bis 1828 über den Seespiegel hervorgetreten sind, sowie an der Nordostküste, wo ebenfalls fort und fort neue Inseln entstehen. Lenz hat das Sinken des Wasserspiegels in dem Zeitraume 1816 bis 1830 auf

mehr als drei Meter berechnet. Begünstigt durch dieses langsame Zurückweichen der Gewässer des Binnenmeeres, bauen sämtliche Zuflüsse desselben mehr oder minder umfangreiche Deltas auf. So im Norden die Emba, der Ural und die Wolga, an der Westküste der Terek und der Kur, im Süden der Sefidrud, der Görgen und Atrek. An dem östlichen Gestade endlich ist in der von drei Flussbetten durchschnittenen Alluvial-Niederung am Balkan-Bufen das Delta des alten Oxus erhalten. (Nach G. K. Credner, »Die Deltas«.)

Der Raum zwischen der unteren Wolga und dem östlich von ihr strömenden Ural ist, soweit er Steppe ist, Weideland der Kirgisen. Nur der nördliche Theil, jener im Bereiche des Eltonsees, ist unbewohnt. Diese Kirgisen bilden die sogenannte »Innere oder Bukejew'sche Horde« und sie dehnen ihre Wanderungen bis in die Nähe von Zarizin aus und lagern an der Sarpa. Die Zahl der Kaschas (Zurten) in den Nuls wird auf etwa 10.000 geschätzt, was — zwanzig Personen für jedes Zelt gerechnet, eine Gesamtbevölkerung von 200.000 Seelen ergeben würde. Einzelne Striche mit kirgisischen Nomaden befinden sich auch westlich der unteren Wolga und am östlichen Manytsch in Giskaukasien, wo sie Nachbarn der Russen, Kalmüken und Tataren sind.

Das Gesamtverbreitungsgebiet der Kirgisen, welche weitaus das zahlreichste Volk türkischer Rasse sind, erstreckt sich von der Wolga bis tief nach Hoch- und Mittelasien hinein und umfaßt einen Erdraum von mindestens 40.000 deutschen Geviertmeilen. Man theilt die Kirgisen, die auf asiatischem Boden siedeln, in drei Horden ein; die »kleine Horde« reicht vom Uralflusse bis zum Syr Darja, die »mittlere« von Dmsk bis zum Balkaschsee, indem sie sich auch über das Gebiet von Semipalatinsk und des oberen Irtytsch erstreckt; die »große Horde« nomadisirt zwischen dem Balkaschsee und dem Issikul.

Die Kirgisen nennen sich selber: »Sara-Kaisak«, d. h. Kosaken der Steppe oder auch Kirgis-Kaisaken. In den frühesten Zeiten sollen die Kirgisen am Ufer des Ikrani in der Nähe der chinesischen Mauer gewohnt haben, von wo sie mit den Mongol-Tataren nach dem Westen auswanderten. Zur Zeit der Eroberung von Sibirien siedelten sie am Jenissei, wo sie von den Russen unterworfen wurden. Durch Kalmüken bedrängt, wurden sie weiter bis an den Ob geschoben und von da immer weiter nach Süden und Westen. Die östlichen Kirgisen werden »Schwarze Kirgisen« genannt. Sie hausen zum Theile in der Dsungarei und



in Turkestan, im östlichen Altai und in den Berggegenden der Syrquellen und dürfen als die eigentlichen, echten Kirgisen angesehen werden. Sie sind die einzigen, welche sich selbst »Kirgis« nennen, während die anderen oder Kirgis-



Kirgizin.

Kaiffaken sich selber immer nur »Kaiffak« nannten; die Bezeichnung als Kirgisen verdanken sie den Kosaken, welche diesen Namen, nachdem sie die echten Kirgisen kennen gelernt hatten, auch auf die Kaiffaken anwendeten.

Die Kirgisen sind noch immer ein Nomadenvolk. Zwar ziehen sie heute nicht mehr in großen Horden umher; wenn aber einzelne oder mehrere Familien

ihre Lagerplätze wechseln, ereignet es sich häufig, daß sie auf der Wanderung wieder mit anderen zusammentreffen und dann eine Zeit lang vereint an einem Orte verbleiben. Dieser mobilen Lebensweise entsprechend ist auch das Heim des Kirgisen, die »Kascha«. Das Modell ist bei allen asiatischen Steppenvölkern das gleiche — die Dwa des Turkmenen, die Jurta des Kalmüken, die Kascha des Kirgisen gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Ein solches Zelt besteht aus einem zehn bis fünfzehn Fuß hohen Holzgerippe, das einen Flächenraum von circa zehn bis zwanzig Quadratmeter bedeckt; das Stabgerüste wird fest verschnürt und dann mit zolldicken Filzdecken eingedeckt. Im Winter, der in der Steppe äußerst streng ist, werden mehrere solcher Filzlager verwendet und das Zelt überdies ringsum, wo es am Boden aufsteht, mit einer gestampften Schneeschichte hermetisch abgeschlossen.

Daß das Leben in der Steppe keine große Abwechslung bieten kann, versteht sich von selbst. Dies gilt besonders für die Winterszeit, in der die einzelnen Familien ihre Kaschas kaum verlassen und Alles die langen Tage in Dunst, Rauch und Schmutz verbringt. Dann ergeht es namentlich den Heerden schlimm, die gezwungen sind, sich das Futter unter der Schneeschichte zu suchen, und überhaupt weder gewartet noch gepflegt werden. Eine große Zahl der Pferde und Schafe fällt daher der Kälte zum Opfer. Im Sommer besteht die ganze Abwechslung im täglichen Leben der Kirgisen darin, daß die Heerden, welche Abends von der Weide heimkommen, von den Bewohnern des Auls (Dorfes), namentlich von der Jugend, unter tollem Geschrei empfangen werden. Die Frauen zeigen sich besonders geschäftig, indem sie mit Melkkübeln und Schalen klappern, zu den Stuten und Kameelen eilen und die Kinder auffordern, die Füllen und Kälber einzufangen.

Nach gethaner Arbeit thut sich Alles, Jung und Alt am Kumys gütlich. Das Kumys ist, wie man weiß, in Gährung übergegangene Stutenmilch. Die Kirgisen vertragen große Quantitäten von diesem berausenden Getränke, dem sie oft stundenlange zusprechen. Während der Europäer höchstens ein volles Glas hinunterbringt, consumirt der Steppler mit Leichtigkeit das Zehnfache. Selbstverständlich betheiligen sich auch die Frauen und Kinder an dem allgemeinen Trunke, und die Folge solcher allgemeiner Schlemmerei ist, daß Alles im berauschten Zustande in der Kascha herumliegt und den nächsten Morgen erwartet. Dann findet der



Auszug der Heerden aus dem Aul wieder unter ähnlichem Geschrei und Kinderjubiläum statt, wie der abendliche Heimtrieb.

Die Kirgisen wechseln zweimal im Jahre ihre Lagerorte; einmal mit dem Einbruche der kalten Jahreszeit, wo sie ihre ständigen Winterlager auffuchen, das anderemal zu Sommers Anfang, wo es nach den Weideplätzen geht. Der Platzwechsel pflegt nicht allemal sang- und klanglos stattzufinden, denn wenn es nur immer angeht, verbindet man mit dem Acte des Ueberfiedelns eine kleine Feierlichkeit, zu der die Frauen bunt aufgeputzt und in farbenschillernde chinesische Gewänder gehüllt, hoch zu Roß erscheinen. Uebrigens reitet bei den Kirgisen Alles, die Frauen immer rittlings, die Kinder, in großen Filztiefeln steckend, auf dem Rücken der Kälber. So geht es durch die unbegrenzte Steppe: die hochbepackten Kameele, unter schweren Lasten wankend und schwankend, die Reiter und Reiterinnen und zuletzt die Hirten mit ihren unübersehbaren Heerden. Augenzeugen schildern dieses bewegte Bild inmitten der sonnigen, und bei aller Eintönigkeit mit einem schwermüthigen poetischen Reiz bedachten Steppe als höchst farbig und überaus malerisch.

Da die Kirgisen Mohammedaner sind, herrscht auch bei ihnen der Brauch, daß der Vater vollkommen freies Verfügungsrecht über seine Töchter besitzt. Wenn daher der junge Mann freit, so hat er sich mit dem Vater der Erwählten in Verbindung zu setzen, um die Höhe des Kaufpreises zu vereinbaren, der fast immer aus einer Anzahl von Kameelen, Pferden, Schafen oder Kindern besteht. Ist eine Verständigung erzielt, so obliegt es dem Mollah, den Pact zu segnen und Gottes Beistand zu erflehen. Damit ist der erste Theil der Formlichkeiten erledigt. Der Bräutigam darf nun seine Braut in ihrer Kascha auffuchen, und wird zu diesem Ende ein besonderer, durch Seidenvorhänge oder minder wertvolle Tücher abgeschlossener Raum hergerichtet.

Mit Beginn des bräutlichen Verkehrs hat der Vater des Bräutigams mindestens die Hälfte des bedungenen »Kalyms« (Kaufpreises) zu entrichten; die zweite Hälfte folgt nach geschlossenem Ehebunde. Wenn sich der Jüngling dazu entschließt, das Mädchen seiner Wahl zu entführen, so wird darüber kein besonderes Aufhebens gemacht, doch muß die Zusendung des Kalyms ehestens erfolgen, soll der Zwischenfall nicht schlimme Folgen nach sich ziehen. Bei Trennungen, das heißt, wenn der Gatte seine Frau wieder ihren Eltern zurück ins

Haus sendet, fällt der Kalym der Geschiedenen als unbestreitbares Eigenthum zu.

Wenn ein Mädchen am Verlobungstage sich schmückt, kostet ihm dies in der Regel nicht wenig Mühe und Sorgfalt. Welch' ein Kram von farbigen Lappen — freilich oft solcher aus echter bitharejischer Seide — von Bändern Korallen, Glasperlen, Münzen, der Hauptkleidungsstücke gar nicht zu gedenken! Da ist zuvörderst das helle Beinkleid, das in tadellos geformten gelben oder grünen Stiefeln steckt. Darüber ein »Kalat« von bunter Seide, alsdann ein Sammtjäckchen mit rothen Tuchstreifen ausgeschlagen, eine Pelzmütze mit blinkenden Glasperlen oder Silberknöpfen. Die Stirne umspannt ein mit Goldstickereien oder Korallen geziertes Sammtband. Den Kopf umhüllt der weiße Schleier, und in die Haare, in denen sich immer »Einlagen« aus Kopfhautflechten befinden müssen, sind farbige Bänder mit Münzenanhängeln geflochten.

Ueberhaupt ist bunter Tand sehr beliebt. Nur ältere Frauen legen einfarbig graue Kalats an. Den Kopf umhüllt häufig, wenn auch nicht immer, ein sackartiger Schleier, der, nach vorne und rückwärts in je einen Zipfel endend, auch das Gesicht vollkommen verdeckt, die Augen ausgenommen, für welche zwei Oeffnungen frei bleiben. Wenn die Kirgisinnen moslimischen Männern begegnen, verhüllen sie sich rasch, wenigstens in den Städten. Europäern gegenüber aber sind sie etwas toleranter. Man sollte nicht glauben, mit wie viel Grazie diese rohen Naturkinder mit dem Schleier zu hantiren verstehen. Auch ist ihre Geschicklichkeit zu bewundern, mit der sie den Schleier gegebenen Falls unauffällig zu lüften und ebenso wieder vor das Gesicht zu schieben verstehen, wenn Unberufene sich in der Nähe zeigen.

Die Kirgisien sind im allgemeinen keine schöne Rasse. Auffällig aber ist die helle Hautfarbe, der schlanke Wuchs und die wohlproportionirten Formen. Unschön ist vorwiegend das Gesicht; die Augen liegen tief und sind geschlitt, ihre Jochbeine sind dick und breit. Die Frauen sind hübscher und zarter. Außergewöhnlich häßlich sind die Mischlinge aus der Kreuzung mit Kalmüken. Die Kirgisien erreichen im Durchschnitt ein hohes Alter, Haar und Bart bleichen kaum, und Krankheiten sind selten, was dem gesunden Steppenklime zuzuschreiben ist. Die Stimme der Frauen ist meist ein Contra-Alt von metallischem Klange,



sehr wohlklingend und angenehm. Das kommt sehr dem Gesange zu Gute, der mit Vorliebe gepflegt wird. An Vorrath von zahlreichen Liedern fehlt es nicht, aber sie sind außerordentlich eintönig und melancholisch, ein getreuer Widerhall der monotonen Steppe.

Und diese Steppe: was bietet sie dem, um seine Existenz so wenig besorgten Völkchen? Dem Fernestehenden mag es unbegreiflich erscheinen, wie solche unbegrenzte Einöden, in denen die Sinne keine Beschäftigung finden, irgend eine Abwechslung bieten können. Und dennoch ist die Steppe reich an solcher. In großen Zügen ist es freilich immer dasselbe Bild, zum Mindesten derselbe Schauplatz, auf welchem eben der vorerwähnte Wechsel vor sich geht. Damit haben wir die Art der Abwechslung bereits angedeutet: sie betrifft die einzelnen Jahreszeiten. Gerade in Gebieten mit excessivem continentalen Klima fehlt es nicht an Gegensätzen, die indeß keineswegs der Vermittelung entbehren. Wir gedenken zuvörderst des Winters, von dem, unter analogen Verhältnissen, bereits an anderer Stelle — gelegentlich unserer Mittheilungen über Südrußland — die Rede war. In dieser Richtung haben wir nichts nachzutragen. Schneefälle, eisige Stürme, Wirbelorkane, welche ganze Heerden in den Tod treiben, grimmige Kälte: damit ist der Winter gekennzeichnet.

In dieser Zeit kommt der Steppler — und wir meinen damit nicht blos den Nomaden, sondern auch die seßhafte russische Bevölkerung zwischen Don und Wolga und an den Ufern beider Ströme — selten aus seinen vier Pfählen. Der Nomade verbringt Tage und Wochen in seinem Filzzelte, der Bauer macht es sich nach Thunlichkeit in seinem Holzbau bequem. Aller Handel und Wandel steht still. Nur in den Ortschaften, welche an den Hauptverkehrswegen liegen, bringt die Ankunft des Postschlittens einiges Leben. Diesen aber ergeht es mitunter schlimm. Sie sind allen Gefahren des Winters ausgesetzt und wohl auch den Angriffen von Wölfen, welche ungeheurere Strecken zurücklegen, um ihre Beute zu holen, wo es sich eben trifft. Zuweilen kommen die ungebetenen Gäste, wenn sie der Hunger dazu treibt, auch in die Nähe der Niederlassungen, wo ihnen nach Kräften nachgestellt wird. Man legt den Raubthieren Fallen, die freilich ihre Wirksamkeit mehr und mehr verlieren, je länger sie angewendet werden. Weil der Köder, welcher sich unmittelbar an der Falle befindet, die Wölfe gewitzigt hat, und der Fang selten gelingt, pflegt man den Köder frei

auf eine vom Schnee befreite Erhöhung zu legen, um das Raubthier zu überzeugen, daß es nichts zu befürchten hat. Gleichzeitig aber stellt man rings um den Köder eine größere Zahl von Fallen im Kreise und unter dem Schnee verborgen auf. Der Wolf findet sich ein und heult tagelang vor Hunger, ohne sich an den Bissen zu wagen. Allmählig schleicht er näher, umkreist den Köder, bewegt sich vorsichtig kreuz und quer, bis er mit irgend einer der vielen Fallen in Berührung kommt und gefangen ist.

Das Schlimmste am Steppenwinter ist dessen unerträgliche Länge und Gleichmäßigkeit in Bezug auf Temperatur und Schneelage. Man begreift demnach, daß die Veränderungen, welche die ersten warmen Frühlingstage in dieser starren Welt hervorrufen, für die vereinsamten Steppenkinder ein Ereigniß von größter Bedeutung ist. Mit der Schneeschmelze wird auch der eingefrorene Mensch ein Anderer. Jede Veränderung, die um ihn vorgeht, beobachtet er mit größter Aufmerksamkeit und die geringfügigsten Dinge fesseln sein ganzes Interesse. Sein Auge erfreut sich an dem ersten Glimern der Wasser, welche sich zwischen den Schneefelsen zeigen, er lauscht dem Murren der Bäche, wie einer Musik, der er lange entbehren mußte. Den mit der Natur der Steppe nicht Vertrauten, möchte es freilich wundern, was diese Schlammäche, diese plätschernden Pfützen mit ihrer schmutzigen Erdfarbe für einen besonderen Augen- und Ohrenschmaus zu bieten vermögen.

Der Steppler aber weiß, daß dieses Drängen der Wasser, dieses Rauschen und Toben der Beginn eines neuen Lebens ist. Für ihn ist das Erwachen der Natur thatächlich ein Fest, nicht eine conventionelle Redensart wie bei uns. Auch erfolgt der Uebergang viel rascher, als anderwärts. Noch starren die Ströme in Eis, wenn bereits das erste vegetative Leben sich geltend macht. Der Verkehr an den großen Strömen wird schwieriger, da das Eis seine Tragkraft verliert, oder vollends da und dort schon gebrochen ist. Boote können aber noch lange nicht verkehren; man versucht es mit Brettern, die man über gefährliche Stellen legt. Die Post, welche so lange über die Eisdecke fährt, bis sie mindestens einmal eingebrochen ist, bedient sich einer Vorsicht, die darin besteht, daß man die Pferde mittelst langer Stricke vor das Vehikel spannt, um dieserart das Gesamtgewicht des Gefährtes sammt den Pferden auf eine möglichst große Fläche zu vertheilen. Auch die Landwege sind um diese Zeit nicht gefahrlos.



Sie liegen nämlich zumeist unter dem Spiegel des Hochwassers, trotzdem sie auf Dämmen führen. Nur die Pflöcke, welche die Richtung der Straße bezeichnen, ragen über die Flut. In welchem Zustande aber der Weg selber sich befindet, ist dem Blicke gänzlich entzogen. Im Falle einer Abschwemmung oder Unterwaschung, ist eine Katastrophe unvermeidlich. Man muß übrigens den Ortskinn der Kutscher bewundern, welche selbst die Passage inunidirter Dammwege wagen, deren Verlauf durch keine Pflöcke bezeichnet ist.

Unterdessen entwickelt sich die Vegetation rasch. Der Unerfahrene, welcher zum ersten Male einen Steppenwinter mitgemacht hat, erstaunt über die Reichhaltigkeit der aufsprossenden Blumen, deren Existenz unter der monatelangen unveränderlichen Schneedecke er nimmer vermuthet hätte. Besonders die Zwiebelgewächse, darunter wieder die Tulpen, entfalten schon in den ersten Frühlingstagen eine Pracht, welche man anderwärts nicht kennt. So weit das Auge reicht, dehnen sich die gelben und rothen Blütenfelder der Tulpenflora mit der mannigfaltigsten Abwechslung in den Zwischenräumen. Maiglöckchen, Ginster, Rittersporn, Beilschen, Königskerzen breiten einen unübersehbaren Teppich vor den Augen des Beschauers aus. Die Schlehensträucher bedecken sich mit Blüten Schnee, Obstbäume setzen ihre hellen Lichter an.

Man denke sich den Gegensatz zwischen der gefrorenen Schneedecke, den Wirbelstürmen und eisigen Böen zu diesem Sprossen und Keimen, dieser überquellenden Fülle der bislang scheinodten Natur. Man feiert in erhebender Form das Frühlingstfest, indem man zu Wagen, beritten und zu Fuß in die blühenden Ebenen hinauszieht, ausgestattet mit Proviantvorräthen und allen Utensilien, welche Familien-Picnicks unter freiem Himmel erfordern. Nicht Stunden, ganze Tage werden in den Blütenfeldern der Steppe zugebracht. Lieder würzen das Mahl, Spiele füllen die Pausen aus. Anderer heiterer Zeitvertreib stellt sich ein und hochbefriedigt sucht man Abends wieder die Behausungen auf.

Aber auch die nützliche Beschäftigung findet bald ihren Anfang. Während die Nomaden ihre Winterrastplätze verlassen und die Sommerweiden aufsuchen, ziehen die Feldbauern ins Land hinaus, um den Boden zu bestellen. Die Ebene hat auch sonst an Leben gewonnen, das den Ueingeweihten befremdet. Die Vögel freilich waren während des Winters nicht anwesend, sondern sind erst

mit den warmen Tagen eingetroffen. Aber auch der Boden ist mannigfach belebt von Thieren, welche örtlich gebunden sind, und die lange Winterszeit im Schlafe zugebracht haben. Dazu gehören das Springhäschen, die Blindmaus, die Wisamratte und andere kleine Nagethiere. Auch Hasen finden sich ein. In der Höhe jubiliren Lerchen, an den Wassern zeigen sich Wandervögel: Schnepfen, Tauben, Silberreiher, Pelikane. Durch das rasch bis zu Meterhöhe aufsteigende Gras huschen Trappen, flattert der Wiedehopf, schießt die Goldschwalbe mit glänzendem Gefieder. Darüber ziehen Kraniche und Störche und fallen in ihre gewohnten Nistplätze ein.

All' dieser lebendige Wandel, diese Pracht in den Gefilden, dieses Regen und Weben allerorten währt aber nur kurze Zeit, kaum etliche Wochen. Die sommerliche Hitze stellt sich ungemein rasch ein. Der Schmelz der Steppenflora ist bald dahin, alle Blumen verblühen wie ein flüchtiger Traum. An Stelle der Festfreude tritt die harte Arbeit. Und es ist in der That keine Kleinigkeit, bei intensiver Hitze, ohne Schatten, den ganzen Tag der Feldarbeit zu obliegen. Auch die Arbeit der Professionisten, zumal der Zimmerleute und Maurer, welche der Sommer oft aus entlegenen Städten in die Steppendörfer führt, ist eine außergewöhnlich beschwerliche. Dazu kommen Zwischenfälle, die gefährlicher als alle Schrecknisse des Winters sind. Die Sonnenglut hat die Steppenvegetation in kurzer Zeit verdorrt. Das gibt dann Bündstoff in ungeheuren Mengen. Jede Unvorsichtigkeit kann den Brand entfesseln, dem Felder und Gärten, Hab' und Gut zum Opfer fallen. Wenn solche Steppenbrände eintreten, hilft man sich — wie bei Waldbränden — durch Abgrabungen, an welchen das Feuer Halt macht. Wer sich aber weit ab von Haus und Hof befindet, und von einem solchen mit rasender Eile über den Erdboden hinwegsegenden Brande erreicht wird, ist rettungslos verloren. Selbst Reiter haben keine Aussicht zu entrinnen, ausgenommen sie besitzen den Muth, sich den Flammen entgegen zu werfen und sie zu durchbrechen. Ohne mehr oder minder schwere Verletzungen geht es natürlich auch hiebei nicht ab.

Erquickung in der Sommerszeit bringen nur die Abend- und Morgenstunden. Es ist ein besonderer Genuß, in solcher Zeit einen Ritt durch die weite Ebene zu unternehmen. Der Morgen bringt Vogelsang, der Abend traumhafte Stimmung. In der Abendröthe liegen die Weiler und Gehöfte wie dunkle





Козьмеде ан дер унтерен Волга.





Silhouetten auf Goldgrund. Kerzengerade steigen da und dort die Rauchsäulen aufwärts, in der Ferne verwehen einförmige Lieder. In der Erntezeit sind die Abendstunden von besonderem Reiz. Abwechslung bringt auch ein Aufenthalt in klarer Mondnacht an den Ufern der Wolga, wenn der stille breite Strom von Silberschuppen flimmert, die Wasservögel im Schilfdickicht sich locken. Die Majestät des Strombildes paart sich hier mit der Idylle des Thierlebens an den stillen Ufern. Es ist wie ein Geheimniß, das über den Wellen waltet. Im Genuße solchen Zaubers begreift man das sinnige Lied, welches der Sohn dieses Landes anstimmt:

»Mütterlein Wolga, so hold und schön,  
Glockengleich rollt deiner Bogen Getön;  
Grün, wie Gras in der quellichten Gruft,  
Blau, wie des Himmels durchsichtige Luft.  
Die Insel inmitten der losenden Flut,  
Wie hat sie's in deinen Armen so gut!  
Sie duftet, sie grünnet, wenn alles verblüht,  
Wenn rings auf der Steppe die Mittagsluft glüht.«

Die schönste Jahreszeit in der Steppe ist der Herbst. Der Frühling ist ein Erwachen aus der Todesstarre, der Herbst eine Verjüngung nach kurzer Lethargie. Die kühlen Abende und Morgen wirken erquickend, die warmen Tagesstunden gestatten eine Art sommerlichen Nachlebens. Der Frühling war nur ein vorübergehendes Fest, der Sommer eine Zeit der Arbeit. Erst im Herbst, wenn die Ernte eingebracht ist, die Thätigkeit im großen und ganzen ruht, kann der Steppler an das Vergnügen denken. Er unternimmt kleine Reisen, Ausflüge, Besuche. Andererseits kommen auch Gäste, zuweilen von weit her, in die Steppe. Sie kommen zur Cur in die Steppenheilstalten, um beim Genuße von Kumys, kräftigen Nahrungsmitteln und stärkender Steppenluft die kranken Organe zu restituiren. Zerstreungen aller Art füllen die sonnigen Tage aus.

Dazu zählt in erster Linie die Obsternte, welche für den Steppler von großer Bedeutung ist. Namentlich die Ernte der Wassermelone ist für ihn ein Ereigniß. Die Arbuße ist in der ganzen Herbstzeit das »tägliche Brod« des Steppenbewohners. Sie ist von ausgezeichnete Qualität und wird in riesigen Mengen producirt. Von geringerem Werte ist das andere Obst. Die Trauben sind zwar von außergewöhnlicher Süße, doch wird wenig Wein gekeltert. . . .

Ist auch diese Zerstreung vorüber, so ergibt man sich den Vergnügungen der Jagd, zu welcher das reichlich vorhandene Vogelwild an den Strömen Gelegenheit gibt. Erst wenn dieses in wärmere Striche abgezogen ist, die Tage frostiger werden und die heftigen Herbststürme sich einstellen, fühlt der Stepler die Zeit nahen, in welcher er wieder auf seine vier Pfähle beschränkt sein wird, um nach einem scheinbar endlosen freiwilligen Gefängnißleben zwischen Eis und Schnee der nächsten Frühlingsfeier entgegenzusehen. . . .

Aus diesen Schilderungen geht hervor, wie wesentlich verschieden das Leben in den theilweise cultivirten, von Russen besiedelten Steppenbezirken von jenen ist, welche die asiatischen Nomadenvölker mit ihren unermesslichen Heerden einnehmen. Bei diesen hat der Wechsel der Jahreszeiten lange nicht jenen Reiz, wie bei den, Feldbau und Gartenwirtschaft betreibenden Colonisten im Bereiche der Wolga. Die Viehzucht, die einzige Beschäftigung der Nomaden, hat noch den Uebelstand für sich, daß die Thiere im Winter der strengen Kälte und dem Hunger massenweise unterliegen, was das Bild von dieser Art Steppenleben nicht gerade anziehender gestaltet. Wie es sonst mit dem letzteren beschaffen ist, soll in dem nächstfolgenden Abschnitte ausführlich erläutert werden.







Kofaken-Station am Kuban.

## Ciskaukasien.



Nogai.

Von der Wolga und dem Don reicht das Steppenland bis an den Fuß des Kaukasus-Gebirges, das den Raum zwischen dem Schwarzen Meere und der Kaspisee einnimmt. Auf dem Kamm der Centalkette dieses Hoch- und Alpenlandes läuft die angenommene Grenze zwischen Europa und Asien. Da der Kaukasus ein in sich geschlossenes Gebiet bildet, erscheint es, genau genommen, überflüssig, das nördlich vorliegende Steppenland von Südost-

Rußland geographisch abzutrennen und es als ein besonderes Gebiet mit der Bezeichnung »Ciskaukasien« zu bezeichnen, umso mehr als der Naturtypus dort wie hier derselbe ist.

Wenn wir nun gleichwohl an dieser herkömmlichen Bezeichnung festhalten, geschieht es aus naheliegenden Gründen. Ein Blick auf die Karte nämlich genügt, um zu begreifen, daß jene Districte, welche wir »Ciskaukasien« nennen, zum mindesten in politisch-geschichtlicher und ethnographischer Beziehung das nördliche Außenfeld der Kaukasusregion bilden, wie denn auch anderseits »Transkaukasien«, der theils gebirgige, theils flache Isthmus südlich des hohen Kaukasus, als eine Uebergangsstufe zu den armenischen und persischen Hochländern am Araxes und Euphrat anzusehen ist.

In Ciskaukasien hat die Natur, wenigstens im Süden, die Grenzen selber gezogen. Es sind dies die Flüsse Kuban und Terek, deren Quellen ziemlich nahe beieinanderliegen, während die Richtung des Laufes eine diametral entgegengesetzte ist; der Kuban mündet mit einem ungemein ausgedehnten Delta theils in das Asow'sche, theils in das Schwarze Meer, der Terek, gleichfalls mit einem Delta, in die Kaspisee. Das Asow'sche Meer im Westen, die Kaspisee im Osten sind sonach als die natürlichen Grenzen des fraglichen Landes in den beiden angeführten Richtungen anzusehen. Im Norden ergibt sich eine weitere natürliche Scheidelinie in den hydrographisch merkwürdigen Flußläufen der beiden Manytsch, welche durch eine, fast genau in der Mitte des flachen Isthmus stattfindende Bifurcation zusammenhängen, obwohl der »Westliche Manytsch« dem Don, der »Ostliche Manytsch« der Kaspisee zufließt.

Als Ströme oder Flüsse freilich sind diese Kinnale nicht anzusehen, denn sie bilden nur eine Kette von Salzseen, trockenen Betten und Faulflüssen; fließendes Wasser bringen nur große Niederschläge oder die Schneeschmelze des Frühlings. Das Gefälle von der Wasserscheide aus nach beiden Richtungen ist äußerst gering, so daß diese merkwürdige topographische Situation mehrfach, d. h. sowohl im Alterthume, als in neuerer und neuester Zeit, ein Project reifen ließ, welches sich auf eine Canalanlage bezieht, die, auf dem Wege der Ausnützung beider Manytschläufe, zwischen dem Asow'schen und Kaspiischen Meere herzustellen wäre. Daß ein derartiger Canal weder dem Bedürfnisse entspricht, noch auf technische Verwirklichung rechnen kann, haben wir bereits andernorts betont. Die tiefe Lage des Kaspisees, dessen Spiegel bekanntlich 26 Meter unter dem des Schwarzen Meeres liegt, und die Thatsache, daß ersterer noch fortwährend im Sinken begriffen ist, eröffnen die Aussicht, daß auch der geschaffene Canal langsam ver-



feichten und schließlich versumpfen würde. Wenn wir die Thatfache erwägen, daß der Spiegel des Kaspimeeres in den Jahren 1810 bis 1830 um volle drei Meter gesunken ist, kann man unschwer nachrechnen, welche Arbeit es kosten würde, die Canalsohle mit jenem Senkungsvorgange in Einklang zu bringen. Denn gerade das, was die Projectanten verkünden: der Ausgleich des Niveauunterschiedes zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere, ist eine Illusion. Das von der Wolga dem letzteren Meere zugeführte enorme Wasservolumen erweist sich als vollständig unwirksam gegenüber der Wasserabnahme im Kaspischen Becken. Es ist sonach nicht einleuchtend, wie ein verhältnißmäßig feichter und wenig Wasser führender Canal die beabsichtigte Wirkung hervorbringen sollte.

Etwas anders verhält es sich mit einem zweiten hydrotechnischen Projecte, das gleichfalls mit dem Kaspisee zusammenhängt, also an dieser Stelle erwähnt werden mag. Es handelt sich um eine Canalverbindung zwischen dem genannten Seebecken und dem Aralsee. Beide Becken sind die tiefsten Einsenkungen und die Reste des früheren Meeres, das sich vom Pontus bis zum Eismeeere erstreckte. Beide Seenbecken, in deren ersterem die Fische und die Robben des offenen Meeres noch leben, sind durch die großen Ströme, welche sich in dieselben ergießen, ausgefüßt und haben halb salziges Wasser. Während nun der Spiegel des Kaspischen Meeres 26 Meter unter dem des Meeres liegt, erhebt sich jener des Aralsees um 48 Meter über das letztere; aber bei der Tiefe des Aralsees von circa 70 Meter liegt der Seeboden gleichfalls noch unter dem Meere.

Auch im Aralsee bethätigt sich, ganz abgesehen von angebliehen periodischen Veränderungen des Wasserstandes, ein fortgesetztes Sinken des Seespiegels noch bis in die Gegenwart. Das zeigt namentlich ein Vergleich der jetzigen Umrislinien des östlichen Ufers mit denen, welche Butakow 1847 aufgenommen hatte. An Stelle der von letzterem angegebenen Inseln fand Borzskow festes Land, und an Stelle von Untiefen neu entstandene Eilande. Ferner sind die auf Butakows Karte eingetragenen Inseln zu Landzungen geworden und mit dem Festlande durch Salzmoore verbunden. Auch N. Sewerzow und S. Smirnow, Mitglieder der russischen Amu Darja-Expedition, bestätigen die Veränderungen, welche stellenweise das Ostufer infolge des Sinkens des Seespiegels erleidet. Die alten Uferlinien sind deutlich durch die zonale Abgrenzung der Vegetation gekenn-

zeichnet. Es reichen also die Wassermengen, welche die Zwillingströme Syr Darja und Amu Darja dem Aralsee zuführen, nicht aus, die Abnahme des Wasserstandes in diesem See zu verhindern, obwohl letzterer etwa sechsmal kleiner ist, als das Kaspische Becken.

Von den beiden genannten Zwillingströmen floß der eine, der Amu Darja (Dyus) vor unerdenklicher Zeit dem Kaspischen Meere zu. Das alte Strombett des Dyus — von den Turkmenern Usboi, d. i. »niedrige Ebene« genannt — von seiner Mündung in der Nähe von Krasnowodsk bis gegen Chiwa durch die neuesten Forschungen der Russen nachgewiesen, liegt jetzt trocken, oder ist nur durch eine Reihe von Salzseen bezeichnet. Ungeheurere Flächen an beiden Seiten des heutigen Dyuslaufes — Amu Darja — und des Syr Darja, sind nichts als uferlose Sandebenen, öde, trostlose, vollkommen sterile Wüste mit all ihren Schrecken — oder gefährliche Salz Sümpfe, die, mit dicken weißen Krusten überzogen, vom festen Lande kaum zu unterscheiden sind. Auch die gegen 230 Kilometer breite Höheninsel zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere, das durchschnittlich 200 Meter hohe Ust-Urt-Plateau, ist eine vegetations- und wasserlose Wüstenplatte. Erst weit gegen Norden und Nordosten geht die Sandwüste in die gleich einförmigen, aber doch pflanzengeschmückten Steppen der Kirgis-Kaisaken, und weit im Süden in die fruchtbaren Landstriche am Nordrande des iranischen Hochlandes über.

Die Thatsache, daß der Usboi das trockene Bett des alten Dyus ist, kann nach dem Standpunkte der dermaligen Kenntniß von den örtlichen Verhältnissen keinem Zweifel mehr unterliegen. In der von drei Flußbetten durchschnittenen Alluvial-Niederung am Balkan-Busen (an der Ostseite des Kaspimeeres) ist das Delta des alten Dyus erhalten. Damit ist die Frage vom wissenschaftlichen Standpunkte erledigt. Ob aber die Ableitung des Amu Darja in das alte Dyusbett eine praktische Bedeutung hat, d. h. ob jene durchführbar sei und bei allen Nutzen einer Wasserstraße vom östlichen Ufer des Kaspimeeres in das Innere von Russisch-Turkestan nicht Aenderungen der hydrographischen Verhältnisse im Bereiche des Aralsees eintreten würden, welche sich als störend oder unheilvoll erweisen könnten, muß der Zukunft vorbehalten bleiben.

Wir wenden uns nun nach dieser Abschweifung dem engeren Gebiete von Ciskaukasien zu. Die physischen Verhältnisse desselben sind, wie erwähnt, die



gleichen, wie in Südost-Rußland. Auch in ethnographischer Beziehung ist kein merklicher Unterschied. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die Russen, und zwar die Großrussen, welche den größten Theil des Raumes zwischen den beiden Manytsch, dem Schwarzen Meere und der Kaspisee einnehmen. Nur den westlichen Kuban und das Küstenland am Now'schen Meer, etwa 200 Kilometer landeinwärts, bewohnen Kleinrussen. Das nächst zahlreiche Volk sind die Kal-



Kalmükenslager.

müken, deren Verbreitungsgebiet sich zwischen den beiden Manytsch, dem Sal und der Wolga erstreckt. An die Kalmüken schließen nach Südosten hin, d. h. gegen das Kaspische Meer, Kirgisen, alsdann Tataren, welche fast dicht an das Meer herantreten. Im Süden des östlichen Manytsch endlich, bis in die Nähe des Teres, hausen Nogaiier. Zu beiden Seiten der eiskaukasischen Flüsse Kuban und Teres erstrecken sich die Ländereien der gleichnamigen Kosaken.

Wie kehren zuvörderst bei den Kalmüken ein. Sie gehören bekanntlich zum mongolischen Zweig der Altaiier (welche mit den »Uraliern« die hoch-

asiatische Rasse bilden) und sind das am spätesten in Rußland eingedrungene Volk dieser Rasse. Ursprünglich saß dieser mongolische Stamm in der Dsungarei, doch verursachten innere Zwistigkeiten im XVI. Jahrhundert eine Trennung des Gesamtvolfes in vier Abtheilungen, die indeß bald hierauf wieder miteinander verschmolzen, mit Ausnahme einer Abtheilung, welche auf Grund dessen von den benachbarten Tataren »Khalimek«, d. i. »Die Zurückgebliebenen«, bezeichnet wurde. Hieraus entstand der Name Kalmuk oder Kalmük.

Die Geschichte der vier Abtheilungen oder »Horden« ist eine verschiedene. Die mächtigste war unstreitig die Horde der Dsungarn, welche von ihrem Centralsitze am Ily-Flusse aus mehrere benachbarte Provinzen eroberte, schließlich aber von den vereinigten Kirgisen und Chinesen überwältigt und aus den Stammsitzen hinausgedrängt wurden. Sie wanderten nach Westen und erreichten das östliche Rußland, wo sie mit Zustimmung des Czaren den Raum zwischen Wolga und Ural besetzten. Sie scheinen mit ihren Heimsitzen nicht zufrieden gewesen zu sein und zogen Anfangs der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts wieder in ihre Stammheimat an der chinesischen Grenze ab, wo sie sich dem Herrscher Chinas unterwarfen.

Mit Rußland inniger verflochten war und ist die Horde der Torgoden. Sie war viel früher auf russischem Boden aufgetaucht, als die dsungarische Horde. Da nun die Kalmüken bekauntlich Buddhisten sind und es bereits im XII. Jahrhundert waren, bildete sich bei ihrem Erscheinen an der Wolga (1630) eine Art Bündniß zwischen den Astrachan'schen und Don'schen Kosaken gegen die gemeinsam gehaßten Nogaiier, welches auch dann noch fortbestand, als die Kosaken mehr und mehr in den Machtbereich der Czaren geriethen. Diesen letzteren mußte es daher daran gelegen sein, die Kalmüken gänzlich dem russischen Reiche einzuverleiben. Das ging aber keineswegs glatt ab. Die russische Oberhoheit war nur eine nominelle, und es fehlte nicht an Kalmüken-Aufständen, an denen sich auch die Baschkiren (ein finnisch-ugrisches Volk) beteiligten. Um die unbotmäßigen Nomaden zu bändigen, mußten ihre früheren Bundesgenossen, die Kosaken, die Wolgalinie besetzen und wurden außerdem die im vorigen Abschnitte erwähnten Befestigungen von Zarizin hergestellt.

Da ereignete sich etwas Unerwartetes. Unter der Herrschaft Peter des Großen nahm der Khan der Torgoden mit seinem ganzen Volke den christlichen



Glauben an und gründete die neue Hauptstadt Stawropol. Verschiedene Privilegien sollten die Bekehrten an das Czarenreich fesseln. Sie erhielten eine ziemlich weitgehende Autonomie und wurden auch seitens der russischen Regierung Anstalten getroffen, um die Nomaden für die Bodencultur zu gewinnen. Die Umwandlung sollte nicht übereilt werden und ging auch thatsächlich sehr langsam vor sich. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts war sie so weit vorgeschritten, daß Kaiser Alexander I. den christlichen Kalmüken eine militärische Organisation geben konnte, welche ganz derjenigen der Kosaken nachgeahmt worden war und bis in die allerjüngste Zeit bestand. Das Kalmüken-Regiment hat seinen eigenen Ataman und besitzt eine weitgehende Autonomie in der Verwaltung. Die kalmükischen Kosaken haben sich namentlich im Cordondienste gegen die Kirgis-Kaisaken außerordentlich gut bewährt.

Die beiden anderen Horden sind die Dürbet und die Choschoten. Letztere wanderten nur zum Theile nach Westen, in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts eine erste Abtheilung, nicht ganz hundert Jahre später die zweite Abtheilung. Die letzteren kamen nach Stawropol zu den dortigen torgodischen Kalmüken und wurden alsbald Christen. Von der Horde Dürbet endlich kamen 1673 etwa 5000 Familien zu den Torgoden am Uralflusse und unterwarfen sich nominell der Herrschaft Rußlands. Später rückten sie an den Don vor, wo sie Verbündete desselben gegen die Nogaiier wurden. Da sie aber im Laufe der Zeit für ihre einstigen Feinde Sympathien an den Tag legten, wurden sie vom Don fortgewiesen. Seit Anfang dieses Jahrhunderts siedeln die dürbetischen Kalmüken zwischen Wolga, Sal und dem westlichen Männtsch, also dort, wo wir sie heute vorfinden.

In Bezug auf die innere Verwaltung bilden die Kalmüken Dorfschaften (Uluffe), welche dem sogenannten »Collegium« zu Astrachan unterstehen, an dessen Spitze ein Angehöriger der torgodischen Fürsten steht. Unter dem Gesamtvolk besteht eine ziemlich schroffe Kasteneintheilung, da das gemeine Volk tief unter dem Adel und der Geistlichkeit steht. Die Religion, zu welcher sich die Kalmüken bekennen, ist der lamaitische Buddhismus. Als religiöses Oberhaupt fungirte bis zu Beginn unseres Jahrhunderts ein vom tibetanischen Daila-Lama eingesetzter Lama, seit dem angegebenen Zeitpunkte wurde er von der russischen Regierung berufen. Sein Sitz ist zu Bazar Kalmuk, zwei Stunden von Astrachan

entfernt. Die russische Regierung übt keinen nennenswerthen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten der Kalmüken aus und überläßt sie auch ungestört ihren nomadischen Gewohnheiten. Das weite Steppengebiet zwischen Wolga und Manjtsch ist ihr Tummelplatz und dort unterhalten sie ihre zahlreichen Heerden, unter denen Pferde und Kameele die Hauptrolle spielen. Ackerbau kennt der Kalmüke so wenig, als gewerbliche Beschäftigung. Die wenigen Kleidungsstücke und Geräthe, welche von Nöthen sind, gehören der Hausindustrie an. Nur die in den Städten, zumal in Astrachan angesiedelten Kalmüken, haben die einträgliche Bedeutung mancher Thätigkeiten erkannt und sind praktische Geschäftsleute. Sie sind Abtrünnige der Steppe und haben sich dem Leben in ihr gänzlich entfremdet.

Ueber die Hauptnahrung der Nomaden, das Kumys, möchten einige Bemerkungen am Platze sein. Dieses Genußmittel ist bekanntlich gegohrene Stutenmilch, und hat weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus als Heilmittel gegen Lungen-, Brust- und Halskrankheiten große Verbreitung erlangt. Die beste Stutenmilch wird im Sommer gemolken. Es ist eine Art »Erntezeit« für die Nomaden. Die Stuten gleichen dann »lebendigen Milchbereitmungsmaschinen« und liefern des herrlichen Getränkes in Ueberfluß, das nach erfolgter Umwandlung in Kumys in großen Mengen getrunken und täglich in frischen und bedeutenden Quantitäten gewonnen wird. Der Gährungsproceß währt nur kurze Zeit. Das Geschäft des Melkens, welches ausschließlich von den Frauen besorgt wird, ist anstrengender, als man meinen sollte. Die zahlreichen Stuten, welche ab und zu den Surten sich nähern, stellen sich der Melkprocedur zur Verfügung, ohne daß man nöthig hätte, sie zu rufen. Der Milchbehälter ist eine rohe Thierhaut, die nicht gegerbt ist und jahrelang im Gebrauche steht. Da sie überdies dem Staube und Millionen von Insecten ausgesetzt ist, gehört diese Haut sicher nicht zu den reinlichsten Utensilien einer Hauswirtschaft.

Sie ist das einzige Geräthe, das zur Bereitung des Kumys erforderlich ist. Der Lederschlauch nimmt die tägliche Ernte der Stutenmilch auf, um einen gewissen Gährungsproceß durchzumachen, der sich in kürzester Zeit vollzieht, wonach die Umfüllung als Kumys in kleinere Beutel von gleichem Stoffe erfolgt, und der eben geleerte Schlauch von neuem gefüllt wird. Im frischen Zustande ist das Kumys von besonderem Wohlgeschmack und zeichnet sich vornehmlich



durch seine Milde aus, wogegen älteres Getränk an Geist und Schärfe gewinnt, berauschte Eigenschaften annimmt. Wie der Brauer sein junges Würzbier, der Winzer seinen Most, so kredenzt der Stepler seinem Gaste den Napf mit dem jungen Getränke als etwas Köstliches und schlürft dasselbe mit schmalzender Zunge und wonnigem Behagen. Nur frisches Kumys ist dem Fremden zuträglich; altes Getränk erzeugt Uebelkeit und Erbrechen. Die berauschte Eigenschaft des alten Kumys äußert sich etwas abweichend von der des Alkohols und hat in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit der narkotischen Betäubung des Haschischs. Wie hier, erfreut sich der Kumystrinker angenehmer Stimmungen, verbunden mit Sinnestäuschungen, träumerischer Behaglichkeit, sinnlichen Wahrnehmungen, die nicht vorhanden sind, als: Blütenpracht, Widerspiegelungen von schönen Landschaften, heiteren Gesellschaften, Lustbarkeiten und dergleichen mehr.

Wie man weiß, hat die heilkräftige Wirkung des Kumys auch die Aufmerksamkeit der Aerzte erregt und es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Steppenmilch aus Rußland nach Mittel- und Westeuropa zu importiren, oder vollends Surrogate hiefür zu schaffen. Dieses Verfahren hat gewichtige Bedenken gegen sich. Abgesehen davon, daß der Genuß des Kumys allein nicht genügt, sondern mit ihm ein längerer Aufenthalt in der Steppe, d. h. eine »Luftcur« verbunden sein soll, um dem Kranken Heilung zu bringen, ist das importirte Kumys bar jener Eigenschaften, welche es zum Heilmittel machen. Die Aufbewahrung des Kumys für längere Zeit, sowie seine Transportirung in größeren Mengen, sind der Güte des ersteren sehr abträglich. Die Aufbewahrung des Kumys in geschlossenen Behältern, z. B. Flaschen, durch acht bis vierzehn Tage, genügt, um denselben, wenn auch nicht vollkommen ungenießbar zu machen, immerhin derart zu versäuern und zu verschärfen, daß er für den Curgebrauch untauglich wird.

In Folge der großen Nachfrage nach Kumys in den benachbarten Gebieten, bildet die Bereitung desselben eine Haupterwerbsquelle der Steppenbewohner. Alle anderen Thätigkeiten, selbst der Viehhandel oder Pferdeverkauf, sind, in Folge des Heerdenreichthums, ganz belanglos. Der Reichthum an Pferden im ganzen östlichen und südöstlichen Rußland ist ja sprichwörtlich. Der Aermste kann sich den Luxus eines Reitpferdes oder eines Gespannes gönnen; die Preise stehen so tief, wie nirgend sonstwo in der Welt. Der Nomade verlegt sich daher mit Vorliebe auf das Nichtstun und demgemäß trägt das ganze Steppen-

leben dieses Gepräge. Die Hauptzerstreuung bildet, neben dem Aus- und Heimtrieb der Heerden, dem Melken der Stuten und dem Umfüllen der gegohrenen Milch in die kleinen Kumys-Lederbeutel, die täglichen Schmausereien. Rings um die Jurten stehen dampfende Kessel auf einfachen, aus Lehm und Steinbrocken kunstlos zusammengelasterten Stützen über dem Feuer und brodeln vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Sturm oder Nachtwind bläst die Funken des glimmenden, nie verlöschenden Herdes als einen goldenen Regen durch die Finsterniß. Die Weiber kneten Mehl und Wasser, oder Mehl und Milch, backen oder rösten breitgedrückte Teigklappen. Zahlreiche Kinder, in den Sommermonaten gänzlich unbekleidet, kauern und stehen um die Kessel und harren der culinaren Genüsse, die ihnen in Gestalt von gesottenem Pferdefleisch winken.

Das Innere einer Jurta ist bald beschrieben. Man tritt durch eine schmale niedrige Oeffnung in einen dunklen Raum, der kreisrund ist und etwa 4 Meter im Durchmesser mißt. Ein riesiger Lederbeutel in Form einer Kürbisflasche, der an irgend einer Stelle aufgehängt ist, bildet den eigentlichen Schatz der Hütteninsassen. Es ist der Behälter für das Kumys, die stete Augenweide des Schlemmers der Steppe. Sonst finden sich nur etliche Decken und Geräthe vor. In den Jurten der Reicherer sieht es wohl etwas behaglicher aus. Da befindet sich vielleicht ein bunt bemalter und mit Silberblech beschlagener Kasten, der Thee und Zucker, Mehl und Honig, außerdem etliche Tassen und Kannen enthält. Ein zweiter, nicht so schön ausgestatteter Kasten birgt die vielen hölzernen Trinkschalen, Becher und Gefäße, welche zum täglichen Gebrauch gehören. Bestimmte Fächer enthalten die Kleidungsstücke und Kostbarkeiten der Frauen. Zwischen diesen beiden Möbelstücken, an der Rückwand, also dem Eingange gegenüber, sind Teppiche mit Ruhelissen ausgebreitet. Hier ergiebt sich der »Hausherr« dem süßen Nichtsthum und überläßt es den weiblichen Mitgliedern der Familie, die Umgebung des Ehrensitzes durch allerlei Annehmlichkeiten behaglich zu gestalten und jeden Mißmuth von dem strengen Gebieter fernzuhalten. Dieser Zweck wird am besten erreicht durch zweckmäßige Placirung einer vollgefüllten Kumyschale oder einer summanden Theemaschine. Des Herren Stolz aber sind etliche alterthümliche Waffen, Säbel, Dolche, ein verrostetes Gewehr, schwere Pistolen und dergleichen, welche Gegenstände decorativ angeordnet werden, ganz so wie in unseren »Arbeitszimmern« und Malerateliers.



Die Kleidung der Kalmüken ist bei beiden Geschlechtern fast gleich, und unterscheidet sich nur durch die Länge und das größere oder geringere Maß der Verzierung. Das Hauptstück ist ein schlafrockähnliches Obergewand (»Labschik«), unter welchem sich der Rock und die Beinkleider befinden. Im Winter werden Pelze aus Schaffellen getragen. Auch Filzmäntel stehen im Gebrauche, zumal in der nassen Jahreszeit. Den Kopf des Kalmüken bedeckt eine kleine gelbe Mütze, die im Winter durch eine gleichartige Pelzkappe ersetzt wird. Die Füße stecken in großen schweren Stiefeln, doch ziehen es zum mindesten die Unbemittelten vor, in der warmen Jahreszeit die Fußbekleidung zu schonen und barfuß umherzugehen. Der Kalmüke reinigt die Kleider niemals und hält sie auch sonst nicht in Stand; sie werden durch neue ersetzt, wenn die alten morsch und zerlumpt vom Leibe fallen. Waschungen werden spärlich vorgenommen, Bäder aber sind gänzlich unbekannt.

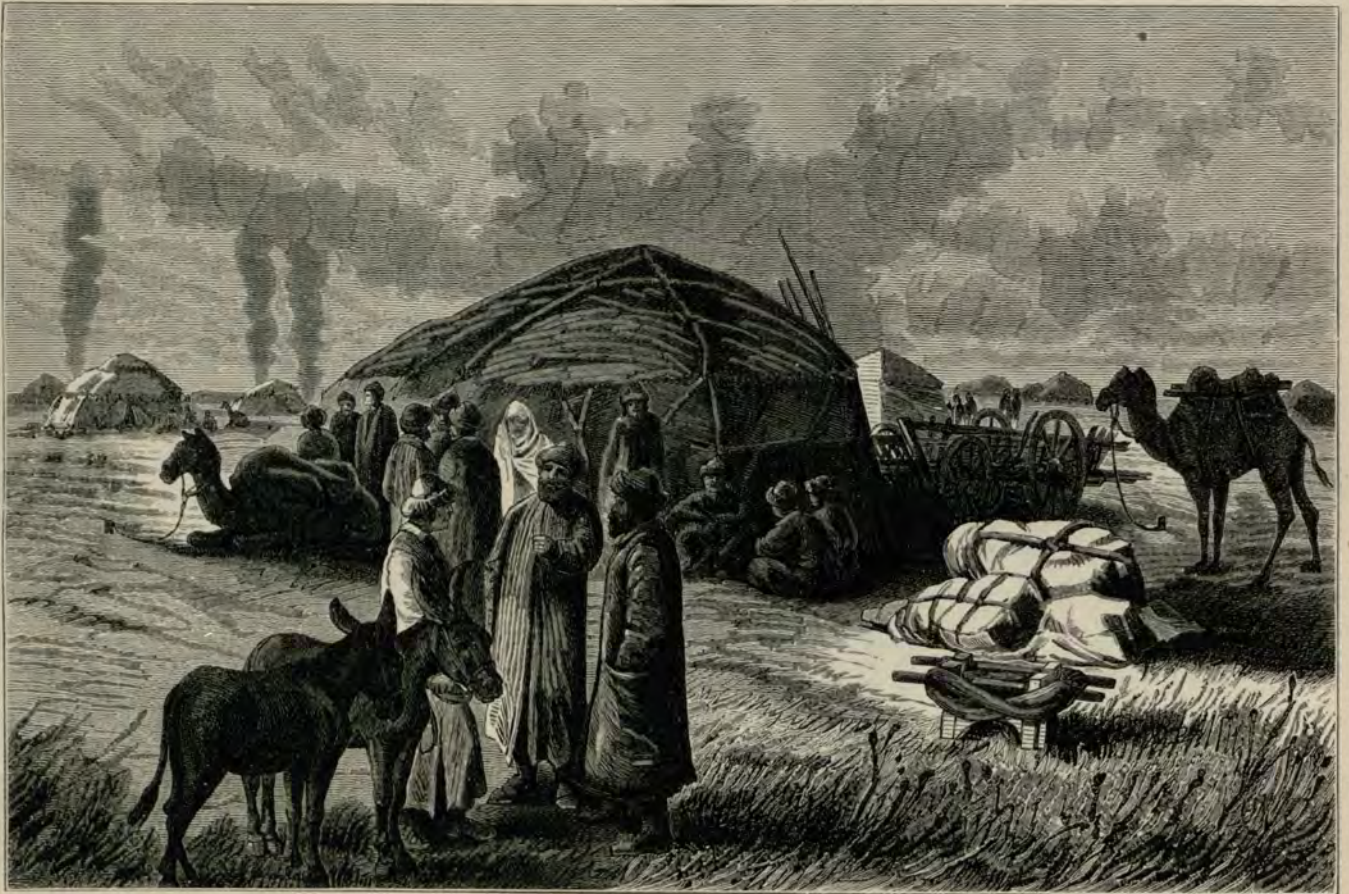
Diese Unreinlichkeit prägt sich selbstverständlich am meisten im Innern der Jurten aus. Zwar besteht in diesen eine gewisse Hausordnung, indem jedem Familienmitgliede ein bestimmter Platz angewiesen ist; die Plätze dürfen nicht willkürlich gewechselt werden. Was hat aber diese Ordnung zu bedeuten, wenn man erwägt, welche bunte Gesellschaft sich in der kalten Jahreszeit im Innern eines solchen Filzzeltes einfindet. Außer den mitunter zahlreichen Familienmitgliedern theilen den engen Raum kleinere Hausthiere, als Kälber, Lämmer und Hunde, so daß mit der Zeit unglaublicher Unrath sich anhäuft. Mit der Unnehmlichkeit des Schmutzes ist jene des Kochens verbunden. Für den Abzug des Rauches ist keine Vorsorge getroffen; findet er durch die Thüre seinen Weg, dann ist es gut. Da kein Holz, sondern trockener Viehmist zur Feuerung benützt wird, können in einem solchem Raume, in dem es beiläufig bemerkt, von Ungeziefere wimmelt, unmöglich die Lüfte Indiens wehen.

Dieselbe Unreinlichkeit herrscht auch in der Zubereitung der Nahrung. Außer einem dünnen Mehlbrei, genießt man mit Vorliebe Pferdefleisch und verschmährt auch das Fleisch des gefallenen Viehs nicht. Die Hauptnahrung aber bildet, wie mehrfach erwähnt, das Kumys. Selbstverständlich werden weder die Kochgeschirre, noch die hölzernen Eßschalen gereinigt, ebensowenig die Fleischklumpen. Der Thee wird mit Kameelmilch angemacht, da in der Steppe das Wasser selten oder gar nicht zum Trinken geeignet ist. Indeß hat auch die Kameelmilch einen salzigen Nachgeschmack.

Von dem Familienleben lassen sich wenig charakteristische Züge berichten. Wie die meisten Völker asiatischer Herkunft, mögen sie nun Mohammedaner oder Buddhisten sein, herrscht auch bei den Kalmüken die Polygamie mit den üblichen Beschränkungen, daß nur der Vornehme oder Reiche sich den Luxus mehrerer Frauen gönnt. Nur die Hauptfrau ist dem Familienoberhaupte ebenbürtig; die Nebenfrauen nehmen die Stellung von Dienerinnen ein, und unterliegen ganz den Launen ihres Gebieters, während die Hauptfrau eine, allen Steppenvölkern eigenthümliche freie Stellung genießt, welche die willenlose Unterthänigkeit nicht kennt. Die Kinder wachsen wie die jungen Hausthiere auf und erhalten nicht die geringste Erziehung. Ihre erste Beschäftigung ist, sobald sie die körperliche Entwicklung dazu befähigt macht, das Reiten; mit dem Hunde oder Kalb wird begonnen, mit dem wildesten Renner geendet. Dadurch ziehen sie Muth und Gewandtheit groß und geben nachher ein zähiges, kräftiges Geschlecht. Stirbt ein Kalmüke, so wird er, da die Steppe die Beerdigung nicht zuläßt, in Filzdecken gewickelt, an einen abgelegenen Ort gebracht und hier dem Vogel- oder Raubthierfraße überlassen.

Es erscheint uns unerläßlich, wenn auch nur mit wenigen Andeutungen, die Stellung der westlichen Kalmüken zu den innerasiatischen zu kennzeichnen, beziehungsweise auf den bestehenden Unterschied zwischen beiden Völkerzweigen aufmerksam zu machen. Auch die östlichen Kalmüken — Altai-Kalmüken genannt — sind Nachbarn der Kirgisen, und zwar der »Großen Horde«, welche theilweise den Altai, und zwar die westlichen Gebirgsstriche besiedelt; in den östlichen Strichen wohnen die Kalmüken. Sie sind arge Faulenzer und überlassen alle Arbeiten den Frauen, was bei den westlichen Kalmüken, bei denen den Männern die Beaufsichtigung der Heerden zukommt, nicht der Fall ist. Für Zerstreungen aber sind die Brüder im Altai sehr eingenommen. Die Jagd ist eines ihrer Lieblingsvergnügen. Im Sommer wird die Zeit nur mit Besuchen und Kumys-Gelagen ausgefüllt. Es kann somit nicht Wunder nehmen, wenn Reisende berichten, ganze Familien im Zustande tagelanger Berauschung in den einsamen Altai-Weilern (diese östlichen Kalmüken vergesellschaften sich schwer zu förmlichen Dorfschaften oder Ulfusen) angetroffen zu haben. Die Kleidung, welche schwerfällig ist und eine unglaubliche Unbehilflichkeit ihrer Träger zur Folge hat, ist so verwahrlost, wie die der westlichen Kalmüken. Indes herrscht





Kalmükenlager in der ciscaucasischen Steppe.





am Altai die communistische Einrichtung, daß reichere Leute den Armen Speise und Kleidung zukommen lassen, ein Grund mehr zur allgemeinen Faulenzerei.

Nicht alle Altai-Kalmüken — und das ist der Hauptunterschied zwischen beiden Zweigen — bekennen sich zum Buddhismus. Die Berg-Kalmüken sind durchwegs dem Schamanismus ergeben, einer Religion, die sich in dunklen Vorstellungen von einem guten und bösen Weltgeiste und allerlei Nebengottheiten bewegt. Das Volk nimmt übrigens wenig Antheil an den überirdischen Wesen, und sein einziger religiöser Verkehr mit den Priestern findet der Zauberkünste wegen statt, welche letztere zu veranstalten vermögen. Der Schamanenpriester ist ein großer Geisterbeschwörer; er heilt Gebreche und verscheucht unwillkommenes Mißgeschick; er besänftigt »Schaitan« (den bösen Geist), oder erwirkt die Gnade Tängiri-Khans, des »Himmelsfürsten« — Alles selbstverständlich gegen ausgiebige Opfergaben. Die Priester sind übrigens nicht einfache Diener Gottes, sondern selbst incarnirte Gottheiten. Die Würde ist in einzelnen Familien erblich, und die bestehenden Cultusformen haben sich seit alten Zeiten von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, so daß für viele der heutigen Gebete die Schamanen selber kein Verständniß haben. Gleichwohl geht die Ansicht von Kennern des Schamanismus dahin, daß die Mehrzahl der Priester-Zauberer wahrscheinlich bewußten Betrug begeht. Im gewöhnlichen Verkehr ist kein äußerer Unterschied, etwa in der Tracht und dergleichen zwischen den Schamanen und den übrigen Kalmüken zu bemerken. Wenn sie aber ihre religiösen Tänze aufführen, legen die ersteren ein höchst abenteuerliches Costüm an, das lebhaft an die phantastischen Vermummungen der »Medicin-Männer« unter den Indianerstämmen Nordamerikas erinnert.

Jenseit der beiden Manytsch nimmt uns der Boden des eigentlichen Kaukasus auf. Mittelpunkt dieses Gebietes ist Stawropol, eine ziemlich ausgedehnte Steppenstadt, deren Gründung in unmittelbarem Zusammenhange mit der Kalmüken-Einwanderung steht. Heute freilich ist sie eine echt russische Stadt und alles Land ringsum ist gleichfalls russisch. Die vielen fremdartigen Typen, welche man in den Straßen antrifft, verrathen die Nähe des Kaukasus mit seinen zahlreichen Völkerschaften. In anderer Weise wird diese Nachbarschaft durch den ersten Anblick des hohen Kaukasus vermittelt. Es ist freilich nur eine blasser, vom matten Silber des Schnees überhauchte Silhouette, die

weit im Süden über die gleichförmig ebene Fläche ansteigt. Genau im Süden von Stawropol, 165 Kilometer in der Luftlinie, ragt das Schneehaupt des Elbrus (5580 Meter) empor, des höchsten Gipfels auf dem weiten Erdenraume vom Hindukuh bis zum Cap Trafalgar, von den Nilquellen bis zum Cap Tscheljuskin, dem nördlichsten Vorsprunge von Asien. Er steht an der Grenzscheide von zwei Erdtheilen und war in der Vorzeit der Culminationspunkt der »Kaukasischen Insel«, als das Schwarze und das Kaspiische Meer in der Richtung von Cis- nach Transkaufasien noch miteinander zusammenhingen. Der zweite Hochgipfel des Kaukasus, der Kasbek (4468 Meter), liegt etwas weiter im Südosten, genau über dem Engpasse, durch den die von Stawropol abgehende »grusiniische Militärstraße« zur Wasserscheide der Hauptkette emporsteigt, um jenseits derselben nach den transkaufasischen Gefilden zu verlaufen.

Von Stawropol ab ist die nächste Etape an der grusiniischen Militärstraße das Städtchen Georgiewsk, wo ein Weg nach Südwesten, nach dem Städtchen Piätigorak, das weitberühmte Schwefelquellen besitzt, abzweigt. Zwischen Stawropol und den zuletzt genannten Niederlassungen ist der Steppenboden meilenweit von den zahlreichen Quellsbächen der Kuma, die sich in das Kaspiische Meer (nördlich des Terek) ergießt, durchrissen. Im Frühjahr gibt es in diesen Rinnsalen ein wildes Schäumen und Brodeln. Mit Erde und Sand vermengtes Schneewasser füllt die Betten aus. Der Verkehr ist dann häufig unterbrochen, die Brücken sind in den trüben Fluten verschwunden. Am schlimmsten wirtschaften jene Bäche, welche direct aus den Gebirgen kommen. Aber auch die Steppenbäche erhalten in der Zeit der Schneeschmelze reichliche Wasserzufuhr. Wenn dann bald hierauf das vegetative Leben der Steppe erwacht und die Nomaden in Bewegung gerathen, schmücken sich auch die Hügel und Garteninseln, in welchen die zahlreichen russischen Ansiedelungen und Kosaken-Stanitzen liegen mit Blüten und jungem Grün: ein erquickender Anblick für den Reisenden der vom Don her die unermesslichen Einöden durchquert.

Heute freilich hat es keine Noth mit solchen Wanderungen. Wer aus dem Innern von Rußland nach Kaukasien reist, benützt die Bahn, die ihn von Kostow am Don über Stawropol bis Wladikawkas, am Nordfuße des Gebirges bringt. Er hat keine Strapazen, noch weniger aber räuberische Ueberfälle oder sonstige Abenteuer, die noch vor wenigen Jahrzehnten hier an der Tagesord-



nung waren, zu befürchten. Außer den Städten aber wird dem Auge des Reisenden nichts aufstoßen, was ihm die Täuschung aufdrängen könnte, daß er sich in einem, der Civilisation gewonnenen Lande befinde. Im Großen und Ganzen ist Alles beim Alten geblieben. Die Bevölkerung zu beiden Seiten der Bahn, beziehungsweise der grusinischen Militärstraße, ist durchwegs kosakisch, d. h. russisch. Die ciscaukasischen Kosaken aber gehören dem »Kaskol« an, verhalten sich also doppelt ablehnend gegen alle irgendwie gearteten Neuerungen, die von auswärts kommen. Die lange Zeit der Kriege und Fehden, die sie hinter sich haben, trägt auch das Ihre bei, um bei diesem Völkchen zum mindesten die Erinnerungen an das Alte lebendig zu erhalten.

Diese Verhältnisse herrschen hauptsächlich am Kuban und Terek. Noch aber sind wir nicht so weit. Auf der Bahnfahrt von Stawropol nach Wladikawkas wird der Reisende nichts vermissen, was ihm aus dem Steppenleben der benachbarten Gebiete bekannt ist. Die Weiden und Lagerplätze unsteter Nomaden sind auch dort typische Steppen-Staffagen. Das Volk aber, welches letztere abgibt, ist ein anderes, als jenes nördlich der beiden Manytsch. Zwischen dem östlichen Manytsch, der Kuma und dem Terek siedeln die türkischen Nogaier, auch Tataren genannt, ein Volk, welches bekanntlich unter den schwierigsten Umständen seinen Frieden mit Rußland gemacht hat. Wie die Krim'schen Nogaier nach dem Kriege von 1855 in Massen ihre Heimstätte verließen, so thaten es auch die ciscaukasischen Nogaier nach Beendigung des Krieges gegen die Bergvölker Ende der Fünfzigerjahre. Um diese Zeit sollen über 300.000 Nogaier aus Ciscaukasien emigriert sein. In ihrer neuen Heimat, der Türkei, erlag ein Theil verschiedenen Seuchen, während die Ueberlebenden in Noth und Elend versanken, so daß viele wieder nach Rußland zurückkehrten, wo ihnen die Regierung hilfreich an die Hand ging.

Da die Nogaier als Steppenbewohner nicht gefährlich waren und auch sonst keinen Bedrückungen ausgesetzt waren, lagen nur politische, hauptsächlich aber religiöse Beweggründe der Auswanderung zu Grunde. Damit aber fristet man nicht sein Leben. Die Türkei ihrerseits hatte indeß niemals das richtige Verständniß für solche Bewegungen und ließ ihre Stamm- und Religionsbrüder verkommen. Außerdem darf nicht übersehen werden, daß die Nogaier weit mehr unter sich in Fehden verstrickt waren, als mit den Russen. Die Stammesfehden

reichen bis ins XVI. Jahrhundert zurück und waren Veranlassung, daß einzelne Stämme sich vom Hauptvolke trennten und in Folge dessen manche ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten verloren. So haben beispielsweise die Nogai'er von Beschtakum und Kalnuffo Dschembulak, deren Stammesgenossen zum großen Theile jenseits des Kuban unter dem Namen der »Nawrußen« leben, in Folge ihrer häufigen Verbindungen mit den Kabardinern, viele Gebräuche der letzteren angenommen. Eigenthümlich ist den Tataren — gleich den Kabardinern — eine gewisse Pietät für Denkzeichen aus der Vorzeit. Es sind freilich nur Gräber aus der Vorzeit — Kurgane — welche solche Anziehungskraft ausüben. Dazu kommen durch Ueberlieferungen geheiligte Ruinen, wie beispielsweise jene merkwürdigen im kabardinischen Bezirke Tatar-Tupa, die selbst für Mörder und durch die Blutrache Geächtete Schutzkraft hatten. Dort hält sich, nach Nogaischer Vorstellung, zu Zeiten der »Geisterkönig« (Dschin Padischah), welcher auf dem Elbrus Hof hält, auf und wehrt Jedem das Eindringen in das Gebirge. Wallfahrten, welche nach jenem Ruinenplatze unternommen werden, sollen den Menschen mit den Ueberirdischen versöhnen und den Schutz der letzteren erwirken. Man bringt auch Opfer, einige Flintenkugeln oder ein Messer, oder sonst einen Gegenstand, der an dem erwähnten Orte niedergelegt wird.

Das Alles gilt aber nur für die Kabarde, dem Vorlande des Kaukasus zwischen Kuban und Terek, von dem im nächsten Abschnitte die Rede sein wird. Jetzt sind wir noch draußen im Steppenlande, und halten dort Einkehr in eine der vielen Kosaken-Stanizen, die an der Heerstraße liegen. Sie sind meist von beträchtlicher Ausdehnung und beherbergen mehrere Tausend Insassen. Die meisten haben noch immer ihren Pallisadenwall, obwohl alle Fehde ruht und kriegerische Wechselfälle nicht mehr eintreten. Je weiter man nach Süden vorrückt, verschwinden diese Stanizen. Wir kommen dem Kuban und den Quellbächen der Kuma näher. Dort findet man auch noch einzelne Wachtposten, strohgedeckte Bauernhäuser mit einem hölzernen Späherthurme, der seiner Bestimmung längst überhoben ist. In den nahen Bergen lauert kein Feind mehr, der scharf beobachtet sein will, damit seine geplanten Ueberfälle verhindert würden. So war es noch vor drei, wenn man einzelne räuberische Zwischenfälle dazu rechnen will, vor zwei Jahrzehnten. Jetzt sind solche einsame Wachtposten das Heim eines oder des anderen fleißigen Feldebauern.

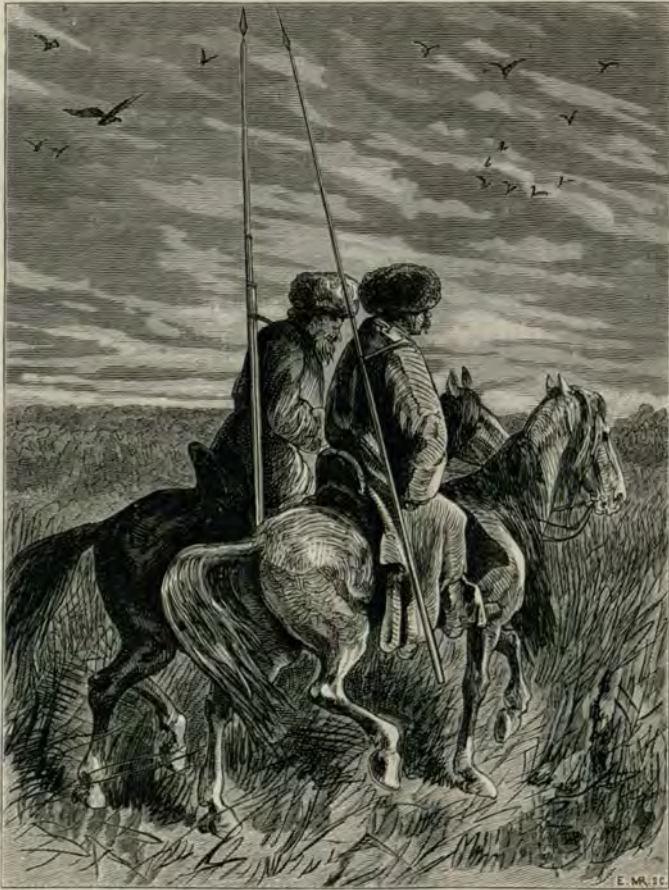


So sieht es in dem Gebiete aus (zwischen Stawropol und Georgiewsk), welches im Angesichte des mächtigen Alpengebirges liegt und dessen Felsköpfe und Schneehöhen auf die weite Ebene herabschauen. Bei Jekaterinograd erreicht man den Terek. Etwas stromab liegt Mozdok, eine befestigte Stadt. Genau im Süden aber Wladikawkas, d. i.: »Der Herr des Kaukasus«, ein Bollwerk unmittelbar an der Ausmündung jener Schlucht, durch die es nach dem Dariel-Paß hinaufgeht. Hier sind wir bereits im Gebirge, dessen Formen mit unvergleichlicher Pracht den Hintergrund der benachbarten Landschaften — der Tschetschna im Osten, des Dsjetenlandes im Westen, erfüllen. Dort werden wir später einkehren. Was uns vorläufig noch in den ciskaukasischen Ebenen zurückhält, sind die Kuban'schen und Terek'schen Kosaken, deren Geschichte so eng mit der des Landstriches, den sie einnehmen, verknüpft ist, daß wir daraus die beste Vororientirung über die eigenthümlichen Verhältnisse erhalten, welche bis in unsere Zeit herauf im Kaukasus geherrscht haben.

Als die russische Macht an die Grenzen Asiens vorgeedrungen war, hatte sie, je nachdem man die Ostgrenze, oder die Südgrenze ins Auge faßt, mit wesentlich anderen Factoren zu rechnen. Das relativ niedere Ural-Gebirge, die angenommene Grenze zwischen Europa und Asien, erleichterte das Vordringen der anwachsenden Russenmacht, während anderseits asiatische Völker aggressiv eingriffen und dadurch die mächtig gewordenen Gegner herausforderten. Dabei waren die Wandlungen der Verhältnisse im nördlichen Asien keineswegs tiefgreifende. Die ungeheueren Steppengebiete und ihre nomadischen Bewohner hatten einfach ihre Herren gewechselt, sonst blieb Alles beim Alten, ausgenommen die nothwendigsten politischen Einrichtungen und verschiedene politische Maßnahmen zur Erleichterung des Verkehrs, Straßenbauten, Herstellung von Telegraphenlinien, Poststationen und befestigte Militärposten u. s. w.

Wesentlich anders geartet waren die Verhältnisse an der Südgrenze. Hier stellte sich eine ungeheuerer natürliche Schranke — der hohe Kaukasus — dem Vordringen der Russen entgegen. Diese Schranke gewann noch wesentlich dadurch an Bedeutung, als sie nicht bloß ein räumliches Hinderniß an sich war, sondern zugleich in ihrem Innern zahlreiche Völkerschaften barg, deren kriegerischer Geist und Energie, Heimatsliebe und religiöser Fanatismus Bürgschaft waren, daß nachhaltige Erfolge nur innerhalb langer Zeitläufte und mit Aufwand unerschöpf-

licher militärischer Mittel zu erreichen waren. In der Ebene war der Widerstand ungleich schwächer, als im Gebirge, dessen Bewohner erst nach Jahrzehnten bezwungen werden konnten, Stamm für Stamm, schrittweise mit der Eroberung



Kalmückische Kosaken.

jeder Spanne Bodens. Dieses Gebirge war seit ältesten Zeiten der Tummelplatz solcher Stämme, die sich von der Außenwelt abgeschlossen hielten. Welche Stämme hier ursprünglich saßen, wird schwerlich je erforscht werden. Es ist anzunehmen, daß sie, wie ihre Nachbarn im Alterthum, arischer Herkunft waren. In ihrem Schoße aber bergen sie so manchen Völkersplitter, den große Wanderungen und Ver-



schiebungen zurückgelassen hatten. Daher das bunte Gemisch, die augenfällige Verwandtschaft einzelner Stämme zueinander, und die ebenso auffällige Verschiedenheit anderer, über deren älteste Schicksale nichts bekannt ist. Lesghier, Abchafen, Abige, Kabardiner, Osseten, Swanen, Schessuren, Tschetschenzen, Avarier, u. s. w. sind die Zweige von mitunter grundverschiedenen Stammebäumen. Ihre Religion ist bald der Islam, bald ein Gemisch von Islam und Christenthum,



Koiafenposten am Teref.

oder von heidnischen Cultusformen durchrankt. Am Glauben war übrigens den Bergvölkern nie viel gelegen, trotz der zahlreichen Wander-Apostel, der fanatischen Imame, welche im Dienste Schamyls standen, dem beiläufig bemerkt gleichfalls das persönliche Interesse über das religiöse Heil seiner Schutzbefohlenen ging. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß manchen dieser Stämme die unbegrenzte Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit (oder Ungebundenheit) in den verzweifelten Kampf trieb, und der nach endgiltigem Siege des Gegners freiwillig ins Exil wanderte, eine seltene Erscheinung im Leben der Bergvölker, die bekanntlich inniger an ihrer Scholle hängen, als die Bewohner des Tieflandes.

Die Entstehungsgeschichte des Kosakenthums in Eiskaukasien reicht bis auf den Czaren Iwan den Schrecklichen zurück. Als dieser Kasan und bald hierauf Astrachan erobert hatte, bemächtigte sich ein heilsamer Schreck der bis dahin unbotmäßigen und äußerst kriegerisch gesinnten Steppenvölker zwischen der Wolga und dem Kaukasus. Selbst Fürsten der nördlichen Berggegenden dieses letzteren betheuerten dem grimmigen Czaren ihre Ergebenheit. Iwan benützte diesen Umschwung, um im Jahre 1566 eine kleine Truppen-Abtheilung bis an den Terek und zwar in dessen Mündungsbereich vorzuschieben. Hier wurde die Niederlassung Terki gegründet, womit die Russen in Eiskaukasien ein für allemal Fuß gefaßt hatten. Damals waren die Türken die nominellen Herren in Kaukasien. Unter Sulejman II. hatte das osmanische Reich nach Osten seine größte Ausdehnung erreicht. Von Baku lief eine wichtige Etappenstraße längs des westlichen Ufers der Kaspijsee nach Verbend und weiter bis in die Gegenden des Terek, von wo sie in ihrer Fortsetzung die tatarischen Provinzen in Südrußland erreichte. Das neu gegründete Terki bedrohte nun diese Etappenstraße und die Pforte beeilte sich, gegen die Maßnahmen des Czaren zu remonstriren. Es kam sogar zu einer militärischen Bedrohung Astrachans. Auch in der Nähe von Zarizin erschienen fliegende türkische Colonnen. Auffällig bleibt indeß, daß diese die Kosaken-Colonie am Terek nicht kurzweg überfielen, sondern sie fortbestehen ließen. Denn als es im Jahre 1669 zwischen dem Czaren und dem Sultan zu Friedensunterhandlungen kam, machte letzterer abermals Einwendungen gegen die Anwesenheit der Kosaken am Terek.

Daß der Streitpunkt nicht erledigt wurde, beweist die Thatfache, daß kurz hierauf die Garnison von Terki durch Strelitzen, Don'sche und Grebenskische Kosaken verstärkt wurde. Die letztgenannten Kosaken waren Don'scher Abstammung und sollen noch vor der Gründung von Terki auf ihren Streifereien durch die eiskaukasischen Steppen in die Gegenden des Terek gelangt sein und sich dort auf einem niederen Berggrücken (daher der Name, denn »Greiben« heißt so viel als Gebirgskamm) niedergelassen haben. Es gab also hier eigentlich zwei Kosaken-Genossenschaften, die terkischen und die grebenskischen. Erst im Jahre 1728 verschmolzen beide in eine, die seitdem nach dem Terek benannt wurde.

Etwas jüngeren Ursprunges sind die Kuban'schen Kosaken. Das Gebiet welches sie nachmals einnahmen, gehörte den Tataren, die mit den Khanen



der Krim allirt waren. Gelegentlich der ersten Kriegszüge der Russen nach der Krim erwies sich die Nachbarschaft der Kuban'schen Tataren als sehr hinderlich, so daß man russischerseits im Jahre 1736 die benachbarten Kalmüken aufbot und sie, unterstützt von den Don-Kosaken, gegen die Tataren führte. Der Sieg war ein glänzender, die Tatarenherrschaft für immer gebrochen. Weitere Maßnahmen aber wurden nicht getroffen. Erst fünfzig Jahre später, als die Krim längst in russischen Händen war, ging man an die Organisation der Kuban'schen Kosaken. Man säuberte zuvörderst das Land von den noch vorhandenen Tataren, versetzte einige Regimenter Don'scher Kosaken an den Kuban und zog bald hierauf saporogische Kosaken, namentlich solche, welche ihr freiwilliges Exil auf türkischem Boden wieder aufgegeben hatten, zum Grenzdienst zwischen dem Asow'schen Meere und dem westlichen Kaukasus heran. Es gab also vom Jahre 1792 an im westlichen Ciskaukasien zwei Kosaken-Genossenschaften: die Kuban'sche, welche aus Don'schen Kosaken hervorgegangen war, und die sogenannte »tschernomorishe« (nach dem Schwarzen Meere benannt), die aus saporogischen Kosaken bestand. Da die letzteren, als Ukrainer, bekanntlich Kleinrussen waren, erklärt sich die dormalige kleinrussische Bevölkerung im westlichen Ciskaukasien. Wenn wir nicht irren, sind die tschernomorischen und kuban'schen Kosaken-Genossenschaften dormalen zu einer verschmolzen. Sie zählt circa 470.000 Seelen, die terek'sche Genossenschaft 100.000 Seelen.

Es verlohnt sich nun, nach dieser allgemeinen Ueberschau auf die Entwicklung des Kosakenwesens in Ciskaukasien auf verschiedene historische Zwischenfälle zurückzukommen. Man denke nicht, daß die Bergvölker, gelegentlich des ersten Auftretens der Russen am Terek, Verbündete der Türken waren. Der Islam hatte damals in den Hochländern gar keine, in den zugänglicheren Gebieten nur geringe Verbreitung. Die Tscherkessen waren die erbittertsten Feinde der Tataren, was den Kuban'schen Kosaken sehr zu statten kam. Einige Klane der ersteren waren in die Ebene eingebrochen und bis über den Kuban hinausgedrungen. Erst nach langwierigen Fehden blieben die Tataren Sieger und warfen die Kabardiner nieder, indem sie ihnen gleichzeitig den Islam aufzwangen.

Rußland selber griff zuerst unter dem Czaren Feodor Iwanowitsch activ in die Vorgänge in Kaukasien ein. Ein Vorschlag an den Schah von Persien,

das kaspische Küstenland den Türken zu entreißen, wurde von jenem angenommen; da aber nun die Perser gleichzeitig das christliche Königreich Georgien bedrängten, sandte der Czar 1594 eine Armee nach dem Terek — die erste russische, welche in Kaukasien erschien — und drang in der Richtung gegen Derbend vor. In Schamchal, der nördlichsten Küstenprovinz, wurden die Russen unter den Mauern von Tarku, der Hauptstadt jenes Landstriches, aufgehalten. Trotzdem muß das Auftreten jener bedeutenden Heeresmacht den zunächst in Mitteleidenschaft gezogenen Bergvölkern sehr imponirt haben, denn viele Klane unterwarfen sich freiwillig der Oberhoheit des Czaren. Im Jahre 1604 erschien — unter der Zwischenherrschaft des Boris Godunow — abermals eine Armee am Terek, doch wurde dieselbe von den Steppen- und Bergvölkern gänzlich aufgerieben. Die politische Sturm- und Drangperiode, welche das Auftreten des »falschen Demetrius« zur Folge hatte, versetzte die kaukasischen Kosaken in arge Bedrängniß. Sie waren nun gänzlich sich selbst überlassen und erwehrt sich mit harter Mühe ihrer Bedränger. Dazu kam bald hierauf die Räumung der kaspischen Ufergebiete seitens der Türken, was die Bergvölker selbstbewußter und unternehmungslustiger stimmte. Das war um dieselbe Zeit, als die Tataren, endlich die Tscherkessen ins Gebirge zurückgeworfen und die kleine Kabarda unter ihre Macht gebracht hatten.

Wir haben hier die merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, wie die Tscherkessen, welche nachmals die erbittertsten Feinde der Russen wurden, ihre Blicke durch fast ein volles Jahrhundert nach Moskau gewandt hatten, und von dort Hilfe gegen die verhaßten Türken — ihren nachmaligen Busenfreunden — erhofften. Aber Rußland frankte damals, kurz vor dem Erlöschen der Dynastie Rurik, an innerer Zerrüttung und konnte nicht daran denken, in einem so entlegenen Gebiete sich mit ganzer Kraft zu engagiren. Auch der erste Romanow, Czar Michael, hatte die Hände gebunden. Er konnte nur die Stadt Tarki neu besetzen (sie hatte bis dahin nur »Holzwände«, also wahrscheinlich einen Pallisadenwall) und andere Fortificationen anlegen.

Erst Peter der Große, der jedes Ding mit seltener Energie anfaßte und nach den ihn kennzeichnenden höheren Gesichtspunkten durchführte, erreichte in Kaukasien ungeheurere Erfolge. Das kam so. Schah Hussein wurde von einigen rebellischen Klan-Häuptlingen in den jenseitigen Kaukasus-Gebieten hart bedrängt



und wendete sich an den Czaren um Beistand. Dieser wurde sofort geleistet. Bei 20.000 Kosaken und etliche Tausend Mann Linien-Cavallerie marschirten nach dem Terek, während der Czar selbst an der Spitze von circa 30.000 Mann die Wolga herabkam, in Astrachan sich einschiffte und an der Terek-Mündung landete. Das war schon an sich ein ganz abenteuerlicher Zug für jene Zeit (1722). Von Tarku aus drangen die Russen siegreich längs des Kaspiischen Meeres bis nach Transkaukasien vor und brachten nicht nur dieses, sondern sogar die persischen Provinzen Gilan und Masanderan (am Südufer der Kaspisee) unter ihre Herrschaft.

Das war der erste gewaltige Stoß, den Kaukasien von Seite der Russen erfahren hatte. Tarku wurde nun zum Stützpunkt aller weiterer Operationen, Tarki aber seiner ungesunden Lage halber aufgegeben. Mit dem Besitze von Tarku, im Gebiete des Schamchal, nahm Rußland gegenüber den nördlichen Bergvölkern eine flankirende, und demnach äußerst bedrohliche Stellung ein. Außerdem verstärkte Peter alle kaukasischen Garnisonen und legte neue Befestigungen an. Der Grund zur Machterweiterung des Czarenreiches in Kaukasien war damit gelegt. Allerdings hatten die Besitzungen am kaspiischen Ufer für Rußland nur geringen Wert, da sie auf die Dauer gegen die Bergvölker nicht zu halten waren. Dazu kam, daß die Kaiserin Katharina II. sich Persien als guten Freund erhalten wollte, und die südlichen kaspiischen Provinzen an Nadir Schah wieder herausgab. Auch sonst waren die Verhältnisse in der Kaspiregion nicht darnach, um auf den Besitz dieser Strecken großen Wert zu legen. Dagegen wurden die ciskaukasischen Linien verstärkt, um eine regelrechte Basis zu allen weiteren Maßnahmen zu gewinnen.

Von diesem Zeitpunkte an (Mitte des XVIII. Jahrhunderts) datirt der Umschwung der Bergvölker an der Nordseite des Kaukasus. Die Tschetschenzen, deren Gebiet durch die Anwesenheit der Russen in Tarku unmittelbar bedroht war, fingen zuerst Händel an. Die Kabardiner, welche die Tataren aus inoffensiven Christen in fanatische Islamiten umgewandelt hatten, folgten nach. Die Tscherkessen, gleichfalls von den Tataren besiegt, hielten sich noch eine Zeit lang grollend im Hintergrunde. Als aber die früher erwähnte Ausrottung der Kubanschen Tataren durch Kalmüken und Don-Kosaken stattgefunden hatte, wurden die Tscherkessen stuzig. Sie traten nun auch dem Bunde der mohammedanischen

Bergvölker bei und waren seitdem weitaus die größten Rußenhasser. Das offensive Auftreten all' der genannten Völker führte freilich zu Gegenmaßnahmen russischerseits, so daß Ciscaucasien nach und nach in ein großes Heerlager verwandelt wurde.

Diese Maßnahmen fallen in die Zeit der Kaiserin Katharina II. Türkische Intriguen bewogen sie, in die Kabarda einzubrechen und das Land festzuhalten. Aus dem christlichen Ossetien (dem Lande an den Terekquellen) kamen Schaaren von Flüchtlingen zu den Russen, welche mit offenen Armen aufgenommen wurden. Immer zahlreicher wurden die Colonien, die Stanizen. Es wurden befestigte Linien angelegt und neue befestigte Städte — Zekaterinograd, Alexandrow, Georgiewsk, Stawropol und Mozdok — gegründet. Eine große Zahl von Forts und Blockhäusern verstärkte die neuorganisirten Linien. Alles dies geschah kurz bevor die Russen Herren der Krim wurden (1783).

So stand schon damals, kurz vor Ablauf des XVIII. Jahrhunderts, Alles zu einem großen Schlage bereit. Die Vorzeichen zeigten sich bald, als die Türkei, über den Verlust der Krim erbittert, unter den mohammedanischen Völkern in der Nachbarschaft Rußlands zu schüren begann. Im Jahre 1785 erschien einer ihrer gefährlichsten Sendboten, der Derwisch Manjur, bei den kaukasischen Bergvölkern und haranguirte sie zum heiligen Krieg gegen das verhaßte Rußland. Der Funke zündete. Die Kabardiner schlugen zuerst los und rieben ein russisches Truppcorps auf. Alsdann drangen 10.000 Tschetschenzen unter Mansurs persönlicher Führung in das russische Gebiet ein, mußten aber unverrichteter Dinge umkehren. Unterdessen war 1787 der Krieg mit der Pforte ausgebrochen und diese griff damals zu einem Hilfsmittel, das sie in der Folgezeit immer wieder anwendete: sie warf ein Corps nach dem Kaukasus. Die Landung erfolgte an der Kuban-Mündung, blieb aber ohne Wirkung, da die Russen die Ankömmlinge sehr unsanft empfingen und sie theils vernichteten, theils zu Gefangenen machten. Ja, die Sieger ergriffen sogar die Offensive und erschienen jenseits der (an dieser Stelle allerdings sehr schmalen und niederen) Kaukasuskette und nahmen die festen türkischen Plätze Anapa und Sudschul-Kaleh im Sturm. Im Frieden von Jassy (1791) fielen diese Plätze wieder an die Türkei zurück.

So standen die Dinge, als in Persien eine neue Dynastie in der Person ihres Gründers, Aga Mohammed, auf dem Schauplatze erschien. Dieser Mohammed,



aus einer Häuptlingsfamilie vom Stamme der Kadjaren, hatte nach Kerim Khans (des letzten Safiden) Tode das Banner des Aufstandes im Norden des Reiches aufgepflanzt. Außer vielen Bluttthaten, welche der Ufurpator im Lande selbst verschuldete, indem er mit grimmigem Haß die Anhänger seines Vorgängers verfolgte, fiel er auch in Transkaukasien und in Georgien ein und wirtschaftete in dem eroberten Tiflis in einer Weise, welche an Timurs Zeit erinnerte. Alle Priester wurden gebunden und in den Fluß geworfen, die Kirchen dem Erdboden gleichgemacht, 15.000 Gefangene weggeschleppt — alles noch im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. »Die tapferen persischen Krieger,« heißt es, »gaben den Ungläubigen eine Probe dessen, was ihrer am Tage des Gerichtes harre.«

Das konnte Rußland nicht ungerächt lassen. Katharina sandte ein Heer nach Grusien, das die Perjer über die Grenze zurückjagte. Als sie kurz hierauf starb, fielen die Perjer abermals in Grusien ein, so daß sich Kaiser Paul, der Nachfolger der Kaiserin, zu einem zweiten Kriegszuge gedrängt sah, der mit der vollständigen Niederlage der Perjer endete. So wurde ein großer Theil von Transkaukasien russisches Besizthum (1801). Aber vollkommen sicher war man in dem neu erworbenen Gebiete nicht. Die Verhältnisse waren politisch noch zu ungeklärt und mancher Häuptling benützte dies, um sich bald für, bald gegen die neuen Herren zu erklären. Als aber eine russische Truppen-Abtheilung offensiv auf persisches Gebiet vorrückte und Griwan bedrängte, griff der Schah zu den Waffen. Die Russen mußten von Griwan ablassen, was vielen Bergstämmen (auch im Norden und Osten) zum Signal der Erhebung wurde. In Derbend fiel (1806) der General Zizianow, der mit unwiderstehlicher Energie der Bewegung entgegengetreten war, von Meuchlerhand.

Als bald loderte der Brand an allen Punkten empor. Persien und die Türkei, dadurch ermuthigt, erklärten gemeinsam an Rußland den Krieg, der sich als bald auf das russische Transkaukasien hinüberspielte. Alles schien verloren, als General Gulowitsch, der zuvörderst den Tschetschenzen einen harten Schlag zufügte, über Derbend bis Baku vordrang und die Eindringlinge über den Kur und Arpatshai zurückwarf. Die russische Flotte hatte gleichzeitig Erfolge an der tcherkessischen Küste errungen, indem sie die Türken aus Anapa und Sudschuk Kaleh vertrieb. Im Frieden von Bukarest (1812) und jenem von Gulistan (1813) mußten die

Türken, beziehungsweise die Perjer, alle Territorial-Errungenschaften der siegreichen Russen anerkennen. Damit war die dauernde Herrschaft Rußlands, welches vorerst mit den eingeborenen historischen Dynastien ein leidliches Abkommen traf,



Kabardiner.

in Transkaukasien begründet. Die Verbindung zwischen Cis- und Transkaukasien über die Hauptkette des Gebirges war aber nach wie vor von den unbezwungenen Bergstämmen verlegt. Tscherkessen und Tschetschenzen, die ersteren westlich, die letzteren östlich der grusinischen Militärstraße, verwehrten den Durchgang. Von da ab — mit Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts — begann



der langwierige Kampf mit den Bergstämmen, auf dessen Verlauf und Ende wir im nächsten Abschnitte zurückkommen.

In dieser ganzen reichbewegten Zeit — das ganze XVIII. Jahrhundert hindurch — hatten sich die kaukasischen Kosaken in allen Lagen und Zwischenfällen vorzüglich bewährt. Ein ungemein kriegerisches Leben hatte sich auf der



Russisches Lager am Kaspimeer.

ganzen Angriffslinie entwickelt. Das Kriegshandwerk ging allen anderen Thätigkeiten voran. Im Anfange kämpften viele Abtheilungen, dem gebirgigen Terrain entsprechend, zu Fuß, doch waren solche Fälle nur Ausnahmen. Die Tschetschenzen ganz besonders, ein geborenes Reitervolk, liebten es, in irregulären Schwärmen in die russischen Linien einzubrechen und trugen häufig den Kampf über dieselben hinaus. Auch an Zweikämpfen von homerischem Gepräge fehlte es nicht. Für die Kosaken war diese Art des Kampfes eine vorzügliche Schule. Selber verwegen und todesmuthig, lauschten sie ihren gleich kühnen und kampfs-

lustigen Gegnern Manches ab, wodurch sich die kaukasischen Kosaken in der Folgezeit wesentlich von den anderen Kosaken-Truppen, welche (wie beispielsweise die Don-Kosaken) wenig kriegerischen Zeitvertreib hatten, unterschieden.

Ursprünglich blieben die Kosaken unverheiratet. Dem wurde bald ein Ende gemacht, indem sie sich auf Ueberfällen in die Berggegenden durch Raub Weiber und Mädchen verschafften. Die Kosaken gingen mit diesen regelrechte Ehen ein und gründeten sich Hausstand und Familie. Der Heldennuth, den die Frauen beim Ueberfalle der Stanizen durch die Bergstämme an den Tag legten, dürfte vielleicht eine vererbte Eigenschaft des kaukasischen Blutes gewesen sein. Der Ruhm und die Erinnerung an manche Stanizen-Vertheidigung ist im Laufe der Zeit verloren gegangen. Die Zwischenfälle und Kämpfe drängten sich in zu rascher Folge, als daß es der Ueberlieferung möglich gewesen wäre, jede einzelne Heldenthat in der Erinnerung festzuhalten. Welch' eine Kriegsgeschichte gäbe das, wenn schriftliche Documente über die Jahrhunderte langen Kämpfe zwischen Kosaken und Kaukasiern der Nachwelt erhalten geblieben wären! Was in dieser Richtung auf die Nachwelt kam, erstreckt sich nur auf die letzten Heroenkämpfe mit den Bergvölkern.

Die Stanizen waren (und sind) so angelegt, daß sie sich möglichst vertheidigungsfähig erwiesen. Die meisten derselben wurden an der, dem Feinde entgegengesetzten Seite eines Flusses angelegt. Zur Verstärkung erhielten die Posten und Niederlassungen Wall und Graben, mit Dornestrüpp bepflanzte Glacis und Pallisadirungen. Mauern wurden fast nie angewendet. Der Steppboden enthält keine Steine. Die Bauart mit Erde und Holz war übrigens typisch für das ganze südliche und südöstliche Europa und das benachbarte Gebiet von Asien. Sie entsprach den localen Verhältnissen und den Gewohnheiten der Steppenvölker. Heute haben nur mehr die exponirten Stanizen die vorbeschriebene Einrichtung. Im ciskaukasischen Vorlande, namentlich in der Nähe der Städte, wo die Niederlassungen in absoluter Sicherheit gedeihen, mußte die Nothwendigkeit von Befestigungen — soweit es sich um Stanizen handelt — mit der Zeit entfallen.

Diesen veränderten Verhältnissen entsprechend ist auch die Thätigkeit der kaukasischen Kosaken dormalen eine vorwiegend friedliche. Sie erstreckt sich auf die Vieh- und die Pferdezucht. Ackerbau wird nur für den eigenen



Bedarf getrieben. Die Zahl der in Eiskaukasien gezüchteten Pferderassen ist eine außergewöhnlich große. Der kaukasische Kosak ist überhaupt ein großer Pferde-  
liebhaber und er bethätigt diese Neigung durch die sorgfame Pflege, welche er den Thieren angedeihen läßt. Nur in Bezug auf Strapazen, sobald sich die Nothwendigkeit hiezu ergibt, kennt er keine Schonung. In Bezug auf Gewalt-  
ritte sind sich alle Kosaken gleich. Bedeutende Leistungen dieser Art sind ihr Stolz und das Pferdmaterial ist allen Anforderungen, welche an dasselbe gestellt werden, gewachsen. In dieser Beziehung werden die Kosaken noch lange die reguläre Cavallerie irgend einer europäischen Macht übertreffen.

Die Lebensweise der kaukasischen Kosaken, gewisse Einflüsse des Klimas, namentlich aber die Blutmischungen in Folge der Ehe mit kaukasischen Frauen, haben den Typus der ersteren unverkennbar zu einem echt kaukasischen umgestaltet. Nur die kleinrussischen Tschernomoren im äußersten Westen der Kubanlinie haben das Typische ihrer Rasse bewahrt. Diese sind auch fleißigere Ackerbauer als die übrigen kaukasischen Kosaken. Auch die innere Organisation der kaukasischen Kosaken hat manche Umgestaltung erfahren. Schon Katharina II. unterstellte die Atamane der einzelnen Genossenschaften dem jeweiligen commandirenden General, um dem Unabhängigkeitsgefühl und der demokratischen Gesinnung der ersteren einen Dämpfer aufzusetzen. Unter Kaiser Alexander I. nach der endgiltigen Sicherstellung des russischen Besitzes in Transkaukasien (durch den Bukarester Frieden) griff eine abermalige Reorganisation Platz. Das ganze Kosakengebiet wurde in elf Regimentsverbände getheilt, deren Oberste neben den militärischen auch die politischen Agenden vertraten. Sämmtliche Regimentsbezirke wurden dem jeweiligen Gouverneur von Eiskaukasien unterstellt. Unter Kaiser Nikolaus wurde die Zahl der Regimenter auf siebenzehn erhöht. Man zog Officiere der regulären Armee heran, um sie gewissermaßen eine militärische Schule durchmachen zu lassen. Abcommandirungen nach dem Kaukasus bildeten immerdar den sehulichsten Wunsch vieler Officiere, denen es nach Auszeichnung und Erlangung militärischer Ehren gelüstete. Und hiezu war die Gelegenheit gewiß im reichlichsten Ausmaße vorhanden.

Der gegenwärtige Stand des kaukasischen Kosakenheeres ist ein wesentlich höherer, als er in früherer Zeit war. Er umfaßt im Frieden 2 Garde-Escadronen (im Kriege 3) des kaiserlichen Geleites — je eine kuban'sche und terek'sche —

15 Reiterregimenter (im Kriege 45), 2 Schützencompagnien (im Kriege 6), welche nur vom kuban'schen Heere beige stellt werden; ferner 7 reitende Batterien (im Kriege ebensoviel mit erhöhter Geschütz Zahl), außerdem (nur im Kriege) eine Division terek'scher Armee-Reiterkossaken. Die Uniform der kaukasischen Reiterkossaken besteht aus dem »Achalug«, einem leichten Unterrocke, über den die »Tscherkeska«, ein langschößiger Taillenrock aus Tuch mit aufgeschlitzten Ärmeln, angezogen wird. Auf der Tscherkeska befinden sich auf beiden Brustseiten je 8 bis 12 Patronenhülsen mit hölzernen Behältern angenäht. Im Winter hängt der Kossak die »Burka« — einen Filzmantel — über die Schulter. Als Kopfbedeckung dient eine niedere Kappe mit Pelzverbrämung, über die bei Kälte oder Regen der »Baschlik« aus leichter Leinwand oder Baumwolle gezogen wird. Die langen Enden dieser Kapuze werden unter dem Kinn zusammengebunden. Die Pantalons, welche dieselbe Farbe wie die Tscherkeska haben, fallen über die Stiefel.

Außer dieser Uniform gibt es auch eine »Nationaltracht«, welche ganz derjenigen der Bergvölker nachgebildet ist. Die Tscherkeska besteht in diesem Falle aus Kameelhaaren; lederne Strümpfe, welche unter kurzen Stiefeln getragen werden, ferner Tuchgamaschen bis an die Kniee, vervollständigen die Kleidung, deren Schnitt und Farbe nach dem Geschmacke des Einzelnen wechseln. — Die Uniform der Fußkossaken ist etwas verschieden von jener der Reiter, denn jene tragen Bumphosen und statt der Pelzkappe die schwere »Papacha«, die bekannte hohe und große Pelzhaube der Kaukasier. Die Bewaffnung besteht aus der »Schaschka«, dem Tscherkessensäbel ohne Parirstange, an handlicher über die Achsel getragen, dem »Kindschal«, einem etwa 1½ Fuß langen zweischneidigen Messer mit Blutrinne und gleichfalls ohne Parirstange; ferner aus einer Pistole und einem Carabiner, der, in einem Futterale aus langzottigem Thierfell verwahrt, über die Schulter gehängt wird. Eine Zeit lang waren auch die kaukasischen Kossaken mit Pikeen ausgerüstet, doch sind dieselben wieder abgeschafft worden. Die Infanterie-Abtheilungen der Kossaken sind analog der regulären russischen Infanterie bewaffnet.

Die Niederlassungen der kaukasischen Linienkossaken beginnen unterhalb der Mündung der Laba in den Kuban mit der Stanitza Ustlebinskaja, folgen dem Laufe des Kuban, bis dieser in nördlicher Richtung aus dem Gebirge tritt,





Kuban'sche Kosaken.





überschreiten dann die Wasserscheide zwischen dem Kuban und der Kuma, sowie jene zwischen dieser und der Malka, verfolgen deren Lauf bis zu ihrer Mündung in den Terek und gehen diesem entlang bis Kisljar. Von dieser Stadt abwärts bis zum Kaspijischen Meere verhindert der salzhaltige, unfruchtbare Boden jeden Anbau, ebenso in den Felsenthälern des Scheidegebirges. Hier konnten keine Stanzgen angelegt werden, man ersetzte sie daher durch besetzte Wachposten, welche man meistens durch Hilfsmannschaften besetzen ließ. Die ganze Strecke hat den allgemeinen Namen »äußere Linie«, zum Unterschiede von der »inneren Linie«, welche aus den südlich vorgeschobenen Stanzgen besteht. Außerdem wird das Heeresgebiet eingetheilt: in den rechten Flügel, dessen Hauptort Protschni-Dboy ist und welcher die Kubanlinie in sich begreift; das Centrum, dessen Hauptabschnitt die Malka ist, mit dem Hauptorte Maltshif; den linken Flügel, den die Tereklinie bildet, mit dem Hauptorte Grosnaja an der Sundscha. Die vor diesen Abtheilungen liegenden Theile der inneren Linie werden dazugerechnet. (Nach A. Springer.)

Der Landstrich zwischen Piätigorst und Wladikawkas, der noch in der Kosakenlinie liegt, ist die Kabarda, die »kleine Kabarda« östlich, die »große Kabarda« westlich des (von Süd nach Nord) fließenden oberen Terek. Dieses Gebiet gehört also noch in den Rahmen unserer diesmaligen Schilderungen und Mittheilungen. Die Kabarda war ja auch das erste Bergland, in welchem die Russen sich festgesetzt hatten. So lange die Kabardinern noch unabhängig waren, herrschte unter ihnen ein scharfer Standesunterschied. Die Ackerbauer waren den Edelleuten unterthan, die wieder dem Fürsten, dessen Würde erblich war, unbedingten Gehorsam leisten mußten. Obwohl nun zwischen den Russen und Kabardinern frühzeitig politische Beziehungen bestanden, wanderten dennoch von den letzteren zahlreiche Familien aus, als jede Aussicht auf die Wiedererlangung der Unabhängigkeit verschwunden war. Veranlassung zum Mißvergnügen hatten die Russen allerdings gegeben. Sie zwangen den Kabardinern die russischen Gesetze, welche im Widerspruche mit den kabardinischen Traditionen standen, auf, und verboten die Wallfahrt nach Mekka. Im Jahre 1822 hatte General Permow in der Kabarda, die ohnedies durch Emigration und Seuchen fast entvölkert war, furchtbar gehaust.

Dermaßen herrscht auch in der Kabarda Friede. Manche alten Gebräuche haben sich erhalten, wie denn überhaupt nicht daran zu denken ist, die kauka-

fischen Bergvölker im vollen Sinne des Wortes zu russificiren, das hätte keinen Sinn und wird auch gar nicht angestrebt. Rußland hat unzählige Völkerschaften unter seiner Herrschaft stehen und läßt jede derselben nach ihrer Façon selig werden. Nur gewisse allgemeine Landesgesetze, sowie Verwaltungs-Vorschriften müssen von allen Völkern beobachtet werden; sonst genießen sie, namentlich die Steppenvölker im allgemeinen und die kaukasischen Bergbewohner im besondern, weiteste Autonomie.

Bei den Kabardinern wird der junge Edelmann (»Fürst«) schon als Knabe im Gebrauche der Waffen geübt und zu einem tüchtigen Reiter herangebildet. Alle anderen Beschäftigungen gelten für unwürdig; Einfluß hat nur der Tapfere, der Kühne, der Stolze: Tugenden, die dormalen, wo der Russe streng auf Ruhe und Frieden schaut, nur schwer zu erproben sein möchten. Auch hat unter der russischen Herrschaft manche Aenderung Platz gegriffen, die zum mindesten den kabardinischen Bauern zum Vortheil wurden. Derselbe ist nicht mehr Leibeigener des Edelmanns und ist jeder Bedrückung entzogen. Im übrigen aber findet der vornehme Kabardiner sich schwer in einen Zustand, in welchem die vermeintlichen Vorrechte seiner Stellung nicht zur Geltung kommen. Arbeiten will er nicht, nicht einmal zu Hause, wo alle Sorge auf den Schultern der Frauen lastet, und die fogar die Kleider für die Männer verfertigen müssen. Die Tracht der männlichen Bevölkerung unterscheidet sich wenig von jener der kaukasischen Kosaken, welche ja der ersteren nachgeahmt ist. Die Kabardiner tragen lange Beinkleider und den »Archalug«, die dünne Jacke, welche bis zum Halse zugeknöpft wird und über welche die Tscherkeska angelegt wird. An den Brustflächen der letzteren werden Tuchstreifen von anderer Farbe angenäht und sie bilden kleine Säcke, in welche die Patronen gesteckt werden. Diese sind immer mit Lappen umhüllt, um sie vor Nässe zu schützen. Zu Hause trägt man grobe Lederschuhe mit hohen Hacken, im Sommer nur wollene Strümpfe.

Der Reiter aber trägt hohe Stiefel aus Saffianleder, die ungemein weich und schmiegsam sind. Auch den Sohlen kommen diese Eigenschaften zu. Auf dem glattrasirten Schädel sitzt die Papacha, die ungeheure Mütze aus Schaffell; gegen Wind und Wetter schützt die Burka. Mütze und Mantel sind schwer und es liegt auf der Hand, daß sie im Sommer mitunter lästig fallen müssen. Man darf aber nicht übersehen, daß die Bergbewohner fortwährend schroffem



Witterungswechsel ausgesetzt sind, und daß es für sie zweckmäßig ist, bei ihren häufigen Besuchen des heißen Tieflandes, beziehungsweise auf ihrer Rückkehr ins Gebirge, entsprechend geschützt zu sein. Die Bewaffnung der Kabardiner ist zum Theile noch die primitive der früheren Zeit. Die Bergvölker hängen mit unbesiegbarer Zähigkeit am Alten, zumal an ihren Waffen, mit denen entweder sie oder ihre Vorfahren so manchen blutigen Strauß ausgefochten haben.

Ein anderes interessantes Völkchen dieser Region sind die »kaukasischen« Juden, welche in engen Beziehungen zu den Karäiten der Krim, von denen bereits früher einmal die Rede war, stehen. Juden findet man über den ganzen Kaukasus zerstreut; am zahlreichsten sind sie in Transkaukasien, dann zunächst im terekischen Bezirke. Von ihrer Lebensweise, ihren uralten Sitten und seltsamen Gebräuchen hatte man lange Zeit nur dürftige Kenntniß, bis es sich ein Glaubensgenosse angelegen sein ließ, hierüber Untersuchungen anzustellen. Dieser Forscher — H. Juda Tscherny — hat eine wertvolle Studie in den »Sammlungen von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker« (Tiflis 1870, 3. Band,) erscheinen lassen, deren wichtigste Stellen wir hier wiedergeben.

Die kaukasischen Juden beschäftigen sich, wie ihre europäischen Brüder, vorwiegend mit dem Handel. Es wird indeß auch die gewerbliche Thätigkeit nicht verschmäht und etliche Angehörige dieses Volkes besitzen ausgedehnte Weingründe. Die von den Juden im Terekgebiete bewohnten Gebäude sind solide Steinhäuser. Sie haben flache Dächer aus gestampftem, mit Stroh untermischtem Lehm; die Decke besteht aus Brettern oder Schilf. Fenster sind wohl vorhanden, doch erhalten sie außer beweglichen Holzschubern keinen Verschuß. Die Wohnräume haben große, schornsteinähnliche, riesige Defen, in denen in der kalten Jahreszeit unaufhörlich das Feuer knistert. Auch in dem Vorraume, der keinem Hause fehlt, befinden sich solche Kamine. Im Sommer sind diese Vorräume der gewöhnliche Aufenthaltsort der Frauen. Hier arbeiten sie, hier plaudern sie mit den Gästen, oder bereiten die Speisen. An den Wänden der Wohnräume sind allerlei Regale angebracht, welche zur Aufbewahrung aller möglichen Geräthe und des nothwendigen Hausrathes dienen. In vielen Dörfern sind die Häuser so erbaut, daß unter den Wohnzimmern zu ebener Erde Räume für das Vieh und die Pferde sich befinden. Die Reichen haben zweistöckige Häuser; zu ebener Erde wohnt die Familie, der erste Stock enthält die Gastzimmer. Auch gibt

es ganz nach europäischer Art erbaute Häuser, doch enthalten dieselben immer eine Abtheilung, welche ganz asiatisch ist, und hier wohnt die Familie, während die europäisch eingerichteten Zimmer den Gästen aus Rußland reservirt bleiben. Für kaukasische Gäste ist gleichfalls eine besondere Abtheilung vorhanden.

Trotz mancher praktischen Einrichtung sind die kaukasischen Juden keine

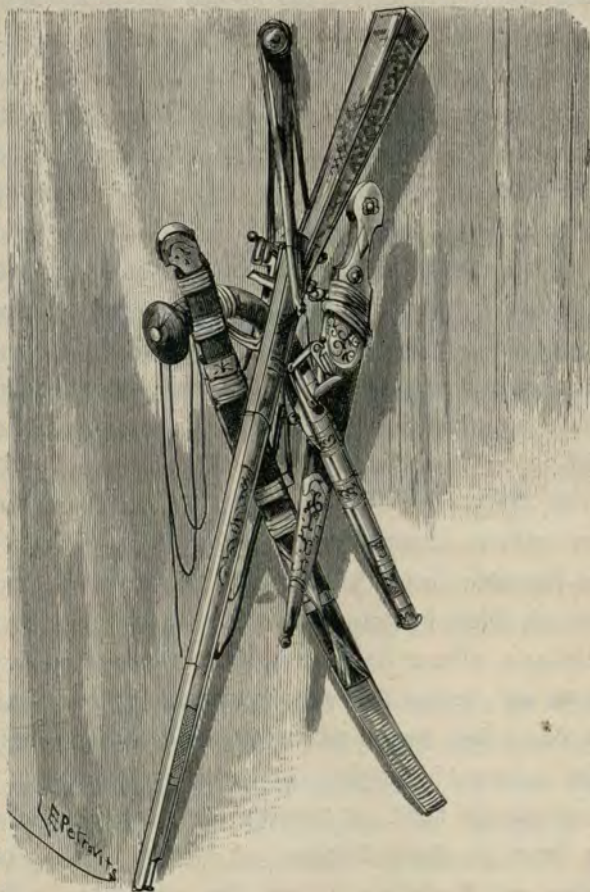


Kaukasisches Boot auf dem Kaspimeer.

besonderen Muster der Reinlichkeit. Dies gilt im besonderen von der Bereitung der Speisen. Die Gefäße werden wochenlang nicht gewaschen, so daß die Spuren der früher darin enthaltenen Speisen bemerkbar sind. Die Trinkgefäße sind mit Schmutz und Staub bedeckt, von Fliegen verunreinigt. Da es die Sitte erfordert, daß der Gast mit dem Wirte oder dessen Familie speist, kann dem Europäer solche Gastfreundschaft mitunter verhängnißvoll werden. Die Mahlzeiten werden auf höchst ceremoniöse Weise eingenommen. Zu allen Speisen wird Knoblauch in großer Menge zugethan. Die Anwesenden nehmen von jedem Gericht etwas,



mischen alles durcheinander und essen mit den Fingern. Es wird im allgemeinen viel gegessen und auch stark getrunken, doch finden Ausschreitungen in letzterer Beziehung selten statt.



Kaukasische Waffen.

Die kaukasischen Juden haben keine besondere Tracht, sondern kleiden sich wie die Volksstämme, unter welchen sie leben. Die Frauen halten etwas darauf so bescheiden als möglich, ja ärmlich gekleidet zu sein. Sie sind durchwegs gutherzig, arbeitsam und dienstefrig, haben aber die üble Gewohnheit, unter einander zu streiten, wobei es übermäßig laut hergeht. Die Frauen besaßen sich

viel mit Handarbeiten und leisten darin Außerordentliches. Dabei sind sie schwachhaft, erzählen sich gerne Geschichten und plaudern überhaupt vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht. Kommt aber ein Gast zu Tisch, so müssen sie sich in ihre Wohnräume zurückziehen, wo sie von der Gesellschaft getrennt die Mahlzeit einnehmen.

Verlobungen finden sehr früh statt. Gewöhnlich sind die Verlobten Verwandte, die schon im zarten Kindesalter von den gemeinsamen Eltern für einander bestimmt werden. Der Brautstand dauert daher ungemein lange und hat manche Unzukömmlichkeiten. Sieht nämlich während dieser Zeit die Braut den Bräutigam, so muß sie sich auf den Boden setzen und ihr Gesicht verhüllen. Einen Monat vor der ehelichen Verbindung erscheint der Vater des Bräutigams mit zwei Zeugen im Hause der Eltern der Braut, um die Kaufsumme für letztere zu erlegen. Ob der Vater seiner Tochter eine Mitgift zukommen läßt, hängt von seinem guten Willen ab. Die Hochzeitsfeierlichkeiten währen eine volle Woche und sind zu umständlich, um hier im einzelnen geschildert zu werden. Geheiratet wird in der Regel am Mittwoch. Er ist der große Tag der Festwoche; er ist ein Fasttag für die Brautleute. Alsdann wird dem Bräutigam das Haupthaar geschoren, worauf er zu Pferde steigt und mit seinen gleichfalls berittenen Freunden ziellos herumsprengt. Wo er vorbei kommt, wird er von den Leuten mit Mehl beworfen. Alsdann reitet die ganze Gesellschaft zum Fluß; der Bräutigam nimmt ein Bad und nun legen ihm die Genossen die Hochzeitsgewänder an, streuen ihm zur Erinnerung an den Fall Jerusalems Asche auf das Haupt und singen mit wehmüthiger Stimme den 137. Psalm Davids. Hierauf nehmen die Genossen (nicht aber der Bräutigam) einen Imbiß.

Nun macht sich alles bereit zur Heimkehr. Da fragt der Bräutigam: »Wer will zuerst der Braut die Kunde bringen, daß ich fertig bin?« Zwei oder drei Genossen sprengen mit Windeseile davon. Der erste, der die Braut erreicht, erhält als Lohn ein seidenes Tuch, welches er seinem Pferde um den Hals bindet; gleichzeitig wird ein Ei an der Stirne des Pferdes zer schlagen, um dasselbe gegen den bösen Blick zu schützen. Der Zweite und Dritte im Wettlaufe erhalten je ein Huhn und einen Krug Wein. Die eigentliche Trauungszeremonie hat nichts Bemerkenswerthes. Zu erwähnen ist ein Tanz der Frauen vor dem Bräutigam. Alsdann tritt der Rabbiner vor, läßt von seinen Schülern das



Hochzeitslied singen: »Israeliten singt ein Lied zu Ehren des Bräutigams! Der Bräutigam erfreut sich seiner Braut und die Braut des Bräutigams, Hallelujah! Hallelujah! Der Bräutigam leuchtet wie der Morgenstern und die Braut ist schön wie eine Königin! Mögen sie Beide Morgens und Abends leuchten immerfort unter dem Volk der Israeliten!« u. s. w.

Endlos sind die Schlußceremonien. Ein wichtiger Act ist der folgende. Auf dem Wege von der Stelle der Trauung, welche unter einem Baldachin im Hause der Braut stattfindet, nach dem Heim des Bräutigams, wird erstere von allen Frauen, welche aus ihren Häusern hervorkommen, mit Reis beworfen, womit man den Wunsch andeutet, die junge Frau möge fruchtbar sein. Beim Eintritt in ihr neues Heim muß die Neuvermählte über ein auf der Thürschwelle liegendes Eisen springen, denn dies verbürgt Glück und Gesundheit. Alsdann tanzt der Bruder der Braut mit ihr die »Lesghinka«, den originellen, etwas steifen und durch excentrische Pas' sich auszeichnenden Nationaltanz aller Kaukasier. Nun folgt noch eine ganze Reihe von merkwürdigen Förmlichkeiten. Die eigenthümlichste ist wohl die, daß nach einer kurzen Begegnung der Neuvermählten um Mitternacht im Gemache der Braut diese zurückbleibt und durch volle sieben Tage — unter Pflege ihrer Genossinnen — auf ihrem Brautlager verbleibt. Erst nach Ablauf dieser Frist gehören sich die Neuvermählten ganz an und können ihren Geschäften nachgehen, nicht ohne daß zuvor tapfer getanzt, gesungen und geschmaust worden wäre.

Bekanntlich verbietet das Gesetz Moses keineswegs die Vielweiberei. Die kaukasischen Juden machen hievon Gebrauch und ehelichen mehrere Frauen, jedoch nie mehr als drei. In den Beziehungen der Bewohner eines Dorfes zu einander herrscht mancher communistiche Zug. Wo ein solcher vorhanden, ist es aber sicher nur der Ausdruck brüderlicher Nächstenliebe. So z. B. im Falle der Erkrankung eines Dorfbewohners. Sämmtliche Dorfbewohner sind verpflichtet, den Kranken täglich zu besuchen. Stirbt derselbe, so versammelt sich sofort eine große Gesellschaft im Sterbehause. Der Todte, mit einer schwarzen Decke verhüllt, liegt auf dem Erdboden, um ihn herum stehen brennende Kerzen. Der Rabbiner, seine Schüler und andere Leute murmeln Gebete. Alsdann kommen die Todtengräber und mit ihnen die Klageweiber, die ein entsetzliches Geheul anstimmen. Die stumm zuhorchenden Männer nicken zu den Lobpreisungen, welche

eines der Weiber für den Todten anstimmt. Alsdann findet die Leichenwaschung außerhalb des Hauses statt. Ist diese vorüber, so wird der Todte auf eine Bahre gelegt, wieder zugedeckt und auf den Friedhof getragen. Unterwegs bleiben die Leidtragenden mehrmals stehen und murmeln Gebete. Am Friedhofsthore wird zum letzten Male Halt gemacht. Man zerbricht Münzen und schleudert sie in die Luft, um die bösen Geister zu verscheuchen. Dann senkt man die Leiche in die etwa 2 Meter tiefe Grube; fast in Drittelhöhe werden Bretter gelegt, so daß der Todte ganz frei liegt. Erst auf diese Bretter wird Erde geschüttet, das geschlossene Grab aber mit einem Stein geschmückt. Seltsam ist die Ceremonie der Leidtragenden auf dem Heimwege. Jeder reißt dreimal etwas Gras ab und wirft es über die Schulter nach rückwärts, wobei er murmelt: »Es soll der Tod auf ewig aufhören.«

Die Nachfeier besteht in Waschungen, Gebeten und dem unvermeidlichen Leichenschmause. Einen ganzen Monat, mitunter auch ein ganzes Jahr, brennt im Zimmer, wo der Verstorbene lag, eine Lampe; einen ganzen Monat lang werden täglich dreimal Gebete gelesen und tagelang heulen die Klageweiber mit einem schier unglaublichen Fanatismus. Die wüthendsten bekommen förmlich epileptische Zustände, die blutunterlaufenen Augen sprühen Funken, thierische Wildheit spricht aus den verzerrten Gesichtszügen. Zum Zeichen der Trauer um den Todten wird das Obergewand am Kragen eingerissen und das zerrissene Gewand das ganze Jahr hindurch getragen. Nach Ablauf desselben wird der Todestag noch einmal durch ein großes Festmahl begangen. . . .







Aus dem centralen Kaukasus.

## Der Kaukasus.



Lesghier.

**M**it dem gewaltigen Grenzwall, der zwei Erdtheile trennt, betreten wir ein Landgebiet, das in mannigfacher, hauptsächlich in physiographischer Beziehung, von den bisher durchwanderten Ländern sich unterscheidet. Das Steppengebiet hat ein Ende und mit den finsternen Schluchten und eisblinkenden Höhen des Kaukasus tritt uns eine völlig neue Welt entgegen — großartig in Bezug auf ihre plastischen Formen, merkwürdig der sie bewohnenden zahl-

reichen autochthonen Völkerschaften wegen, zeitgeschichtlich bedeutungsvoll durch die langwierigen Kriege, welche Rußland hier führte.

Dazu kommt, daß wir mit dem Ueberschreiten des Kaukasus gleichzeitig aus dem europäischen Gebiete in das asiatische übertreten. Zwar in ethnischer Beziehung, und nicht minder in Bezug auf die Natur des weiten Steppenlandes, das wir kennen gelernt haben, waren die Erscheinungen und Gestaltungen des asiatischen Welttheiles, lange bevor dies im geographischen Sinne der Fall war, in den Kreis unserer Wahrnehmungen eingetreten. Mit derselben Berechtigung, welche Europa am Hochzuge des Kaukasus enden läßt, könnte man die Wolga-  
 steppen mit ihrer rein asiatischen Bevölkerung und Ciskaukasien für den asiatischen Erdtheil reclamiren. Die ciskaspische Niederung ist ein getreues Abbild der Kirgisensteppe, wozu noch zum Theile die gleichen ethnischen Verhältnisse sich gesellen. Auch klimatologisch ist kein wesentlicher Unterschied zu verzeichnen. Schließlich haben die Länder dies- und jenseits des Uralflusses auch geschichtlich gleiche Schicksale erlebt, vom Anbeginn der mannigfachen Völkerverschiebungen her, bis zur energischen Machtentfaltung der russischen Czaren seit Ivan dem Schrecklichen, der den turko-tatarischen Staatswesen zuvörderst auf europäischem Boden ein jähes Ende bereitete.

Ein orientirender Gesamtüberblick auf den Kaukasus läßt sich schwer gewinnen. Man erwäge, daß der Kaukasus zwar einen linearen Verlauf nimmt — was die Gliederung desselben sehr vereinfacht — in seiner Längenchse aber 160 geographische Meilen mißt, also die Länge der Alpen noch um ein Duzend Meilen überflügelt. Dazu kommt der auffällige Unterschied, der zwischen dem Kaukasus und den großen europäischen Hochgebirgsmassen — Alpen, Pyrenäen und Skandinavisches Hochland — in Bezug auf Plastik, Thalbildung, Gletscher-  
 verhältnisse und hydrographische Eigenthümlichkeiten besteht. Wer demnach ein treffendes Bild von der Natur des Kaukasus liefern will, ist gezwungen, immer wieder zu Vergleichen mit den vorgenannten Gebirgssystemen auszuholen. Erst durch Kennzeichnung der bestehenden Gegensätze und Unterschiede zwischen hier und dort sondert sich der Kaukasus als ein mächtiges Bodenrelief von ausgesprochenener Eigenart aus den schematischen Umrissen der allgemeinen Orographie ab.

In seiner Gesamtheit stellt sich der Kaukasus als ein gewaltiges Kettengebirge von ziemlich einfacher Gliederung dar. Der typische Charakter als Kettengebirge kommt namentlich dem westlichen Drittel zu, dem niedersten Theile des



Kaukasus. Das mittlere Drittel ist Alpengebiet, das östliche Drittel ein ausgedehntes Plateauland, wo der Charakter des Kettengebirges völlig verloren geht. . . Die Wurzel des Gebirges befindet sich in dem engen Winkel zwischen der Kuban-Mündung und dem Schwarzen Meere, im Norden und Nordosten von Anapa. Von hier aus streicht es in fast west-östlicher Richtung, in Höhe und Breite wachsend, und zwar derart, daß die höchste Erhebung in der Mitte, die größte Breitenausdehnung im Osten erreicht wird. Der Uebergang findet nur allmählig statt. Im äußersten Westen, dem Lande der sogenannten »Tscherkessen«, ist von einer Massenerhebung noch keine Rede. Mit der Hauptkette ziehen von gewissen Trennungspunkten parallele Zweige, welche Hochthäler zwischen sich nehmen, die da und dort wieder durch Vereinigung der Zweige geschlossen werden. Eine Gliederung in Parallelketten, welche fortan Gebirgszüge für sich bilden (wie die Alpen), kommt im Kaukasus überhaupt nicht vor. Die örtlichen Parallelketten, welche namentlich im westlichen und mittleren Theile des Kaukasus auftreten, haben im Grunde keine selbständige Entwicklung, sondern sind nur die Ränder von Hochthälern oder kurzen Zwischenplateaus. Daraus folgert eine andere Erscheinung, auf welche wir später zurückkommen werden: der vollständige Abgang von Längenthälern, hingegen das charakteristische Auftreten von großartigen, d. h. tiefeingerissenen Querthälern, welche ganze Abschnitte des Kaukasus örtlich von einander trennen und der linearen Entwicklung von Parallelketten hindernd entgegentreten.

Der centrale Abschnitt des Kaukasus ist ausgezeichnet durch seine enorme absolute Höhe, welche in seinen Culminationspunkten zum Ausdruck kommt. Der König unter allen kaukasischen Gipfeln ist der Elbrus, dessen Schneehaupt bis zu 5660 Meter ansteigt. Ihm zunächst steht der Kaschtantau mit 5200 Meter und der Dychtau, der nur um weniges niedriger ist, als der vorgenannte; weiter folgt der Kasbek mit 5043 Meter, hart an der großen Kaukasus-Passage — der Dariel-Route — gelegen und die eigentliche kaukasische Grenzmarke zwischen Europa und Asien. Die angenommene Scheidelinie zwischen beiden Erdtheilen verläuft nämlich südlich des Elbrus im Kaschtantau und Dychtau, wonach also diese gewaltigen Hochgipfel zu Europa gehören würden. Vom Kasbek ab hält sich die Grenzlinie fortgesetzt mehr gegen Norden und fällt schließlich mit dem Unterlaufe des Sulak-Flusses zusammen, so daß fast der

ganze östliche Abschnitt des Kaukasus auf asiatisches Gebiet zu liegen kommt. Nur die Tschetschna — das Land der kriegerischen Tschetschenzen — gehört noch zu Europa.

Das Elbrusgebiet ist nächst dem Daghestan das räumlich bedeutendste. Von dem gleichnamigen Gipfelpunkte gehen nach dem Kuban- und Terekgebiete strahlenförmig mehrere Querketten aus, die mit ihren Nebenäzweigen, Ausläufern und Vorhöhen einen ausgedehnten Landstrich einnehmen. Dazu gehört im Osten des Elbrusstockes die Kabarda, von der bereits im vorangegangenen Capitel die Rede war, im Nordwesten Abchasien, im Norden der lange Querzug des »Kubanischen Gebirges«, dessen nördlichste Vorhöhen die cis-kaukasische Ebene säumen. Nach Süden gliedert sich der Elbrusstock nicht. Hier erstrecken sich die Quellgebiete des Ingur, des Tscheknis = Tskali und des Rion in schmaler Stufenfolge parallel zu einander, durch hohe, von mächtigen Gipfeln gekrönte Kammgebirge von einander getrennt, welche im spitzen Winkel nahe bei einander das Hauptgebirge treffen und hier einen gletscherreichen Knotenpunkt bilden, welcher aus einer Höhe von 3600 bis 4200 Meter die drei erwähnten Gewässer speist.

Gegen Osten ist der centrale Kaukasus verhältnißmäßig so schmal, daß er im Hinblick auf die Lage der höchsten Gipfel zu einander, die sich in diesem Raume zusammengedrängen, thatsächlich wie eine Mauer zwischen Cis- und Transkaukasien sich legt. Alle vorgenannten Culminationspunkte und noch viele andere liegen in dieser Centralkette. In Bezug auf die Breitenausdehnung von Nord nach Süd ist dieselbe um die Hälfte schmaler als der Elbrusstock und erreicht kaum ein Drittel der nord = südlichen Breitenausdehnung von Daghestan. Hier befindet sich denn auch die vorher erwähnte tiefste Querspalte des Kaukasus, der großartige Erosionsschlund des Terek mit dem südlich hievon liegenden Dariel = Paß. Die Quellen des südwärts zur Kura fließenden Aragua-Flüßchens und die des Terek liegen dies- und jenseits der Wasserscheide an der Krestowaja Gora in der Luftlinie nur  $1\frac{1}{2}$  geographische Meilen auseinander. Das Land, welches der Kasbekstock erfüllt, ist Dschethien. Am Nordhange der Centralfette ist das Gebiet der bassianischen Türken. Das Ingur-Hochthal südlich des Elbrus ist Swanethien, das Küstenland westlich hievon Abchasien.

Der centrale Kaukasus reicht östlich nur eine kurze Strecke über die Dariel-Passage hinaus. Am Schebulosmita, einem Gipfel von beiläufig 4487 Meter Höhe, ändert die Hauptkette ihre bisherige west-östliche Richtung in eine solche



von Nordwest nach Südost, während eine mächtige Zweigkette die östliche Richtung beibehält. Dadurch entsteht, mit Hinzuziehung der Küstenlinie des Kaspimeeres ein breites, ausgedehntes, von Quer- und kurzen Längenthälern mannigfach durchrissenes Hochland, welches in zahlreiche einzelne Berggruppen von prismatischer Gestalt zerfällt, oben flach, an den Seiten schroff und fast



Derbend.

unzugänglich: »ein Stück Abessinien« an der Schwelle von Europa. In der That war es in erster Linie Daghestan, welches den Russen in ihren Kämpfen gegen die Bergvölker die größten Schwierigkeiten entgegensezte. Ein Hochland wie jenes, ist leicht zu vertheidigen. Die Wege ähneln meist nur gesimsförmigen Pfaden, die im Zickzack an furchtbar steilen Abhängen auf- und ablaufen, häufig am äußersten Rande von mehreren hundert Metern tiefen Abgründen dahinführend. Je mehr man sich der Hauptkette des Kaukasus (im südwestlichen Daghestan) nähert, desto kühner werden die Anlagen der Niederlassungen;

Ansiedelungen in den Thälern werden immer seltener, bis sie völlig verschwinden. Dafür aber gibt es bald keinen überhängenden oder vorspringenden Felsblock mehr, auf dem man nicht die festungsähnliche, fensterlose Behausung der Gebirgsbewohner gewahrte. Daher kommt es, daß einzelne Ortschaften, scheinbar unzugänglich, auf Felsenvorsprüngen in einer Höhe von 500 bis 700 Meter über der Thalsohle liegen.

Jener Hochlandsbezirk, wo — im Osten der Darie-Passage — die früher erwähnte Aenderung des linearen Verlaufes der Hauptkette des Kaukasus stattfindet und wo (Schebulosmta) die Wurzel des Daghestanischen Hochlandes sich befindet, ist das Land der Tschessuren. Von den wenigen Europäern, die es besucht, ist G. Radde derjenige, der uns nicht nur mit der Natur dieses Alpenlandes, sondern auch mit deren Bewohnern eingehend bekannt gemacht hat. Man erreicht das erstere von Süden her über den 1604 M. hohen Sabadur-Paß, der aus dem Flußgebiete der Aragwa in das der Zora führt. Dort, an jener Paßscheide, hat man die heiße Zone mit ihren Weinreben, Maisfeldern und Schlingpflanzen hinter sich und wird die gemäßigte Gebirgszone betreten, welche der Cultur der nordischen Cerealien außerordentlich günstig ist. Etwas höher beginnt die breite Waldzone der Südseite des centralen Kaukasus, welche sich durch den gänzlichen Mangel an Nadelhölzern auszeichnet. Kiefern, Roth- und Weißbuchen, Eschen, Zitterpappeln, Ahorne, in den östlicheren Strichen die Edelkastanie und riesige Steineichen, bilden die dortigen Hochwälder, welche namentlich im menschenleeren Alto-Thale in geschlossenen Beständen auftreten. Radde fand beim Besuche dieses Theiles der kaukasischen Centrakette eine schon früher ausgesprochene Ansicht bestätigt, daß im Kaukasus die Cultur- und Baumgrenzen allmählich nach oben steigen, je mehr man sich von den wasserreichen kochischen Landen entfernt und in die Zone des continentaleren Klimas tritt. In der basalpinen Zone finden sich die fetten Weiden der Nomaden, in der hochalpinen Zone ist Jagdgebiet und wird nur ab und zu von den chessurischen und pschawischen Alpenjägern besucht, wenn sie dem Steinbock und Königsalpenhuhn nachspüren, während ihnen Gemse und Bezoarbock schon tiefer, ja selbst noch auf den nackten Faltungen des Gebirges im Waldgebiete zu thun geben.

Der Charakter des Kettengebirges prägt sich im Kaukasus schon beim ersten Anblick aus. Sowohl aus den ciskaukasischen Steppen, oder von den Vorbergen



des Kuban'schen Landstriches, als von Transkaukasien aus, ist immer daselbe Bild, derselbe mauerartige Gebirgswall, der nord- und südwärts auf die Tiefländer herabsieht. Wir haben bereits erwähnt, daß das Kaukasus-Relief seine Eigenthümlichkeit dem Mangel von Längenthälern, wie wir sie beispielsweise in den Alpen so charakteristisch ausgeprägt finden, verdankt. Die Längenthäler im Kaukasus sind nur solche zweiten Ranges, d. h. sie gehen von den Querthälern ab. Letztere haben nichts Aehnliches in anderen Hochgebirgen Europas zur Seite stehen. Der Tscherekschlund mit seinen gewaltigen Thalabstürzen verdunkelt alle ähnlichen Bildungen der Alpen, denn die Via mala oder die Tamina-Schlucht erscheinen daneben nur wie schwächliche Gebirgssriffe, während hier die Einschnitte bis auf 1500 Meter herabreichen. Unten zwischen lothrechten Wänden tobt der Tscherek, der dreimal auf Brücken überschritten werden muß, von denen aus er kaum noch sichtbar ist. »Die erhabene Wildheit, die jeder Beschreibung spottet, erreicht aber hinter der dritten Brücke ihren Abschluß, denn durch eine in die Felsen gesprengte Gallerie gelangt man in ein sonniges Thal mit wallenden Kornfeldern und steinernen Ortschaften.« Einen ähnlichen Schlund von 1000 Meter Tiefe bildet der Uruch und weiter der Terek am Dariel-Passe. Tscherek und Uruch sind westliche Nebenflüsse des Terek.

Das Eigenthümliche des Terek-Querthales ist, daß hier der Fluß an der südlichen Vorkette entspringt und den Centralkamm durchbricht. Krümmel hat für diese Erscheinung einen trefflichen Vergleich herbeigezogen, indem er sagt, es wäre etwas Aehnliches, wenn der Inn bei Innsbruck, statt das bayerische Gebirge zu umgehen und auf die nördliche Hochebene heräuszutreten, rechts abshwenken und durch das Brennerthal nach der Lombardei abfließen würde. Aehnlich sei es im Kaukasus, nur mit dem Unterschiede, daß eben sein centraler Theil bei weitem nicht so massenhaft auftritt wie in Tirol das Hochgebirge. Eine solche Durchbrechung aber der Centralkämme durch die Gewässer, eine Ausnahme in den europäischen, ist ein Gesetz in den asiatischen Hochgebirgen, worauf F. v. Richthofen zuerst hingewiesen hat. Der Kaukasus hat also in dieser Hinsicht etwas Asiatisches an sich. Auch in klimatologischer Beziehung kommt zum mindesten für den östlichen Theil des Kaukasus die asiatische Natur zur Geltung. Das Hochland Daghestan unterliegt ganz und gar dem trockenen innerasiatischen Steppenklima; die Vegetation ist spärlich, der Felscharakter überwiegt,

während die Täler zwar fruchtbar, aber ebenso ungesund sind. Hingegen liegt die westliche Hälfte des Gebirges in der Aspiration des feuchten Seeklimas. Reichliche Niederschläge und eine üppige Waldvegetation zeichnen diesen Abschnitt des Kaukasus aus. Das Tscherkessengebirge hat im Norden und Süden je einen Waldgürtel, der sich längs des ganzen Kaukasus bis zu einer Breite von 20 Kilometern (im Maximum) erstreckt. Auf den Höhen wachsen Nadelhölzer, tiefer unten Eichen, verschiedene Pappelarten, Walnuß und Platane. In den Tälern finden sich viele Fruchtbäume südlicher Gegenden, wie die schönsten Blumen; in den wärmsten dieser Täler gedeihen sogar die Weinrebe, Baumwollenstaude und die Olive.

In Abchasien ist das Klima besonders heiß, die Luft noch feuchter, die Vegetation setzt in Erstaunen durch ihre Ueppigkeit und Wildheit: Menschen und Natur befinden sich hier in gleich wildem Zustande. Dagegen ist das Gestade am Kaspijschen Meere dem trockenen Steppenklima ausgesetzt. Auch hier sehen wir die Hauptthäler als Querdurchbrüche ausgebildet, so den Sulak, der mit seinen mächtigen, das ganze norddaghestanische Hochland durchfließenden Quellflüssen, die westöstlichen Parallelketten von Süden nach Norden durchbricht. Die wildesten Schluchten bildet der Koisu dort, wo er die nördliche daghestanische Randkette — das Andische Gebirge — durchbricht, um am Ostrande der Tschetschna die Kaspijsche Niederung aufzusuchen. Ganz Daghestan ist von Erosionsthälern durchrissen, ein Beweis für das hohe Alter des Kaukasus. Denn wo diese Erosionsarbeit bereits abgeschlossen ist, müssen wohl deren frühere Stadien weit in der Zeit abliegen. Im südlichen Daghestan tritt ein secundäres Längenthal auf, das des Samur, der erst in seinem Unterlaufe, wo die Randhöhen nur mehr unbedeutend sind, seinen parallelen Lauf mit der Hauptkette ändert und mittelst eines großen Bogens dem Kaspijmeere zueilt, in welches er sich mit einem ausgebreiteten Delta ergießt. Nördlich der Samur-Mündungen tritt das daghestanische Hochland an einer Stelle dicht an die Küste heran und bildet ein Ufer-Defilé, in welches die Stadt Derbend hineingebaut ist. Ihr Name kennzeichnet ihre Bedeutung als »Paßsperrre«. Vor Alters, da alle Eroberungszüge (mit Umgehung des Hohen Kaukasus) an diesem Ufer ihren Verlauf nahmen und der Paß selber unter der Bezeichnung »Albanische Pforten« eine große Rolle spielte, war die ganze Gebirgslinie bei Derbend, bis etwa





Elbrus.

1.324





50 Kilometer landeinwärts durch einen Wallzug — »Kaukasische Mauer« — geperrt. Zur Zeit sind nur noch die Ruinen desselben vorhanden.

Die früher erwähnte Erosionsthätigkeit, welche im Kaukasus längst abgeschlossen ist, führt uns auf eine andere Erscheinung, welche mit jener eng zusammenhängt. Im Kaukasus gibt es nämlich keine Wasserstürze, welche in den Alpen, neben ihren herrlichen Seen, deren Hauptschmuck sind. Die Wasserfälle aber gehören zu den Jugendreizen des Gebirges, während der Kaukasus »schon tiefe Furchen des Alters« trägt. In den Hochgebirgseinöden des letzteren überrascht wohl die Pracht der Pflanzenwelt, welche um vieles schöner als die tirolische und vollends die schweizerische ist; aber nirgends fallen lebendige Wasser von den Felsstirnen, durch steile Runsen, oder in gestreckten Abhängen in staffelförmig abfallende Thäler, wie es in den Tauernthälern der Fall ist. Wo findet sich im ganzen Kaukasus ein Bild gleich demjenigen, welches der dreifache Wassersturz der Krimmler Ache, der Gasteiner Fall, oder die Cascaden des Mollthales dem Beschauer darbieten! Freilich sagt man, daß unsere Alpenrosen sich mit den kaukasischen Rhododendren und Azaleen nicht messen dürfen; selbst die Gentianen erscheinen dort blauer, weil sie neben Polstern von Schneeglöckchen auftreten; es fehlen bei uns auch die Feuerlilien und die Malven Swanethiens unter den Wiesengewächsen und die mannshohen Umbelliferen in den Lichtungen der Alpenwälder. Dieses Zurückstehen aber können wir leicht verschmerzen. Angesichts der Schaumstürze in den Tauernschluchten und der unzähligen anderen Wasserfälle, in deren Dunstschleiern Blumen schwanken, deren Pracht so wenig zu unterschätzen ist, wie das Waldesdunkel, in das die Silberadern der Cascaden eingefurcht sind.

Und nun vollends die Seen. Dem Kaukasus fehlen selbst die winzigsten Weiher, und darin unterscheidet er sich wesentlich von den Alpen, welche wegen ihrer vielen Seespiegel eines der reizvollsten Gebirge der Erde sind. Eine solche Vereinigung des Lieblichen mit dem Großartigen, wie sie die Landschaft am Thuner See und noch mehr die Ufer des Vierwaldstätter Sees auf der Nordseite, dem Pilatus gegenüber, zeigt, sucht man im Kaukasus vergebens. Auch wird man von keiner der dortigen Höhen eine Rundschau genießen, welche an Mannigfaltigkeit und pittoreskem Reiz denen von so vielen Aussichtsgipfeln in den Alpen gleichkäme. Kein landschaftlicher Reiz des Kaukasus kann die Pracht

der Alpenseen aufwiegen. Man nehme noch die meteorischen Naturscenen dazu, und die Palme muß unzweifelhaft den Alpen zufallen. Der Kaukasus hat nur die wilden Schaustücke großartiger Erosions-Erscheinungen, und zwar in deren letzten Stadium. Das Tosen und Brüllen in bergestiefen Schluchten, wohin kein Sonnenstrahl dringt und kaum ein Grashalm sich zeigt, möchte kaum erhebend auf das Gemüth wirken. Das Wilde und Großartige wird hier durch keinen künstlerisch-ästhetischen Reiz verklärt. Wie ganz anders in den Alpen! Gewittererscheinungen, Sonnenauf- und Sonnenniedergänge, Alpenglühen und das Wallen der Nebel in den Thälern, welche sich mehr und mehr verflüchtigen, um zuletzt da und dort tiefblaue Seen, heerdenbedeckte Matten und Schleierfälle zu enthüllen: solche Schaustücke kennt man im Kaukasus nicht. Wir sehen ganz davon ab, welche Mannigfaltigkeit und Abwechslung in den Scenerien der großen Längenthäler in den Alpen sich kundgibt, und wie ein einziges solches Thal — etwa das der Rhone, des Inn oder das tirolische Pusterthal — die ganze stille einförmige Hochgebirgswelt des Kaukasus aufwiegt. Auch der Mangel an Communicationen, zumal der Eisenbahnen, rückt den Kaukasus weit hinter die Alpen. Was vollends das Leben und Treiben in den letzteren anbetrifft, ist ein Vergleich gar nicht zulässig. Die Cultur hat über das Alpengebiet einen Glanz verbreitet, zu dem die Dede und Ausgestorbenheit einerseits und die barbarischen Zustände unter den abgeschlossenen Bergvölkern des Kaukasus andererseits den denkbar schroffsten Gegensatz bilden.

Ein drittes Merkmal, welches in dieser Parallele zu Gunsten der Alpen ausfällt, sind die Gletscher. Im Kaukasus ist die Zahl derselben gering und nur wenige sind von einiger Bedeutung. Das rührt daher, daß die Schneelinie, welche im westlichen Theile wie in den Alpen 2700 bis 2800 Meter hoch liegt, im centralen Theile bis auf 3300 Meter, im Osten bis auf 3700 Meter steigt. Die ungleiche Höhenlage der Schneelinie erklärt sich aus dem klimatischen Einfluß des Schwarzen Meeres auf den Westen des Gebirges, wo reiche Niederschläge herrschen, während der östliche Theil des Süabhänges und der nördliche Abhang, wie bereits erwähnt, in der Aspiration des trockenen Steppenklimas der kaspischen Region stehen. Eine weitere Ursache der geringen Gletscherentwicklung im Kaukasus ist die geringe Breite des Centralkammes und die Schroffheit der Gehänge. Damit hängt es wohl auch zusammen, wenn im



Kaukasus das Alpenglühen, wie Moriz Wagner versichert, nur schwach auftritt. Der größte Gletscher, der Kalschi-Don, befindet sich am Nordabhange des Adai-Hoch bei dem Dorfe Zenoga und gibt dem Karagum-Flusse den Ursprung. Nach Abichs Angaben ist er 450 Meter breit und senkt er sich bis auf 1740 Meter Meereshöhe herab — die niedrigste Höhenstufe, die ein kaukasischer Gletscher erreicht. Ein Eismeer wie in den Alpen, das des Metgletschers oder der Degthalergruppe, welches nach C. v. Sonklar 10½ Geviert-Meilen Gletscherareal aufweist, ist im Kaukasus nicht vorhanden, denn die Umgebung des Elbrus hat insgesammt 2½, die des Kasbek 0·3 Geviert-Meilen Eis- und Schneeflächen. Dagegen sind die Eisstürze, also die schrägen Abhänge der Gletscher, im Kaukasus weit steiler und dem Auge erfreulicher, als in unseren Gebirgen. Die Eiszeit hat dem Kaukasus nicht gänzlich gefehlt und zwar hat Abich Spuren von einer vormals ausgedehnteren Eisbedeckung in den Thälern des Ardon und Ingur, der schweizerische Geologe Favre solche am Joche der Krestowaja Gora und in der Terekschlucht gefunden.

Die eigentliche Schneekette des Kaukasus ist auf die Strecke zwischen Kasbek und Elbrus beschränkt. Der Kasbek (zuerst durch Freshfield am 29. und 30. Juli 1868 bestiegen) besitzt einen hufeisenförmigen Gipfel, so daß er dem Beschauer von einzelnen Punkten aus doppelspitzig erscheint. Sein vulkanischer Ursprung ist nach Abichs Versicherung ebenso unzweifelhaft, wie der des Elbrus, welcher, beiläufig bemerkt, leichter zu besteigen ist als der Kasbek. Sein imposant gewölbter Dom endet oben in ein gut erhaltenes Kraterrund mit anstehenden alten Laven. Der Nachbar des Elbrus ist der wenig niedrigere Kaschtantau, der sich über dem unzugänglichen Felsenkamme unersteigbar schroff erhebt.

Wenn ein Vergleich zwischen dem Kaukasus und den Alpen aus den angeführten Gründen nicht zulässig ist, stellt sich andererseits eine gewisse Ähnlichkeit des ersteren mit den Pyrenäen von selber ein. Letztere besitzen einen regelmäßigen Aufbau mit wenig Abwechslung und stellen sich als eine vielgezackte Kette von Pies dar. Dazu kommt, daß auch den Pyrenäen ausgedehnte Längenthäler und Seespiegel fehlen. Nur in den höheren Regionen liegen, von Gletschern und Schneefeldern genährt, einige kleine Seebecken in wildester Einsamkeit, die größte Zeit des Jahres mit einer Eiskruste überzogen. Wie im Kaukasus der höchste Gipfel nicht in der Centrakette, sondern auf einem senk-

rechten Aste neben derselben liegt, so auch in den Pyrenäen. Das Massiv des Maladetta liegt südlich von der Hauptkette und zwar von dieser getrennt durch das tiefe Efferathal, was beim Ebrus allerdings nicht der Fall ist, da er durch einen mächtigen Grat unmittelbar an die Centrakette angegliedert ist. Zu jener Berggruppe in den Pyrenäen gehört der höchste Gipfel dieses Gebirges, der Pic d'Anethou (3402 Meter), von dessen Spitze man bei heiterem Winterhimmel die beiden Meere erblicken soll. Dagegen zeigt das Vergleichsbild in Bezug auf die Querthäler beider Gebirgssysteme wesentliche Unterschiede. Die Querthäler in den Pyrenäen sind nämlich keine Erosionsschlünde, wie im Kaukasus, sondern sogenannte »Circusthäler«.

Sie bilden den Hauptreiz pyrenäischer Gebirgslandschaften. Die steilen Wände dieser Felsenkessel — sagt Zirkel — welche in ihrer vollendetsten Gestalt drei Viertel eines Kreises beschreiben und nur an einer Seite dem Flusse einen Ausweg lassen, zeigen mitunter ein treppenähnliches Zurückspringen nach oben, so daß sie am passendsten mit riesigen Amphitheatern sich vergleichen lassen. Das ausgezeichnetste Circusthal dieser Art ist das weltberühmte von Gavarnie, aus dem der Gave de Barèges seinen Ursprung nimmt. Nicht zu beschreiben ist der großartige, wahrhaft feierliche Eindruck, welchen dieses kolossale Bauwerk der Natur auf den Beschauer macht mit der ungeheuren Kesselrundung seiner himmelhohen starren Mauern, mit den blendenden Gletschern, die seine Zinnen krönen, mit dem ewigen Schnee, der die wagrechten Stufenabfälle wie mit Kissen bedeckt, mit den vielen imposanten Wasserfällen, deren höchster 436 Meter hoch herabstürzt und die aus der Ferne gesehen, wie weiße Schleier an den schwarzen Wänden regungslos herabhängen.

Die erwähnten Wasserfälle bezeichnen einen weiteren Unterschied zwischen den Pyrenäen und dem Kaukasus. Dennoch weisen die ersteren nach Krümmel »gealterte Züge einer ehemals reizvolleren Jugend« auf. Sie stehen zwischen den Alpen und dem Kaukasus. In verhältnißmäßig naheliegender Vorzeit waren die Pyrenäen viel besser mit Seen ausgestattet als heute. Ueberall in den Circusthalern begegnet man, hoch oben an den Gehängen, den Ufermarken dieser ehemaligen Wasserbecken. Uebereinstimmend mit dem Kaukasus weisen die Pyrenäen eine bedeutend größere Kammhöhe als die Alpen auf. Damit hätten wir — wie Krümmel (in Bezug auf die Untersuchungen Humboldts und Ramonds) meint —





Daghestanische Landschaft am Kaspimeer.





einen vortrefflichen Anhalt für die Physiognomie beider Gebirge (Pyrenäen und Alpen); die Pyrenäen werden wir uns nur mit mauerartigen Umrissen ohne hochstrebende Gipfel oder tiefe Lücken, die Alpen im Gegentheil aufgeschlossen von bequemen, den Verkehr erleichternden Pässen und verherrlicht durch fühne, imposante Bergformen vorstellen müssen. Einen arithmetischen Anhaltspunkt für die mittlere Kammhöhe des Kaukasus besitzen wir nicht; doch führen auch hier die mauerartigen Umrisse, die wenigen und hochgelegenen Pässe, die relativ geringe Erhebung der Gipfelpunkte über der Centrakette die Elemente zu der Schlussfolgerung, daß der Kaukasus — wie alle Gebirge von asiatischem Typus — eine außergewöhnlich bedeutende Kammhöhe besitzt, wodurch ein weiterer Gegensatz gegenüber den Alpen und eine gewisse Ähnlichkeit mit den Pyrenäen zu Tage tritt. . . .

Entgegen der großen Zahl von Pässen, welche in die Alpenketten eingeschritten sind, ist der Kaukasus — und das hängt mit seiner relativ bedeutenden Kammhöhe zusammen — ungewöhnlich arm an solchen. Im Ganzen dürften wohl kaum ein Duzend Paßpassagen von Belang sein, worunter wieder die Hälfte nur zur Noth für den Verkehr geeignet ist. Die meisten Uebergänge kommen in dem niedrigeren westlichen Abschnitte des Kaukasus vor. Wir nennen fünf derselben: den Pischech=Paß (1700 Meter), am weitesten im Westen, auf der Route von Zekaterinodar am Kuban, aufwärts des Pischecha=Flusses, mit dem Abstiege nach Golowinsk am Schwarzen Meere. Eine kleine Strecke weiter östlich liegt der Schetlib=Paß (1893 Meter), welcher auf der Route durch ein östliches Parallelthal zur Pischecha gleichfalls den Uebergang nach Golowinsk vermittelt. Es folgt der Pjegaschko=Paß (1921 Meter) an der Wurzel des kleinen Laban=Flusses gelegen; der Abstieg geht in das romantische Hochthal von Mdsymta und durch dieses nach Ducha am Schwarzen Meere. Durch das Thal des großen Laban (östlich des kleinen) führt ein Uebergang über den Santsharo=Paß (2704 Meter) in das Hochthal des Bshb und nach Bizunda am Schwarzen Meere. Zuletzt ist der Marucha=Paß zu erwähnen, eine Saumpassage neben dem gleichnamigen (3530 Meter) hohen Berge, welcher aus dem Quellgebiete des Kuban gleichfalls in das Bshbthal, von da aber in das mittlere Ingurthal herab führt und nach Suchum=Kaleh verläuft.

Vergleicht man die vorstehenden Ziffern miteinander, so nimmt man eine constante Zunahme der Paßhöhen von Westen nach Osten wahr, was mit der nach derselben Richtung zunehmenden Elevation des Gebirges zusammenhängt. Im mittleren Abschnitt des Kaukasus ist nur ein Uebergang vorhanden, der mehrgenannte Darieł-Paß, der einzig wirklich praktikable und in Folge dessen von hervorragender militärischer Bedeutung. Ueber die südliche Randkette des Daghestan führen mehrere secundäre Uebergänge, meist Saumwege der bedenklichsten Art. Die wichtigsten liegen im mittleren Theile der Randkette, auf der Route aus dem östlichen Georgien nach Derbend am Kaspimeere.

Da die Darieł-Passage die einzige ist, welche im Kaukasus von Europäern begangen wird und als »Grusinische Militärstraße« in der Geschichte dieses Gebietes eine hervorragende Bedeutung hat, müssen wir den Leser mit dieser landschaftlich hochinteressanten Route näher bekannt machen. Ausgangspunkt derselben ist Wladikawkas, die »Zwinge des Kaukasus«, am Nordende des Terek-Defilés gelegen, das sich mit den schönsten Paßengen in der Schweiz messen kann. Wie in der Taminaschlucht führt der Weg auf der Sohle des Thales dem Bergwasser entlang. Je tiefer man in die Enge eintritt, um so schmaler und gewundener wird sie, um so steiler steigen die großartigen Felsabstürze an. Der Terek führt hier den Namen »Bashnuija Balka« (toller Bach), seiner Wildheit halber, die sich in Kataraktenstürzen ausprägt. Stellenweise streben die Felswände himmelan und werden sogar überhängend, so daß man unter natürlichen Gallerien dahinfährt. Zahlreiche Brücken setzen über das tosende und schäumende Gewässer. Die eigentliche Darieł-Passage ist das in den Felsen gesprengte Stück zwischen den Stationen Larz und Kasbek. Er ist etwa 22 Kilometer lang und hat ungeheure Geld- und viele Menschenopfer gekostet. Dagegen scheint die Lawinengefahr, von der so häufig die Rede ist, nichts weiter als »ein russischer Beamtenmythus« zu sein. Die Wahrheit beruht auf der Thatsache, daß zuletzt im Jahre 1832 die grusinische Militärstraße thatsächlich durch den Bruch eines benachbarten Eissees zerstört worden ist. Der Desdoraki-Gletscher hatte sich so tief herabgesenkt, daß ein Seitenthal des Terek quer verriegelt wurde und oberhalb dieser Eismauer ein »Eissee« sich bildete, welcher dann plötzlich seine Schranke durchbrach und dabei die Kunststraße vernichtete. Da gegenwärtig der Gletscher wieder ein bedenkliches



Wachsthum zeigt (seit 1836 per Jahr durchschnittlich 20 Meter), hat die russische Regierung ihn einer scharfen Aufsicht unterstellt, da ihr an der steten Brauchbarkeit dieser einzigen über das Hochgebirge führenden Fahrstraße sehr viel gelegen sein muß.

Der Dariel-Paß ist nur die Vorstufe zu dem eigentlichen Uebergange, der noch bedeutend höher liegt. Von der Station Kasbek steigt nämlich die Straße beträchtlich an, immer im Angesichte des prachtvollen Kasbek-Gipfels und erreicht endlich in 2700 Meter Seehöhe das Joch auf der Krestowaja Gora (»Kreuzberg«), das 2000 Meter höher liegt als die Kasbek-Station. Da die Entfernung zwischen beiden Punkten nur etwa 30 Kilometer beträgt, erhält man den Maßstab für das bedeutende Steigungsverhältniß der Straße. Im Bereiche der Krestowaja Gora ist immer Lawinengefahr vorhanden. Neben der Poststation von Kobi, diesseits des Kreuzberges, befindet sich die Kaserne jener Pionnier-Abtheilung, die in bedenklichen Zeiten immer bereit gehalten wird, um die Passage von den Lawinenstürzen frei zu machen. Im Gegensatz zum Dariel-Passe, der den Reisenden gewaltig imponirt, sein Sicherheitsgefühl aber wenig alterirt, ist die Kreuzberg-Passage sehr geeignet, Grauen und Furcht hervorzurufen. Man hat es hier mit keinem wilden Erosionschlund, sondern mit förmlichen Desfilées von Schneemassen zu thun. Wo die Schnee- und Eismassen (wir haben selbstverständlich den Winter und das Frühjahr vor Augen) enden, steigt die kegelförmige Spitze des Kreuzberges an. Die Straße windet sich im Zickzack hinan. Auf dem Gipfel steht ein großes eisernes Kreuz.

Diese Krestowaja Gora ist derjenige Punkt, welcher in den Projecten der sogenannten »Kaukasus-Bahn« die hervorragendste Bedeutung hat. Die Eisenbahnverbindung zwischen Madikawkas und Tiflis würde nämlich eine Tunnelirung der südlichen Parallelkette des centralen Kaukasus bedingen, von einer Länge, welche zwischen den Gotthard- und Mont Genis-Tunnel zu liegen kommt. Durch den Erosionschlund des Terek, welcher in die Centralkette eingerissen ist, kann sich die Linie durch diesen in ähnlicher Weise wie auf der nördlichen Zufahrtsrampe am Gotthard mittelst Spiraltunnels und vielfachen Kehren bis zu einer gewissen Höhe diesseits des Kreuzberges entwickeln. Dieser selbst müßte durchbohrt werden, so daß das Südende des Tunnels jenseits des Kreuzberg-Passes, d. h. in das Thal der Uragna zu liegen käme.

In dieses malerische, von hohen bewaldeten Bergen eingefaßte und reich bevölkerte Thal führt die grusinische Militärstraße vom Kreuzbergjoch in meilenlangen Zickzack mit den gewagtesten Wendungen hinab. Hauptort dieses Gebietes, welches bereits zu Georgien gehört, ist Anaur. Hinter letzterem tritt die Straße aus dem Aragnathal auf eine fruchtbare Hochebene, bis in der Nähe von Mzgeth, einer der ältesten Städte des Kaukasus, die Kura und damit das Tiefland von Georgien erreicht ist. Alte Klosterruinen sehen auf den Reisenden herab und zuletzt fährt man an dem merkwürdigen, über 3000 Jahre alten Leichenfelde vorüber, welches der Naturforscher Beyern in den ersten Siebziger-Jahren durchforscht und hiebei in völkerkundlicher Beziehung die reichsten Schätze zu Tage gefördert hat. Als bald verläßt die Straße die Kura, durchzieht eine fruchtbare, reichbebaute Hochebene und erreicht endlich Tiflis, die Hauptstadt des Kaukasus, die viel gepriesene und besungene Capitale von Georgien...

Das gewaltige Gebirge, welches in so markanter Weise die natürliche Grenze zwischen Europa und Asien bezeichnet, ist auch in Bezug auf die in seinem Gebiete herrschenden ethnographischen Verhältnisse eines der merkwürdigsten der Erde. Einheitliche Bevölkerungsmassen sind, zum mindesten in sprachlicher Beziehung, nicht vorhanden: alles ist zerklüftet, auseinandergebröckelt, in unzählige Stämme aufgelöst, welche zwar unverkennbar in einem ausgesprochenen verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander stehen und in gewissem Sinne auch einer gemeinsamen Rasse angehören, im Uebrigen aber dem Ethnologen eine Menge unlösbarer Räthsel darbieten. Da sich die kaukasischen Stämme in keine der großen Rassen-Gemeinschaften Europas und Asiens einreihen lassen, d. h. da sie weder dem semitischen, noch dem indo-germanischen oder ural-altaischen Stamme angehören, hat man für sie den Begriff »Kaukasische Völker« aufgestellt. Aus diesem Grunde ist man gezwungen, diese Völker als den Rest einer vordem größeren Völkerfamilie zu betrachten, welche ehemals auch weite Gebiete der angrenzenden Tiefländer innehatte (von den Disseten, die allerdings keine »Kaukasier«, sondern Granier sind, heißt es, daß sie einst bis zum Don reichten) und durch das Andrängen anderer mächtigerer Völker zuletzt auf die schwer zugänglichen Hochländer beschränkt wurden.

Um über die Völker des Kaukasus eine klare Orientirung gewinnen zu können, ist die Aufstellung eines Schemas unerläßlich. Friedrich Müller unter-



scheidet zwei Gruppen: eine nördliche und eine südliche Familie. Er hat hiebei nur die kaukasischen Völker vor Augen und scheidet beispielsweise die Osseten (als Granier), sowie etliche turco-tatarische Stämme aus. Für uns handelt es sich aber nicht ausschließlich um ethnische, sondern in erster Linie um geographische Verhältnisse, womit angedeutet sein will, daß wir sämtliche im Kaukasus-Gebiete siedelnden Völker, ohne Rücksichtnahme auf ihre ethnische Stellung, in den Bereich unserer Betrachtungen ziehen. Demgemäß theilen wir die Gesamtbevölkerung in zwei Gruppen: die Bergstämme und die Bewohner der Ebene. Die ersteren, welche, wie der Name sagt, ausschließlich dem Gebirge angehören, werden hier zur Sprache gebracht, die letzteren folgen im nächsten Capitel (»Transkaukasien«) nach.

In der Gruppe der Bergstämme unterscheiden wir — mit theilweiser Anlehnung an Friedrich Müller — drei Abtheilungen: 1. Die östliche Abtheilung, 2. Die westliche Abtheilung und 3. die mittlere Abtheilung; zu den ersteren zwei Abtheilungen gehören die »Kaukasier« im engeren Sinne, zu der letzteren Stämme anderer (nicht-kaukasischer) Rassen.

Diese Eintheilung der Bergstämme gestaltet sich folgendermaßen:

#### 1. Westliche Abtheilung.

- a) Tschetschenzen, welche in mehrere Stämme mit sprachlichen Unterschieden zerfallen. Sie bewohnen die »Tschetschna« zwischen dem Terek im Norden und dem Andiischen Gebirge im Süden.
- b) Daghestaner. Ihr Verbreitungsgebiet sind die ausgedehnten, durch Querthäler und Schluchten durchrissenen Tafelländer zwischen dem Andiischen Gebirge im Norden, der Hauptkette des Kaukasus im Westen und Südwesten und dem Kaspischen Meere im Osten. Die natürlichen bodenplastischen Verhältnisse haben hier einer großen Anzahl von Stämmen eine völlig isolirte Stellung derselben untereinander begünstigt. Auf einem Raume, der nicht einmal so ausgedehnt ist, wie das Gebiet der Ostalpen zwischen dem Bodensee und Wien, werden — bei einer Gesamtzahl von nicht ganz einer halben Million Bewohner — nicht weniger als — siebenundzwanzig Sprachen oder Dialekte gesprochen. Im südwestlichen Daghestan gibt es ein bloß aus etwa dritthalb Duzend Häusern bestehendes Dorf, Namens Innookh, welches seine eigene Sprache besitzt,

die, so weit man bis jetzt weiß, von keinem anderen kaukasischen Volksstamme gesprochen wird. Als Collectivname für alle Daghestaner wird gewöhnlich die Bezeichnung »Lesghier« angewendet, was unseres Erach-



Swanethier.

tens nicht correct ist. Einen Zweig für sich bilden die Cheffuren, welche außerhalb (westlich) des daghestanischen Gebietes wohnen. Ferner siedeln im Gebiete der östlichen Abtheilung der kaukasischen Völker die nicht-kaukasischen, sondern eranischen Tataren. Ihr Gebiet erstreckt sich von der Halbinsel Apsheron nordwärts.



2. Westliche Abtheilung. Dieselbe umfaßt die Stämme, welche zu beiden Seiten der westlichen Hälfte des Hohen Kaukasus wohnen. Man unterscheidet:

- a) Abighe, worunter die eigentlichen »Tscherkessen« und ihre nächsten Stammverwandten, die »Kabardiner«, zu verstehen sind, und die



Ossietendorf.

- b) Abchafen. Die letzteren siedeln nur südlich des Kaukasus, erstere auf beiden Seiten der Hauptkette. Beide Zweige zerfallen in eine Menge von Stämmen, welche oft nur wenige Tausend Köpfe zählen, oder vielmehr zählten, da dieselben fast sammt und sonders auf türkisches Reichsgebiet übergesiedelt sind.

3. Mittlere Abtheilung. Zu ihr gehören keine kaukasischen Stämme. Man unterscheidet:

- a) Ossieten, welche eranischer Herkunft sind und deren Verbreitungsgebiet sich zu beiden Seiten des Dariel-Passes und der Grusinischen Militär-

straße erstreckt. — Westlich von ihnen hausen, durch einen hohen Gebirgszug getrennt, die

- b) Swanethier, im Hochthale des Ingur. Sie gehören im ethnischen Sinne zu der südlichen Gruppe der kaukasischen Völker, nämlich zum Karthalinischen Stamme, dem auch die Grusiner (Georgier) und Gurier, sammt ihren Zweigstämmen angehören.
- c) Karatschai, oder »basianische Türken«. Ihr Gebiet liegt zwischen jenem der beiden vorgenannten Völker.

Zu diesen drei Abtheilungen kommen noch geographisch (nicht aber ethnisch) einzelne turco-tatarische Stämme zu zählen: Die Kumüken in Daghestan, an der Küste des Kaspimeeres, nördlich und südlich von Petrowsk; die Nogai er, südlich des unteren Terek, und die Tataren zu beiden Seiten der südöstlichsten Kaukasus-Ausläufer.

Wie bereits bemerkt, sind die Daghestaner einerseits, die Abighe andererseits in zahlreiche Stämme zer Splittert. Bei den Daghestanern gestaltet sich die Gruppierung wie folgt. Unmittelbar am Südhange des Andischen Gebirges bis zum »Andischen Koisu«, wo die Defiléen von Achulto und Ghumri, heißumkämpfte Punkte in den Kämpfen der Russen mit Kazi Molah und Schamyl, liegen, wohnen die Anden, einer der wildesten Stämme des Kaukasus. Südlich des vorgenannten Flusses erstreckt sich das Gebiet der Lesghier (im engeren Sinne), welche mit ihren südlichen Nachbarn, den Awaren, deren Gebiet bis zum »Awarischen Koisu« reicht, und den vorgenannten Anden, das Hochland von Lesghistan einnehmen. Darunter versteht man den nördlichen Abschnitt von Daghestan. Er ist der Schauplatz jenes über dreißigjährigen Ringens der russischen Waffen mit den fanatischen und tapferen Anhängern Schamyls, der in diesem Bereiche geboren wurde und darin seine unzugänglichen Schlupfwinkel und festen Burgen hatte.

Das mittlere Daghestan, gleichfalls ausgezeichnet durch seine isolirten Tafelländer und tiefen Querthäler, begreift die Heimstätte folgender Völker in sich: den der Darginer (Hürkelinger) am Mittellaufe des »Kumükischen Koisu«; den der Kumüken am Oberlaufe des nach ihnen benannten Flusses, und schließlich das Gebiet der Kaitachen, welches zwischen den beiden vorgenannten Landstrichen liegt und südwärts bis zur »Kaukasischen Mauer« reicht. — Im



südlichen Daghestan endlich hausen eine Menge kleiner Stämme, mit größeren oder kleineren sprachlichen oder dialektischen Unterscheidungen, als: Die Tabasjaraner, im Süden der »Kaukasischen Mauer«; die Muskuren, um Derbent; die Kuriner, südlich der Tabasjaraner, bis zum Samur-Flusse; die Samurraner, südlich des letzteren, an dessen Oberlaufe; die Kubaner, südlich des Unterlaufes des vorgenannten Flusses, und die Buduchen, in der südöstlichsten Hauptkette des Kaukasus. Von den vielen kleineren Stämmen sehen wir ab.

Abweichend von dieser Eintheilung, faßt Friedrich Müller eine Anzahl daghestanischer Völker unter der Bezeichnung »Khisten« zusammen, zu welchen er auch die Tschetschenen rechnet. Khistische Stämme sind die Karabulaken, Mosok, Tschessuren und Pschawen, welche sämmtlich außerhalb Daghestans (westlich) hausen. Die Pschawen sind die südlichen Nachbarn der Tschessuren. Die Heimstätte beider Völker liegen im Quellgebiete der großen linksseitigen Quellflüsse der Kura und erstrecken sich südwärts bis zur Grenze der Grusinschen Provinz Kachetien. Die Gesamtzahl der Khisten (einschließlich der Tschetschenen) wird auf 140.000 Seelen veranschlagt, die der Daghestaner auf etwa 400.000 Seelen.

Die westliche Abtheilung der Adighe begreift folgende größere Stämme: die Kabardiner in der großen und kleinen Kabarda zu beiden Seiten des Terek und nördlich des Gebietes der basianischen Türken und der Osseten; die Abasjen, im Quellgebiete des Kuban bis in die Nähe des Elbrus; die Abdsechen, westlich von den Vorgenannten und die Barakai, nördlich der letzteren. Weiter schließen nach Westen hin (immer an der Nordseite des Gebirges); die Bscheduchen, in der Kubanebene; die Schapsuchen und Natuchaizen, in den Gebirgen und den der Festung Anapa angrenzenden Gebirgen, und schließlich die Schanejewzen im Kubandelta. — Die Abchasjen zerfallen: in die Dschigiten und Zebeldiner, beide in Abchasien im engeren Sinne; die Ubychen, nördlich von den Dschigiten, die Bzyben, östlich der letzteren. Die Abchasischen Stämme siedeln sämmtlich südlich des Gebirges; von den Adighe-Stämmen greifen nur die Schapsuchen und Natuchaizen auf die Südseite des Kaukasus über. — Selbstverständlich haben die Namen fast aller dieser Stämme und ihrer Heimstätte nur historisches Interesse, denn mit Ausnahme der Kabarda und einiger Striche südlich des mittleren Kuban, nördlich des Kaukasus, und

Abchasiens südlich desselben, kann von einer kaukasischen Bewohnerschaft nicht mehr die Rede sein. Viele Bezirke sind völlig entvölkert, in anderen, welche durch die Emigration frei wurden, hat das Russenthum nachgedrängt. Wenn freilich die meisten ethnographischen Karten in dem ehemaligen Tscherkessengebiete eine geschlossene Volksmasse russischer Nationalität darstellen, ist das nicht in dem Sinne zu nehmen, als ob jedes Thälchen, jede Höhe, bis zu der Firnregion des Elbrus hinauf, von russischen Colonisten dicht besiedelt wäre. Auf manchen Karten findet man statt des Farbentones, welcher die Ausbreitung des Russenthums andeuten soll, einen — weißen Fleck, was unseres Erachtens den thatsächlichen Verhältnissen entspricht.

Wir wollen uns im Nachfolgenden mit den hervorragendsten kaukasischen Stämmen eingehender beschäftigen. Wiederholungen bereits behandelter Allgemeinheiten sind hiebei unvermeidlich und wollen vom Leser in Rücksicht auf die Nothwendigkeit, die Dinge immer in ihrem Zusammenhange zu zeigen — freundlichst entschuldigt werden. . . . Wir beginnen im Osten des Kaukasus, den Heimstätten der Daghestaner, oder der »Lesghier«, wie man gemeinhin zu sagen pflegt. Daß sie die kriegerischsten unter allen kaukasischen Völkern sind, wurde bereits mehrfach hervorgehoben. Unter den Daghestanern hatte der Islam am tiefsten Wurzel geschlagen. Kein Bergvolk hat sich in den Kämpfen gegen die Russen so sehr durch religiösen Fanatismus entflammen lassen, wie die Parteigänger Schamyls, der gerade diesem Umstande seine Herrschaft und durch Jahrzehnte ungebrochene Widerstandskraft verdankte. In zweiter Linie wird nicht zu unterschätzen sein, daß die Daghestaner, zumal die nördlichen Stämme der »Lesghier« im engeren Sinne, der Awarer und Anden, sich ganz besonders durch Tapferkeit, aber ebenso durch Edelsinn und Großmuth hervorthaten, welch' letztere Eigenschaften bei anderen Bergvölkern, z. B. den Tscherkessen, nicht zu finden waren. Andere Tugenden dieses Volkes sind Treue, Sittenreinheit und Ehrlichkeit; in letzterer Beziehung unterscheiden sie sich sehr zu ihrem Vortheile von den diebischen Tschetschenen, ihren nördlichen Nachbarn. Die nüchterne Lebensweise, die günstigen klimatischen Verhältnisse, sowie die strengste Moralität im Verkehre der Geschlechter haben die Daghestaner zu einem kräftigen und gesunden Menschenschlage gemacht, der auch in geistiger Beziehung weitaus alle übrigen des Kaukasus überragt. *Leszinka!*



Die Anzeichen in letzterer Beziehung geben sich in verschiedenen Neigungen und Thätigkeiten. Die Daghestaner sind fleißige Ackerbauer und betreiben nebenher manches Gewerbe, das sie weit und breit im Kaukasus berühmt gemacht hat. Man schätzt die Daghestanischen Säbelklingen, die guten Gewebe und allerhand Stahlarbeiten. Bei einigen Stämmen ist besonders der musikalische Sinn ausgebildet, bei anderen herrschen poetische Neigungen vor, welche in metrischen Compositionen und liederartigen Traditionen zum Ausdruck gelangen. Dazu kommt, wie bereits erwähnt, ein stark entwickeltes religiöses Gefühl, das bei anderen Bergstämmen, welche in ihren religiösen Anschauungen haltlos zwischen Islam, Christenthum und eingelebten heidnischen Ueberlieferungen schwanken, nicht vorhanden ist. Wenn auch der Zeitpunkt, in welchem der Islam Eingang in Daghestan fand, nicht näher bekannt ist, bleibt es gleichwohl unbestritten, daß die Lehre des Propheten in diesem Gebiete bereits allenthalben im Schwange war, ehe die benachbarten Bergvölker auch nur eine Ahnung von der Existenz des Islams hatten. Das rührt daher, weil Daghestan an seinem Ostrande, wo es an das Kaspimeer grenzt, immerdar ein Durchzugsland war. Eroberer haben immer den Weg längs der Küste jenes Binnenmeeres gewählt, und auch die Russen bewirkten bereits im vorigen Jahrhundert auf jenem Wege den ersten Einfall in das transkaukasische Gebiet.

Die ersten Eroberer in Daghestan waren die Araber. Sie ließen eine politische Organisation zurück, deren Erben eingeborne »Khane« wurden. Diese Organisation entsprach ganz und gar dem Wesen des Islam. Freilich haben nicht alle Daghestanischen Völker in die politische Neuerung sich finden können und bei diesen blieb das einheimische, wahrscheinlich uralte Gemeinwesen bis auf den Tag erhalten. Manche gesetzliche Einrichtungen, wie z. B. der Brauch des »Ab Schwörens«, d. h. das Verlangen des Klägers, der Beklagte habe den Reinigungsseid abzulegen, erinnert an den gleichen Brauch bei den Angelsachsen und Skandinaviern, wo er indeß seit mehr als tausend Jahren praktisch außer Übung gekommen ist. Bei den Stämmen, welche die politische Organisation der Araber angenommen haben, gilt theils der »Scheriat«, das Korangesez, theils der »Adet«, das ungeschriebene Gewohnheitsrecht. Religion, Ehe und Erbschaft werden nach dem ersteren, persönliche Angelegenheiten, Eigenthumsfragen u. dgl. nach dem letzteren behandelt.

Der nördlichste Zweig der Daghestaner sind die Tschetschenen. Sie selber nennen sich Rechtschaj, von einem Fürsten gleichen Namens. Von ihm weiß die Ueberlieferung zu berichten, daß er, vor dem Zorne seines Königs fliehend, sich in den Schluchten des Kaukasus ansiedelte, und dessen jüngster Sohn das Land der »Schwarzen Berge« in Besitz nahm. Von diesem jüngsten Sohne des Fürsten Rechtschaj sollen nun die Bewohner der Tschetschna abstammen, die sich alle den Fürstentitel beilegen. Dieser Volksstamm, welcher bis jetzt in seinen stillen dunklen Wäldern, abgeschlossen von der Welt und ihren Einflüssen lebte, zu dem kein Strahl der europäischen Civilisation gedrungen ist, fand und findet zum Theil noch sein höchstes Glück, seine einzige Befriedigung in Aeußerungen einer ungezügelten Verwegenheit, welcher sich bis zu seiner Unterjochung in äußerst kühnen Ueberfällen der Kosaken=Stanitzen kundgab. Erst jetzt beginnen sich die Tschetschenen an ihre neue Lage zu gewöhnen. Zwar gerathen sie noch häufig mit den ihnen unbegreiflichen neuen Gesetzen in Conflict und wandern dafür nach Sibirien; doch beginnen sich schon andere Anschauungen Bahn zu brechen, welche dem Lande eine bessere Zukunft sichern.

Der Tschetschene ist, nach Albin Kohn, im Umgange mit seinen Hausgenossen streng, gegenüber dem Fremden äußert er Habgier und Mißtrauen. Trotzdem hat er viele gute Eigenschaften, worunter wieder die schrankenlos geübte Gastfreundschaft in erster Linie genannt werden muß. Zu Ehren des Gastes finden allemal Schmausereien statt. Auf das Eigenthum des Fremden wird peinliche Achtbarkeit angewendet. Der Gastfreund hat die Pflicht, Rache zu nehmen an Demjenigen, der seinem Gaste Schaden zugefügt, oder ihn auch nur beleidigt hat. Für den Empfang eines Gastes bestehen ganz besondere Ceremonien, welche aufs Genaueste beobachtet werden. Die Beachtenswertheite ist die, daß sowohl der Gastgeber, als dessen Familie bei Zeiten aus dem Bereiche des Gastes sich zurückziehen, und denselben ungestört allein lassen. Gewiß ist, daß man deßhalb mit einem Gaste in der Tschetschna so viele Ceremonien macht, weil ein solcher im Lande überhaupt eine große Seltenheit ist. Sämmtliche Bewohner des Auls beeilen sich, ihn zu sehen, seine Erzählungen zu hören, seinen Berichten über Dinge, welche sie nie gesehen, von denen sie nie gehört, zu lauschen, um sie später in ihrer Erinnerung phantastisch auszumücken



und von ihnen im engeren Familienkreise vielleicht Jahre lang wie von Wundern zu sprechen.

Wie bei allen Asiaten, zumal bei Bekennern des Islams, ist auch bei den Tschetschenen der Vater das Oberhaupt der Familie. Der kriegerische Geist des Volkes hat jedoch in diese patriarchale Autokratie eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit eingeführt: die Macht des Vaters ist eine sehr beschränkte gegenüber den Söhnen, welche bereits Waffen tragen und sich selber vertheidigen können. Dies tritt mit dem 15. Lebensjahre ein. Hiedurch erleidet die väterliche Gewalt über die Kinder männlichen Geschlechtes eine bedeutende Beschränkung. Jedes Eigenthum ist vom Beginne der Volljährigkeit an ein gemeinsames von Vater und Söhnen. Letztere können ihren Vater jederzeit zwingen, es zu theilen und in diesem Falle erhalten alle gleiche Antheile. Freilich hält die Pietät die Söhne ab, diese Theilung des Vermögens zu verlangen, während andererseits Fälle von grober Rücksichtslosigkeit in dieser Richtung nicht allzu selten sind.

Die Tschetschenen sind Sunniten, doch ist ihr Mohammedanismus nicht sehr alt, denn er reicht nach einheimischen Traditionen nur bis zum Beginne des vorigen Jahrhunderts zurück. Wessen Glaubens sie vor dieser Zeit waren, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich war er — wie allenthalben unter den kaukasischen Völkern — ein Gemisch von Heidenthum und Christenthum. Noch heute sieht man auf dem Berge Matchoch Gebäude, deren Front nach Osten schaut und denen die Tschetschenen große Ehrfurcht bezeugen. Dieser Ort, welcher an der Stelle liegt, wo die Kischtynka in den Terek fällt, wird alljährlich am 5. Juli von sämmtlichen Bewohnern der Umgebung besucht. Nicht weit vom Flüsschen Sundscha steht eine alterthümliche Kirche, welche der Ueberlieferung nach im XII. Jahrhundert von der grusinischen Königin Tamara erobert worden sein soll. Zweimal des Jahres (Ostern und Dreifaltigkeit) versammeln sich hier die Tschetschenen, um religiöse Feste mit Thieropfern zu begehen. Es werden Widder und Stiere geschlachtet, mit deren Blut man die Mauern besprengt und deren Köpfe an letztere angenagelt werden. Diese Ceremonie hat absolut nichts christliches; es ist vielmehr erlaubt, in demselben das jüdisch-heidnische blutige Opfer (zum Unterschiede von dem unblutigen Opfer der Eucharistie) zu erblicken. Da manche Gelehrte mit Vorliebe die verloren gegangenen jüdischen

Stämme im Kaukasus suchen, erhielten ihre Beweisführungen hiemit eine weitere Begründung. Wahrscheinlich aber haben wir es hier mit irgend einem heidnischen Cult zu thun, der sich bis auf den Tag erhalten hat.



(Lesghier Officier der kaiserlichen Garde).

Wie sehen also bei den Tschetschenzen christliche und heidnische Cultusformen ganz einträchtig mit dem Islam, der am markantesten hervorsticht, sich vertragen. Nach einheimischer Tradition war es ein gewisser »Termaoll«, der die Lehre des Propheten ins Land brachte. Ein feurriger Redner, dem es nicht an Reichthum von Bildern in seinen Befehungs-*Episteln* fehlte, erlangte der





Кавказские Гвардии.





Sendbote alsbald großen Zulauf. Gleichwohl hielten die Tschetschenen an ihrem alten Glauben fest und nun änderte Termaoll seine Taktik und schritt zur Gewalt. Schlächtereien waren von jetzt ab an der Tagesordnung. Sie wurden so arg, daß eines Tages die Frauen zu dem »Propheten« kamen und ihre Kessel mit — abgeschlagenen Köpfen bedeckten, gleichsam um zu sagen: sie hätten Niemand, für den sie kochen könnten. Die Grausamkeiten Termaolls wurden auch dann nicht vergessen, als die Ueberlebenden sämmtlich den Islam angenommen hatten. Sein Name ist sprichwörtlich geworden. Im Alter wurde er das Gespötte der Kinder und als die fortgesetzten Verhöhnungen ihn lebensüberdrüssig machten, ging er hin und begrub sich selber lebendig. Zu den Anwesenden sagte er: »Lebt wohl, o Gläubige — ich bin euch nun überflüssig. Ich werde jedoch wiederkehren, sobald ihr es verlangen solltet.« Das Volk jedoch zeigt noch heute sein Grab und Fanatiker glauben an seine einstige Wiederkehr.

Die Bewohner der Tschetschna sind noch heute das, was sie durch Jahrhunderte waren. Nur in ihrer Ausrüstung haben sie Veränderungen vorgenommen, indem sie Pfeil und Bogen durch das Feuergewehr ersetzten. Die Tracht der Tschetschenen, welche fast insgesammt schöne Gestalten mit prächtigen Wärten sind, besteht aus der allgemeinen im Kaukasus üblichen: eine weiße oder graue Tschekana (Oberkleid) mit einem »Beschmet« oder »Archaluk«, dessen Farbe verschieden ist, weite Schalwars (Pluderhosen), Schuhe oder Stiefel und die »Papacha«, die hohe Schaffellmütze. In den Schwarzen Bergen hat sich noch Kozenpanzer und der Spitzhelm erhalten. Kleine Faustschilde, Armschienen, Dolch und Säbel vervollständigen die Ausrüstung. Ein Krieger dieser Art macht ganz den Eindruck eines Kreuzfahrers aus dem tiefen Mittelalter. Das malerische Costume wird freilich immer seltener und wird in früherer oder späterer Zukunft vom Schauplatz verschwinden. Als historisches Erbstück wird es übrigens von den kaiserlichen Garden lebendig erhalten bleiben. Schon heute zählt das uralte, originelle Costume der Daghestan'schen Aelpler zu den malerischsten Uniformen, welche man in einem europäischen Heere sehen kann. Die Tracht ist freilich verunstaltet und macht auf den Fernestehenden ganz den Eindruck eines — Maskenanzuges. Unsere Bilder auf Seite 344 und 345 geben nach wohl gelungenen Photographien Proben dieser seltsamen Militäruniformen.

In Bezug auf die Lebensweise des Tschetschenzen ist Folgendes zu bemerken. Im Essen ist er mäßig, gegen Noth unempfindlich. Brot gibt es nicht; seine Stelle vertreten Fladen, welche in heißer Asche gebacken werden. Hierzu kommen eine Suppe aus Hammelfleisch, kleine Stücke gebratenen Fleisches, Grütze aus türkischem Mais und Milchspeisen. Die Häuser der in der Ebene wohnenden Tschetschenzen sind aus Holz, sehr reinlich und hell. Fast in jedem Hause ist eine separirte Gastwohnung, eine Einrichtung, die wir — wie aus dem vorangegangenen Abschnitte ersichtlich — auch bei den kaukasischen Juden finden. Die Berg-Tschetschenzen haben steingebaute Wohnungen, die aber lange nicht so reinlich sind, wie die Holzbauten der Bewohner der Niederungen, was vielleicht daher rührt, daß die Berg-Tschetschenzen viel ärmer sind, als ihre Brüder im Tieflande. Beide unterscheiden sich auch sonst auffällig, sei in Bezug auf die Kleidung, oder in Rücksicht des Temperamentes. Der Bergbewohner ist ein kühner, temperamentvoller Krieger und ausgezeichnete Reiter, der Bewohner der Ebene ruhigeren Blutes und wenig gewandt zu Pferde. An letzteren ist überdies ein empfindlicher Mangel.

Die Tschetschenzen der Ebene befassen sich mit Ackerbau, doch haben sie es hierin nicht sehr weit gebracht. Sie verdanken es einzig der ausgezeichneten Fruchtbarkeit ihres Bodens, daß sie ihre Stammesgenossen im Gebirge mit dem Ueberschusse ihrer Ernten versorgen können, dessen diese bedürfen, da sie sich wenig mit Feldbau befassen. Ueberhaupt ist die Viehwirtschaft die Lieblingsbeschäftigung der Bewohner der Tschetschna. Die Haupteinnahme bringt die Schafwolle und das aus ihr erzeugte Fabrikat. Letzteres besteht in Tuchen, Teppichen und Kapuzenmänteln; das Leder gibt ein vorzügliches Saffian. Die Arbeit besorgen nur die Frauen, während die männlichen Bewohner arge Faulenzer sind, oder sich die Zeit mit Jagd vertreiben.

Die Tschetschenzen haben keine Literatur, worin sie anderen kaukasischen Bergstämmen vollständig ebenbürtig sind. Immerhin ist eine wenig entwickelte Volkspoesie vorhanden, welche sich ausschließlich mit den Lebensstadien des Menschen beschäftigt. Da seit der Unterwerfung der Tschetschna deren Bewohner fast ununterbrochen mit Europäern in Berührung stehen und die Wellenkreise einer, wenn auch dermalen noch sehr bescheidenen Cultur, den Lebensbedingungen der Bewohner sich mittheilen, muß auch in diesem Sinne ein Wandel zum





Тшечсхензе.





Besseren früher oder später eintreten. Die Tschetschenzen gelten nach übereinstimmendem Zeugnisse europäischer Reisenden für intelligent und bildungsfähig. Von außen aber finden diese guten Eigenschaften keine Nahrung; es gibt im Lande keine Schulen und außer dem Mollah kann Niemand lesen oder schreiben. Die letzteren Kenntnisse sind für den Tschetschenzen eine Kunst, von der er nur vom Hörensagen weiß. Im Uebrigen ist alles Geistesleben dieser Leute von abergläubischen Vorstellungen wild durchwuchert. Eine besondere Rolle spielen die Amulette, welche deren Besitzer gegen bösen Einfluß von Hexen und Zauberern schützen. Wie es in dieser Richtung bestellt ist, beweist folgende vom »Golos« mitgetheilte Geschichte.

»Matyrbow ist ein von einem der mohammedanischen Bergvölker bewohnter Aul im Kaukasus. Der Ortsälteste Bachtygirei, ein hübscher, noch junger Mann, hatte eine Frau, die auf ihn ungemein eifersüchtig war. Sie vertraute ihr Leid einer guten Freundin an und diese rieth ihr, eine kluge Frau im Dorfe um Rath zu fragen, welche wohl ein Mittel finden werde, die Neigung des Gatten wieder aufzufrischen. Die Mittelsfrau war thatsächlich weit und breit als eine sehr geschickte Hexe bekannt und erklärte sich bereit, für Bachtygirei einen Zaubersaft zu brauen. Die Weiber jedoch hielten nicht reinen Mund und so ward die Geschichte bekannt. Zähornig und rauhen Charakters, wie Bachtygirei war entschloß er sich sofort, als ihm die Geschichte zu Ohren kam, die Hexe vor das peinliche Gericht zu citiren. Die Gemeindeväter wurden zusammenberufen und die Hexe ward vorgeführt. Sie gestand unumwunden, Hexenkünste ausüben zu können und behauptete keck, sie könne Menschen in Katzen und Hunde verwandeln, Sachen verschwinden lassen und bei Nacht auf den Hexenberg »Sabirs-Nschha« fliegen.

Zugleich machte sie die Anzeige, daß in ihrem Dorfe noch mehrere ihrer Zunftgenossen leben, zwei Zauberer und sieben Hexen, die sie sämmtlich mit Namen nannte. Auch diese wurden herbeigeholt und inquirirt und ein Theil von ihnen bekannte gleichfalls, daß sie in der Zauberkunst wohl erfahren seien, während andere leugneten. Gewiß hat denen, welche sich ohne Fehl als Zauberer bekannten, der Gedanke vorgeschwebt, daß die Mitglieder des peinlichen Gerichtes vor ihnen Furcht bekommen und sie in Ruhe lassen würden. Sie hatten sich jedoch grausam geirrt.

Der entschlossene Ortsälteste befahl, den Leugnenden mit Feuer und Ruthen= hieben die Zunge zu lösen. Ein Pfahl wurde in den Boden eingerammt und an denselben die Angeklagten befestigt, entkleidet und mit schweren Ketten anein= dergesesselt, doch so, daß sie sich frei bewegen konnten bis zu einer Stelle, wo Scheiterhaufen errichtet waren. Während man nun diese anzündete, kamen von der anderen Seite Männer mit Ruthen, um die Opfer, die auf der einen Seite vor dem Feuer flohen, auf der anderen Seite zu peitschen. Die furchtbare Ope= ration währte nicht lange, denn die Gepeinigten beeilten sich, Geständnisse abzu= geben. Das sollte sie jedoch nicht erlösen. Als es feststand, daß sie Zauberkünste ausübten, d. h., daß sie vom Teufel besessen waren, sollte dieser ausgetrieben werden. Zu diesem Ende wurden sämtliche Angeklagte an den Pfahl fest= gebunden. Das Braten und Peitschen der wie wahnsinnig hin= und herlaufenden heulenden Opfer begann mit neuem Eifer und wurde nur durch die zufällige Dazwischenkunft eines russischen Officiers unterbrochen, von dem auch der Bericht über diese Greuelthat kommt. («Aus allen Welttheilen», 1875.)

Ueber das sociale Leben der Tschetschenzen ist wenig Erfreuliches zu be= richten. Ehen werden kurzer Hand von den Eltern der künftigen Paare beschlossen, und das Mädchen erhält erst nach einiger Zeit Kenntniß von dem, was über sie verfügt wurde. Die Höhe des Kaufpreises ist das wichtigste bei dem ganzen Handel. Etwas hart ist die Sitte, daß es zwar dem Bräutigam (bei Verlust des Kaufpreises) freisteht, seine Braut wieder zu verlassen, nicht aber umgekehrt. Es kommt daher vor, falls ein untreu gewordener Freier wieder reumüthig zu seiner Erwählten zurückkehrt, daß der Vater derselben abermals den Kaufpreis ausbezahlt erhält. Die Unabhängigkeit tschetschenzischer Söhne bringt es mit sich, daß diese das Recht haben, ihre Schwestern an Stammesgenossen als Frauen zu vergeben. Häufig fallen solche Entscheidungen bei Zechgelagen vor, und es genügt, daß der Bruder auf das Wohl seiner Schwester in Gegenwart des betreffenden Ehecandidates trinkt, um den Pact unabänderlich zu besiegeln.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten beginnen damit, daß vier Tage vor Abschluß des Bundes die Braut in Begleitung einer Matrone und eines Duzend wohl= berittener junger Männer nach dem Hause eines Verwandten des Bräutigams geführt wird. Der Einlaß in dieses Heim ist etwas umständlich; es wird getobt, gejohlt und eine große Menge Pulvers verknallt, bis die Tumultuanten von



der männlichen Begleitung der Braut vertrieben werden und der fragliche Verwandte an der Thürschwelle erscheint. Er gewährt erst dann den Einlaß, wenn er irgend ein Geschenk aus der Hand des Mädchens erhalten hat. Im Innern der Hütte aber spielt sich eine noch seltsamere Scene ab. Eine Anzahl Frauen, meist die ganze weibliche Verwandtschaft, empfängt die Braut mit großem Lärm und bewirft sie mit Nadeln und Scheeren, indeß der Begleitung buchstäblich die Kleider vom Leibe gerissen werden. Hierauf erfolgt wieder die Bewirtung der Gäste und nach dieser wird die Braut wieder heimbegleitet. Unmittelbar hierauf wiederholen sich dieselben lärmenden Scenen bei einem zweiten Verwandten, in dessen Hütte die Braut bis zum Hochzeitstage — also durch dreimal vierundzwanzig Stunden — zu verbleiben hat. Aber selbst nach Beschließung des Bundes vergeht noch eine Zeit (6 Tage), innerhalb der die Vermählten miteinander nicht verkehren dürfen. Ein Ertapptwerden gilt als entehrend. Ist auch diese Probezeit vorüber, dann nimmt die Gattin eine Anzahl dünner Eierfuchen und einen Krug und schreitet, unter Begleitung vieler Frauen, nach dem nächstbesten Bache. In diesen wirft sie die vorher mit einer Nadel durchstochenen Kuchen, füllt hierauf den Krug mit Wasser und schreitet mit ihrer Begleitung wieder heim. Damit sind die Hochzeitsfeierlichkeiten beendet.

Das Los der Ehefrau ist auch in der Tschetschna, wie überall sonst im Kaukasus, kein beneidenswerthes. Freiheit oder würdevolle Behandlung sind unbekannt. Nur ein Vorrecht ist der Tschetschenzin gewahrt: Die Scheidung von einem ungeliebten Manne. Sie verliert aber hierbei ihr gesamtes Hab und Gut und hat auch kein Recht, die geringste Entschädigung zu beanspruchen. Nur wenn die Scheidung vom Gatten ausgeht, verbleibt der Geschiedenen ihr Eigenthum. Die Kinder wachsen, so weit sie dem männlichen Geschlechte angehören, wild auf, gehorchen nur dem Vater und auch ihm nur, bis sie waffenfähig werden und sodann selber die Herren spielen dürfen. Auf die Mädchen wieder legt der Vater Beschlag, indem er sie, seinen Entschließungen gemäß, an die Männer seiner Wahl kettet, oder aus der Zahl der Freier nach Lust und Laune für diesen oder jenen sich entscheidet.

Seltam ist die Leichenklage, wie sie in der Tschetschna in Uebung ist. Da es für so harte Leute wie die Tschetschenen unwürdig wäre, für den dahingegangenen Genossen Schmerz oder Trauer zu bezeugen, obliegt den Weibern

die Pflicht, den Heimgegangenen zu beklagen. Es geschieht dies keineswegs auf feierliche oder ergreifende Weise, wie bei anderen ursprünglichen Völkern, sondern durch Aufführung eines wilden, unmenschlichen Geheuls. Man zerzaust das



Cheffurin.

Kopfhaar und reißt die Kleider vom Leibe. Den Hauptantheil an der Klage hat die Witwe, welche auf steinerweichende Weise dem Schmerze eines unersetzlichen Verlustes sich hingibt, den vollkommenen Gatten und Vater in dem Verlorenen schildert und die ganze Verlassenheit kennzeichnet, in welcher sie sich nun mit ihren Kindern befindet. Daß dies alles nur Heuchelei, liegt auf der Hand;



es wäre denn, daß die Tschetschenzin kein Gefühl dafür hätte, welche würdelose Rolle sie als Gattin und Mutter spielt. . . . Wenn die Witwe den Klagegesang beendigt hat, stimmen die anderen anwesenden Weiber Lobhymnen auf die Vor-



Oßete.

züge und Tugenden des Verstorbenen an, worauf die Leichenfeier zu Ende geht. Ein zweiräderiger Karren bringt den Verstorbenen nach einem stillen Plätzchen, wo man ihn, womöglich unter einem Baume, beerdigt. Gemeinsame Friedhöfe sind nicht nur in der Tschetschna, sondern bei allen Bergstämmen unbekannt. Bei der Grablegung intervenirt der Mollah, indem er die Leiche

mit dem Gesichte nach Westen wendet. Hierauf — während Andere Erde auf die Leiche schaufeln — betet der Mollah für das Seelenheil des Verstorbenen, besprengt das Grab mit Wasser und entfernt sich rasch.

Wir kommen nun zu einem anderen interessanten Volke kaukasischen Stammes, den Tschessuren, den westlichen Nachbarn der Daghestaner. Sie bilden mit den Tuschken und Pshawen eine besondere Gruppe der Khisten. Während über viele der kaukasischen Stämme nur nothdürftige Nachrichten verbreitet sind, oder zum Theile sich widersprechende Aufzeichnungen von verschiedenen Reisenden im Schwange gehen, haben die Tschessuren in G. Radde einen kenntnißreichen und aufmerksamen Schilderer gefunden. Es wäre zwecklos, die in dem inhaltreichen Buche des genannten Gelehrten enthaltenen Daten selbständig zu bearbeiten, weshalb wir uns möglichst an den Wortlaut desselben halten. . . . Von einem körperlichen Typus der Tschessuren ist nicht die Rede; es betheiligen sich vielmehr an ihrer Bildung die verschiedenartigsten Nachbar-elemente, so daß einzelne Individuen enorme Differenzen zeigen, wenn sie auch alle ein hoher Grad von Wildheit, scheuer Blick und selbstbewußte Haltung auszeichnet. Radde will aus Tausenden der Nachbarvölker den Tschessuren herauserkennen, auch wenn er nicht sein originelles Costüm oder seine Rüstung trägt; aber eine Diagnose für den Stamm im Allgemeinen vermag er dennoch nicht zu geben, sondern höchstens von Localtypen in den verschiedenen Dörfern sprechen.

Während im Allgemeinen der Pshawe in seinem Außern dem Georgier am nächsten steht (er ist ja dessen unmittelbarer Nachbar) und der Tuschke starken Körperbau, brünettes Haar und Teint und kurzen schwarzen Schnurrbart besitzt, hält der Tschessure am wenigsten eine typische Form ein. An der Südseite des Kaukasus fielen Radde die Tschessuren durch schwachen Wuchs auf, an der Argunquelle bemerkte er zwischen mittelhohen Männern wahre Riesen mit enormen Händen und Füßen. Dabei besitzt der ganze Stamm eine große Körperstärke, die sie stetig üben; schleppen doch die Männer, nicht selten noch in voller Rüstung, mehr als einen Centner Stein Salz auf ihrem Rücken von Wladikawkas über die steilsten und unwegsamsten Gebirgspartien in ihr heimatliches Dorf. Nicht minder Uebung und Gewandtheit erfordert die Jagd auf den Steinbock. Den Weibern aber liegt mit Ausnahme des Ackers und der Heumahd alle Arbeit ob; wenn im Winter hoher Schnee liegt, müssen sie die im Sommer an der



Baumgrenze hergestellten Holzbündel oft 3 bis 4 Werst weit zum Hause schleppen und das auf den steilsten, kaum eingetretenen Gebirgspfaden. Jene Verschiedenheit im Außern der Tschetschuren hat ihren Grund darin, daß der Stamm aus den Nachkommen einzelner Flüchtlinge besteht, die der Hauptsache nach, wie Sprache und Tradition beweisen, aus Grusien stammen. Es ist »ein Mischvolk von vorwiegend georgischer Basis, welches im Laufe der Jahrhunderte aus den Nachbarpopulationen sich in den Verstecken des Hochgebirges bildete und hier eine große Anzahl schon mitgebrachter Gebräuche conservirte, andere, beeinflusst durch eine wilde, unbändige Natur, in sich entwickelte, und, sich um die Außenwelt absolut nicht kümmernd, in antikem Typus erhielt«.

Das Tschetschuren-Kind kommt nicht im elterlichen Hause zur Welt, sondern abseits vom Dorfe in einer eigens dazu errichteten Hütte, wo seine Mutter allein ihre Entbindung abwarten muß. Einen vollen Monat verbringt alsdann die Mutter mit dem Säugling in der Hütte, in deren Nähe ihr Kinder in der Dämmerungszeit Milch, Käse und grobes Gerstenbrot bringen. Die Gefäße, welche hiezu benützt werden, gelten für unrein und dürfen nicht weiter in Verwendung kommen. Indeß hat diese rauhe Sitte fast allenthalben die Milderung erfahren, daß die Mutter bereits nach 3 bis 6 Tagen in die Nähe des Dorfes übersiedeln darf. Sie bewohnt alsdann ein eigens zu diesem Zwecke hergestelltes Haus, »Samrewlo« genannt, in welchem sie 6 bis 7 Wochen verbleibt. Bei der definitiven Uebersiedelung in das Dorf muß sie sich am ganzen Körper waschen.

Die Ehen der Tschetschuren sind kinderarm, aber die Liebe der Eltern zu den Kindern, namentlich den Söhnen, ist groß, wenn auch öffentliche Liebesföngungen derselben verpönt sind. Die Mädchen lernen Spinnen und Weben und theilnehmen sich an der häuslichen Beschäftigung; die Knaben dagegen müssen sich im Fechten, Schießen und — Sprechen üben, letzteres, um bei Festen oder anderen passenden Gelegenheiten Lobreden auf tapfere Männer, verstorbene Eltern u. s. w. halten zu können. Da gilt es, den Muth eines Jägers, sein Unglück im Hochgebirge, oder einen Zweikampf in voller Rüstung, oder die ausgezeichneten Eigenschaften eines Verstorbenen zu schildern. Solche Erzählungen werden bei jedem Feste gewissermaßen improvisirt und zwar nicht selten rhythmisch gesprochen und durch eintönige Wechselgesänge der Anwesenden begleitet.

Ehebindnisse werden schon in der Wiege geschlossen, d. h. von den Eltern verabredet, aber nicht vor dem vollendeten zwanzigsten Lebensjahre des Mädchens vollzogen, wodurch eine Uebervölkerung des kleinen und armen Landes vermieden wird. Um überdies den Kindersegen einzuschränken, gilt es als Schande, innerhalb der ersten vier Ehejahre Nachkommenschaft zu erhalten; auch der zweite Sprößling soll nicht vor Ablauf weiterer drei Jahre folgen. Daher die Kinderarmuth der Ehejuren. Die Mädchen gelten für keusch und ziehen den Selbstmord der Mutterschaft vor. Viele der Hochzeitsgebräuche haben das von anderwärts her bekannte Gepräge, so das Entführen der Braut, die Geheimthuerei der Vermählten gegen einander, die zeitweilige Entfernung der Frau aus dem Hause des Gatten, u. dgl. m. Da die Ehejuren »sozusagen« Christen sind, wird die Ehe durch Priester eingesegnet. Uebrigens ist die letztere kein so fester Bund, um nicht aus diesem oder jenem Grunde wieder gelöst werden zu können. Polygamie, früher allenthalben im Schwange, kommt jetzt nicht mehr vor. Untreue der Frau wurde durch grausame Verstümmelungen an Ohren, Nase und Wangen bestraft, kommt aber gleichfalls immer seltener vor.

Manches Interessante bieten die Gebräuche bei der Todtenfeier, doch wäre es zu umständlich, in alle Details einzugehen. Früher setzten die Ehejuren ihre Todten in oberirdischen Leichenhäusern bei, doch hat dieser Brauch schon seit dreißig bis fünfunddreißig Jahren aufgehört. Radde hat das Innere eines solchen Leichenhauses besucht und erzählt: »Da saßen sie nun, diese einst so wilden Kerle. Im bunten kurzen Festrocke lehnte sich das Skelett eines Mannes mit dem Rücken in die Ecke und sein Kopf nickte nieder auf die Brust. Sein Nachbar hatte das Gleichgewicht verloren und war links hin umgefallen; in seinem Schoße bettete ein drittes Individuum den Schädel und vom vierten lagen die zertrümmerten Reste bereits am Boden. In neuerer Zeit schiebt man wohl noch Kinderleichen in ihren Wiegen in diese Todtenhäuschen.« Gegenwärtig werden die Leichen in Steingräbern beigelegt.

Schwere Verbrechen sind unter den Ehejuren fast ausnahmslos Folgen der Blutrache, welche das russische Gesetz trotz aller Strenge noch immer nicht auszurotten vermocht hat. Uebertreter werden auf ein Jahr in den Thurm gesperrt, was ihm, falls er diese Zeit überlebt, sicher alle Blutrache-Ideen benimmt. Die Behörden erzielen damit bessere Resultate, als die Milde befeh-



render Mönche. Der nachgewiesene Diebstahl wird mit dem siebenfachen Werte des gestohlenen Gegenstandes bestraft. Die Geistlichen haben großen Einfluß, doch überwuchert das chesjurische Christenthum noch mancher fest eingewurzelte Brauch. Wie lange dieses interessante Völkchen, welches kaum 6000 Seelen zählt, in der Hochlands-Wildniß des centralen Kaukasus noch sein Wesen treiben wird, ist nicht voranzubestimmen. Die Abgeschlossenheit solcher Völkerpflitter in unnahbaren Gebirgseinöden sichert erfahrungsgemäß eine lange ungeschmälerte Existenz, trotz der numerischen Unbedeutendheit.

Die westlichen und nordwestlichen Nachbarn der Chesjuren sind die Osseten, das einzige Volk eranischer Herkunft unter den kaukasischen Bergstämmen. Ihre Sprache gehört dem indo-perßischen Zweige an. Da die Osseten keine Ueberlieferungen, weder mündliche noch geschriebene haben, ist von ihrer Vergangenheit nichts bekannt. Eine nicht apodictisch verbürgte Tradition will wissen, daß die Osseten ehemals alles Land bis zum Don bewohnten. Nach Friedrich Müller wäre das Wort »Don« selbst ossetisch und bedeute »Fluß« (im altbaktrischen »dānu«). Von dort sollen sie in der Mitte des XIII. Jahrhunderts von Batu Khan in die Gebirge zurückgeworfen worden sein. Das Volk selbst nennt sich »Iron«, welches Wort mit Iran (Iran) identisch ist. Der Name Osseten stammt vom georgischen Osethi, der Bezeichnung des von den Os bewohnten Landes. Da dieses Volk vorwiegend an den nördlichen Abdachungen des centralen Kaukasus — rings um das Massiv des Kasbek — und längs der Dariel-Passage siedelt, könnte man annehmen — immer mit Berücksichtigung der vorstehend erwähnten Ueberlieferung rücksichtlich seiner einstigen Verbreitung — daß wir es hier mit dem Reste eines jener eranischen Völker zu thun haben, welche im letzten halben Jahrtausend v. Chr. die ponto-kaspischen Steppen bewohnten.

Da die Osseten an der einzigen großen Verkehrsstraße zwischen Cis- und Transkaukasien wohnen, sind sie häufiger als irgend ein anderes Bergvolk besucht worden. Unsere Kenntniß von ihnen ist demnach eine ziemlich erschöpfende. Wir wissen zunächst, daß die Osseten eine Eigenthümlichkeit mit allen übrigen Bergstämmen — die Daghestaner ausgenommen — gemein haben: die verschwommenen religiösen Vorstellungen, welche zwischen Islam, Christenthum und Heidenthum schwanken. Je nach der Dertlichkeit ist das eine oder andere Element

scharfer ausgebildet. Von echten Mohammedanern ist nur ein geringer Bruchtheil vorhanden. In ihren Lebensgewohnheiten aber findet sich Vieles, wofür man im Kaukasus selbst keine Analogien aufzutreiben vermag. Freiherr von Harthausen fand viel Germanisches an ihnen. Da wäre zuvörderst das hölzerne Bettgestelle, ein Requisit, welches selbst der gemeine Russe, viel weniger also der Kaukasier kennt. Die Osseten brauen Bier aus Gerste, wie die Deutschen, nennen es auch Bier; sie haben Trinkhörner, bedienen sich aber auch der hölzernen Bierkannen, genau so, wie man sie unter den norddeutschen Bauern sieht, und bei feierlichen Gelegenheiten hölzerner Bierbecher, ganz von derselben Form, wie sie von uralten Zeiten her auch in Deutschland gebräuchlich sind.

Auch die Sitten bei Festgelagen haben einen durchaus deutschen Charakter. Der Bierbecher geht stets neugefüllt herum, der Nachbar reicht ihn dem Nachbar, nachdem er getrunken und spricht: »Auf dein Wohl!« Während des Gelages werden uralte Trinklieder zum Besten gegeben. Man klatscht in die Hände und eifert einander zum Trunke an. Dazu kommen mancherlei Sachen, die im Kaukasus sonst unbekannt sind, als: Tische, blau geblünte Tischtücher, Fleischsuppe, Käsekuchen, hölzerne Löffel, Tischmesser, Talgkerzen u. dgl. m. Das Alles ist in der That höchst seltsam und russische Schriftsteller haben nicht verabsäumt, auf Grund der fast europäischen Lebensweise der Osseten, in ihnen Slaven zu erkennen. Der Vergleich lag für sie nahe; daß aber dieses Volk weder mit den Slaven, noch mit den Deutschen etwas zu schaffen hat, liegt auf der Hand, und es bleibt unaufgeklärt, wie so mitten in der Hochgebirgswildniß des Kaukasus sich ein Stamm erhalten konnte, der sowohl ethnisch, wie in Bezug auf seine Lebensgewohnheiten von allen anderen Bergvölkern scharf geschieden ist. Nur in Bezug auf die religiösen Gebräuche herrschen gemeinsame Grundzüge vor. Abergläubische Vorstellungen verschiedener Art verrathen unleugbar die asiatische Provenienz. Gleich den übrigen Asiaten schießen die Osseten bei gewissen Anlässen nach dem Monde, um die vermeintliche Gefahr zu verhindern, daß dieser von einem großen Drachen verschlungen werde. Dies geschieht zu Neujahr unter dem Geschrei der Weiber: »Talu chuzan!« (Gott helfe!) und man ist überzeugt, mit dem Spektakel das himmlische Luthier verschleucht oder vollends getödtet zu haben. Bekanntlich herrscht der gleiche Aberglaube unter vielen Völkern Asiens — den Chinesen, Kalmüken, Persern, Arabern, Türken u. A.



Außerlich geben die Osseten kein vortheilhaftes Bild ab; sie sind das ver- lumpteste Volk unter den Kaukasiern. Selbst die Vornehmen tragen mit Vorliebe schäbige Kleidung zur Schau, um damit gewissermaßen auch äußerlich die Gleichheit Aller zur Geltung zu bringen. Man trägt Schuhe, die aus Bindfaden und Lederriemen geflochten sind (ähnlich den südslavischen Dpanken), oder hohe Filztiefel, tuchene oder leinene Bumphosen, einen mantelartigen Oberrock, der in der Form von der bekannten Tscherkesska etwas abweicht, und darüber die Burka. Als Kopfbedeckung dient entweder die allgemein gebräuchliche Pelzmütze, oder eine einfache Filzmütze mit aufgestülpter Krempe. Im Staatskleide sieht der Ossete etwas malerischer aus; er trägt dann auch Waffen, auf der Tscherkesska die aufgenähten Patronenhülsen u. s. w.

Eine gewisse Eigenartigkeit kommt auch an den Wohnstätten der Osseten zur Geltung, namentlich im Gebirge. Hier kleben die steingebauten, flachdachigen Hütten an den schroffen Abhängen, so daß das Dach der unteren Hütte vor der nächst höher gelegenen als Terrasse figurirt. In früheren, unruhigeren Zeiten pflegte man die Familienwohnungen, welche aus einer zusammenhängenden Reihe von Tracten bestehen, mit einer gemeinsamen Vertheidigungsmauer nebst starkem Thurm mit Schießscharten zu versehen. Solche, »Galuan« genannte Gehöfte sieht man in großer Zahl an den Berglehnen und sie geben eine seltsame landschaftliche Staffage in den engen Thalschluchten ab. Manche Galuan zählen ein Duzend Stockwerke, so daß man meint, eine primitive Festung vor sich zu haben. Die Hütten selbst sind aus Bruchsteinen, ohne Bindemittel, erbaut und sind weitaus geräumiger, als die anderer Bergstämme. Da die Tugend der Gastfreundschaft unter den Osseten hochgehalten wird, verfügen zum mindesten die Wohlhabenderen über besondere Gasträumlichkeiten. In diesen darf der Fremde als Herr schalten, doch erlaubt es der Anstand nicht, die Zimmer, in welchen sich die weiblichen Glieder der Familie aufhalten, zu betreten.

Wenn vieles an den Osseten europäisch ist: die socialen Verhältnisse sind es sicher nicht. Die Männer bürden alle Arbeit den (beiläufig bemerkt, selten mit Leibesschönheit bedachten) Frauen auf, und arbeiten absolut nicht. Ihre Lieblingsbeschäftigung sind Gelage und öffentliche Versammlungen, in welchen weniger Gemeindeangelegenheiten, als vielmehr Dorfplatsch zur Sprache gebracht wird. Unterdessen schaffen die Frauen von Früh bis Abends, denn außer der

eigentlichen Hauswirtschaft haben sie alle Professionen zu vertreten. Sie mahlen in der Mühle, erzeugen Stoffe, fertigen Kleider und Schuhe, sticken in Gold und Seide: kurz, sie sind das einzig thätige Element in der Gemeinde, das Glied derselben, welches für alle Bedürfnisse zu sorgen hat. Je geschickter ein ossetisches Mädchen ist, desto gesuchter ist sie im Kreise der heiratslustigen Freier. Auch die ossetische Kochkunst steht, obwohl sie nur schwer verdauliche Käse Speisen zu Wege bringt, in hohem Ansehen. Der Sommer ist die einzige Zeit, in der auch die Männer zulangten, und zwar bei den Feldarbeiten, die sie den Frauen, welche vollauf von den häuslichen Arbeiten in Anspruch genommen sind, abnehmen.

Von den vielen seltsamen Gebräuchen, unter welchen besonders die Trauungsfeierlichkeiten sehr interessant, aber ebenso umständlich sind, können wir Abstand nehmen. Wir verlassen daher Ossetien und wenden uns der westlichen Abtheilung der kaukasischen Völker, den Adighe (Tscherkessen) zu. Eine willkommene Orientirung über die Lage der Dinge im Lande der Tcherkessen verdanken wir dem Werke eines Angehörigen dieses Volkes, dem Kabardiner Schora Bekmufin Nogmow, welches Adolf Berge bearbeitet und mit einer sachlichen Vorrede versehen hat. Das kleine Werk enthält wichtige Beiträge zur Ethnographie. Berge constatirt in erster Linie, daß niemals eine der tcherkessischen Völkerschaften einen zusammenhängenden politischen Körper gebildet habe. Jede theilte sich nach ihrer Familien-Abstammung in eine große Anzahl gesonderter Sippen und diese Geschlechterbünde zerfielen wieder in gesonderte Familien. Diese bildeten mit den ihnen unterthänigen Sklaven das erste Glied der gesellschaftlichen Kette. Regierungsbehörden, Gemeindegewalten oder bürgerliche Verbindungen waren durchaus unbekannt. Man hatte nur Anfänge, Rudimente zu einer Gesellschaft, die aber nicht weitergingen und keinen anderen Inhalt hatten, als daß die Mitglieder eines Familienbundes anderen Verbindungen gegenüber zu gemeinsamer Vertheidigung und Rache verpflichtet waren. Im Stamme wurden, sofern sich das Bedürfniß ergab, Volksversammlungen einberufen, die einen lediglich herathenden Charakter hatten. Fehden und Streitigkeiten zwischen Völkerschaften, Verbindungen und Privatleuten wurden durch Schiedsgerichte, welche für den besonderen Fall gewählt wurden, ausgetragen. Ständige Richter gab es nicht. Den Mollahs legten wohl die Parteien nach gegenseitiger Ueber-



einkunft einen strittigen Fall vor, aber das geistliche, durch den Islam eingeführte Gericht gehörte nicht zu den volkstümlichen Institutionen.

Die tscherkessischen und abchasischen Stämme waren in drei Classen getheilt: Edelleute, eine Art Mittelstand und Sklaven. Dazu kam die wenig zahlreiche



Tscherkesse.

Geistlichkeit, welche nicht zu den alten Ständen gehörte. Unter den Tscherkessen hatten Fürsten und Edelleute alle Macht verloren, bei den abchasischen dagegen dieselbe bewahrt. Unter den transkaukasischen Tscherkessen hatten die Volksclassen der »Tschwochetli« den Adel aller seiner Vorrechte beraubt. . . . Seit dem Anfange

des XVI. Jahrhunderts machte sich bei den Bergvölkern türkischer Einfluß geltend, aber nie sind jene den Osmanen völlig unterthan geworden und diese mußten sich auf die Besiznahme einiger Küstenpunkte (Poti, Suchum Kaleh, Gelendschik) beschränken. Das Jahr 1783 bildete einen Wendepunkt. Rußland kam in den Besitz der Krim, und der Kuban wurde die Grenze zwischen dem Czarenreiche und den Ländern des Sultans. Die Russen legten zur Sicherung derselben eine Reihe von Stanizen an und von da ab waren sie in beständiger, und zwar zumeist feindlicher Berührung mit den Bergstämmen. Ueberfälle und Raubzüge kamen an die Tagesordnung. Im Frieden von Adrianopel entsagte die Türkei ihren Ansprüchen auf den westlichen Kaukasus und von diesem Zeitpunkte an errichteten die Russen Befestigungen an der Nordwestküste des Schwarzen Meeres. Gleichwohl blieben die Bergstämme nach wie vor in Verbindung mit den Türken und wurden von diesen allenthalben unterstützt. Später gelang es allerdings den Russen »Tauschhöfe« in der Nähe der Tscherkessenschlösser zu errichten und mit den Bergbewohnern in Handelsverkehr zu treten; ja, es bildete sich unter den Transkubanern sogar eine Partei, welche mit den Russen fortan in Frieden leben wollte.

Das änderte sich aber mit einem Schlage mit der Begründung des Müridismus in Daghestan, d. h. im östlichen Kaukasus. Von dort wurde die Bewegung allmählich auch auf den westlichen Kaukasus übertragen. Schamyl hatte für seine Person wenigstens so viel erreicht, daß vom Jahre 1849 ab etwas mehr System in die Operationen der östlichen Bergstämme gegen die Russen kam. Nach der Gefangennahme Schamyl's entschloß man sich russischerseits, mit aller Energie gegen die durch Emisäre und Abenteurer verschiedener Nationen fortwährend in Aufregung erhaltenen Völkerschaften einzuschreiten. Die Stämme, welche sich an den Raubzügen betheiligt hatten, sollten aus der Gebirgs- und Küstenregion auf die Ebene am linken Ufer des Kuban gedrängt werden, wo sie sich dann der Aufsicht der russischen Behörden unsweniger entziehen konnten, weil die Vorberge und die Eingänge zum Kaukasus durch Kosaken-Stanizen bewacht werden sollten.

Berge bemerkt: Als die russische Regierung an den neuen Kriegsplan ging, hatte sie weder die Ausrottung der Bergvölker durch Waffengewalt, noch deren Verjagung aus dem Gebiete des Kaiserstaates im Auge. Um die künftige



Lage derselben zu sichern, bestimmte sie zur Niederlassung für sie die ganze Niederung am Kuban, so daß auf kleinere Gruppen entsprechende Landflächen entfielen. Aber in Folge ganz eigenthümlicher Umstände scheiterte der Plan. Bis zum Ausbruche des Krimkrieges hatten diejenigen Bergbewohner, welche von Rußland abhängig waren, von der russischen Regierung ohne Anstand Erlaubniß zur Reise in die Türkei, nach Mekka oder zu Handelszwecken erhalten. Im Durchschnitt verließen jährlich nur wenige Duzend Familien das Land. Während des Krieges mit der Pforte war diese Erlaubniß nicht ertheilt worden. Nach Abschluß des Friedens verlangten etwa 1500 Leute nach der Türkei und nach Mekka reisen zu dürfen. Die russische Regierung, welche die Auswanderung nach Möglichkeit beschränken wollte, verordnete indeß, daß jährlich nur etwa 80 Mann entlassen werden sollten. Inzwischen erfuhren die Tscherkessen, daß viele Tataren der Krim nach der Türkei gezogen seien, während gleichzeitig von Seite der Geistlichkeit die Stämme aufgefordert wurden, in Massen zu den osmanischen Glaubensbrüdern zu ziehen, wo es ihnen besser ergehen würde, als daheim unter der eisernen russischen Faust. Als PreSSION für die Säumigen wurde die Nachricht lancirt, daß Rußland mit der Absicht umgehe, die Bergstämme zu zwingen, ihrem Glauben untreu zu werden.

Im Jahre 1859 wurde der Gouverneur des Kuban'schen Landstriches von den Tscherkessen bestürmt, die Wallfahrt nach Mekka zu gestatten. Um Tumulten vorzubeugen, willigte der Gouverneur ein, jedoch sollte die Formalität eingehalten werden, daß immer nur 10 Familien auf einmal das Land verlassen sollten. Daraufhin entstand eine heillose Verwirrung. Niemand kümmerte sich um dieses Verbot. Die zur Auswanderung Entschlossenen hörten auf, der Wirtschaft zu obliegen, veräußerten Hab und Gut und begannen nach der Türkei aufzubrechen. Gewalt würde diese Bewegung ohne Zweifel im Keime erstickt haben; allein, da die Auswanderungslustigen sich bereits ihres Besitzes entäußert hatten, würde man es von da ab nur mehr mit Wegelagerern und Räubern zu thun gehabt haben. Außerdem war es viel vortheilhafter, allen Unzufriedenen den Abzug zu gewähren und im Lande nur diejenigen zurückzubehalten, welche mit dem Stande der Dinge einverstanden waren. Schließlich konnte man auch darauf rechnen, daß die Erfahrungen, welche die Emigranten in der Türkei machen würden (es lag ja der Präcedenzfall

mit den Tataren vor), nicht ohne Rückwirkung auf die einstweilen Zurückgebliebenen bleiben werde.

Im Laufe der Jahre 1858 und 1859 wanderten aus dem Kuban'schen Landstriche etwa 30.000 Tscherkesen nach der Türkei aus. Bereits im darauffolgenden Jahre stockte die Auswanderung, weil ungünstige Gerüchte über das Schicksal der nach der Dobrudscha emigrierten Nogaiier die Leute stutzig gemacht hatte. Im Uebrigen hielt die Vöhrung ungeschwächt an. Im Jahre 1861 hatten die Russen neue Kosaken-Stanizen im Quellgebiete des Kuban, der Laba und des Chods errichtet, und 1862 gelang es, ungeachtet des verzweifelten Widerstandes der Bergvölker, welche nun fast alle gemeinsame Sache gemacht hatten, alle Vorberge vom Flusse Laba bis zur Belaja durch Kosakenposten zu besetzen. Dadurch wurden alle Gemeinden abchasischen Stammes und alle nach dem Kuban zu wohnenden tscherkessischen Stämme in die Zwangslage versetzt, entweder die Forderung der Russen zu erfüllen, d. h. auf die ihnen angewiesenen Landstrecken zu übersiedeln, oder das Land zu verlassen. Etwa 10.000 Kabardiner und einige kleinere Stämme fügten sich der Aufforderung, während andere nach dem Südbhange des Gebirges abzogen und im nächsten Winter vollends nach der Türkei auswanderten.

Im Jahre 1863 endlich hatte der active Widerstand der Tscherkesenstämme aufgehört. Nach und nach kamen auch die Abadschen und Schabsuchen in die Ebene zu den Russen. Die Stimmung wurde ruhiger, schlug aber sofort um, als gelegentlich wieder einmal Hilfe aus der Fremde in Aussicht gestellt wurde. Die Leichtgläubigen erwarteten eine französische Armee oder eine englische Flotte. Im Herbst desselben Jahres kamen einige Duzend europäischer Abenteurer mit etlichen Kanonen zu den Ubychen und gaben sich für den Vortrab einer großen Hilfsarmee aus. Nun zogen die Ubychen von ihren Feldern und aus ihren Anwesen fort und bevölkerten die Wälder der Hauptkette des Kaukasus, wo sie große Entbehrungen litten und auch durch Epidemien sehr zu leiden hatten. Auch die Russen blieben nicht unthätig. Sie drangen mit starken Streitkräften ins Gebirge ein und drängten die renitenten Stämme nach dem Meere hin, wo sie von türkischen Schiffen in Empfang genommen wurden. Es hieß nun wieder: Die Osmanen würden ihre Glaubensbrüder mit offenen Armen aufnehmen und es ihnen an nichts fehlen lassen.



Noch ehe die Russen bis ans Meer vorgedrungen waren, hatte die Emigration begonnen. Er schifften sich zunächst 60.000 Auswanderer ein und im Frühjahr 1864 wurde der Andrang noch größer. Rußland selbst war dieser Bewegung behilflich und die Regierung verabfümte nicht, die Unbemittelten mit Geld zu unterstützen, ja sogar ihre eigenen Kriegsschiffe zur Verfügung zu stellen. So kann es nicht Wunder nehmen, daß bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1864 die Zahl der Auswanderer circa 300.000 Köpfe betrug. Auch in der Folge hielt der Auszug noch an. Bis Ende des Jahres 1865 waren nur etwa 100.000 Köpfe zurückgeblieben. Sie bewohnten drei Bezirke an den Flüssen Laba und Kuban. Die Kabardiner, Abchafen, Zebeldiner, und Samursakaner hatten ihre alten Wohnsitze vorläufig nicht verlassen. In der Folge riß die Emigration freilich auch in ihren Gesamtbestand große Lücken, zumal unter den Abchafen. Letztere hatten bei Beginn des letzten russisch-türkischen Krieges (1877) abermals rebellirt und als die Landungs-Action der Türken ohne nachhaltige Folgen blieb, zog die Mehrzahl der Abchafen fort, so daß ihr Land dermalen zu den menschenödesten Strichen des Kaukasus gehört. Auch der nordwestliche Kaukasus ist derzeit gänzlich entvölkert; die ethnographischen Karten zeigen einen weißen Fleck. Mit Recht bemerkt Berge, daß diese Entvölkerung vom wissenschaftlichen Standpunkte sehr zu beklagen sei. Die Wissenschaft ging der Möglichkeit verlustig, jene Völkerschaften der allseitigen Erforschung ihrer charakteristischen Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Sagen, Ueberlieferungen und Idiome dort zu unterwerfen, wo sie ihre beständigen Wohnsitze von den ältesten Zeiten her gehabt und wo sich ihr physiologischer und sittlicher Typus unter dem Einflusse örtlicher Bedingungen ausbildete.

Es ist schier unglaublich, mit welcher Zähigkeit sich im abendländischen Publicum die Vorstellung von dem »edlen Heldenthum« der Tscherkessen erhalten hat. Neben der räumlichen Entfernung, welche, gleich jener in der Zeit, die Dinge verklärt, hat namentlich ein russischer Dichter — Alexander Puschkin — den größten Antheil an der Verbreitung irriger Vorstellungen über die Freiheitskämpfer im westlichen Kaukasus. Jeder halbwegs Belesene kennt die prächtigen, von einer unvergleichlichen Schwermuth getragenen Bilder, die Puschkin in seinem Gedichte »Der Gefangene im Kaukasus« zur seltenen Gestaltungskraft bringt. Abgesehen von der energischen Malerei, die sich in der Vertlichkeit des

Schauplatzes entfaltet, gibt es wenige Dichter, welche mit dem Aufwande aller Seelenqualen den Daseinskampf so schmerzhaft berührend dargethan haben, als Puschkin in den Schilderungen der Erlebnisse des gefangenen Russen im Kaukasus. . . . Das Alles ist Dunst und Täuschung geworden, seitdem die für Gefühlsduselei wenig empfänglichen Forschungsreisenden die ausgestorbenen Thäler des kaukasischen Isthmus durchwandert und uns überzeugend dargelegt haben, daß alle poetischen Darstellungen früherer Reisenden nichts als Humbug waren. Es ist nicht zu leugnen, daß einzelnen Bergvölkern des Kaukasus Mancherlei anhaftet, sei's in ethnischer, sei's in religiös-socialer Beziehung, was unser Interesse für sie wärmer erregt; aber sogenannte »interessante Völkerschaften« gibt es ja nach dem bekannten diplomatischen Schlagworte auch anderwärts genug. Die Erfahrungen, welche Rußland mit den Bergvölkern gemacht hat, sind hier viel maßgebender. Es führte keinen Vernichtungskampf, sondern gedachte die unbotmäßigen Stämme einer normalen, geordneten Existenz zuzuführen. Die Freiheit, welche jene Stämme meinten, war die schrankenlose Zügellosigkeit. Daß derjenige der Freieste sei, welcher sich dem Gesetze unterzuordnen versteht, hat den Kaukasiern niemals einleuchten wollen, abgesehen davon, daß bei den Bergstämmen jene Einrichtung, welche man die bürgerliche Freiheit zu nennen pflegt, unbekannt war.

Thatsächlich kämpften die Bergvölker durch Jahrzehnte um eine Unabhängigkeit, die sie nach ihrer eigenen Organisation niemals besaßen. Wo es in der Bergwildniß noch einen Clan gab, der von russischen Soldaten nicht bezwungen war, herrschte der »Psch« (Fürst) unumschränkt und despotisch wie irgend ein Winkeltyrann in einem mittelasiatischen Khanate. Die Leibeigenschaft der unteren Classe war eine so drückende, wie niemals in dem benachbarten Rußland. Wenn gleichwohl die Bergvölker ihre Heimstätte gegen den fremden Eindringling mit seltenem Heldenmuth vertheidigten, war's einerseits wilder Trotz, anderseits der Hang zu geschloßenen Zuständen und nicht zuletzt die leidenschaftliche Neigung zum Kampfe. Wie wenig Rußland selber willens war, sich der beispiellos verwilderten Bergstämme anzunehmen, geht aus dem weiter oben erläuterten Bestreben hervor, mit welchem es den Abzug der Stämme unterstützte.

Der Zug der Emigration ging zuvörderst nach den Pontosgestaden von Anatolien. Das Erscheinen der Kaukasier wurde hier zu einer furchtbaren Zu-



vasion. Gleich Heuschreckenschwärmen breiteten sie sich aus, anfangs vom Bettel, später vom Diebstahl und Raub lebend. Hunderttausend Flüchtlinge hatten bereits die Küste bei Trapezunt betreten und immer noch trafen russische Transportschiffe ein, um zahllose andere ans Land zu setzen. Sie litten an Allem. Das war der erste Willkomm der von der Pforte ausposaunten Gastfreundschaft. Der ehrenwerte Gouverneur von Trapezunt schloß sich im Castell ein und ließ zu seiner persönlichen Sicherheit ein altes rostiges Kanonenrohr, das seit Paskevitsch' Zeiten im Schloßhofs lag, aus dem Sande hervorscharren und in eine zur Bresche gewordene Schießscharte einstellen, um im Falle der Noth Feuer auf seine Schutzbefohlenen geben zu können. Im Grunde war es dem Manne nicht zu verübeln, daß er so dachte; es war Pflicht der Pforte, für die erste Verpflegung der Emigranten Vorsorge zu treffen und deren Weiterbeförderung so schnell als möglich anzuordnen, um Massenanhäufungen vorzubeugen. Die russischen Dampfer aber waren schneller, als die Dispositionen der türkischen Regierung. So begann denn alsbald der Hungertyphus unter den Ankömmlingen zu wüthen, und zwar mit solcher Intensität, daß nach wenigen Monaten ein volles Drittel von der Gesamtzahl der Auswanderer der Epidemie erlag. Mit Hunderttausend buchstäblich Verhungerten hatte die Pforte das Freundschaftsbündniß mit den Heimatlosen besiegelt. Es war eine bittere Erfahrung für die Glaubensbrüder, aber sie verzweifelten nicht. Waren sie doch den Klauen der verhaßten Russen entronnen, und sollten sie ja nunmehr, nachdem ein Drittel von ihnen ausgerungen hatte, in die europäische Türkei — wo nach ihren Vorstellungen nur Honig und Milch in den Bächen floß — überführt werden.

War das eine bittere Enttäuschung, als die Dampfer die Söhne des Kaukasus an den nackten, mageren Gestaden Bulgariens absetzten! Keine Bergwildnisse, nicht einmal Schlupfwinkel zur Vergung geraubten Gutes, nichts als plattes Land und eine feige Bewohnerschaft, die nicht einmal Willens war, mit den Fremden die Klingen zu kreuzen. Dort wurde nach dem Grundsatz, daß alles Land dem Sultan gehöre, den Bulgaren einfach ein Theil ihrer Grundstücke weggenommen und die Ansiedlung der Tcherkessen noch dadurch erleichtert, daß man die Bulgaren zwang, ihnen beim Aufbauen der Hütten behilflich zu sein. Theilweise hatte man die Bulgaren sogar aus ihren eigenen Häusern verdrängt, um den angekommenen Kaukasiern während der Zeit des Hüttenbaues

ein Mhl zu geben, während man sich um die einstweilen obdachlosen Bulgaren wenig beunruhigte. So fand man späterhin die Colonien jener kaukasischen Einwanderer, von der serbischen Grenze angefangen bis nach Schumla und Adrianopel,



Kaukasier mit Frau.

theils unter den stolzen Namen glorreicher Sultane, als Medschidjeh, Dsmanjeh, Mahmudjeh, Drhanjeh u. s. w., theils unter der einfachen Benennung Tscherkesköj — Tscherkessendorf.

Als die Kaukasier bulgarisches Land betraten, stießen die verlumpten und verhungerten »Edlen« die rostigen Schwerter in den Boden, mit welchem Acte



die Ankömmlinge nach nationalem Brauche sich als Herren des neuen Landes erklärten. Damit war der Anfang zu der alten Wirtschaft gemacht. Wo eine Colonie entstand, da gab es wieder, wie vorher in den Bergen der Heimat, Herren und Leibeigene, und da weder jene noch diese arbeiteten, kamen die anderen Tscherkessen-Zugenden — Blünderung und Raub — alsbald in Übung.



Kaukasische Kinder.

Nur mit dem Mädchenhandel ging es nunmehr rasch herab, da es an geeignetem Nachwuchs gebrach und der mittlerweile in Schwang gekommene bulgarische Mädchenraub sich als wenig einträglich erwies. Wenn man einen georgischen Dolch liebt, kauft man kein tatarisches Krautmesser, dachten die Agenten und wiesen die tscherkessischen Biedermänner mit ihrer weinenden und zappelnden Waare ab.

Wir haben weiter oben erwähnt, daß während des letzten russisch-türkischen Krieges, beziehungsweise nach dem Mißglücken der türkischen Invasion Abchasiens,

abermals ein größerer Emigrantenauszug nach der Türkei erfolgte. Damals wurden circa 36.000 Kaukasier, meist Abchasen, in Trapezunt gelandet. Es erging ihnen genau so, wie ihren Brüdern dreizehn Jahre früher. Zwar die Männer konnte man sofort zum Kriegshandwerke heranziehen; die Greise, Kinder und Weiber aber gingen durch Hunger und Epidemien massenhaft zu Grunde.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die äußere Erscheinung der Tscherkessen und etliche sociale Einrichtungen. Das Schönheitsideal, welches man für die »Kaukasier« im Allgemeinen aufgestellt hat, trifft auch bei den Tscherkessen nicht immer zu. Gleichwohl zeichnen sie sich vor manchem anderen Bergstamme durch einen gewissen kriegerischen Ausdruck, durch Ebenmaß in der Gestalt und andere Körpervorzüge aus. Es ist ferner auffällig, daß, wo auch immer dieses Volk mit irgend einem anderen sich vermischt hat, sei es mit Türken oder Tataren, sei es mit Russen, der Einfluß des kaukasischen Blutes sich allenthalben bei diesen letzteren dadurch geltend gemacht hat, daß es Gestalt und Gesichtszüge auffallend veredelte. Noch mehr kommen die körperlichen Vorzüge beim weiblichen Geschlechte zur Geltung. Die Schönheit der Tscherkessinnen galt und gilt gewissermaßen als ein unanfechtbares Axiom. Der allgemeine Typus prägt sich in Folgendem aus: Die Tscherkessin ist meist von kleiner, aber höchst zierlicher Gestalt; ihr Haar ist tiefschwarz, ihr Auge leuchtend und seelenvoll; jede Körperbewegung verräth Lebhaftigkeit und Anmuth. Das Incarnat ist zarter als bei allen übrigen kaukasischen Frauen, und da es nicht durchwegs Sitte ist, das Gesicht zu verschleiern, konnten Reisende im Kaukasus in früherer Zeit persönlich von der Leibes Schönheit der Tscherkessinnen sich überzeugen. Was die Kleidung anbetrifft, ist blaue Seide, mit Gold und Silber durchwirkt, besonders beliebt. Ein ebenso verzierter Gürtel, den eine massive Gold- oder Silberspange zusammenhält, wird leicht um die Hüften gelegt. Ein feiner Shawl, meist von heller Farbe, wird entweder wie ein Turban aufgebunden, oder fällt lässig umgeworfen malerisch über Nacken und Schultern. Soll das Gesicht verhüllt werden, so bedient man sich eines ziemlich durchsichtigen Mouffelin-Schleiers. Die Farbe der Beinkleider ist entweder weiß, roth oder blau, je nachdem deren Trägerin ledig, verhehlicht oder verwitwet ist.

Das sociale Leben der Tscherkessen kann heute nur mehr in deren neuen Heimstätten in der Fremde beobachtet werden; für den Kaukasus haben sie, da



diese Stämme sämmtlich ausgewandert sind, nur insoferne beschränkte Gültigkeit, als das nachstehend Vorgebrachte auch bei den verwandten, im Lande gebliebenen Stämmen — wie beispielsweise den Abchasen — Anwendung findet. Die Tscherkessin hat fast ausnahmslos in ihrem heimatlichen Familienkreise eine elende Rolle gespielt. Man begreift daher unschwer, daß ihre gewöhnliche Bestimmung — in das Haus irgend eines türkischen oder arabischen Großen zu wandern — für diese Geschöpfe niemals eine beklagenswerte war. Für den Tscherkessen ist die Frau nicht mehr und nicht weniger als die Magd, die ihm bei jeder Gelegenheit zu Willen sein, alle Arbeiten verrichten und seine Ausrüstung in Stand halten muß. Diese Existenz fristete die Tscherkessin auch in ihrem Stammlande in einer elenden Lehmhütte, oder in einem sogenannten »Hause« von Flechtwerk, das mit Lehm verkleidet ist.

Auch sonst ist das Betragen der Männer gegenüber ihren Frauen nichts weniger als ritterlich. Die Romantik dauert nur so lange, als die Schöne in ihren weißen Beinkleidern steckt, und endet, wenn sie in die rothen schlüpft. Ein Stück urthümlicher Romantik hastet an dem Brautritt, der wie folgt stattfindet. Will ein Tscherkesse freien und hat er seine Wahl getroffen, so verständigt er das betreffende Mädchen ganz im Geheimen davon, daß er es zu der und der Stunde aus seiner Wohnung entführen werde. So will es die Sitte und sie hat, wie wir sogleich sehen werden, ihre ganz besonderen Unannehmlichkeiten. Das Dorf (Aul), in welchem sich die Braut befindet, ist nämlich jederzeit bereit, diese Entführung zu verhindern, und so erfordert dieselbe, um glücklich durchgeführt zu werden, viel Gewandtheit und Schlaueit. Ist es dem Bräutigam gelungen, seine Braut zu erhaschen, so schwingt er sich mit ihr in den Sattel und jagt in rasendem Laufe davon. Nach Bewältigung einer bestimmten Entfernung ist der Entführer verpflichtet, seinen ganzen Patronenvorrath zu verknallen, um die Bewohner des Auls von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Das gibt alsdann einen wilden, phantastischen Tumult; rasch jagen die wehrfähigen Männer dem Fliehenden nach. Wird derselbe eingeholt, so wird er tüchtig durchgeprügelt; man beraubt ihn seiner Waffen, seines Pferdes und selbstverständlich auch seiner Braut, die er in diesem Falle für immer verliert. Bleibt er dagegen in diesem Wettritte Sieger, so sperrt er die Entführte in ein eigens für sie hergerichtetes Gemach (oder Hütte) ein, und erst nach Wochen,

bis er den Kaufpreis für den Vater des Mädchens aufgetrieben und hinterlegt hat, finden die Hochzeitsfeierlichkeiten statt. Sie sind übrigens ohne Interesse und beschränken sich auf die herkömmlichen Förmlichkeiten bei moslimischen Ehen.

Es mag bemerkt werden, daß die Tscherkessen auch in ihrer Stammheimat niemals eheliche Verbindungen mit Frauen anderer Stämme eingegangen sind. Nicht minder streng halten sie auf Zucht und Sitte im Eheleben und es werden Fehltritte der Frauen mit den strengsten Strafen geahndet. Gewöhnlich wird eine Frau, die sich gegen die Ehre ihres Gatten vergangen hat, als Sklavin verkauft, doch muß sie vorher in ihr elterliches Haus zurückkehren, was als ganz besondere Schande gilt. In ähnlicher Weise wird auch gegenüber Mädchen verfahren. Auf die eheliche Untreue einer Häuptlingsfrau steht der Tod und das gleiche Schicksal trifft den Buhlen.

Wir haben weiter oben erwähnt, daß die Tscherkessinnen ihr Schicksal, in die Sklaverei zu wandern, niemals beklagten. Sie erblickten zu allen Zeiten in dieser Bestimmung eine Erlösung von den unleidlichen Familienverhältnissen, in welchen sie schmachteten. Von Kindheit, oder doch von der Geschlechtsreife an, füllen die Träume von glücklichen künftigen Tagen das Dasein des Mädchens aus. In den moslimischen Harems ist die Tscherkessin ein hochgeschätzter Artikel, denn neben ihren äußeren Vorzügen, gestattet ihr das mohammedanische Gesetz gewisse Freiheiten im Verkehre mit ihrem Gebieter, und zwar in der Stellung als Sklavin. So lange die Kaukasier an den Pontosküsten mit der Außenwelt frei verkehren konnten, stand der Mädchenhandel in vollster Blüthe. Das Erscheinen der Russen schob diesem sauberen Geschäftsbetrieb natürlich einen Niegel vor, doch fand die Menschenwaare auf geheimen Schleichwegen nach wie vor reißenden Absatz. Auch in der Fremde haben die Tscherkessen von ihrem uralten, zu einer Art gesellschaftlichen Einrichtung gewordenen Brauche nicht abgelassen; im Gegentheile, der unbehinderte Verkehr mit den türkischen Agenten erleichterte — trotz aller internationalen Abmachungen — den Handel ganz wesentlich. Selbst die höchsten türkischen Würdenträger, welche dem Abendlande die Concession machten, die Sklaverei abzuschaffen, beteiligten sich an dem Kaufe tscherkessischer Mädchen. So war Bahieh Chanum, die Frau des arg überschätzten »größten« modernen ottomanischen Staatsmannes Fuad Pascha, eine — Sklaven-Mätklerin. Sie war die Erfinderin des berühmten »Zauberhemdes«, das, nach ihrer Meinung einer





Suchum Kaleh.





Tscherkessin angelegt, derselben einen derart dämonischen und überirdischen Reiz verleiht, daß der Käufer die höchsten verlangten Summen stillschweigend erlegt.

Der gewöhnliche Vorgang bei diesem Handel war der folgende. So oft eine Sendung von tscherkessischen Mädchen in Konstantinopel eintraf, wanderte die lebende Waare entweder aus erster Hand — also aus jener der Agenten, die meist selber Tscherkessen sind — in das Harem des Bestellers oder Käufers, oder es wurde die »Vermittlung« hochgestellter Türkinnen angestrebt. In letzterem Falle lief der Handel ganz und gar auf ein Privatgeschäft der betreffenden Käuferin hinaus. Sie pflegte und erzog das junge Mädchen, bildete es allenfalls durch Erlernung des Piano-spieles und fremder Sprachen aus, um die Novize bei erlangter Reife entweder als legitime Gattin anzubringen, oder sie an einen reichen Liebhaber zu verkaufen. Gelegenheit zur Annäherung fand und findet sich immer. Gewöhnlich besucht die Vermittlerin (und Eigenthümerin) des Mädchens öffentliche Belustigungsorte, oder sie fährt im offenen Wagen durch die belebtesten Straßen von Stambul. Der dünne Schleier ist kein Hinderniß für scharfblickende Augen. Viele solche Vermittlerinnen haben sich auf diese Weise Vermögen erworben, und von einer derselben ist eine förmliche Preisliste bekannt geworden. Als höchsten Satz figuriren 1000 türkische Pfunde (20.000 Mark), als niederster 150 bis 180 Pfund.

Nicht alle Tscherkessinnen erreichen das ihnen von Jugend auf vor-schwebende glänzende Ziel. Andere freilich brachten es nicht nur dahin, dem großherrlichen Harem einverleibt zu werden, sondern wurden sogar legitime Sultans-Gattinnen. Wieder andere erlangten Macht und Einfluß, oder wurden die Frauen hochgestellter Persönlichkeiten. Auch kommt es vor, daß eine Sklavin tscherkessischer Abkunft mehrmals ihren Gebieter wechselt, bis sie die erträumte Macht erreicht, oder auch klang- und sanglos verschollen geht. Es ist begreiflich, daß die Tscherkessin ihrer Schönheit wegen von Seite der legitimen Harems-In-sassinnen Eifersüchteleien und andere Chikanen zu erdulden hat. Auch grobe Mißhandlungen kommen vor, und manches kaukasische Mädchen, das in seiner Jugend der Traum beherrschte, einst einen Sultan in seine Nege zu verstricken, ist früh verblüht und dahingefiecht, oder der Schwindsucht erlegen, welsch' letzterer viele der Bergbewohnerinnen verfielen, wenn sie in heißere Länder (Aegypten, Tunis) gelangten. Ein uns Abendländer gewaltig abstoßender Brauch, der namentlich am Stam-

buler Hofe im Schwange ist, besteht darin, daß mißliebig gewordene oder gealterte Tscherkessinnen dem Hofe nahestehenden Persönlichkeiten zu Gattinnen gegeben werden. Dieselben sind dann höchst unverträglich, hochmüthig und intrigant, wahre Teufel für die Begnadeten.

Den Tscherkessen stehen die Abchasen sowohl typisch als culturell am nächsten, obwohl sie weniger kriegerisch und kein so lebhaftes Temperament wie jene besitzen. In Bezug auf den Hang zu Räuberei und Diebstahl besteht aber kein Unterschied. Uralte Bewohner des Kaukasus und einst im Besitze größerer Landstrecken, wurden die Abchasen durch die Tscherkessen zurückgedrängt und sind durch zahlreiche Kämpfe mit diesen, mit den Russen und Türken, sowie durch den von ihnen einst schwungvoll betriebenen Sklavenhandel, sehr zusammengeschmolzen. Die Kleidung der Abchasen ist beinahe dieselbe wie die der Tscherkessen, und ihre Dörfer und Wohnungen zeigen sehr geringe Abweichungen von den tscherkessischen. Gegenwärtig hat Abchasien eine Bevölkerung von ungefähr 120.000 Köpfen, welche Christen sein sollen. In Wirklichkeit aber ist ihre Religion ein Gemisch von Heidenthum, Mohammedanismus und Christenthum. Das Christenthum griff wahrscheinlich im VI. Jahrhundert Platz. Als die Türken das Land eroberten, wandten sich die Abchasen dem Islam zu, doch konnte dieser den christlichen Glauben nicht gänzlich verwischen. Daraus erklärt sich, daß sowohl das Weihnachts- als das Bairamfest gefeiert wird. An das im Blute haften gebliebene Heidenthum erinnert die Verehrung für heilige Haine und die Furcht vor Wald- und Berggeistern, welchen Opfergaben dargebracht werden, um ihre Gunst zu erwirken.

Es wäre nun am Schlusse unserer Mittheilungen über die tscherkessischen Bergvölker von großem Interesse, Näheres über die Beschaffenheit ihres Stammlandes zu erfahren. Es stehen uns leider fast gar keine Quellen hierüber zur Verfügung. Ein gänzlich unbewohntes Land pflegt nicht bereist zu werden und diejenigen Reisenden — zumal russischen — welche von den stillen Thälern, in welchen es nicht so hoch her ging, angezogen werden und dieselben durchstreifen, sind nicht immer Männer der Feder, so daß ihre Wahrnehmungen nicht allgemein bekannt werden. Ungeschautes kann nicht geschildert werden. Aber ein Bild möchte zutreffend sein. Ein Dichter — Alexander Puschkin — hat es vor geraumer Zeit gezeichnet:



»Verstummt sind nun die Kampfestöne,  
 Es beugt sich Alles Rußlands Schwert.  
 Ihr fielt, Kaukasiens stolze Söhne,  
 Wie ihr gefochten, ehrenwerth!  
 Euch schlugen nicht die Aderlässe  
 Die ihr so oft uns beigebracht,  
 Nicht Panzer, Mofse, Felsenwäffe,  
 Selbst nicht der Freiheitsliebe Macht.  
 Der Kaukasus hat Euch verrathen  
 Und schmeichelt andern Stämmen nun,  
 Verschollen fast sind Eure Thaten  
 Und Eure scharfen Pfeile ruh'n.  
 Zum Vasse, wo ihr oft geschlagen,  
 Fährt bald der Wanderer ohne Bangen,  
 Kaum melden ihm dann dunkle Sagen,  
 Ihr Helden, wie ihr hingegangen. . . .«

Wer dormalen das Land der Tscherkessen besucht, thut es auf dem Seewege. Er sieht alsdann in die finsternen Schluchten hinein, sieht die unabsehbaren Waldhänge und fern im Dämmer die Schneegipfel des Hohen Kaukasus. Die Stationen an der Tscherkessenküste — wozu wir beiläufig bemerkt auch Abchasien rechnen — sind russische Militärposten und sie waren es schon zu einer Zeit, da jene Stämme noch nicht bezwungen waren. Von der Mündung des Kuban her ist die erste Etape der russischen Herrschaft Anapa, eine in den russisch-türkischen Kriegen viel genannte Festung. Sie soll von den Türken zum Schutze gegen die russisch gewordene Krim erbaut worden sein. Der Ort steht am Ende des nordwestlichstn Ausläufers des Kaukasus. Nordwärts erstrecken sich die Strandseen des Kuban und folgt das Steppenland. Auf der Süd- und Südwestseite umgeben die Stadt eine Reihe steiler Hügel, welche eine natürliche Schutzwehr gegen die Bergseite bilden. Der Hafen aber ist schlecht. Er hat keinen Untergrund und ist außerdem seicht.

Im Bereiche von Anapa hauste einst der Tscherkessenstamm Schegali, dessen letzter Fürst (Mohammed Gherai Arslan) im Kampfe mit den Saporogischen Kosaken, welche Katharina II. am Kuban angesiedelt hatte, unterging. Auch sein Volk erlag in Kürze den feindlichen Waffen. Es war, Dank der verhältnißmäßig leichten Zugänglichkeit dieses niedersten nordwestlichen Ausläufers des Kaukasus-Gebirges, der erste Stamm, welcher ausgerottet wurde. Von da ab war Anapa in alle Kriege zwischen Rußland und der Türkei verwickelt; zuerst überschritt

General Bibikow im Jahre 1790 den Kuban und verheerte den ganzen Landstrich bis vor die Thore der Festung. Im folgenden Jahre nahm General Gudowitsch nach einer sechswochentlichen Belagerung den Platz mit Sturm, verließ ihn aber bald hierauf, da er zu exponirt war. Die Türken, denen Anapa wieder zufiel, beeilten sich, die wenig vertheidigungsfähigen Erdwälle durch Mauern zu ersetzen. Dies verhinderte indeß gleichwohl nicht, daß 1807 General Worowow abermals den Ort eroberte, die Befestigungen zerstörte und wieder abzog. 1811 wurde sie noch einmal und 1828 zum letzten Male von den Russen, und zwar nach einem mörderischen dreimonatlichen Kampfe zu Wasser und zu Land, vom Fürsten Mentischikow erobert, um nun dauernd im Besitze Rußlands zu bleiben.

Wenn man von Anapa längs der kaukasischen Küste steuert, gelangt man zunächst nach Sudschuk-Kaleh. Es liegt in einer allseits von Bergen eingeschlossenen Bucht, die einen vorzüglichen Hafen abgibt. Versuche der Russen, gleichzeitig mit Anapa in den Besitz von Sudschuk-Kaleh sich zu setzen, scheiterten mehrmals. Noch im Jahre 1836 war es ein tscherkessisches Bollwerk. Damals griff General Weljaminow mit 15.000 Mann den Ort an, ohne etwas zu erreichen. Durch Stürme und Regengüsse in seinen Angriffsmaßnahmen behindert, sah er sich schließlich gezwungen, unverrichteter Dinge abzugeben und zwar längs der steilen Küste, wo die Tscherkessen zahlreiche Hinterhalte gelegt hatten. Durch die Kugeln des Feindes, Hunger und Krankheiten decimirt, erreichten die Russen nach Einbuße der Hälfte ihrer Mannschaften, Anapa. Als bald hierauf die Russen mit der ihnen eigenthümlichen Zähigkeit, abermals Sudschuk-Kaleh angriffen, fiel es in ihre Hände. Nun beeilten sie sich aber, den Platz aufzugeben und ganz im Hintergrunde der Bucht eine neue Militärstation — Nowo Kossiks — zu gründen.

Auch die anderen wichtigen Punkte an dieser Küste wurden im Verlaufe der Kaukasus-Kämpfe von den Russen besetzt und als vortheilhafte Stützpunkte ausgenützt; so Gelendjik, Nowo Troitskoje, Solowinsk und andere. Im Bereiche dieser Punkte haben die Gebirgsketten im Hintergrunde der Küste bereits beträchtliche Höhe. Buchten und Vorhöfen sind von malerischer Abwechslung. Triften, welche lebhaft an unsere Alpenweiden erinnern, zeigen sich zwischen den dunklen, unabsehbar ausgedehnten Wäldern. Einst gab es auf diesen Triften Heerden von Büffeln, Schafen, Ziegen und Pferden. Jetzt ist es still und ein-



sam auf jenen Höhen, welche über die vielen Buchten aufs Meer hinabschauen. So kommt man in der Folge nach Pizunda, dem ersten Orte in Abchasien. Weit im Hintergrunde, über alles Land ragend, steht das Firnhaupt des Elbrus.



Garde-Grenadier.

Zwischen Pizunda und dem eine Strecke weiter nordwestlich liegenden Pischad hatten die Russen schon in den Dreißiger-Jahren zahlreiche Forts angelegt. In Pizunda erkennen wir die einstige Coloniestadt »Pythus«, welche spurlos vom Erdboden verschwunden ist. Die Gegend ist jetzt traurig und öde; Stürme und mächtige Brandung suchen die Küste zu Zeiten heim.

Es folgt Bambori, wo noch in den Fünfziger Jahren die Fürstenfamilie der Scherwaschidse eine Art Vasallen-Herrschaft ausübten, natürlich unter der Controle Rußlands. Hauptort von Abchasien aber ist Suchum-Kaleh, ein kleines Städtchen, das im raschen Aufschwunge begriffen ist, seitdem die Störenfriede des Hinterlandes unschädlich gemacht sind. Von hier steigt man in das Bergland von Swanethien hinauf, das Hochthal des Ingur, auf das die Firnfelder des Elbrus herabsehen. Senkrechte Felswände — sagt G. Radde — bis 800 Fuß hoch, abstürzend zum schmutzigen, braunen Wasser, welches pfeilschnell in dem engen Felsenbette hinschießt, erzeugen für den Reisenden mühsame Umwege durch die Urwälder, welche das Gebirge bedecken. Wo die Schieferfelsen der Zerstörung durch die Wasser trogen, ist der Ingur schluchtförmig eingeeengt. Die Wasser stauen sich und man vernimmt das Getöse der gegen einander schlagenden Kollblöcke. Wenige Schritte weiter stürzt die mächtige Wassermasse mit ganzer Wucht in den Abgrund. Von diesem Gebiete ist der Mensch als Ansiedler verwiesen. Nur zeitweise durchwandert er sie als Händler und vermittelt den Tauschhandel zwischen den Rohproducten des alpinen Quelllandes und den Kunst-erzeugnissen des mingrelischen Tieflandes.

Nachdem wir den Kaukasus und seine Völkerschaften kennen gelernt haben, ist es an der Zeit, der Kämpfe der Russen zu gedenken. Die Vorgeschichte dieses opferreichen und langwierigen Eroberungskrieges haben wir in dem vorangegangenen Abschnitte gegeben. Da die Mittheilungen dortselbst nur bis zum Beginn der Bekämpfung der eigentlichen Bergstämme reichten, knüpfen wir mit dieser den unterbrochenen Faden wieder an. Der Beginn der planmäßigen Eroberung fällt in das Jahr 1824 unter Führung des Generals Jermolow. Er wurde zum Schrecken der wilden Kelpfer, wie es seine Vorgänger waren, da

»Zum Kaukasus, dem Höllenschlund  
Hinstürzte unser Doppelaar;  
Da in des Teres's grauen Wellen  
Der erste Schlachtdonner traf  
Und er vor Rußlands Trommelfellen  
Erschrocken fuhr aus langem Schlaf.  
Da tief im Blut mit kühner Stirne  
Der feurige Bizianow schritt  
Und Kotlarew'ski Thal und Firne,  
Die Geißel in der Hand, durchritt.  
Ja wie ein drohendes Gewitter,



Wie Best kamst Du daher gewehrt  
 Und hast, ein fürchtbar blut'ger Schnitter,  
 Die tapfren Stämme hingemäht.  
 Doch hast Du keine Lust gefunden  
 An Krieg und Welt. Schon ruht dein Stahl,  
 Und Frieden in der Heimat Thal  
 Ward Dir für Deine Erdenwunden;  
 Horch! wie's im Osten heult und gelst!  
 O Kaukasus, in Demuth neige  
 Dein schneeig Haupt: es naht der Held  
 Jermolow deinem Felsensteige! . . . » (Puschkin.)

Den erneuten Angriffen der Russen folgte die nationale Vertheidigung auf dem Fuß. Sie wurde mit einer religiösen Bewegung inaugurirt, deren Spuren noch etwas weiter zurückreichen. Ein heiliger blinder Asket im Dorfe Jareg in Daghestan, Mollah Mohammed, hatte zu Schirwan (auf der Südostseite des Gebirges), wohin er von seinem Schüler Kazi Mohammed sich führen ließ, Aufklärung über den wahren, tieferen Sinn vieler Koranstellen erhalten, und machte nach seiner Rückkehr praktischen Gebrauch davon. Der Religion sollte aufgeholfen werden durch Abwerfen des Foches der Ungläubigen. »Wer den wahren Gott erkennt, kann Niemand's Sklave sein.« Die hinreißenden Reden des Eiferers trieben erst zur Buße, dann zum heiligen Krieg, und mit der Aufforderung zu beiden zerstreuten sich seine Schüler ins Gebirge. Als Nachfolger von ihm gesegnet wurde jener Lenker seiner Blindheit, Kazi Mollah. Wie sein Lehrer und Meister begeisterte er mit seltener Beredsamkeit seine Waffengefährten zu Heldenthaten und brachte es dahin, daß die von den Befreiungskämpfern in Daghestan errungenen Siege im ganzen Kaukasus bekannt wurden. Kazi Mollah war einer jener Schwärmer, welche selber an ihre göttliche Sendung glauben. Aus mannigfachen Gefahren glücklich entronnen, war ihm der Wahn nach und nach zur Ueberzeugung gekommen. Er hielt sich für gefeit gegen die Kugeln und die Schwerter des Feindes und leistete Unglaubliches in Bezug auf persönliche Tapferkeit. Die blinde Verwegenheit aber mußte ihm früher oder später zum Verderben werden, umsomehr, da trotz alles Heldenmuthes die russischen Waffen immer wieder die Oberhand behielten.

Mehr und mehr in die Bergwildniß zurückgedrängt, konnte Kazi Mollah zuletzt nur noch seinen Geburtsort, die Bergfestе Ghümry, vertheidigen. Unter den Vertheidigern des Felsenfestes befand sich auch Schamyl, der bereits

damals in hohem Ansehen stand und in Kürze die erste Rolle unter allen Führern des Befreiungskampfes spielen sollte. Die Vertheidiger hatten geschworen, bis auf den letzten Mann zu kämpfen, ein Entschluß, der ihnen nicht schwer fallen konnte, da sie wußten, daß die Russen keinen Pardon geben würden. Die Generale Rosen und Waljaminow ließen sich freilich nicht abschrecken und waren entschlossen, den günstigen Augenblick nicht vorübergehen zu lassen, koste es was es wolle. So wurden nach und nach alle Gebirgsübergänge und Defilées besetzt und zur Bezwingung des Platzes neue Truppen herangezogen. Allmählich schloß sich der eiserne Ring um den letzten Hort Kazi Mollahs. Als das Geschütz der Russen die Feste in Trümmer geschossen hatte und die Angreifer durch die Breschen eindringen, bildeten die letzten Vertheidiger einen lebenden Wall um ihren Führer und wurden sämmtlich niedergehauen. Auch Kazi Mollah war unter den Todten.

Dies geschah am 14. October 1832. Nach einer kurzen Zeit allgemeiner Waffenruhe wurde das zerschossene Ghümry abermals der Schlupfwinkel der Daghestaner, welche sich dortselbst unter der Führung eines gewissen Hamza Bey verschanzt hatten. Da geschah etwas Seltsames: Schamyl, der Todtgeglaubte (er war bei der ersten Eroberung von Ghümry, von zwei Kugeln getroffen, niedergefallen), erschien plötzlich unter den Freiheitskämpfern. Es hieß nun: »Allah hat Schamyl von den Todten zurückberufen, daß er die Lebenden beherrsche.« Die Aufregung über dieses vermeintliche Wunder war ungeheuer. Schamyl war gerade in dem Augenblicke aufgetreten, als die Vertheidiger von Ghümry Willens waren, sich den Russen zu ergeben. Das Dazwischentreten des von Gott Gesandten wirkte Wunder. Die Russen unterlagen und nun schlug lichterloh der Brand im ganzen östlichen Kaukasus auf. . . . Das Mittel, welches Schamyl ausgenützt hatte, war indeß zu wirksam, um nicht wiederholt zu werden. Dies geschah, als die Russen die Festung Achulko, eine der stärksten Vertheidigungspunkte in Daghestan, eroberten. Alles, was in der Festung athmete, mußte über die Klinge springen. Man hatte Schamyl in seiner weißen Kleidung fechten gesehen; es konnte daher kein Zweifel darüber sein, daß auch er gefallen. In Daghestan entstand über diesen unerseßlichen Verlust Verwirrung, während die Russen den glänzenden Sieg durch ein Tedeum feierten. Da erschien — abermals wie durch ein Wunder — der Todtgeglaubte an der Spitze von 15.000





Kosaken und Tcherkessen.





Lesghiern und Tschetschenen in Avarien, zerstörte alle dortigen festen Plätze, welche die Russen mit großen Mühen und Opfern erbaut hatten, und verwüstete mit Feuer und Schwert jene Ländereien, deren Bewohner sich den Russen unterworfen hatten.

Das Auftreten Schamyls als allgemein anerkanntes Oberhaupt der Freiheitskämpfer in Daghestan fällt in das Jahr 1834. Er war die Seele der nationalen Vertheidigung in diesem Bereiche und in der nördlich anstoßenden Tschetschna. Als Haupt aller gegen die Russen kämpfenden Bergvölker kann er aber nicht gelten. Wohl war sein Name überall in dem Lande bekannt, und wird auch ein gewisser unmittelbarer Einfluß auf die entfernteren Stämme nicht zu leugnen sein; mittelbar aber reichte dieser Einfluß über das angedeutete Gebiet nicht hinaus. Weder die ethnischen, noch die räumlichen Verhältnisse ermöglichen eine solche Allgemeynherrschaft. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Rußland theils mit Waffengewalt, theils mit Güte die Häuptlinge und Stämme im mittleren Theile des Kaukasus — der von Natur aus allerdings der wildeste ist — für sich gewonnen. Dadurch wurde es möglich, von Wladikawkas am Nordfuße des Gebirges bis nach Tiflis in Transkaukasien einen Heerweg als Verbindungsstraße herzustellen und denselben durch fortificatorische Anlagen zu schützen. Diese Straße war freilich keine Vertheidigungslinie gegen die östlichen oder westlichen Stämme; sie bildete aber immerhin eine Art trennende Schranke zwischen beiden Hälften des Kaukasus und war für Rußland von unschätzbarem militärischen Werte.

Trotz alledem gefielen sich zeitgenössische Schriftsteller, zumal Engländer darin, die Stellung Schamyls als die eines gemeinsamen Oberhauptes aller Bergstämme zu bezeichnen. Wer das in Erinnerung behalten hat, was wir von den kaukasischen Stämmen in Sachen des politischen Gemeinnes mitgetheilt haben, wird nicht des Beweises bedürfen, daß jene Gemeinsamkeit der Oberleitung nicht bestand. Sie konnte aber schon aus räumlichen Gründen nicht bestehen. Darüber einige erläuternde Worte, welche zum Verständnisse der Sachlage wesentlich beitragen werden.

Der Kaukasus mißt in seiner Längenausdehnung circa 160 geographische Meilen, während die Alpen, wenn man von einer linearen Axe abieht und den bogenförmigen Verlauf der Westalpen in Betracht zieht, eine Längenausdehnung von

150 geographischen Meilen haben. Wir sehen aber von der Längendifferenz, welche zu Gunsten des Kaukasus ausfällt, ganz ab, und nehmen beide Gebirge für gleich groß an. Zum Vergleiche der räumlichen Entfernungen in Bezug auf die Heimstätte der großen Stammgemeinschaften der kaukasischen Völker diene nun Folgendes: Das Salzkammergut mit dem Dachsteinstocke und dem östlichen Zuge der Hohen Tauern ist die — Tschetschna; das Hochland zu beiden Seiten der oberen Mur — Lesghistan; der Rest der Ostalpen mit allen Ausläufern nach Osten und Südosten — Daghestan. Die Zillerthaler Alpen sind das — Land der Osteten, die Dolomitgebirge der südlichen Kalkalpen — das Land der Schesjuren. Die Brennerlinie zwischen Kufstein und Verona entspricht fast genau der »grusinischen Militärstraße« zwischen Wladikawas und Tiflis. Hier also ist die Trennungslinie. Die Ortlergruppe mag uns den Gebirgstock des Kasbek ersetzen, obwohl erstere etwas zu weit von der Brennerlinie abseits liegt. Es folgt die nördliche Schweiz zwischen Bodensee und Basel als — Kabarda. Da der Elbrus vom Kasbek in der Luftlinie circa 200 Kilometer entfernt ist und dieselbe Distanz zwischen Ortler und Monte Roja sich wiederholt, mag uns letzterer den Scheitelpunkt des Kaukasus ersetzen. Das Hochthal von Aosta ist dann für uns — Swanethien, die alpine Begrenzung des Po-Beckens — Abchasien. Erübrigt noch die Linie der Westalpen zwischen Genf und Nizza, die Dauphiné und Provence, für uns — Tscherkessien. Wir ergänzen den topographischen Vergleich und setzen für Nizza Anapa, für Genua — Suchum Kaleh, für Constanz — Piätigorok, für Kufstein — Wladikawas, Verona — Tiflis, Linz — Petrowsk, Oedenburg — Baku.

Aus dieser vergleichenden topographischen Darstellung, welche (ganz abgesehen von der Lage des Kaukasus zwischen zwei Meeren und dem linearen Verlauf dieses Gebirges) insoferne nicht ganz zutreffend ist, als die räumlichen Verhältnisse im Kaukasus-Gebiete diejenigen des Alpengebietes übertreffen, erkennt man sofort, daß ein Organisator und Führer der Vertheidigung in dem Bereiche zwischen Salzach und Drau unmöglich — immer den Guerillakrieg vor Augen behalten — Einfluß nehmen kann auf die Vorgänge in der französischen Dauphiné und Provence. Wenn man überdies die dormaligen Bevölkerungsverhältnisse des Alpengebietes in Betracht zieht und sie den im Kaukasus herrschenden Gegensätzen ethnischer Natur entgegenstellt (die Daghestaner und Tscherkessen



sind Kaukasier im engeren Sinne, die Abchazen Karthaliner, die Dffeten Granier u. s. w.), so erhält die Hinsälligkeit jener Behauptung von Schamyls allgemeinem Einfluß auf die kaukasischen Völker noch verschärften Ausdruck.

Es ist erwiesen, daß Schamyl als Soldat nicht jene Rolle gespielt hat wie als Hoheprieester und geistliches Oberhaupt jener Stämme, die er unmittelbar beherrschte. Das Kämpfen war überhaupt weniger seine Sache, als das Herrschen. Nebenher machte sich bei diesem als Heros ausgeschrienen Guerilla-Führer eine intensive Habgier geltend. Von Proben persönlichen Heldemuthes weiß man sehr wenig. Seine Rettung aus dem allgemeinen Massacre in Ghümry verdankte Schamyl wahrscheinlich dem Umstande, daß der Schwerverwundete von den Russen für todt gehalten und nicht weiter beachtet wurde. Gelegentlich der Erstürmung von Achulko, wo er »in seinen weißen Kleidern kämpfen gesehen wurde«, mochte das nachmalige Oberhaupt der Daghestaner seine Person wohl bei Zeiten in Sicherheit gebracht haben. Um seinen Anhang zu vergrößern, das heißt, seine Herrsch- und Habgucht zu befriedigen, entsandte Schamyl zu Zeiten Boten nach dem mittleren und westlichen Kaukasus. Man hat niemals von Erfolgen solcher Sendungen erfahren. Die Kabardiner verhielten sich erwiesenermaßen ablehnend und fanden in Folge dessen ein verhältnißmäßig gutes Auskommen mit den Russen. In Tscherkessien machte die Uneinigkeit der Stämme den dortigen Führern genug zu schaffen, um Aufforderungen aus so weiter Ferne (man behalte unseren obigen topographischen Vergleich vor Augen) Folge zu leisten. Diese Aufforderungen hatten obendrein keinen Sinn; denn für's erste kämpften die Tscherkessen aus freien Stücken so gut gegen die Russen wie die Daghestaner, und für's zweite wäre aus den mehrfach angeführten Gründen eine einheitliche militärische Führung einfach unmöglich gewesen. Es ist übrigens erwiesen, daß beispielsweise in Abchasien (der westlichen Tscherkessen-Provinz) Schamyls Name erst im Jahre 1845, also elf Jahre nach seinem ersten Auftreten, bekannt wurde.

Immerhin war der Widerstand in Daghestan gut organisiert und der Fanatismus that das Uebrige, um den Russen schwere Verlegenheiten zu bereiten. Die Verluste waren auf beiden Seiten empfindlich genug. Gleichwohl war die Partie von vorneherein für die Daghestaner verloren; denn während letztere die Lücken in ihren Reihen nicht auszufüllen wußten, warf Rußland immer wieder

frische Truppen auf den Kriegsschauplatz, so daß selbst die verzweifelt kämpfenden Bergvölker alsbald begriffen, wie das Ende der Dinge sich anlassen werde. Neue Belebung erhielt der Freiheitskampf während des Krim-Krieges. Damals unterstützten die Westmächte Schamyl mit Geld und Waffen. Er unternahm, als Rußland Transkaukasien wegen des Krieges von Truppen entblößen mußte, einen Einfall in die Ebene bis gegen Tiflis und es glückte ihm, gegen zwei georgische Fürstinnen, die er gefangen genommen hatte, seinen von den Russen gefangen gehaltenen Sohn auszutauschen; aber er wurde dennoch zurückgedrängt und blieb bis 1855 ganz unthätig.

Das war von großem Vortheile für Rußland, welches schwere Verlegenheiten erwartet hatte, indeß aber ohne Schaden davonkam. Gleich nach Beendigung des Krim-Krieges nahmen die Russen die Kämpfe im Kaukasus wieder auf. Die Lage der unter Schamyl stehenden Bergstämme wurde immer prekärer. Im Jahre 1858 forcirten die Russen nach einem glänzenden Siege über den Tschetschenzenfürsten bei Abu Ismail den wichtigen Paß von Argun. Im nächsten Jahre wurde der feste Platz Weden erstürmt. Schamyl, der Alles verloren sah — andere behaupten, und dies mit einiger Berechtigung, er wollte Gut und Leben retten — zog sich in die Feste Ghunib zurück, um daselbst die Schlußkatastrophe abzuwarten. Sein Anhang war auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen. Die Mehrzahl seiner Mitkämpfer hatte sich zerstreut, andere Stämme unterwarfen sich den Russen und waren froh, von den Bedrückungen und der Strenge des Parteigängers erlöst zu sein. Daß auch die Achtung für den greisen Freiheitskämpfer geschwunden war, ließe sich unschwer nachweisen. Da Schamyl seiner Laufbahn nicht jenen dramatischen Abschluß gab, wie es mit Kazi Mollah der Fall war, beweist, daß er das Leben mehr liebte, als den Heldentod. Am 18. September 1859 fiel Ghunib durch Capitulation den Russen in die Hände, Schamyl wurde als Gefangener abgeführt und später im Innern von Rußland internirt. Das war das Ende eines Kampfes, der über fünfunddreißig Jahre — immer unter Führung eines und desselben Mannes — gedauert hatte. Die Geschichte der Freiheitskämpfe aller Völker kennt kein ähnliches Beispiel.

Der Bezwinger des Aufstandes — Fürst Variatinski — beeilte sich nach diesem Siege nach St. Petersburg zu telegraphiren, daß ganz Daghestan vom Kaspiischen Meere bis zu grusinischen Militärstraße unterworfen sei. Das war





E. MEISSNER SC.

GÜNTHER & RÜCKER, X. A.

Schamyl. (Nach Theodor Horschelt.)

Schweiger-Lerchenfeld. Zwischen Donau und Kaukasus.





freilich eine optimistische Auffassung, denn weite Landstriche waren damals von den Russen nicht einmal betreten und in unzähligen Schlupfwinkeln, auf unzugänglichen Höhen und in dem Gewirre von Thälern und Bergen, welche gerade das Daghestanische Land auszeichnen, glimmte der Widerstand fort. Es war aber der Natur der Sache nach nur mehr ein passiver Widerstand. Der Uferweg längs des Kaspienmeeres von Petrowsk über Derbend nach Baku war frei. Die Umgestaltung der Verhältnisse im Innern des Landes aber mußte der Zukunft vorbehalten werden.

Um das weite Landgebiet des hohen Kaukasus in festen Händen zu haben, gieng Rußland gleich nach Niederwerfung des letzten Widerstandes daran, seiner Herrschaft sichtbaren Ausdruck zu geben. Zu diesem Ende wurde ein ganzes Netz von kleinen Forts und Blockhäusern angelegt. Die Pacification und Colonisation sollte etappenweise vor sich gehen. Da es in den wilden Berggegenden an geeigneten Vertlichkeiten fehlte, auf das freundliche Entgegenkommen der Bewohner nicht zu rechnen war, die Truppen-Abtheilungen also in jeder Beziehung auf sich selber angewiesen waren, mußten besetzte Posten eingerichtet werden, welche Schutz boten und in denen die Soldaten Vorräthe für längere Zeit unterbringen konnten. Die einzelnen Posten lagen so, und der Sicherheitsdienst war derart eingerichtet, daß gegenseitige Unterstützung jeden Augenblick möglich wurde. Auch waren jene ungleich geräumig. Es gab und gibt Blockhäuser mit nur wenigen Duzend Mann, dann Forts mit mehreren Compagnien, schließlich förmliche kleine Festungen mit mehreren Bataillonen Besatzung.

Eine bedeutende Zahl solcher Posten wurde im Laufe der Zeit verlassen und dem Verfall preisgegeben. Die größeren und wichtigeren aber wurden der Kern förmlicher Niederlassungen, die sich unter dem Schutze der Kanonen zu Märkten und Städten entwickelten. Je tiefer man in die einigermassen unterworfenen Landestheile hineinkommt, desto häufiger und fester werden die Posten, aber desto seltener wird die Civilbevölkerung, um zuletzt ganz aufzuhören. Wie lange es noch dauern wird, bis Ruhe und Sicherheit im ganzen Bereiche des Kaukasus Platz gegriffen haben werden, ist vorläufig nicht zu bestimmen. Jedenfalls wird der Eintritt geordneter Verhältnisse, im Vereine mit der Fortentwicklung des Verkehrswezens, der Landesforschung von unberechenbarem Nutzen werden und eifrigen Jüngern der Natur- und Völkerkunde unererschöpfliche, bis

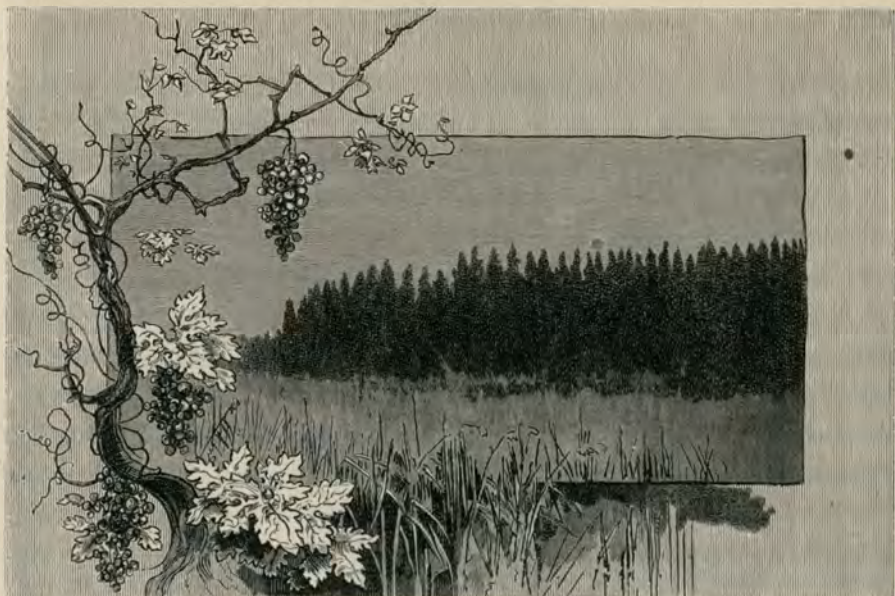
jetzt noch ungehobene Schätze in die Hände spielen. Unsere Kenntniß von den physikalischen und topographischen Verhältnissen des Kaukasus befindet sich dermalen, trotz mehrfacher Reisen von West-Europäern und der unermüdligen Thätigkeit der russischen Geographischen Gesellschaft, noch ganz und gar im Anfangsstadium. Wenigstens gilt dies in Bezug auf die Popularisirung dieses Gebietes.

Gewiß ist, daß in früherer oder späterer Zeit der kaukasische Isthmus zu einem Touristenlande par excellence sich ausgestalten und die großartige Pracht seiner Hochgebirgswelt ebenso viele Bewunderer, wie unsere Alpen finden wird. Dann wird in manchem Ferien-Ausflügler der verschollene Sang Buschfin's lebendig werden und die Rücksehnsucht nach jenen wilden Bergen in dessen Versen zum Ausdrucke gelangen, in welchen es heißt:

Jetzt in der Trennung öden Tagen  
 Entsteigt der Leier sanften Klagen  
 Mein theurer alter Kaukasus,  
 Wo jener Baschtu weiß behaart,  
 Ein Fürsthaupt, das vom hohen Stuhle  
 Das Land beherrscht und die Aule,  
 Dem frischen fröhlichen Erguß  
 Der Brust zum neuen Parnas ward. . . .







Motiv aus Transkaukasien. (Pontische Kiesenrebe.)

## Transkaukasien.



Gurier.

**T**ranskaukasien ist das asiatische Vorland des Hohen Kaukasus. Es begreift im geographischen Sinne nur die Thäler des Rion und der Kura (Kur), im politischen Sinne aber auch die zum ehemals persischen Armenien gehörigen Gebirgsländer zwischen der Kura im Norden und dem Aras (Araxes) im Süden. Transkaukasien im engeren Sinne ist in seinem westlichen Theile Cultur-, am Schwarzen Meere Sumpfland, in seinem östlichen Theile Steppengebiet und

endet im Osten mit der Halbinsel Apsheron, dem Lande der Naphthaquellen, mit der im raschen Aufschwunge begriffenen Hafenstadt Baku am

Kaspimeere. Im Norden und Süden ist der transkaukasische Isthmus von Gebirgsmassen begrenzt, während er nach den beiden Meeren hin frei verläuft. In der Mitte des Isthmus bildet das Saurangebirge einen wasserscheidenden Querriegel.

Diese geographische Lage bedingte von Anbeginn her die hervorragende Stellung dieses Gebietes in der Geschichte. Die Zugänglichkeit von der Pontosseite einerseits und die Abgeschlossenheit nach Norden und Süden andererseits, im Vereine mit einem milden Klima und ertragsreichen Boden, begünstigte das Erblühen mächtiger selbständiger Reiche bei relativ sehr entwickelten Kulturverhältnissen. Uralte Dynastien führten hier durch Jahrhunderte das Scepter der Herrschaft. Auch die Bevölkerung nimmt eine ganz aparte Stellung ein. Zwar gehört sie ethnisch zur kaukasischen Race und sowohl typisch, als in Bezug auf ihre Charakter-Eigenschaften gleicht sie bei weitem mehr der Bergbevölkerung, als ihren südlichen Nachbarn, den Armeniern. Die eng mit einander verwandten Völker kaukasischen Stammes in Transkaukasien sprechen ihre eigene Sprache (das »Kartli«), ein schwer zu erlernendes und schwer verständliches Idiom, das übrigens in mehrere Dialekte zerfällt. Die geographische Eintheilung Transkaukasien richtet sich ganz und gar nach der Stammes-Gruppierung jener Völker. Das ethnographische Gebiet der Georgier umfaßt das eigentliche Georgien (oder Grusien) mit Tiflis, einschließlich Kachetiens im Osten. Die anderen Abschnitte sind Imeretien, westlich von Georgien, am mittleren Rion, Mingrelieu, am unteren Rion und schließlich Gurien, die Provinz am Schwarzen Meere südlich des genannten Flusses.

Verschiedenartig, wie der Naturtypus dieser Länder, sind auch die Bewohner. Wir wollen vorläufig, der leichteren Uebersichtlichkeit halber, kurze Charakteristiken der einzelnen Stämme geben. Der Mingrelieu, schön von Gestalt und Antlitz, kümmert sich wenig um die Arbeit, da ja das milde Klima seiner Heimat dieselbe allenthalben entbehrlich macht. Er wandelt im Schatten riesiger Nuß- und Kastanienbäume, und die pontische Riesentraube, die oft schenkeldick die höchsten Baumwipfel erklimmt, liefert ihm Früchte im Ueberfluß. Alle Mingrelieu sind arm, und das Gemeinwesen ist bei ihnen wenig entwickelt, da sich jeder auf den lieben Gott verläßt und unter der südlichen Sonne dem behaglichen Nichtsthun sich hingibt. . . . Von diesem Extrem gibt es zwei Uebergänge: der eine zu der meist armen und bedürfnislosen Bevölkerung Guriens



mit dem Hauptorte Batum, das auch Handelscentrum der pontischen Lagen ist; der andere nach den höher gelegenen Gebirgslandschaften Imeretiens. Hier lebt die Bevölkerung noch nicht so dicht beisammen, sondern meist weithin zerstreut in den reizenden Berggegenden. Gleichwohl gruppiren sich hier die Gemeinden um einzelne Culturcentren, während im mingrelischen Tieflande, wo geschlossene Dörfer von Ackerbauern fast ganz fehlen, nur Einzelwirtschaften existiren. Auch die Hausgeräthe und Alles, was im weitesten Sinne zu denselben zählt, sind sehr primitiv, wie beispielsweise die Wagen, welche roh gezimmert sind, auf schweren Blockrädern ruhen und von Büffeln, dem einzigen Hausthiere in Mingrelien und Gurien, gezogen werden. Zu dieser Urwüchsigkeit steht die äußere Erscheinung der Bewohner im auffallenden Gegensatz. Sie sind zumeist hoch und schön von Wuchs, mit edel geschnittenen Gesichtszügen, frei in der Haltung, geschmeidig in jeder Bewegung — geborene Dandies. Dabei oft blondhaarig und blauäugig in dem einen Bezirke, dunkelhaarig und schwarzäugig in dem anderen, doch jederzeit mit jenen physischen Vorzügen ausgestattet, die man gemeinhin (allerdings ohne eigentliche Berechtigung) mit dem Begriffe der »Kaukasischen Race« verbindet.

Wenn wir von der Pontosküste gegen das Innere von Georgien und nach den nordöstlich ansteigenden Gebirgslandschaften ein allmähliches Wachsen der Arbeitslust, der Bedürfnisse, der geistigen Regsamkeit und größerer Beweglichkeit in allen Lebensäußerungen wahrnehmen, ist dies wieder wesentlich anders, sobald man die östliche Hälfte des transkaukasischen Isthmus betritt. Es sind die Repräsentanten anderer Völker, die uns da schroff und unvermittelt — ganz der veränderten Natur des Landes entsprechend — entgegentreten. Die Süabhängen des Kaukasus fallen stufenförmig zur Kura ab und gehen schließlich in Steppenlandschaften über mit nomadisirenden Tataren, die kein ständiges Heim, kein geschlossenes Gemeinwesen kennen und acht Monate des Jahres auf den Hochweiden des Karabagh (im Süden der Kura) zubringen. Der Naturtypus dieser östlichen Hälfte des Isthmus ist von der westlichen völlig verschieden: keine Spur von Productenreichthum, von Vegetationsfülle, oder den Gaben des großen pontischen Obstgartens. Zudem sind es Mohammedaner, die vorwiegend dieses Gebiet einnehmen, bis zum petroleumdunstigen Baku hinab, wo sich der Tempel der Parais über dem »heiligen Feuer« erhebt. Neben den

sunnitischen Tataren und Feuerteniern gibt es auch Schiiten in großer Zahl: begreiflich, wenn man erwägt, daß ihr heutiger Hauptsitz — Schuischa — einst,



Mingrelier.

als noch die Perser Herren bis zum Südabhange des Kaukasus waren, eine berühmte Stadt war. Wer demnach den kaukasischen Isthmus von seinem pontischen Gestade bis zu den Ufern des Kaspimeeres durchwandert, lernt nicht nur Landschaften jeden Charakters — sandige Dünen und sumpfigen Urwald, Gartenland und Fruchtgärten, Weinhänge und lustige Waldhöhen, dürre Steppe



und nackte Gebirgszüge — kennen, sondern er macht auch die Bekanntschaft mit einer wahren Völkermusterkarte.



Mingrelerin.

Die Vegetationsverhältnisse von Transkaukasien liefern kein einheitliches Bild. Die Wälder zur Seite des Rion — jene Imeretiens, Mingreliens und Guriens — sind bedeutend üppiger als die des von der Kura durchflossenen Georgiens; sie enthalten namentlich zahlreiche immergrüne Holzgewächse, welche dem östlichen Transkaukasien fehlen, so Buchsbaum, Stechpalme, Azalea und

Kirschlorbeer. Auch gedeiht die Olive in Tiflis nicht mehr. Aber die Wälder des pontischen Küstenlandes, größtentheils Rothbuchen, bergen noch einen anderen Schatz: dort windet im Dickicht der Waldung mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume die Weinrebe ihre Ranken von Krone zu Krone. Dort — sagt Hahn — sind noch vollständig die uralten Methoden in Gebrauch, welche wir aus den Schriften der Griechen und Römer kennen: die Abtheilung der Weingärten durch Kreuzwege nach den vier Himmelsrichtungen, das Verpichen oder Verkalken der riesigen doppeltgehenkelten Krüge, das Vergraben in die Erde und Aderes. Dort wachsen die orangegelben, süß balsamischen, durchdringend duftenden, kleinbeerigen Trauben, dort liefert eine andere Rebe einen Saft von so intensivem Dunkelroth, daß man mit ihm zu schreiben vermag.

Aus jener Gegend, seiner Heimat, begleitete der Weinstock die sich ausbreitenden semitischen Stämme in die Ferne, um mit seinem Saft das Menschenherz allüberall zu erfreuen. Die Cultur des Weines steigt in Transkaukasien (nach W. Kessler) wohl bis circa 1000 Meter Meereshöhe in den Thälern auf, bewegt sich aber in den Steppen und unteren Flußthälern bei etwa 200 bis 300 Meter Seehöhe. Ebenso interessant als schwierig zu unterscheiden ist die Frage, ob der Weinstock wirklich im Kaukasus und zumal in den Küstenländern des Schwarzen Meeres seine eigentliche und ursprüngliche Heimat habe. Die Pflanzengeographie hat dies als apodiktisch angenommen, ihre hervorragendsten Vertreter (Grisebach, Hahn, Thomé u.) sind hiefür eingestanden. Daß die kaukasische Weinrebe überall in den Waldungen als Schling- und Kletterpflanze vorkommt, drängt W. Kessler zu der Frage, ob man es hier mit wirklich wildem, oder verwildertem Wein zu thun habe. »So sehr der gegenwärtige Zustand für das erstere zu sprechen scheint, nöthigen doch die eigenthümlichen historischen Culturverhältnisse gerade dieser Länder zu großer Vorsicht im Urtheil über derartige Fragen. Wie viele mehr oder minder hochentwickelte Culturen haben hier geblüht und sind untergegangen! Fast alle großen Völkerbewegungen, alle Eroberungszüge haben hier nur zu deutliche und fühlbare Spuren hinterlassen. Alte Geographen und Reisende berichten zu verschiedenen Zeiten von der hohen Bodencultur speciell Grusiens und der Länder am Pontos, die als ein Garten voll Wein und edler Früchte geschildert werden. Es fragt sich nun, ob das,



was man heute als scheinbar wilde Gewächse findet, nicht Ueberreste jener alten Cultur sind, welche dieselben vielleicht noch weiter von Osten her bezogen hat. Wie Walnußbäume und Spargel überall in Transkaukasien in der Nähe alter Ruinen von Klöstern und Festungen wild wuchern und sich auch an Orten finden, wo heute kaum noch die Spur ehemaliger menschlicher Wohnsitze zu erkennen ist, so könnte auch die Weinrebe — allerdings in noch weit größerem Maße — von den Stätten ihrer ursprünglichen Cultur aus sich verbreitet haben, und deshalb nur als verwildertes, nicht als wirklich von Natur aus wildes Gewächs anzusehen sein.

Wenn man den Kamm des Suramgebirges — die Wasserscheide zwischen Rion und Kura — als Grenzlinie annimmt, welche Transkaukasien in einen kleineren westlichen und einen größeren östlichen Theil trennt, hat man auch bezüglich des Weinbaues eine scharf markirte Abgrenzung. Im westlichen Transkaukasien tritt der eigentlich künstliche Weinbau völlig zurück. Nur am mittleren Rion, in der Landschaft Radscha, wird in wenig beachtenswerter Weise Wein noch gebaut; in allen übrigen Landschaften beschränkt sich fast die gesammte Bodencultur auf den Anbau von Mais und Hirse. Freilich war es nicht immer so. Ältere Reisende wissen noch Wunderdinge von der Wein- und Obstcultur in Imeretien und Mingrelien zu erzählen. Das ist seit geraumer Zeit anders. Kessler constatirt, daß in Mingrelien, wo einst Seide, Baumwolle und Wein in Fülle producirt wurden, seit fast dreißig Jahren diese Culturen im beständigen Rückschritt sich befinden. Die Baumwolle verträgt die immer ungleicher und wechselvoller werdenden Jahrestemperaturen nicht mehr; Seidenzucht und Weinbau aber sind dem Ruine nahe. Selbst der über ganz Mingrelien verbreitete wilde Wein liefert nur noch selten normale Trauben, welche für die Weinbereitung brauchbar sind.

Ganz anders sieht es in dieser Beziehung östlich des Suramgebirges aus. Hier ist die Heimat der altberühmten kaukasischen Weine und ihrer Cultur. Allen anderen Landschaften steht hier Kachetien voran. Der kachetische Wein ist gewissermaßen der kaukasische Wein *κατ' εσόχην*; er ist ohne Frage der älteste, berühmteste und ursprünglichste Wein des Landes. Der ganze Höhenzug, welcher das Thal des Anzan nach Süden und Südwesten von dem der Zora scheidet, ist mit Weinbergen und freundlichen Grusinerdörfern besetzt. Hier ist

der Sitz des kachetischen Weinbaues, hier liegen auch die berühmten Weinberge der Familie Tschawtschawadse, vor allem das schöne Tinondali, durch einen Ueberfall Schamyls im Jahre 1854 und den Raub seiner schönen Einwohnerinnen in der kaukasischen Geschichte bekannt. Bei diesen größeren Besitzern, die sämmtlich in Tiflis eigene Niederlagen haben, trifft man im ganzen sorgfältig behandelte edle Weine, die unter Umständen dem alten Rufe des Kachetiners alle Ehre machen. Stark und feurig, dabei für Kopf und Magen gleich gut befömmlich, entbehren sie jedoch meistens der Blume, einer Eigenschaft, die man an abendländischen Weinen so sehr zu schätzen weiß. Der weiße Kachetiner hat stets gelbliche Färbung, die zuweilen sogar ins Gelblichrothe übergeht; der Rothe ist fast ähnlich wie manche oberitalienische Weine, sehr dick und tanninhaltig, fällt schwer auf die Zunge, ist aber ebenfalls sehr gesund.« Ein anderer schätzenswerter kaukasischer Wein ist der »Mudhranski«, der unweit des Araguathales gedeiht, und die Mitte zwischen Rheinwein und Burgunder hält.

Neben der Gabe des Weines treten alle übrigen Bodenproducte Transkaukasiens in den Hintergrund. Freilich vom Weine allein kann man nicht leben, wenn auch die Georgier ungeheure Mengen desselben consumiren. Der Mingrelieer begnügt sich mit seinem Mais, der Imeretiner versucht es mit Hirse, Gerste und Weizen. Jener hat auch manche Baumfrüchte zu seiner Verfügung, Oliven und, freilich local begrenzt, Orangen. Beliebt ist auch die Schwarzbattel, die, nach Art unserer Nispeln, nur im faulen Zustande genießbare Frucht der Lotus-pflaume. Das Alles fehlt Georgien, doch besitzt es noch alle Bedingungen für das Gedeihen der Pflanzenwelt Mitteleuropas mit seinen gemischten Laubwäldern. Je mehr man sich aber dem Kaspimeere nähert, desto mehr tritt die Steppe vor, und am Aras bilden nach Buhse die künstlich bewässerten Baumpflanzungen der Dörfer nur mehr Dafen inmitten der Dede. Einen befruchtenden Einfluß äußert das Kaspimeer aber an seiner Südsseite, indem dort das nordiranische Randgebirge (die Elbruskette) die von jenem emporsteigenden Wasserdämpfe auffangen. Diese Region gehört aber nicht mehr zu Transkaukasien. Wir kommen im nächsten Abschnitte ausführlich auf sie zurück. Zu erwähnen wäre noch, daß an der Küste des Kaspimeeres die Tataren Krapp und Safran bauen.

Wir wenden uns nun den einzelnen Gebieten Transkaukasiens und seinen Völkerschaften zu. Den Anfang macht der an den Pontos grenzende Theil —



im Alterthum das Land der Kolchier — deren älteste Geschichte sich im Sagen Dunkel verliert. Es ist, wie man weiß, der Schauplatz der Argonautenmythe, von der an anderer Stelle die Rede war. Was die Irrfahrer aus Thessalien nach Kolchis führte, läßt sich einigermaßen errathen: die Bezeichnung »Goldland« für Kolchis gibt den Schlüssel hiezu. Die Argonautenfahrt ist ein, wenn auch mit Sagen ausgestatteter Bericht von dem ersten griechischen Raub- und Entdeckungszuge, welcher über die heimische Küste hinausging und vom Hellespont bis an den Phasis Verkehr und Handel mit den Völkern eröffnet hatte. Nach beschwerlichen Irrfahrten ward endlich der Gipfel des Kaukasus erblickt, die Mündung des Phasis (Rion) erreicht. Die Schiffe wurden an den Strand gezogen; die Hauptstadt wurde besucht, aber das Gastrecht des Königs von den Helden schnöde verlegt. Seine Schätze, das goldene Vließ, Medea, sein Kind, wurden geraubt und entführt. Das Unternehmen war unerhört. Die Helden wurden zu den Göttern, das Schiff zu den Sternen erhoben.

Wessen Stammes die Kolchier waren, wissen wir nicht. Immerhin ergeben sich Anhaltspunkte in den heutigen Bewohnern des Küstenlandes, den directen Nachkommen dieses Volkes, zu erkennen, von dem Hippokrates berichtet, daß es in Pfahldörfern wohnte, in Folge der Sümpfe und schwülen Fieberluft ein kümmerliches Dasein fristete und physisch überhaupt mißrathen war. Diese Lebensverhältnisse sind, die Pfahlwohnungen abgerechnet, bis auf den Tag dieselben geblieben. Auch die Mittheilung des Hippokrates, die Kolchier hätten eine »rauhe Stimme« gehabt, drückt die harte, schwerfällige, durch Anhäufung von Mitlauten sich auszeichnende Sprache des georgischen Volksstammes aus. Sie klingt rauh, da die Laute *gh* und *sch* eine große Rolle darin spielen. Auch Herodot hat uns die Kolchier geschildert, aber er stellt sie als schwarzhäutig und krausköpfig dar, eine Schilderung, mit der der Ethnograph Friedrich Müller »nichts anzufangen weiß«. Herodot führt aber noch an, daß die Kolchier überhaupt den Aethiopern ähnlich seien und Lebensgewohnheiten hätten, welche auf ägyptischen Ursprung hinweisen. Daraus hat man die Schlußfolgerung gezogen, daß während der kurzen Unterwerfung Aegyptens unter Assyrien (um 680 v. Chr.), zu welch' letzterem auch das südlich an Kolchis grenzende Bergland der »Moscher« gehörte, Nilvölker, die im Wasserbau erfahren, ganz nach asiatischer Despotenweise, zur Urbarmachung nach den sumpfigen Pontosländern verpflanzt

wurden. In diesem Falle würde es sich indeß nur um eine Colonie handeln und das Volk der Kolchier hätte trotz alledem mit den Einwanderern nichts zu schaffen.

Da nur der Küstenrand von Transkaukasien die Lebenserscheinungen, von welchen Hippokrates Erwähnung macht, aufweist, das Hinterland aber von Alters her die besten Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung des Volksthums besaß, dürfen wir selbst für die ältesten Zeiten nicht ausschließlich an armelige Pfahlbau-Bewohner denken. Den georgischen Ueberlieferungen gemäß sollen die Kolchier von einem Nachkommen Noah's, Thogarmas, abstammen. Sie hatten, dank der Ueberfülle des Landes und dem milden Klima, frühzeitig einer reichen Cultur sich erfreut und ihr Land war in Folge dessen von den Nachbarvölkern heimgesucht. Assyrier und Perjer fanden sich zuerst ein und unmittelbar darauf die Griechen, dann Milesier, welche bekanntlich längs der ganzen Pontosküste ihre Colonien gründeten. Die Ostküste freilich war in diesem Sinne weniger begehrenswert. An der Mündung des Tschuruch setzt sich das Alluvium des Phasis-Rion, »ein unvollkommen ausgefüllter Meerbusen«, mit seinen Sümpfen und einer Menge kurzläufiger Strandflüsse an, bis der westliche Theil des Kaukasus an die Küste herantritt und die Gestadeebene abschließt.

Dieser von den Griechen unter allen Pontosküsten am wenigsten colonisirte Küstenstrich hat im Laufe der Zeit verhältnißmäßig geringe Veränderungen erlitten. An seinem Südennde hat die Anschwemmungsarbeit der Flüsse im Alluvionsgebiete des Rion das feste Land vergrößert. Das Land war immer vegetationsreich und fruchtbar: Cerealien, Früchte, Holz, Faserstoffe, Wachs und Harz waren geschätzte Producte. Nach Strabo und Appian führten die Flüsse Goldsand, was zu der Mythe vom Goldenen Bließ den Schlüssel abgibt. Indes hat man bisher in keinem der kolchischen Flüsse Goldsand gefunden. Antike Schriftsteller berichten auch von Edelsteinen und Krystallen, welche aus der Gegend am Kaspiemeere bezogen wurden. Gleichwohl bevorzugten die Griechen die anderen Gestade des Pontos weit mehr. In den Mithridatischen Kriegen kamen die Römer ins Land, welche hier auf ihrem Eroberungszuge gegen das Bosphorische Reich Halt machten. Sie hatten sich dauernd nicht angesiedelt. Während der römischen Kaiserzeit verschwindet der Name Kolchis und man kennt nur die noch heute üblichen Namen der einzelnen Landestheile:



»Egrissi« im Norden, »Mingreli« im Osten und »Lasika« im Süden. Letzteres, nun mit Kasistan identisch, war in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends die politische Vormacht in Transkaukasien, mit Kutthasi (heute Kutais) als Hauptstadt. In der That besteht zwischen den Lasen, den Bewohnern des Kolchischen Berglandes im südöstlichen Winkel des Pontos und den Mingreliern, Imeretiern zc. kein ethnischer Unterschied. Auch die Sprache zeigt nur dialektische Abweichungen.

Die östlichen Nachbarn der Kolchier waren die Iberier. Ihre Heimstätte lagen im heutigen Georgien, besonders im östlichen Theile; ein ethnischer Unterschied zwischen beiden dürfte nicht bestanden haben, ebenso wenig in Bezug auf den dritten Stamm, den Albanern, womit man vor alters offenbar nur die Bergbewohner meinte. Die »Albanischen Pforten« in Daghestan bei Derbend (am Kaspimeere) deutet ebenso im topographischen Sinne darauf hin, wie die Wortform »Albani« selbst, worüber man eine frühere Ausführung (siehe Seite 211) nachlesen möge. Die Iberier, welche sich selber »Karthweli« nannten, lebten den Thätigkeiten des Friedens und waren ein wenig kriegerisches Volk. Das letztere Urtheil verdanken sie den Römern, welche unter Pompejus bis an den Südfuß des Kaukasus vorgedrungen waren. In Bezug auf die heutigen Georgier stimmt aber das Urtheil nicht, denn die Georgier sind, wie alle kaukasischen Stämme, tapfer, ehrbegierig, selbstbewußt und ritterlich. Mittelpunkt des iberischen Reiches, das in den ersten Jahrhunderten nach christlicher Zeitrechnung eine ziemlich schwankende Selbständigkeit hatte, war die Hauptstadt Mtscheth, nördlich von Tiflis, wo die Aragua in die Kura fällt.

Den größten Einfluß um diese Zeit hatte das unter den Bagratiden mächtig gewordene Armenische Reich. Der Ursprung der Bagratiden geht nach Palästina. Dort hatte Holofernes eine furchtbare Niederlage erlitten und war selbst der Rache eines Weibes (Judith) verfallen. Die nächsten Kriegszüge der Assyrer brachten eine namhafte Zahl von hebräischen Gefangenen, welche nach Armenien geführt und dort colonisirt wurden. Lange Zeit war von ihnen nicht die Rede, bis ein gewisser Schambad auftrat und der Gründer eines berühmten Stammes, der »Bazradunier« (Bazradunier) ward, eines Stammes, der unter der Namensform Bagratiden ein altberühmtes christliches Königsgeschlecht hervorbrachte, deren letzte (georgische) Sprossen noch heute in Rußland existiren. Es

ist gewiß seltsam, daß es gerade ein »jüdischer Edelmann« sein mußte, dem es vorbehalten blieb, eine Dynastie zu gründen, die durch ein Jahrtausend ein Schirm der Christenheit in Vorderasien war. Die Bagratiden dehnten ihre Herr-



Grafner.

schaft frühzeitig über das iberische Reich aus. Sie gestaltete sich zu einer Art Oberhoheit über letzteres und fand nachmals gerade in Iberien neue Belebung. Als nämlich der Bagratiden-Herrschaft in Armenien durch die Byzantiner ein Ende bereitet wurde (um 1030), traten Repräsentanten des georgischen Zweiges der Dynastie abermals als ruhmreiche Könige und Eroberer in den nächsten





Гапшгау им Кауказус.





Jahrhunderten auf, bis endlich im Jahre 1801, durch Uebergang Georgiens, Sachtetiens und Imeretiens in den Besitz der Russen, die Dynastie, welche fast zwölf Jahrhunderte bestanden hatte, vom Schauplatze für immer verschwand. Ueber die letzten Bagratiden gehen indeß die Meinungen auseinander. Einige sind ihres Lobes voll, während Andere wieder es als eine Wohlthat bezeichnen, daß Rußland unter den verschiedenen Duodez-Herrschern aufgeräumt und damit uralte Fehden erstickt hatte. Es gilt dies namentlich von den letzten Königen von Mingrelieu, den »Dadians«, den nahen Verwandten des Abchasischen Geschlechtes der Serwaschidises. Jene gelangten indeß erst im vorigen Jahrhundert zur Herrschaft, während die älteren Dadians, von den Türken vertrieben, in Rußland Zuflucht erhielten und den Namen Dadianow annahmen.

Die ruhmreichste Epoche des georgischen Zweiges der Bagratiden fällt in das XII. Jahrhundert, unter der Königin Thamar. Damals reichte das georgische Reich von Trapezunt bis nach Tauris, von der Rion-Mündung bis in die Hochländer des Kaukasus. Auch in der nächsten Zeit erfuhren die Verhältnisse keine wesentliche Aenderung. Erst das Türkenthum brachte dieselben ins Wanken, zumal durch die Einführung des Islams, der unter Anwendung von allen erdenklichen Gewaltmitteln in Transkaukasien Fuß fassen sollte. Die Ausübung des Christenthums wurde bei Todesstrafe verboten, der Gebrauch der einheimischen Sprache untersagt, desgleichen georgische Sitte und Tracht. Politisch aber blieb das Land nach wie vor sich selbst überlassen. Diese Selbständigkeit hatte, Angesichts der drohenden Nachbarchaft zweier mächtiger Reiche (Türkei und Persien) und der durch den Islam herbeigeführten inneren Erschütterung, indeß schlechte Früchte getragen. Es gab zahllose Theilherrschaften, Fürsten und Könige, die sich untereinander befehdeten, so daß das ganze Land früher oder später den lauernden Nachbarn zufallen mußte.

Im Jahre 1549 fiel Ahmed Pascha in Georgien ein und eroberte binnen sechs Wochen über zwanzig feste Punkte. Sultan Sulejman II. hielt sich während dieser Zeit an der Tschuruch-Mündung auf. Indeß verließen die Türken sofort wieder das Land, um bald hierauf wiederzukommen und mit Persien einen Theilungsvertrag abzuschließen. Von da ab war Transkaukasien ein Tummelplatz westasiatischer Völker: Perser, Osmanen und Kurden, zu denen sich noch Mongolen und Tataren gesellten. Am schlimmsten haben die Perser gehaust, besonders

die ersten Safiden und nachmals Mohammed Aga, der Vorläufer der Kadsharen-Dynastie. In dem russisch-persischen Kriege 1827 ging zunächst der persische Antheil von Georgien in russischen Besitz über, im türkisch-russischen von 1829 ein Theil von Türkisch-Georgien (Gurdshistan), dessen Rest nach dem Kriege von 1877 folgte, so daß dermalen Rußland alleiniger Besitzer von ganz Georgien ist. Mit Ausnahme der pontischen Lasen, welche noch zum osmanischen Reiche gehören, gebietet sonach das russische Scepter über alle Stämme der alten kharthwelischen Völkergruppe, zu welcher man die Georgier, Mingrelier, Imeretier und Gurier, die halb unabhängigen Swanetier und die mohammedanischen Abdsharen im vormals türkischen Georgien, rechnet.

Wenn wir an der kolkhischen Küste Umschau halten, stoßen wir zunächst auf Poti, das eigentliche Einbruchsthor nach Transkaukasien von der Seeseite her. Der Ort liegt an flacher, jumpfiger Küste und hat sich, trotz all seiner commerciellen Wichtigkeit, niemals zu entwickeln vermocht. Die Gegend um Poti ist nämlich ein gefährliches Fieberland. Außerdem führen Landwinde die feuchte, mit allerhand Miasmen geschwängerte Luft aus dem Innern dorthin. Von der Heftigkeit des Fiebers hat man bei uns gar keinen Begriff; wen es erfaßt, der unterliegt häufig schon den ersten Paroxysmen. Die meist aufgedunsenen, bleichen Gestalten — ganz so wie sie Hippokrates einst schilderte — zeigen in ihren Gesichtern Stumpfsinn und Trägheit. Die Arme hängen schlotternd herab und den Füßen wird es schwer, sich vorwärts zu bewegen. Die russische Regierung würde einen solchen Ort, dem alljährlich eine Menge Menschen zum Opfer fallen, längst aufgegeben haben, wenn nicht der Rion für den Schmuggel außergewöhnlich geeignet wäre. Zwar größere Fahrzeuge können in die verschlammte Mündung nicht eindringen, umso leichter aber die einheimischen flachen Kähne. Der Fluß ist hier einen Kilometer breit. Das nördliche Ufer ist etwas höher gelegen und dort steht, in etwas gesünderer Gegend, das Fort Rionsk.

Da der Rion der antike Phasis ist, fragt man sich unwillkürlich, wohin die Stadt Aëa, in welche die Argonauten einzogen, zu verlegen ist. Anhaltspunkte hierüber, ob man es hier mit einer historischen oder blos fabelhaften Niederlassung zu thun hat, sind nicht vorhanden. Dagegen weiß man, daß am Ausflusse des Phasis und zwar gleichfalls auf der Südseite, noch zu Strabos Zeit eine blühende Stadt lag, welche den Namen des Flusses führte. Damals



war Kolchis ein hoch entwickeltes Culturland; ohne Zweifel dürfte von Indien oder, wie Herodot will, von Aegypten aus, Gesittung, Handel und Ackerbau hieher gebracht worden sein. Das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit existirte die Stadt, von den Georgiern Poti, von den Türken Fash-Kaleh genannt, war und blieb aber von so kümmerlichem Ansehen, daß sie kaum den Namen einer Stadt verdiente. Sie gehörte bis 1829, wo sie den Russen abgetreten wurde, den Türken. Die Benennung Phasis ist aber auch in anderer Hinsicht bemerkenswert, denn der Fluß gab einem von jedem Feinschmecker hochgeschätzten, bei uns mit vielen Kosten gezogenen Vogel den Namen — Fasan. Linné nannte ihn in seinem System Phasianus colchicus. In der That ist das heutige Mingrelieu das echte Vaterland dieser beliebten Vögel.

Einen Beweis, wie weit der Rion in das Meer vorgebaut hat, ergibt die Thatfache, daß nach Strabo das alte Phasis knapp an der Mündung des Flusses gelegen hatte, während Dubois de Montpéroux die spärlich vorhandenen Reste des antiken Castells eine Stunde stromauf der heutigen Mündung entdeckt hat. Ueber die Echtheit der Localität sind freilich Zweifel erlaubt, da der reizende R. noch solche Reste trotz eifrigen Suchens in Gesellschaft mit russischen Officieren nicht finden konnte. Eine starke Stunde landeinwärts befindet sich auch, und zwar südlich, ein versumpfter See, der zu Strabo's Zeit wahrscheinlich noch gar nicht vorhanden war, sondern eine Bucht des Pontos bildete. Jetzt wird er von einem Flüsschen — Petschori — der weiter östlich vom Rion abgeht, also ein Mündungsarm der letzteren ist, durchflossen und steht auch weiter westlich mit diesem Flusse wieder in Verbindung, indem er sich kurz vor dessen Mündung mit ihm vereinigt. Es ist von Interesse, zu erfahren, daß dieser See noch jetzt den Namen »Paliastom« führt. Noch ist der Ansicht, daß diese Dertlichkeit in der Namensform »Paläostoma«, d. i. alte Mündung, die ehemalige Ausmündung des Petschori, beziehungsweise des Phasis andeutet. Für die Zeit Strabo's hat dies ganz unbestritten Giltigkeit.

Die Vegetation in diesem Gebiete hat etwas imponantes. Die Schilf- und Sumpfgewächse bilden fast undurchdringliche Dickichte; überall schwirrt es von flatternden und kreischenden Wasservögeln: ein Eldorado für Jäger, wie man es anderwärts nur im Deltalande des Nil wiederfindet. Dazu gesellt sich ein urwaldähnlicher Bestand mit riesigen Exemplaren von Rothbuchen, Stachelbeeren

und Buchbäumen. Die wilden Reben erreichen an ihrer Wurzel die unglaubliche Dicke von etwa einem Fuß im Durchmesser! Von der Hauptrebe gehen unzählige Zweige ab, so daß zuletzt ein förmliches Netzwerk die gewaltigen Baumriesen umspannt und mit demjenigen der benachbarten Stämme in Verbindung steht. Diese natürlichen Nebenguirlanden und Festons brechen unter der Last der vielen Trauben. Neben der Rebe treten zweierlei Arten von Epheu auf, von denen die eine und kleinblättrige Art von unserem Wald- und Mauerepheu sich nicht unterscheidet. Der andere hingegen besitzt größere und dickere Blätter, deren tiefdunkles und zum Theil weniger glänzendes Laub zu den goldfarbenen Blüten-dolden effectvoll contrastirt.

Der Rion bildet die Grenze zwischen Mingrelien und Gurien, einer anderen Provinz des vormals mächtigen georgischen Reiches. An der Küste reicht Gurien bis zum Tschuruch, landeinwärts bis an das Gebirgsland der Abcharen. Es ist ein außerordentlich fruchtbarer Strich und weit gesünder als Mingrelien, der eigentliche Uferstrich etwa ausgenommen. Der Wald ist hier erheblich schütterer und an seine Stelle tritt allenthalben Culturland. Auch Gurien hatte in den letzten Jahrhunderten mehr oder weniger unabhängige Fürsten, welche sich »Guriel« nannten. In den häufigen Streitigkeiten zwischen Russen und Türken zu Anfang dieses Jahrhunderts neigte der Fürst sich mehr den ersteren zu und büßte dadurch die Hälfte seines Landes ein. Aber auch Rußland machte den Herren von Gurien alsbald die andere Hälfte streitig. Das Land macht durch seinen hügeligen Charakter auf den Beschauer einen freundlichen Eindruck; auch die Bewohner scheinen, wenn auch nicht gerade intelligenter, so doch auf jeden Fall fleißiger und arbeitsamer zu sein, als die Mingrelier.

Gurien ist, beiläufig bemerkt, die Heimat eines sehr geschätzten Weines, der unmittelbar nach dem Kachetiner rangirt. Die Bereitungsart aber ist höchst primitiv und entspricht ganz und gar der geringen Aufmerksamkeit, welche der Eingeborne der Rebe, welche ja ohne jede Pflege gedeiht, zuwendet. Sobald die Trauben reif sind, werden sie abgeschnitten und in flache Gefäße gebracht, um mit den Füßen zertreten zu werden. Der Saft läuft in einer hölzernen Rinne in die in den Felsboden gebohrten Behältnisse (Kuptschinen), welche mitunter riesige Dimensionen aufweisen. Wo der Felsboden fehlt, oder zu hart ist,



um bearbeitet werden zu können, gräbt man entsprechend tiefe Löcher, in welche gewaltige Thonurnen gestellt werden. In den Kuptschinen beginnt der junge Wein in ein paar Tagen zu gähren; jetzt erst bedeckt man die Oeffnung mit einem flachen Schieferstein. Wenn sich so viel Kohlenäure entwickelt hat, daß sie keinen Platz im Innern mehr hat, hebt sie den Stein und entweicht. Dadurch, daß der Deckel von selbst wieder auf die Oeffnung fällt, wird der Sauerstoff der äußeren Luft abgehalten und der Wein wird nicht fauer. Hebt sich der Stein nicht mehr von selbst, so ist dies der Beweis, daß die Gährung größtentheils vorüber ist. Man schüttet nun Erde auf die Schieferplatte, in welcher Verwahrung der Wein so lange bleibt, bis er verkauft oder getrunken wird. Der Transport geschieht (wie überhaupt in ganz Transkaukasien) in Thierhautschläuchen (Burdaks), deren haarige Seite nach innen gewendet wird. Kleinere Schläuche werden von Tragthieren, größere von Wagen, den schwerfälligen Arben (Arabas), transportirt, deren Bespannung oft aus drei Paar Büffeln und darüber besteht.

Bis zum Berliner Vertrage bildete das kleine Küstenflüßchen Tscholok die Grenze zwischen dem türkischen und dem russischen Theile von Gurien. Seitdem ist auch der letztere unter das Czarenscepter gefallen. Vor der Gebietserweiterung, welche nun noch eine bedeutende Strecke südwestwärts über den Tschuruch hinausreicht, also noch einen Theil des Lasen-Gebirges in sich begreift, bildete das Fort St. Nikolai am Tscholok den Grenzposten. Es war und ist einer der verufensten Orte an der kochischen Küste. Palissaden und Flechtwerk bildeten die Befestigungswerke. Die Garnison aber war übel daran. Die Officiere selber nannten den Ort eine Stätte des Todes, oder langwährenden Siechthums. Das vormals türkische Gurien erstreckte sich vom Tscholok bis zum Tschuruch; landeinwärts findet es am Adscharen-Gebirge eine natürliche Grenze. Ausläufer des letzteren reichen bis ans Meer; alle Höhen sind mit dichten Wäldern bedeckt, desgleichen die Thäler und theilweise auch die Küste. Das immergrüne Gesträuch herrscht weit mehr vor, als im nördlichen Gurien und in Mingrelieu. Prächtige Rhododendren zieren die Thäler, Buchbaum und Lorbeer treten häufiger auf.

Halbwegs zwischen dem Tscholok und Tschuruch stößt man auf ansehnliche Ruinen, welche kaum georgischen Ursprunges sein dürften. Wahrscheinlich gehören diese Reste dem griechischen Petra an, welches irgendwo an dieser

Küste lag, keineswegs aber bei Djurgeth in Georgien, wie Dubois de Montpéroux meint. In geringer Entfernung von diesem Punkte treten die Berge landeinwärts zurück und man betritt die breite Thalebene des Tschuruch, eines reißenden pontischen Gebirgsstromes, dessen Quellen tief in Armenien liegen. Unweit der Mündung desselben liegt Batum, wodurch dessen wichtige Lage gekennzeichnet ist. In der That war Batum in allen russisch-türkischen Kriegen ein hervorragender Basispunkt für die Operationen gegen Transkaukasien und das russische Armenien. Batum spielte auch in dem letzten Kriege eine wichtige Rolle. Nun ist es, einschließlich des ganzen Tschuruch, bis zu dessen Quellen, russisches Gebiet, wodurch Rußland einen neuen Zugang vom Pontos her in das Innere von Hocharmenien gewonnen hat. Leider ist der Fluß, seines starken Gefälles und der vielen Schnellen halber, nicht schiffbar; wohl aber verkehren im Unterlaufe Flöße, welche zum Theil den Handel aus dem Binnenlande nach der Küste (nicht aber umgekehrt) vermitteln. Auf der entgegengesetzten Seite der Tschuruch-Mündung, der, beiläufig bemerkt, in drei Armen ins Meer fällt, liegt Gunieh, ein unbedeutender Ort, der unter türkischer Herrschaft schwach befestigt war. Auch Batum war in früherer Zeit ganz belanglos. Es bestand aus einigen hundert Holzhäusern, Bretterbuden und türkischen Munitions-Depots. Ringsum ist gefährliches Sumpfland, über welchem Fieberluft brütet, und nur gegen Nordost unterbrechen Hügelzüge die einförmige Niederung.

Unter russischer Herrschaft ist Batum im raschen Aufschwung begriffen. Da Poti, das Einbruchsthor nach Transkaukasien, keinen Hafen, sondern eine seichte, allen Stürmen preisgegebene offene Rhede hat, Batum aber im Hintergrunde einer Bucht liegt, welche wenigstens theilweise geschützt ist, hatte Rußland im letzten Kriege endlich den lang ersehnten Pontoshafen für seine transkaukasischen Provinzen erworben. Allmählich werden die elenden Holzbuden durch Steinbauten ersetzt, Quais errichtet, Magazine geschaffen und — nicht zuletzt — Befestigungen errichtet. Auch trägt man sich mit dem Plane, die zwischen Poti und Tiflis, beziehungsweise Batumi ziehende Bahn von irgend einem geeigneten Punkte nach Batum, dem künftigen kolchischen Kriegshafen der Russen, zu führen. Die früher erwähnte Eisenbahn folgt der Spur eines uralten Handelsweges. Plinius berichtet: »Von Baktrien (dem heutigen Balkh, Turkestan) gehen die Waaren des Itharus (Balkh-Fluß) herunter bis zu dessen Mündung in



den Dzsus und gelangen auf diesem Strome in das Kaspiſche Meer. Der Balkh-Fluß erreicht dermalen freilich nicht mehr den Dzsus, und dieſer mündet nicht in das Kaſpimeer, ſondern in den Uralſee. Aber der Waarenzug findet noch immer ſeinen Abfluß in der angegebenen Richtung. Der ältere, in den Jahren 1867 bis 1872 gebaute Theil der »Kaukaſſiſchen Bahn« (zwiſchen Poti



Batumi.

und Tiflis) beſitzt in dem öſtlichen Abſchnitte den Charakter einer Gebirgsbahn. Es werden Steigungen bis 1:25 überwunden, das größte Verhältniß, das bisher in Anwendung gebracht wurde. Man wollte durch derart ſteile Rampen einer Durchbohrung der zwiſchen dem Rion und der Kura liegenden Waſſerſcheide (dem 700 Meter hohen Surampaf) ausweichen, hat aber damit den Betrieb weſentlich erſchwert. Die Steigungen können nämlich mit den in Verwendung ſtehenden Locomotiv-Systemen und dem normalen Oberbau nur bei ganz geringen Laſten bewältigt werden.

Um das topographische Bild der Umgebung von Batum festhalten zu können, begeben wir uns auf einen das Vorland beherrschenden hohen Berg, etwa eine deutsche Meile westlich von Aischukua. Seinen Fuß und seine Hänge bekleidet in der kühlen Jahreszeit üppiger Pflanzenwuchs; im Sommer ist Alles verbrannt. Auf dem Gipfel stehen einige uralte Ahornbäume in Gesellschaft einiger kaum noch wahrzunehmenden Reste einer uralten christlichen Kirche. Wendet man von hier aus den Blick nach Nordwesten gegen das Meer, so gewahrt man in der Ferne mehrere Parallelfetten von mäßiger Höhe und dichter Bewaldung; an den Abhängen einer Abzweigung dieser Parallelfetten befand sich im letzten Kriege das stark besetzte türkische Kriegslager; hinter demselben aber von unserem Standpunkte nicht sichtbar, lag das (damals türkische) Fort Zichidsiri. Dem Standpunkte näher zu windet sich das Flüsschen Kindrischi im breiten Bette wie ein Silberfaden zwischen den Bergen, nach Nordwesten hin verlaufend. Das Thal erweitert sich fächerartig und geht in eine sumpfige Niederung über, die unmittelbar am Meere mit Jungholz und Farren bewachsen ist. Die Mündungsstelle des Flüsschens liegt 3 bis 4 Kilometer südlich vom Städtchen Tschuruf-Su in Nieder-Kabuleti. Aus den Wäldern der gegenüberliegenden dominirenden Hügelrücken blicken Häuser mit rothen Ziegeldächern. . . . Dort standen im letzten Kriege vor Beginn der erbitterten Kämpfe um Batum die russischen Vortruppen.

Wir haben nun etwas ausführlicher des Volksstammes zu gedenken, der das westliche Transkaukasien, einschließlich des armenischen Vorlandes und des pontischen Küstengebirges, bewohnt. Als typischer Repräsentant dieses Stammes ist der Georgier anzusehen, zu dem die übrigen Völker des Kartalinischen Stammes (Imeretier, Mingrelier, Gurier, Swanetier, Abscharen und Lasen) in engem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen. Die Georgier haben dunkles Haar, schwarze, in die Breite gezogene Augen von mäßiger Größe, eine lange und spitze, bisweilen nach unten gebogene Nase, schlanken Wuchs, kleine Füße, ausgezeichnet schöne Hände. Sie sind voll Selbstgefühl, Ehr-, Ruhm- und Prunksucht, tapfer, gelehrig, gastfreundlich, mit guten Anlagen versehen, aber sehr unwissend und haben niedrige Sitten. In Transkaukasien sind die Kartalinischen Völker durchwegs orthodoxe Christen, in den armenisch-kaufasischen Gebirgen und speciell im früheren Türkisch-Georgien Mohammedaner.



Die Georgier sind im allgemeinen keine tüchtigen Landwirte. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist der Weinbau und die Cultur der Seidenraupe. Einzelne Stämme beschäftigen sich mit Ackerbau, wozu die wichtigsten Vorbedingungen, nämlich ein fruchtbarer Boden und ein gemäßigtes, beiläufig jenem von Mittelitalien gleichkommendes Klima, vorhanden sind. Im vormaligen türkischen Georgien ist es selbstverständlich nicht so gut bestellt; in den Berggegenden, welche den Uebergang nach Armenien vermitteln und die ein ziemlich rauhes Klima haben, überwiegt die Steppe und aller Anbau hört auf. Dies gilt besonders von der Region der oberen Kura, den Bezirken von Achalkalaki und Achalzich. Weite Strecken dieses Gebietes tragen das Gepräge trauriger Einöden. Dieselben liegen durchschnittlich 300 Meter über dem Meere und sind von niedrigen, sich früh mit Schnee bedeckenden Bergen durchkreuzt. Der Winter beginnt bereits im September und währt bis in den Mai hinein. Schneeverwehungen und heftige Stürme sind in der kalten Jahreszeit an der Tagesordnung. In der kurzen Zeit des Sommers müssen sich die Bewohner beeilen, die Heuernte einzubringen. An Feldbau ist in diesen Gegenden nicht zu denken. Es ist ein höchst trauriger Eindruck, diese leblose Steppe mit einzelnen armseligen Dörfern, aber kein Wald, kein Feld, kein Garten, oder auch nur eine Wiese; die einzige Abwechslung bilden einzelne Gemüsegärten. Uebrigens sitzen die Georgier in diesen Berggegenden nicht sehr dicht, nur in etlichen Sprachinseln an der oberen Kura; sie theilen den Boden hauptsächlich mit Armeniern, jenseits der früheren russisch-türkischen Grenze mit Kurden und gegen Südosten hin mit Tataren.

Die Georgier des vormaligen türkischen Gebietes legen große Geschicklichkeit in gewissen Zweigen der Handgewerbe an den Tag. Gewehre, Pistolen, Säbel, Dolche, Sticker- und Silberarbeiten — in allen diesen Dingen behaupten sie unbestritten den ersten Rang auf dem vorderasiatischen Markte. Dagegen besitzen die Georgier — und es sind damit sowohl die christlichen als die mohammedanischen gemeint — wenig Anlage für die Handelsthätigkeit. Die wenigen Kaufläden in Gurdschistan: kaum 200 in allen Dörfern zusammen, werden ohne Ausnahme von Armeniern gehalten. Ebenso wenig verrathen die Georgier Vorliebe zum Hirtenleben; ihre übrigens zahlreichen Herden werden in den Gebirgsgegenden durchwegs von gemietheten Kurden geweidet. Liebhaber von

Ruß und schönen Kleidern, von Tanz und Gesang, von Zusammenkünften und Lustbarkeiten, ja selbst von Trunk und Spiel: kurz, gesellig wie sie sind, legen die Georgier in religiöser Beziehung eine ziemliche Gleichgiltigkeit an den Tag, auch die mohammedanischen. Diesen letzteren läßt sich auch in moralischer Beziehung kein günstiges Zeugniß ausstellen. Die Türkei hat sie seit jeher auf sich selber angewiesen gelassen, so daß in der abgelegenen Provinz weder Geseze, noch administrative Ordnung, am allerwenigsten aber vom Schulwesen die Rede war. Wie sich die Dinge unter der russischen Herrschaft angelassen haben, wissen wir derzeit nicht.

In Transkaukasien war das Volk zur Zeit der russischen Besitzergreifung gleichfalls nicht mehr so cultivirt, wie in früheren Epochen. Auch die Wohlhabenheit ließ viel zu wünschen übrig. Es gab nur wenige Familien unter den Edlen des Landes (Orbeliani, Tschawtschawadsse, Bagration), welche durch ihren wertvollen Grundbesitz noch Herren eines wirklich fürstlichen Vermögens waren. Wegen mangelnden Fleißes und fehlender Cultur hatten diese Besitzungen geringen Ertrag. Der eigentliche Umschwung trat Mitte der Fünfziger-Jahre ein, als der energische, mitunter etwas gewaltthätige Fürst Alexander S. Variatynski Statthalter über den Kaukasus wurde. Auf allen Gebieten wurde jetzt — wie Kefler erzählt — kolossale Energie entwickelt. Man arbeitete mit der Gewalt der Waffen, wie mit der Macht des Goldes. In diese Zeit fällt auch die endliche Bezwingung Schamyls und die Emigration der Abighe-Stämme. In Tiflis entfaltete sich ein prunkvolles Leben voller Glanz und Herrlichkeit. Fest auf Fest ward im Serdarpalaste gefeiert, eines herrlicher und kostspieliger als das andere. Die grusinischen Großen aber glaubten in ihrer thörichten Nachahmungsjucht dem Vertreter des Kaisers es gleich machen zu müssen und wetteiferten mit demselben im Glanz der Feste und Höhe des Aufwandes. Bei diesem ungleichen Wettkampfe aber bekam, wie leicht zu denken, ihr Geldbeutel rasch die Schwindsucht, während die dem Fürsten Variatynski zur Verfügung gestandenen Mittel niemals versiegtten. So verarmten die grusinischen Großen bis auf wenige Ausnahmen. Ihr Geld und ihr Besitz ging theils in die Hände der Europäer über, welche ihre Modewaaren und Luxusartikel zu wahrhaft kaukasischen Preisen absetzten, größtentheils aber traten die Armenier, die Juden des Orients, die Erbschaft der Grusiner an.



Wir haben mehrmals erwähnt, daß der kartalinische Stamm keiner von jenen ist, deren Individuen sich durch besonderen Fleiß hervorthun. Dennoch warnt ein gründlicher Kenner dieses Volkes — der bereits genannte W. Kefler — vor der übertriebenen Schwarzmalerei mancher Reiseschriftsteller. Immerhin steht fest, daß die Georgier ein Volk sind, welches bestimmt ist, als Nation vom Schauplatz zu verschwinden. »Es spielt lediglich die Rolle eines historisch gewesenen Volkes. Dagegen hat es auch heute eine Bedeutung, welche ihm auch früher schon, sehr gegen seinen Willen, aufgetroyrt worden ist, die Bedeutung als Factor der Racenkreuzung, resp. Veredelung. Wie seit Jahrhunderten grusinische Slavinnen bei den meisten herrschenden moslimischen Völkern des Ostens, den Arabern, Türken, Persern und Tataren, nicht wenig zur Verbesserung und Veredelung des rohen, wilden Blutes haben beitragen müssen, so werden heute Grusiens schöne Töchter mit Vorliebe von Russen aller Stände geheiratet. Auch der schlaue Armenier zieht nicht selten die üppige, lebhaftige Grusinerin seinen schüchternen und sittsamen Landsmänninnen vor. Die wenig zahlreichen noch existirenden wohlhabenden grusinischen Familien sind fast völlig russificirt. Russische Sitte, russische Bildung gelten bei ihnen als das non plus ultra der Civilisation und haben die nationalen Eigenthümlichkeiten fast gänzlich verdrängt.«

Hinsichtlich des eben betonten Wertes der grusinischen Slavinnen als Urheberinnen der Racenkreuzung bei den moslimischen Nachbarvölkern, wäre nachzutragen, daß jene den Tscherkessinnen fast ebenbürtig gehalten wurden. Die Zahl solcher Unglücklichen — wie man bei uns sagen würde — betrug in früherer Zeit oft mehr als Tausend in einem Jahre. Ganz Transkaukasien und Armenien, und auch Kasistan, lieferten diese lebendige Waare. Die betriebfamsten Händler waren allezeit die Lesghier, welche zu diesem Zwecke mitten durch Georgien ihre Schleichwege hatten, und die man gemeinhin die »Lesghier-Straßen« nannte. Aus ihren Bergen selbst brachten jene übrigens keine Mädchen zum Verkaufe, sondern sie stiegen zu diesem Ende allemal in die Ebene hinab und raubten in den georgischen und armenischen Dörfern. Noch in den Vierziger-Jahren war sogar Tiflis nicht selten der Schauplatz solcher Raubzüge. Früher schon legten die Russen dem sauberen Geschäftsbetriebe alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg; als aber durch den Frieden von Adrianopel (1829) auch

ein Theil von Türkisch-Georgien an Rußland gefallen war, hatten die Händler ihren Hauptstapelplatz, Achalzich, eingebüßt und damit einen empfindlichen Schlag erhalten.

Die georgischen Mädchen, welche als Slavinnen verkauft wurden, waren übrigens keineswegs so unglücklich, als man bei uns gemeinhin glaubt. Genossen sie daheim in ihren erddumpfen Salkys besondere Freuden? Klopfen nicht häufig genug Hunger und Entbehrung an die Thüren? In der That war der Wechsel in der Regel ein glänzender. Weit intelligenter als die Tscherkessin, herrischsüchtig und intriguant, wußten die Georgierinnen sich nicht nur sehr rasch in die neue Lage zu finden, sondern sie verstanden es auch, in den Harems moslimischer Großen entschieden zu dominiren. So war die Mutter des Sultans Abdul Medschid früher eine georgische Slavinn; so manches Weib, das den einen oder anderen der letzten osmanischen Sultane bis zu oft verhängnißvoller Tragweite beherrscht hatte, mag ihre Kinderjahre freudlos in einem elenden Salky Rachtienis oder Grufiens verbracht haben.

Die Racenveredlung, wie sie weiter oben dargelegt wurde, war eine seit langem bekannte Thatsache und sie hat wesentlich dazu beigetragen, eine gewisse Verwirrung in den Begriffen von der »Kaukasischen Race«, welche man sich als das Ideal menschlicher Schönheit vorstellte, großzuziehen. Der Geograph Friedrich v. Hellwald hat sich bemüht, diese Illusion zu zerstören und die Verhältnisse, wie sie in jenem Erdenwinkel, welcher »ideal schöne Menschen« birgt (die kaukasische Uferregion), bestehen, in exacter Weise zu beleuchten. Darnach wäre die Leibes Schönheit der Einzelindividuen nicht zu leugnen. »Wenn wir aber von der Race im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen wollen, d. h. von der unabänderlichen Wiederholung einer bestimmten Form der typischen Urart durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, so müssen wir in Hinsicht auf sehr bedeutende Variationen jener Völker den Ausdruck (»Kaukasische Race«) unhaltbar finden. Zunächst drängen sich jedem Beobachter, welcher sich die kaspischen Völker ansieht, von vorneherein zwei Grundtypen auf: der eine Typus blondhaarig, blauäugig, hochstirnig; der andere tief schwarzhaarig und schwarzäugig, dabei aber schön weißhäutig und nicht selten mit gedrückter Kopfform und niedriger Stirn.« Wenn man nun bedenkt, wie viele Völker seit den ältesten Zeiten durch die Kaukasusländer gezogen sind, ist an eine typisch einheitliche



Race nicht zu denken. Dagegen hat gerade die vielfache Kreuzung eine Veredlung des Blutes herbeigeführt, wie unter ähnlichen Verhältnissen in anderen Gebieten, z. B. in Oesterreich.

Ein anderer Punkt, welcher sehr scharfe Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen hat, ist die weiter oben erwähnte Russificirung des Grusiniertums. Namentlich von englischer Seite wurde häufig behauptet, daß die Transkaukasier, seitdem sie unmittelbar unter der russischen Herrschaft stehen, im Verhältniß zu früher das traurigste Los hätten, daß ferner die armen Leute zumeist den härtesten Bedrückungen ausgesetzt seien und vor lauter Abgaben kaum im Stande wären, ihr Leben zu fristen. Umgekehrt sollen diejenigen Länder, welche (wie Mingrelien) noch in jüngerer Zeit ihre eigenen Fürsten besaßen, die glücklichsten gewesen sein und sich einer sehr beachtenswerten Cultur erfreut haben. Beides ist unrichtig, da gerade in Mingrelien die traurigsten Verhältnisse herrschten, während in Grusien der Fortschritt unverkennbar schon vor Jahrzehnten sich ausprägte. Einen Fehler hatte allerdings die russische Regierung begangen und dieser Mißgriff sollte nicht ohne üble Folgen bleiben. Sie hatte die Leibeigenschaft, welche in Transkaukasien unbekannt war, eingeführt. Die unruhigen freiheitsliebenden Elemente dachten aber nicht daran, ihre Lebensweise im Sinne der russischen Neuerung zu ändern. Uebrigens war es die Absicht der Regierung, durch diese Maßregel die vielen kleinen Theilfürsten und den Adel auf seine Seite zu bekommen. Da aber anderseits das Volk widerhaarig wurde und die Regierung zu Zeiten sich genöthigt sah, gegen den herrschsüchtigen Adel einzuschreiten, stellte sich hinterher der ursprüngliche Mißgriff als ein Regulativ von nicht zu unterschätzendem Werte heraus. Die Unterstützung, welche das Volk fand, reizte nämlich die Fürsten und meist artete der Unwille in offene Rebellion aus. Die Regierung sah sich nun gezwungen, einzuschreiten, bald den einen, bald den anderen Theilfürsten zu deposcidiren, wodurch sie nach und nach in den Besitz aller Ländereien, welche bis dahin ihre eigenen Fürsten hatten, gelangte.

Von dem Drucke des Feudalsystems in Transkaukasien hatte schon Chardin vor mehr als zwei Jahrhunderten Schilderungen gegeben, die in der That haarsträubend sind. Die regierenden Fürsten schwelgten in den Häusern ihrer Vasallen, diese hielten sich an dem niederen Adel schadlos, der seinerseits endlich von den Vorräthen seiner Bauern zehrte. Alle diese Uebelstände wurden durch das russische

Regime beseitigt. Nichts illustriert den Wandel der Zeiten in jener Erdregion besser, als das Gespräch des englischen Arztes Bellew mit einem Perser, welcher die Hungersnoth als ein unabwendbares Verhängniß bezeichnete, das man mit Ruhe ertragen müsse. Die Turkmene könnten sich aber die Regierung wohl vom Halbe halten, wenn sie Geld opfern wollte, was ihr Wille nicht ist. »Man sagt,



Georgierinnen.

daß die Russen uns von den Turkmene befreien wollen — Gott gebe, sie thäten es! Und wenn sie dieses Gesindel von der Erde vertilgen, werden sie die Zuneigung und Achtung aller Leute in Persien gewinnen.« ... Solche Aeußerungen lassen deutlich erkennen, mit welchen Augen das Vorgehen Rußlands in Asien betrachtet und wie vielfache Hoffnungen auf das Czarenreich gesetzt werden.

Daß es in Kaukasien jetzt unverhältnißmäßig besser aussieht, als in vor-russischer Zeit, unterliegt keinem Zweifel. Rußland ist vermöge seines Assimili-







Буржуины в Георгии.





rungsvermögens der richtige Culturbahner unter den aſiatiſchen Völkern. Mit Recht iſt darauf hingewieſen worden, daß die Ruſſen mit ihrem geringen Culturſtoff bei den aſiatiſchen Völkerſtämmen viel größere Erfolge erzielt haben, als die hochcivilifirten Briten, die es nur ſchlecht verſtehen, ihre aſiatiſchen Unterthanen zu ihrer Culturſtufe hinaanzuziehen. Die Ruſſen können natürlich ihre aſiatiſchen Schutzbefohlenen nur auf jene Stufe erheben, welche ſie ſelbſt beſitzen; das Geringe aber, was ſie ihnen thatſächlich mittheilen, iſt noch immer mehr, als das Große, das die Engländer nicht an den Mann zu bringen verſtehen. »Unter der ruſſiſchen Hegide ſind die Culturfortſchritte der Aſiaten zwar gering und langſam, aber ſtetig und ihrer natürlichen Begabung und Maſſenanlage angepaßt; der britiſchen Civiliſation ſtehen ſie fremd gegenüber und begreifen ſie ſchlechterdings gar nicht.« In Kaukaſien iſt das Einzige, was an die europäiſche Regierung erimert, die ſtramme militäriſche Organifation. Das iſt, wie es ſcheint, der beſte Weg, orientaliſche, in ihrer Cultur zurückgebliebene Völker in Ordnung zu erhalten. —

Ein anderes kartalinifches Volk, das biſlang unter türkiſcher Herrſchaft ſtand, ſeit der Machtausdehnung Rußlands nach dem letzten Kriege aber dieſem letzteren unterſteht, ſind die Abſcharen. Sie ſind die nächſten Nachbarn der Laſen, von denen in einem anderen Abſchnitte die Rede ſein wird, da ſie vorwiegend im pontiſch-armeniſchen Küſtengebirge zwiſchen Batum und Trapezunt haufen.« Die Abſcharen ſind ein ritterliches Geſchlecht, nicht bloß weil ſie alle gut beritten und bewaffnet ſind, nicht bloß weil ſie gleich Raubrittern von ihren Bergſpitzen herunterfahren und die Wege unſicher machen; nein, auch weil ſie ſich ritterlich halten und geberden, meiſt edle Züge tragen, wie altadelige Franzoſen und Germanen ein gegebenes Wort heilig halten, an einem Freunde unverbrüchlich feſthalten. Für ihr Familienleben und die in klöſterlicher Einſamkeit lebenden, aber nicht immer den Weg ſtrenger Tugend wandelnden Frauen, hegen und verlangen ſie ſo hohe Achtung, daß ſie jede Verletzung ihrer Hauſehre mit Mord und Todſchlag rächen. Sie ſind Mohammedaner ſeit einem oder zwei Jahrhunderten, ſtammen aber von Gruſiern und ſprechen deren Sprache.«

Die Wohnſitze der Abſcharen liegen im Thale und im Quelllande des Abſchar=Su, zum Theile auch am Tſchuruch=Fluſſe. Die Bewohner letzterer Gegend unterſcheiden ſich aber weſentlich von ihren übrigen Stammesbrüdern und zwar

nicht zu ihrem Vortheile. Sie stehen im Ruße, faul und diebisch zu sein, und die übrigen Abſcharen bekennen offen, daß jene Thalsaffen allen Abſcharen einen ſchlechten Leumund gebracht hätten. Sie ſelber ſeien aber ehrlich und fleißig. »Wir ſind ſatt; der Wald und unſer kleines Maisfeld ernähren uns, wir haben zu leben,« ſagte ein Abſchare zu dem Kaukaſus-Forſcher Guſtav Radde. »Aber bedenke: Dort unten auf dem Wege nach Batum gibt es viele Familien, deren ganzer Beſitz nur in einem Eſel beſteht. Wie ſollten die nicht hungern? und wer hungert, der ſtiehlt!«

Derſelbe Reiſende conſtatirt, daß man im Vergleiche mit den elenden Wohnungen auf dem Hochlande im Süden, wo der Menſch im wahren Sinne des Wortes ein Murrelthierleben führt, im Abſcharen-Gebiete wahre Paläſte findet. Dieſe Wohnhäuſer, aus einem ſteinernen Unter- und hölzernen Aufbau beſtehend, bekunden Sinn für ſchöne Formengebung, wie man an den geriffelten Karnieſen und den Verzierungen der Pfeiler und Deckengeſimſe ſehen kann. Trotz alledem, und beſonders trotz aller ritterlichen Gefinnung, waren die Abſcharen weder gute Unterthanen der Pforte, noch friedliche Nachbarn der Ruſſen. Uebrigens ſcheinen ſie hauptſächlich durch das Verhalten der Pforte gereizt und zu zeitweiligen Ausbrüchen der Unbändigkeit verleitet worden zu ſein. Die Abſcharen hatten immer ihre eigenen Geſetze und Sitten, welche ſie der oſmanischen Verwaltungs-Schablone — die bekanntlich noch dazu eine ſehr ſchlechte iſt — nicht opfern wollten. Sie anerkannten die Oberhoheit des Sultans, beſtimmten aber ſelber die Höhe des zu zahlenden Tributs. Als man gelegentlich denſelben erhöhen wollte, gaben ſie den Abgeſandten des Trapezunter Gouverneurs die trotzig Antwort, daß man ihn ſelber holen möge. Er iſt indeß nicht geholt worden, denn die ſchwere Zugänglichkeit ihres waldigen Berglandes geſtattete den Abſcharen, jederzeit eine halb unabhängige Stellung einzunehmen.

Der Abſchar-Fluß fällt dort in den Tſchuruch, wo dieſer die letzte Thaleuge durchbricht, um die weite Thalebene von Batum zu durchſtrömen. Eine bedeutende Strecke ſtromauf liegt Artwin, früher die Hauptſtadt von Türkiſch-Georgien. Jetzt iſt das Thal ruſſiſch, denn die Grenze zieht am weſtlichen Hange deſſelben, deſſen Richtung eine ſüd-nördliche iſt. Die türkiſchen Georgier, durchwegs Mohammedaner, aber wenig glaubenseifrig, haben unter der Pfortenherrſchaft viele der guten Eigenſchaften der kartalinischen Völker eingebüßt. Beſon-



ders die Frauen stehen im Rufe, nicht immer den Weg der Tugend zu wandeln. Ihr Benehmen gibt häufig Anlaß zu ehelichen Zwisten, die mit Mord und Todschlag enden. Von Gesezen war bisher keine Rede und es wäre interessant, zu erfahren, wie sie sich in die stramme russische Ordnung geschickt haben. Wenn man dieses Land mit seinen einsamen Thälern, seinen überwachsenen Pfaden, versteckt gelegenen Gehöften und dichten Wäldern in früherer Zeit durchwanderte, fand man es höchstens überraschend, daß nicht noch mehr Bluttthaten begangen wurden, als es thatsächlich der Fall war. Immerhin war der reisende Europäer vollkommen sicher, wenn er einmal in einem Dorfe als Gast aufgenommen war. Er konnte dann beruhigt weiter wandern, denn die Gastfreundschaft wurde formell von Dorf zu Dorf übertragen, und so fort durchs ganze Land, bis ans Ende der Reise.

An den Grenzen Armeniens angelangt, ist es nun unsere Aufgabe, noch einmal in Georgien einzukehren, um dessen Mittelpunkt, die vielgepriesene und in mancher Hinsicht unvergleichliche Capitale des Landes kennen zu lernen. . . . Tiflis — georgisch Tphilisi, d. i. die Stadt der warmen Quellen — liegt in dem breiten Thale der Kura, des größten Flusses in Transkaukasien, der sich in das Kaspische Meer ergießt. Der größte Theil der Stadt, das eigentliche Tiflis, ist am rechten Flußufer erbaut, welches theils sanft ansteigt, theils mit senkrechten Felswänden abfällt. Die Straßen ziehen sich an den ansehnlichen, den Fluß einengenden Bergen bis zu beträchtlicher Höhe hinan, während der am linken Ufer der Kura erbaute Stadttheil — Kufi genannt — und die jetzt zur Stadt gehörige deutsche Colonie Neu-Tiflis auf ebenerem Terrain sich ausbreiten konnte. Ueber die Kura führen mehrere Brücken, von denen eine in bedeutender Höhe an zwei sich gegenüberliegende Felswände gehängt wurde, die andere als Steinbrücke über den getheilten Fluß mit einer Insel in schönem Bogen gespannt ist.

Tiflis, welches durch lange Zeit die Residenz der Könige von Georgien war, wurde im Jahre 450 n. Chr. gegründet. Es wurde häufig, zumal in der Zeit der vorderasiatischen Völkerwanderungen, schwer heimgesucht. Im Anfange des XVII. Jahrhunderts fiel die Stadt für einige Zeit unter türkische Oberherrschaft, wurde aber wieder durch König Rustum erobert und besetzt, aus welcher Zeit noch Ruinen erhalten sind. Im Jahre 1795 wurde es — wie wir

andernorts vernommen haben — von Mohammed Aga von Persien furchtbar heimgesucht, indem dieser brutale Eunuch den König Heraklius vertrieb, die Stadt einäscherte, die Priester in den Fluß werfen ließ und bei 30.000 Menschen in die Sklaverei schleppte. Als die Russen einige Jahre später (1801) in Tiflis ihren Einzug hielten, war die Stadt bereits arg herabgekommen. Ein Knäuel enger, schmutziger Gassen, von elenden Lehmhütten gebildet, drängte sich an den hohen Ufern der Kura zusammen. Die alten Bauten georgischer Könige lagen längst in Ruinen, denn das uralte christliche Königsgeschlecht der Bagratiden hatte seit Jahrhunderten dem Anstürmen islamitischer Völker auf allen Seiten abzuwehren. Und was hatte der Glanz der persischen Safiden-Könige, welche zu Ispahan geboten, dem georgischen Fürstentum gebracht? War Schach Abbas, den die Geschichte den »Großen« nennt, nicht sengend und plündernd in die gesegneten Fluren Transkaukasiens eingebrochen, um die lebenslustigen Völker, die nur beim Weine und frohen Liedern aufgewachsen waren, unter den moslimischen Krummfäbel zu beugen?

Das Ende der vorrussischen Herrlichkeit in Georgien entbehrt indeß keineswegs eines gewissen tragischen Beigeschmacks. Es war im Jahre 1801, als der schwache König Georg XIII. sein Land, das unglückselige Theilungen schon seit geraumer Zeit geschwächt und zerrüttet hatten, dem Czaren in aller Form als Erbschaft hinterließ. Dagegen legten die Mitglieder der Familie Verwahrung ein, freilich ohne Erfolg, trotzdem sich zuletzt auch die Königin-Witwe an die Spitze der Widersacher stellte. Diese energische Frau war ganz nach dem Zuschnitte jener vielen georgischen Heldinnen, die in der Geschichte berühmt geworden sind. Als von Seite des Czaren an sie die Einladung erging, sich nach St. Petersburg zu verfügen und dort mit allen königlichen Ehren ihre weiteren Lebens-tage zu verbringen, weigerte sie sich, diesem Lockrufe Folge zu leisten. Dieser Widerstand sollte ihr verhängnißvoll werden. Eines Tages erschien ein grusinischer Fürst als Abgesandter des Czaren bei der widerspenstigen Witwe und erneuerte die Einladung seines neuen Gebieters, nicht ohne sich zu Drohungen hinreißen zu lassen. Vergeblich! Im Borgemache harrten die russischen Generale, ungeduldig über die langwierigen Verhandlungen. Sie drangen stürmisch in den Sendboten und so ließ sich dieser verleiten, die Königin an der Hand zu ergreifen und sie sachte mit sich zu ziehen. Da zuckte der im Gewande verborgene Rindschal

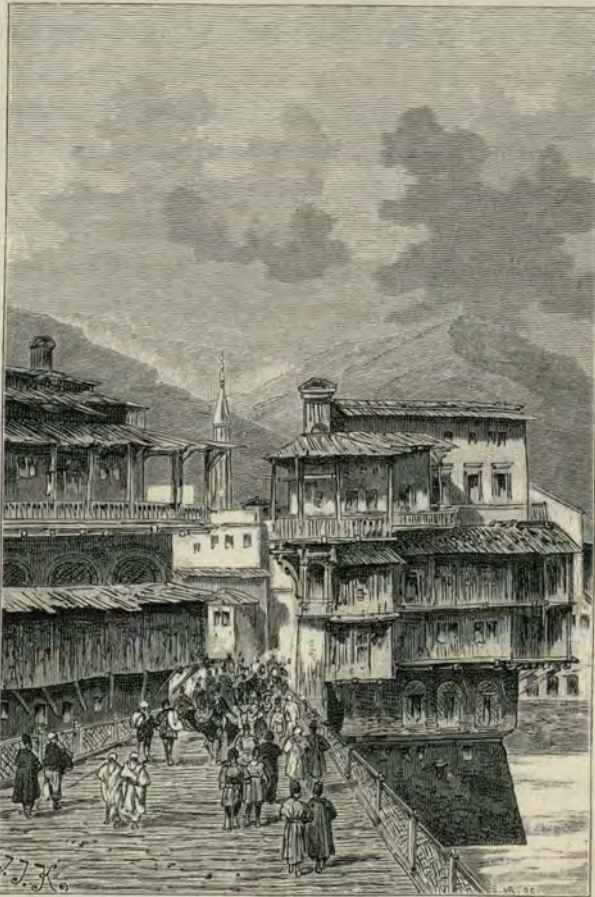


und mit dem Worte »Verräther« durchbohrte die unglückliche Witwe ihren früheren Vasallen. Gefaßt ließ sie sich alsdann mit ihren beiden Söhnen gefangen nehmen, um für immer zu verschwinden. Man hat nie erfahren, was aus der letzten georgischen Königin geworden. Nur so viel verlautet, daß man sie lange Zeit in einer russischen Stadt gefangen hielt; Jahr und Tag ihres Endes aber sind unbekannt geblieben.

In den ersten Jahrzehnten der russischen Herrschaft entwickelte sich Tiflis nur langsam, bis endlich in der Zeit, da die Stellung der Russen in Transkaukasien sich wesentlich gefestigt hatte, der Aufschwung begann. Es entfaltete sich allmählich jenes bunte, anregende Leben, das abendländische Poeten und Schriftsteller uns so verlockend zu schildern wußten. Sie haben auf der herrlichen Tapete, welche von Licht und Duft erfüllt und von Nebenkränzen durchflochten ist, jene vollkräftigen Gestalten hingemalt, deren typische Erscheinungen der leichtlebige, schöne Georgier und die noch leichtlebigere, prächtige Georgierin sind. Wer würde sich nicht angeregt fühlen, wenn er unvermittelt diesem morgenländischen Frauenbilde entgegenträte, das Anmuth und Adel in sich vereint: Das blauschwarze Haar und das lichtblaue Auge mit einer wunderbaren Mischung von Sinnlichkeit und kindlicher Unbefangenheit im Blicke — der blendend weiße Teint, die hohe Stirne, an der kostbares Geschmeide funkelt, und die schlanke Gestalt, welche die weiße Umhüllung, die »Tschadra«, neidisch dem Blicke des Beschauers entzieht!

Tiflis ist wegen seines halb europäischen, halb asiatischen Aussehens eine der interessantesten Städte des Orients. Sie bietet mit ihrem schönen »Golowinski Prospect« (Hauptstraße), mit luxuriös ausgestatteten Magazinen, dem schönen Palaste des Statthalters, dem herrlichen, mitten in der Stadt gelegenen Alexandergarten, dem großartigen Parke »Muschtaid«, dem Erivan'schen Plaze mit Theater, mit Clubs und Belustigungsorten, Alles was man von einer europäischen Großstadt beanspruchen kann. Und all dieser Glanz, diese Pracht grenzen unmittelbar an das charakteristische echt asiatische Leben des anderen Stadttheiles, der dicht am Erivan'schen Plaze beginnt. Hier sind die Straßen eng und winkelig, im Sommer von Segeltuchplachen überspannt; in endlosen, dicht aneinandergedrängten Reihen kleiner offener Läden entwickelt sich das ganze bunte und rege Leben des asiatischen Handels und Gewerbes. Im verwirrenden Durch-

einander wechseln Verkaufsbuden mit den Werkstätten der Schmiede, Schuhmacher, Kürschner, Goldarbeiter u. s. w. Wohlgerüche entströmen den Läden der Obst- und Specereihändler. Großartige asiatische Kaufhöfe (Karawanenarajs) sind



Straße in Tiflis.

von Wagen, Kameelen, Pferden und Eseln umlagert; Bettelderwische und Lastträger, Händler und Käufer, prächtig costümirte Gestalten und armselige Bettler, Fußgänger und Reiter drängen und schieben sich, mitten unter ihnen der schreiende »Toluchtschik«, der Wasserverkäufer, der sein schwer beladenes Pferd rücksichtslos durch diesen Menschenswarm treibt.





Tiflis.





Wenn warme Brisen über die Kura streichen und die Berghöhen der Ferne in rauchblaue Schatten sich hüllen, wird es auf den Häuserterrassen und Altanen lebendig. Lachende und scherzende Frauen finden sich zu fröhlichem Zeitvertreibe ein. Die Sorge um den engen Mikrokosmos des Hauswesens drückt sie nicht. Sie sind in dem Bannkreise der morgenländischen Faulenzerei aufgewachsen und glauben, daß des Lebens schönster Theil das Nichtsthun ist. Wenn die georgische Tifliserin ihre Zeit gerade nicht beim Becher feurigen Rachtiners oder im Kreise musizirender Mädchen verbringt, dann ist sie gewiß in den Bädern zu finden, welche im Tataren-Viertel der Stadt liegen. Damit ist auch die von der europäischen Sitte abweichende Gepflogenheit verbunden, daß die Frauen nur ausnahmsweise zu Hause Besuche empfangen. Man macht gegenseitig Einladungen zu gemeinsamem Besuche irgend eines Bades, in welchem man gleich einen ganzen Tag zubringt. Man medirt hier so virtuos, wie nur immer in einem abendländischen Salon, gibt sich bei stärkender Mahlzeit tollem Zeitvertreibe hin, und schmückt und pudt sich von einer Stunde zur andern. Da ist das breite, mit Gold und Perlenstickereien gezierte Stirnband, das durch die Haare geschlungen wird, wenn letztere durch Färbung den beliebten Glanz erhalten haben; alsdann kommt das Geschmeide an die Reihe, das farbige Untergewand, schließlich die schneeweiße Tschadra. Auch fehlt es bei diesem Zeitvertreib nicht an Musik und Gesang. In einem an den Baderaum, oder das gemeinschaftliche Toilettezimmer stoßenden Saal finden sich die grusinischen Troubadoure, an denen es in Transkaukasien nicht mangelt, ein und tragen ihre Lieder zu den Klängen der Schiamori (Guitarre) und der Thari (Violine) vor, meist Producte von ureigenem poetischen Reize.

Sonst hat das Leben in Tiflis wenig Abwechslung, wenn auch die vielen kleinen und kleinsten grusinischen »Fürstinnen« die Stadt als eine Art von kaukasischem Paris ansehen. Auf dem flachen Lande aber ist es nicht immer so, wie man im Hinblick auf das viel gepriesene Transkaukasien meinen möchte. Die Häuser sind zumeist einstöckig und besitzen eine mit Schnitzwerk verzierte hölzerne Gallerie; der Innenraum aber ist meist sehr beschränkt. Vollends erbärmlich sind die sogenannten »Sakly«, die halb unterirdischen Stein- und Lehmhütten der Landbevölkerung. In der nassen Jahreszeit sind diese Troglodytenlöcher beständig dem Einsturze ausgesetzt, und dennoch findet es der Georgier nicht der

Mühe wert, diesem Uebelstande ein für allemal abzuhelpfen. Kommt aber die schöne Jahreszeit, dann erwacht unter dem heiteren Himmel Grusiens auch im armseligen Sakly freudige Bewegung und die angeborene Lebenslust kommt allenthalben zum Durchbruche. Die Frauen und Männer wetteifern in der Sucht nach Fuß, schönen Kleidern, nach Tanz, Gesang, nach geselligen Zusammenkünften und Lustbarkeiten aller Art. Auch dem Spiele und nicht zuletzt dem Trunke sind sie ergeben. Am leidenschaftlichsten ergibt man sich dem Tanze, der »Lesghinka«. In den Pausen ist ein Trunk feurigen Rachtiners oder ein lärmender Gesang beliebt. Bei der üppigen Vegetation und der ziemlich ansehnlichen Gartencultur findet sich zu derlei Belustigungen leicht ein passender landschaftlicher Hintergrund, meistens Gärten, die in früherer Zeit meist von hohen palissadenartigen Zäunen eingeschlossen waren, namentlich an Punkten, welche den Ueberfällen der Bergstämme ausgesetzt waren.

Findet sich ein Gast ein, dann wird er — bezeichnend genug — gewöhnlich im Kelterhause untergebracht. Es ist dies ein Ehrenplatz, der gewissermaßen die Hausfreunden andeutet, denen man entgegengeht. Der Wein wird hier nicht nur gekeltert und bereitet, sondern es sind auch immer große Weinurnen (Kuptschinen) vorhanden, die mitunter (besonders in Gurien) unglaubliche Dimensionen haben. Bei so bequemer Einrichtung ist es ganz begreiflich, daß die Beschreunden oft keine Beschränkung finden. Die Freuden der Tafel aber sind weit weniger üppig. Vornehme Familien auf dem Lande versammeln sich in der schönen Jahreszeit unter großen schattigen Bäumen um einen runden Tisch, an dem Alles mit untergeschlagenen Beinen Platz nimmt. Ein großes buntes Tuch ersetzt die Tischdecke. Alsdann werden die Gerichte aufgetragen, welche sich wie folgt zusammensetzen: guter, aber sehr poröser Käse, rohe Gurken, Hühner-Magout, Hammelfleisch und Fische, verschiedene Braten. Als Zwischenspeisen wilden Lauch (Pras), Sellerie (Reachuli), Bohnenkraut (Kondari), Wassermünze (Keowanti) und Brod (Schodi). Das letztere ist sehr dünn, aber häufig zwei Fuß lang und einen halben Fuß breit.

In Tiflis besteht seit uralter Zeit ein Brauch, der auf Originalität Anspruch erheben darf. Im Bereiche der Stadt erhebt sich der »heilige Berg« (Mtazninda), von der Kirche des heiligen David gekrönt. Es ist ein echter und richtiger Frauenpatron und die Tifliserinnen halten große Stücke auf ihn. Wenn die Jungfrau in Liebe entbrennt, pilgert sie den steilen Hang hinan, ergreift





Badeort Borzhom bei Tiflis.

7428





einen Stein und schleudert ihn auf die Zinnenmauer. Bleibt er oben, dann ist sie ihres Geliebten sicher, fällt er herab, so muß sie geduldig — eine Woche harren, denn nur an Donnerstagen hat das Drakelspiel Gültigkeit. Ebenso verfährt die Frau, der es an dem erwünschten Eheglück gebricht, oder die kinderlose Gattin, die von dem Sanctus Mutterfreuden erfleht. Der Brauch datirt daher, daß Frauen es waren, welche das Heiligthum auf dem Mtazninda errichten halfen. Als nämlich einst die Gemeinde den Bau dieser Kirche betrieb, erlangte sie wohl die nothwendigen Materialien, ihren Transport nach der Berghöhe konnte sie aber nicht bestreiten. Da waren die Frauen kurz bei der Hand und bewahrheiteten den Spruch: »Der Glaube hebt Steine.« Sie schleppten, was ihre Hände zu schleppen vermochten, den Berg hinan, und als der Bau vollendet war, blieben noch große Mengen von Steinen liegen, die noch heute zu den seltsamen Drakelswürfen benützt werden. Als besonders gewichtiger Zeitpunkt gilt der Tag des Heiligen, der achte Donnerstag nach Ostern.

Von Tiflis ab bieten sich uns zwei Wege, um unsere Wanderung durch Transkaukasien fortzusetzen. Der eine führt längs der Kura nach Baku am Kaspi-meere (nun Schienenweg) und in die Tataren-Bezirke in Südost-Transkaukasien zwischen Kura und Aras, mit dem Mittelpunkte Schuscha im Osten jenes gewaltigen Plateaus, welches Transkaukasien von Persien scheidet. Der andere Weg führt nach Armenien hinauf; er ist eine uralte Karawanenstrafe und durch die Russen wenigstens theilweise zu einer Poststrafe umgestaltet worden. Er führt nach Erivan hinauf, und zwar durch das Thal des Akstafa, übersteigt in Serpentinien in 2170 Meter Seehöhe in der Nähe des großen Gebirgssees Goktscha, welcher in das früher erwähnte Plateau eingebettet ist, und senkt sich dann bei Erivan wieder bis zu 914 Meter Höhe hinab. Der Erhaltung dieser Strafe stellen sich große Hindernisse entgegen durch den ununterbrochenen Kampf mit einer Wirrnif von Bergmassen.

Halbwegs dieser Poststrafe gehen die Wege westwärts nach jenen Gebieten ab, von denen in diesen Blättern bereits öfter Erwähnung geschah. Sie führen in das bergige Georgien, nach Gürdschistan und in das Land der Adscharen. Durch das Thal der oberen Kura wird die Verbindung mit dem westlichen Grusien, beziehungsweise den pontischen Provinzen hergestellt. Auf diesem Wege liegen die bereits erwähnten Hochsteppen von Achalkalaki, auf denen wir nun etwas

länger verweilen möchten, nicht der Natur dieses Landes, sondern eines eigenthümlichen Völkchens halber, welches das Schicksal hieher verschlagen hat. Es sind keine Eingeborenen, sondern Russen, und zwar solche der Secte der Duchoborzen.

Welches Bewandniß es mit denselben hat, wurde bereits früher einmal flüchtig berührt, als von dem russischen Sectenwesen im Allgemeinen die Rede war (s. S. 234). Nun, da wir uns in den Heimstätten der Duchoborzen befinden, verlohnt es sich der Mühe, dieselben genauer kennen zu lernen. Wie bei den meisten russischen Secten, welche aus dem Rascol hervorgegangen sind, knüpft sich auch an die Duchoborzen (und die mit ihnen verwandten Molokanen) gewissermaßen ein dramatisches Interesse. Sie haben ihre Helden und ihre Leidensgeschichte, aber es fehlt ihnen jeder höhere geistige Aufschwung; ihre Anhänger waren von Anfang an und sind es noch heute, ungebildete Bauern, von denen nur wenige lesen und schreiben können. Nie ist unter ihnen ein wissenschaftlich gebildeter Mensch gewesen. Merkwürdig ist, daß wir auch heute über die Lehren dieser Sectirer noch immer nicht genau unterrichtet sind, obwohl über sie eine ganze Literatur besteht. Die einzelnen Publicationen sind voll Widersprüche und es verlohnt der Mühe, auf Grund der vorhandenen Quellen, die wichtigsten Beobachtungen und Studien einzelner Forscher gegenüberzustellen.

Am mildesten, so scheint es, beurtheilt die Regierung selber die Duchoborzen. Nach ihrer Ansicht sind die Duchoborzen (d. i. »Geisteskämpfer«) keine ketzerische Abzweigung von der russischen Kirche, sondern etwas von derselben ganz Abweichendes. Sie glauben an einen Gott, aber nicht an die Persönlichkeit Christi; Christus ist bei ihnen nur eine andere Erscheinungsweise der Gottheit. Von einer sogenannten »Mutter Gottes« und von den Heiligen wollen sie nichts wissen; die Heiligenbilder sind ihnen Gözenbilder. Sie verwerfen die Sacramente und haben andere Festtage, als die von der Staatskirche sanctionirten. Es gibt eine Auferstehung des Geistes, nicht des Fleisches. Man darf keinen Eid schwören; die Ehe ist ein einfacher Vertrag, dessen Schließung und Lösung von der freien Vereinbarung der Parteien abhängt. In ihrer Selbstverherrlichung gehen die Duchoborzen so weit, daß sie keine Autorität, also auch die des Staatsoberhauptes nicht, anerkennen. Daraus erklärt sich ein gewisser jacobin-



nistischer Zug unter ihnen, denn alle Duchoborzen sind »Brüder«, die weiblichen Anhänger »Schwestern«. Man begegnet allen mit gleicher Ehrfurcht und Freundlichkeit, selbst den Kindern. Das Wort »Vater« oder »Mutter« wird ängstlich vermieden, weil man damit eine gewisse Familien-Autorität anerkennen würde.

In einer Studie Heinrich v. Pauker's, der die Duchoborzen an Ort und Stelle in Transkaukasien kennen gelernt hat, entnehmen wir manche interessante Einzelheiten, die das Vorstehende theils ergänzen, theils richtig stellen. Nach ihm hätte sich unter diesen Sectirern besonders die Lehre von der Dreieinigkeit und der Person Christi ganz absonderlich entwickelt. Zwar glauben sie auch an einen dreieinigen Gott, er aber offenbart sich als solcher nur in der Seele des Menschen. Wir werden weiter unten sehen, wie Kenner des russischen Sectirerwesens diese Lehre in das Gesamtgefüge des Rascol einführen. Nach Pauker ginge die Offenbarung der Gottheit im Menschen dadurch vor sich, daß Gott Vater in der Gedächtniskraft liege, Gott der Sohn in der Weisheit des Verstandes und der Heilige Geist im Willen. Das Erdenleben des Heilands fassen sie symbolisch auf und deuten es auf ein mystisches Einwohnen desselben in den Herzen der Menschen. Der duchoborzischen Weltbrüderlichkeit entsprechend, haben übrigens alle Menschen Antheil am ewigen Heil: Juden, Mohammedaner und Heiden so gut, als Christen und »Gottesmänner«. Das meiste in der Bibel wird symbolisch gedeutet, so der Sündenfall, der erste Brudermord, der Thurbau zu Babel, der Auszug der Israeliten u. s. w.

Wie die Dinge liegen, sind also die Duchoborzen Spiritualisten. Liwanow bezeichnet das Duchoborzenthum als ein Gemisch von einer Art des russischen Rationalismus und westlichen Mysticismus, daher die auffällige Aehnlichkeit mit den Quäkern und Anabaptisten. Denn auch die Duchoborzen taufen ihre Kinder nicht. Auch Nowigki, der ein umfassendes Werk über diese Secte geschrieben, constatirt das Hinneigen derselben zum Quäkertum und Mysticismus. Den Hauptausdruck ihrer Lehren enthält ihr sogenanntes »Buch des Lebens«, eine umfangreiche Sammlung von Psalmen und Psalmbruchstücken, richtigen, aber nach eigens zurechtgemachten Stellen der Bibel, und einer Menge specifischer Duchoborzenlieder. Dieses »Buch des Lebens« wird in der Weise fortgepflanzt, daß sich jeder Familienvater eine Anzahl Gesänge einprägt und sie dann seinen Kindern beibringt.

Der Gründer der Secte war ein des Lesens und Schreibens kundiger Bauer, Silwan Kolesnikow, im Dorfe Nikolst im Gouvernement Jekaterinostlaw, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren. Er führte ein strenges Leben, hatte große Rednergabe, war wohlbegütert und bildete das Haupt der jungen Secte. Zwar ging das Erbe der neuen Lehre zunächst auf die beiden Söhne des Stifters über; wirklichen Einfluß aber gewann der Bauer Saweli



Molokanen.

Kapustin, der allen seinen Vorgängern und Nachfolgern überlegen war. Er trieb zu Ende des vorigen und Beginn des jetzigen Jahrhunderts sein Wesen und er übte über seine Anhänger eine förmliche despotische Gewalt. Haythausen vergleicht ihn in seinem Wesen mit dem Wiedertäufer Johann von Leyden. Nowizki sagt, daß keine der innerhalb der russisch-orthodoxen Staatskirche entstandenen Secten sich so weit von ihr entfernt, so weit die Negation aller Dogmen getrieben, wie die Duchoborzen-Secte. Nach dem Kirchenhistoriker Erzbischof Philaret wäre die Lehre der Duchoborzen ein mystischer Rationalismus, der nichts Wesentliches aus dem Christenthum entlehnt hat. Gerbel-Embach, der eine sehr instructive





Duchoborzen.

W. A. MEISSNER

E. MEISSNER SC.

GÜNTHER & RÜCKES L.A.





Zusammenstellung über russische Sectirer nach zahlreichen Quellschriften geliefert hat, sagt, daß der Gottesbegriff bei den Duchoborzen spiritualistisch und pantheistisch verflüchtigt. Sie leugnen das jenseitige Leben, substituiren dafür eine Versehung der Seele auf eine andere Welt oder in einen anderen Körper.

Unter Katharina II. und Paul I. zeigten die Duchoborzen eine starke Renitenz gegen die Staatsgewalt. Als Soldaten wollten sie nicht schwören und kein Gewaltmittel konnte eine Aenderung ihrer Gesinnung herbeiführen. Seit 1817 wird den Duchoborzen im Militärdienst der Eid erlassen. Kaiser Alexander I. verfuhr überhaupt milder mit den Sectirern. Er wollte keine Verfolgung dulden. Gleichwohl sah sich die Regierung veranlaßt, die Duchoborzen in der Krim anzusiedeln, wo sie zu großem Wohlstande gelangten. Indesß wurden sie in Bezug auf ihre Unterwürfigkeit bald wieder rückfällig und versagten den Behörden den Gehorsam. Die passive Renitenz hielt Jahrzehnte an. Im Jahre 1841 endlich sah sich die Regierung veranlaßt, ihre Uebersiedlung nach Transkaukasien anzuordnen. Das Gebiet im Schalkalasischen Kreise, welches sie besiedeln, führt nach der Secte den Namen »Duchoborje«. Man lobt ihre Mäßigkeit, Reinlichkeit und Arbeitsamkeit, aber sie haben bei grandioser Selbstvergötterung den Hang, Propheten zu machen. Wie bei allen mystischen Secten, spielt auch in die Lehre der Duchoborzen die Sinnlichkeit hinein. Wenigstens berichtet Pauker, daß sie aus ihrer Mitte einen schönen Knaben wählen, den sie die »Gottesmutter« nennen. Da dieser Knabe eine Art Hofstaat aus den jungen Mädchen aller Dörfer um sich versammelt, und kein Mädchen verheiratet wird, das nicht einige Zeit sich dort aufgehalten hat, wird das weibliche Geschlecht entsittlicht.

In Transkaukasien finden sich auch Gemeinden der Molokanen (d. h. Milcheßer, weil sie zur Fastenzeit Milch genießen). Einige Schriftsteller lassen sie aus den Duchoborzen hervorgehen, andere wieder stellen ein höheres Alter für ihren Ursprung auf. Gerbel-Embach glaubt, daß die Secte zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich zuerst in der gegenwärtig bekannnten Gestalt gezeigt habe. Die Molokanen stellen die heilige Schrift sehr hoch, legen sie jedoch nach ihrer besonderen Weise aus. Sie anerkennen keine Concilien und glauben ihrerseits das Urchristenthum zu besitzen. Mackenzie-Wallace vergleicht ihre Lehre mit dem Presbyterianismus, nur daß die Molokanen ihre Lehre noch in kein klares, logisches System gebracht. In Transkaukasien ist die Zahl der Molokanen nicht

unbeträchtlich; sie leben im Wohlstande, vertragen sich aber unter einander bei weitem nicht so gut, wie die Duchoborzen. Sehr häufig tauchen Neuerer unter ihnen auf, welche mit den alten Vorschriften unzufrieden sind. Auch in früherer Zeit fanden Spaltungen statt, oder es setzte die Stammsecte neue Zweige an. So entstand aus der Mitte der Molokanen im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die communistische Secte der »Obstschije«, welche indeß wieder beträchtlich abgenommen hat, und dormalen nur noch in Transkaukasien Anhänger besitzt. Ihr Gründer war ein brutaler Despot, »der jeden Mangel an Gehorsam gegen ihn als eine Todsünde behandelte«.

Audere molokanische Zweigsecten sind: die »Keinen«, welche sich von der Stammsecte nur wenig unterscheiden. Sie verwerfen den Gebrauch, daß beim Gebete alle Molokanen sich einander küssen. Auch über andere rituelle Gebräuche herrscht Zwiespalt. Sehr scharf von den Keinen scheiden sich die »Springer«. Diese nehmen den Satz von der Herabkunft des Heiligen Geistes wörtlich und buchstäblich. Wenn der Heilige Geist kommt, versetzt er den, auf welchen er sich herabläßt, in Verzücung und befähigt ihn in mehreren Zungen zu reden. Die Springer haben ganz moderne Gefänge, welche bei Beginn des Springens angestimmt werden. Die Melodien sind anfangs lustig und heiter und werden immer lebendiger, um das »Besessensein« rascher zu fördern. Die Springer scheinen übrigens von den Molokanen bereits so grundverschieden zu sein, daß sie nicht mehr als Zweigsecte der letzteren angesehen werden können. Daher weist sie Gerbel-Embach den »Ehlysti« zu, welche keine rationalistische, sondern eine einfach priesterlose Secte sind. Erwähnt sei noch, daß die Springer in Transkaukasien nicht vorkommen. Sie bilden eine sehr kleine Gemeinde und treten, wie es scheint, nur in der Umgebung von Petersburg auf.

Der bekannte russische Maler B. Wereschagin schildert eine Versammlung der Molokanen während ihrer Gebetübungen. Die Hitze war drückend, der Geruch athembeklemmend. Der Vorbeter nahm in einem Winkel den Ehrenplatz ein; er saß unter einem Wandschranke, vor welchem sich ein Vorhang befand. Der Betraum zeigte keinen bildlichen Schmuck, da den Molokanen Bilder anstößig sind. Der bewußte Kasten verwahrt die heiligen Bücher, Papier, ein Tintenfaß, ein Rechenbrett, Leuchter und noch etliche Gegenstände. Während des Gebetes legt man die Bücher auf den Tisch; neben dem Vorbeter nehmen seine Gehilfen Platz,





Umgebung von  
**TIFLIS**  
 Maßstab 1 : 415.000  
 0 5 10 15 km





die Beter setzen sich auf die bereitstehenden Bänke, und zwar die Männer vorne, die Frauen rückwärts. Einer der Gehilfen hebt einen beliebigen Gesang an und alle Anwesenden stimmen ein, im hohen Tone, ungemein laut und schmalzend. Alsdann wird ein Teppich ausgebreitet, auf dem die Beter der Reihe nach niederknien, um wieder auf ihre Plätze zurückzukehren. Hierauf stehen alle auf und küssen einander, die Männer gegenseitig, desgleichen die Frauen. Die Molokanen glauben an keine ewige Verdammniß und halten daran fest, daß durch Reue jedes Verbrechen (die übrigens selten begangen werden) und der schlechteste Lebenswandel gesühnt werden könne. Auf den Reuigen kommt der heilige Geist herab, beseligt den Büßer, der alsdann seufzt und weint und im Gebete stillen Trost findet — ganz entgegengesetzt zu der Ansicht der »Springer«, welche den Besuch des heiligen Geistes durch Körperbewegungen kundgeben, welche lebhaft an den Paroxysmus der drehenden Dervische erinnern. Selbst Tische werden erklettert. Mitunter springt Einer aus der Versammlung wie ein Besessener auf und bleibt wie erstarrt stehen. Er will damit andeuten, daß er bereit ist, »nach Zion« emporzuschweben. . . .

Wir betreten nun den früher erwähnten zweiten Weg, welcher von Tiflis ab in das östliche Transkaukasien führt. Es ist ein Gebiet, welches hauptsächlich von Tataren, dann von Persern, und in den höher gelegenen Strichen von Armeniern und Kurden bewohnt ist. Die Straße zieht am rechten Ufer der Kura, während die neue Bahnlinie nach Baku sich am linken Ufer hält. Außerhalb der Stadt Tiflis empfangen den Reisenden schöne Landhäuser mit üppigen Wein- und Obstgärten. Alsdann geht es im Zickzack über einen 520 Meter hohen Berg, hinter welchem die Steppe beginnt. Die ganze Fahrt bis Jelisabethpol geht mit wenig Ausnahme durch solches Steppenland, welches in der Nähe der genannten Stadt nach Franz Koszmähler fast den Charakter der Wüste annimmt. Jelisabethpol — tatarisch: Gandscha — zeigt sich schon aus weiter Ferne, und verspricht, angesichts des öden Landes, wenig. Um so größer ist die Ueberraschung, wenn man die letzte Höhe gewonnen hat und nun plötzlich ein lachendes Dasenbild vor sich hat. Die Stadt ist ganz in Gärten begraben. Gleichwohl bietet dieser Gouvernementsitz wenig Bemerkenswerthes. Die Straßen sind eng und winkelig, die Häuser mit wenigen Ausnahmen klein, häufig verfallen, und nur die Neuanlagen befriedigen einigermaßen.

Der beachtenswertheste Punkt der Stadt ist der große, mit mächtigen Platanen bepflanzte Bazarplatz, auf welchem sich auch die größte Moschee befindet. Die rechte Seite des Platzes nehmen die Verkaufsbuden der verschiedenen Händler ein; auf der anderen Seite sind Theebuden, in einem abgesonderten Hofe befinden sich die Magazine und Comptoirs der Großhändler. Am Morgen ist der regste Verkehr und das meiste Leben auf dem Platze. Dann kommen die Armenierinnen, dicht in weiße Ueberwürfe eingehüllt, und kaufen den Tagesbedarf an Lebensmitteln. Wenn sich die Hülle verschiebt, sieht man prächtige Gesichter, funkelnde Augen, reichgestickte Gewänder. Russen und Tatarinnen vervollständigen die Gruppen. Besonders reich ausgestattet ist der Obst- und Gemüsemarkt.

Zwei Meilen von Jelisabethpol, dem Gebirge zu, liegt die deutsche Colonie Helenendorf, deren Ansassen, wie alle Deutschen in Transkaukasien, aus Württemberg stammen. Karl Karsten weiß nicht genug die Sauberkeit und Nettigkeit der Ansiedelung zu loben. Die Straßen sind mit Bäumen bepflanzt und wohlgepflegt. Jedes einzelne Haus mit seinen Ställen und Hofräumen verräth den behäbigen deutschen Landwirt. Die Colonie ist reich an Land und betreibt in rühriger Weise den Ackerbau, doch liefert nicht dieser, sondern der Weinbau den Hauptertrag. Auch der Obstbau ist nicht unbedeutend, wenn auch edlere Sorten fehlen. Mit der Viehzucht steht es schlecht, da in den heißen Sommern alle Weiden versengt sind und kein Futter liefern. Die Bewässerung der Felder und Weingärten geschieht durch Canäle, welche das Wasser aus dem Gebirge herleiten. In Kleidung, Sprache und Sitten sind die Colonisten ihrer alten Heimat treu geblieben. . . . Eine zweite Colonie liegt an der Tifliser Poststraße, etwa fünf Meilen von Jelisabethpol entfernt. Sie hat mancherlei trübe Schicksale durchgemacht, da deren Anlage von vorneherein verfehlt war und das ungesunde Klima die Ansiedler decimirte. Schließlich wurde der dringende Ortswechsel vorgenommen und seitdem gedeiht auch diese deutsche Colonie — Annenfeld mit Namen — sichtlich.

Leider hat die Colonie den räuberischen Stamm der Chamgor-Tataren zu Nachbarn. Mit ihnen liegen die Colonisten wegen wiederholten Vieh- und anderen Diebstählen fast beständig in Fehde. Ueberhaupt ist in Bezug auf die öffentliche Sicherheit dieser Kreis wohl so ziemlich der schlimmste in Transkaukasien. Es



hat sich freilich in den letzten Jahren, nach dem Zeugnisse Karstens, vieles gebessert, so daß nunmehr wenigstens die Reisenden nicht mehr behelligt werden. Aber wegen der Beschaffenheit der Wohnsitze der Räuber, wegen deren vielen Schlupfwinkeln in Wäldern und Schluchten, hat die Regierung einen schweren Stand, und absolute Sicherheit vermag auch sie nicht zu schaffen.

Der Hauptsitz der Tataren ist übrigens nicht hier, sondern in dem südlicher gelegenen Schuscha. Gleich außerhalb Selisabethpol führt von der Bafustraße der Weg südwärts nach der genannten Stadt ab. Die Ebene verliert alsbald ihren Wüstencharakter und kleidet sich streckenweise in ein üppiges Pflanzenkleid. Namentlich auffällig sind die wilden Granatbüsche, wilder Wein und Kornelkirschen. Allenthalben ist die Ebene von Reitern, welche der Jagd auf Gazellen und anderem Wilde obliegen, belebt; denn über Reiten, Jagen und Schießen und wenn möglich Rauben und Stehlen geht den Bewohnern des schönen »Karabagh« — so heißt der Bergdistrict im Süden von Selisabethpol — nichts. Nach Kosmäkler hatten die aus Tataren und Armeniern bestehenden Bewohnern des Karabagh (der »schwarze Garten«) früher ihren unabhängigen Fürsten, »Melik« genannt, aus armenischem Geschlechte, bis in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der moslimische Theil der Bevölkerung mit der armenischen Herrschaft unzufrieden wurde. Da wählte ein großes Tatarendorf im Gebirge sein damaliges Dorfhaupt, einen Mann von dunkler Herkunft, als selbständigen Fürsten und erklärte sich für unabhängig von den Meliks. Diesem neuen Fürsten, Pana Khan geheißten, schlossen sich die übrigen Tatarendörfer an, und in Kürze gelangte er zu solch hohem Ansehen, daß er die armenische Fürstenfamilie verjagte und sich als Herr im Karabagh erklärte. Er verstand es, auch von der persischen Oberhoheit fast gänzlich sich zu befreien, erbaute Schuscha und machte es zu seiner befestigten Residenz. Nach seinem Tode folgte Ibrahim Khan, der Schuscha drei Monate lang gegen Aga Mohammed von Persien, dem Verwüster Georgiens und Tiflis', vertheidigte. Die Perser kamen noch zweimal, das dritte Mal 1796. Diesmal gelang es, die Stadt zu bezwingen, worauf Ibrahim entfloh. Als aber der blutgierige Mohammed in Schuscha ermordet wurde, kehrte Ibrahim zurück und erbat sich vom General Zizianow, dem Schrecken der kaukasischen Bergvölker, eine russische Garnison.

In der Folge griffen innere Wirren im Karabagh Platz, Familienstreitigkeiten, verbunden mit Eifersüchteleien zwischen Persern und Russen. Nach der

Flucht des letzten Khans nahmen die Russen das Land unter eigene Verwaltung und bezogen es in ihren transkaukasischen Besitz ein. Rußland wurde dadurch unmittelbarer Nachbar Persiens, was für die ferneren Beziehungen beider Reiche zu einander von der größten Tragweite werden sollte. Wir werden auf diesen Gegenstand in dem nächstfolgenden Abschnitte ausführlich zurückkommen.

Bei der Annäherung von Schuscha gestaltet sich das Landschaftsbild



Safa.

außerordentlich interessant. Immer den hohen, im Mittelpunkte des Gebirgskessels gelegenen Berg vor Augen, dessen Spitze die Stadt krönt, deren weiße Festungsmauern sich wie ein schmales Band um den Gipfel dieses großartigsten Piedestals, das eine Stadt haben kann, herumziehen, verläßt man die Sohle des engen Thales und folgt einem schlängelförmig gewundenen Seitenwege, von Bosquettz und herrlichen Wiesen begleitet, nach dem hochgelegenen Khan Kendi, dem Stabsquartier des mingrelischen Grenadier-Regiments und eine der beliebtesten Sommerfrischen der russischen Familien aus Jelisabethpol. Der Ort ist freilich beschränkt, denn er besteht fast nur aus Kasernen und den in Gärten versteckten



Behausungen der Officiere. Einige Kaufläden, ein Fleisch- und Gemüsebazar fallen nur so nebenbei auf. Zur Belustigung dient ein öffentlicher Officierspark.

Um von Khan Kendi nach Schuscha zu gelangen, schlägt man die in großen Steigungen und vielen Krümmungen zu der hochgelegenen Stadt emporziehende Poststraße ein. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt unge-



Petroleum-Druppen bei Baku.

fähr 20 Kilometer. Das Innere von Schuscha ist eng und winkelig und hat schlecht gepflasterte Straßen. Die Aussicht aber ist einzig in ihrer Art. Kosmähler glaubt nicht, daß es eine zweite Stadt mit ähnlich weitläufigem Panorama gebe. »Von drei Seiten ist der Berg, der Schuscha trägt, von noch höheren Bergen umgeben und die Schluchten und Abgründe, welche zwischen diesen Kolossen liegen, sind unergründlich, grauenerregend, zumal an einer Stelle, wo der Fels ebenso senkrecht abfällt, als die auf ihn erbaute Mauer, und wo zur Zeit der Meliks und Khans die zum Tode verurtheilten Verbrecher hinunter-

gestürzt worden waren. Am herrlichsten aber ist der Ausblick nach Norden, in der Richtung, in der sich der Gebirgskessel nach der Niederung öffnet. Hier erblickt man unmittelbar unter sich den ganzen kreisförmig von hohen Bergzacken umfaßten Höhenzug mit dem lieblichen Khan Kendi, welches als kleiner Punkt erscheint. Läßt man das Auge über den Rücken der Berge streichen, so findet man bald den Punkt, wo der Eingang zu dem Gebirgsthore ist, und durch dasselbe sieht man auf die über 20 Meilen breite Steppe, und kann, zumal in der Abendbeleuchtung, den majestätischen Zug des großen Kaukasus erkennen. e

Ueber die Tataren des Karabagh können wir uns kurz halten. Sie sind Nomaden und verbringen den Sommer mit ihren Heerden auf den Bergen, um in der schlechten Jahreszeit wieder in die Niederungen hinabzuziehen und ihre Winterweideplätze aufzusuchen. Ein solcher Nomadenzug ist von typischem Reize und gestattet den besten Einblick in Brauch und Sitte. Wenn die Uebersiedlung stattfindet, werden die besten Kleider angelegt und alles Volk ist fröhlicher Dinge. Voraus gehen meistens die Pferde; an sie schließen die Edelente mit ihren Söhnen, hierauf die Frauen und Töchter. Die Reiterinnen tragen dicke Schleier und sie sitzen rittlings wie die Männer, wobei die Bügel sehr hoch hinaufgeschmalt sind. Gewöhnlich ist der Sattel mit Seide, das Gezäume und Lederwerk mit Gold oder Silber gestickt. Die eigentliche Volksmenge wandert natürlich zu Fuß, die Frauen und Mädchen sind in den landesüblichen plumpen Wagen (Arben), welche mit buntgestickten Decken behangen sind, untergebracht. Die Abgeschlossenheit scheint den Frauen Vergnügen zu bereiten, denn sie lüften häufig die Teppichvorhänge und lugen ins Freie. In anderen Wagen sitzen ältere Frauen, denen das Gehen oder Reiten zu beschwerlich fallen würde. Bejahrte Frauen ziehen übrigens für gewöhnlich das Reiten vor und sie pflegen sich auch gar nicht zu verschleiern. Auch kommt es nicht selten vor, daß der Tatar seinerseits sich nicht mit seinen Waffen beschweren will und sie lieber seiner Ehehälften aufbürdet, die dann neben ihrem Kinde auch noch ein förmliches Arsenal zu schleppen hat.

Das Leben der städtischen Tataren hat gleichfalls wenig Bemerkenswertes. Auf den ersten Blick fällt es schwer, das Haus eines Tataren von dem eines Armeniers zu unterscheiden; im Innern aber weiß man sofort, woran man ist.



Die Armenier richten ihre Wohnungen so ziemlich nach abendländischer Weise ein, während für die Tataren die persische Einrichtung zum Vorbilde dient. Gewöhnlich hat das Haus eines vornehmen Tataren zwei Erdgeschosse: in dem unteren sind die Stallungen, die Küche und die Zimmer für die Dienerschaft; der obere Stock, in welchem die Familie wohnt, hat zunächst einen großen Balcon, zu welchem eine Holztreppe emporführt; hieran schließt das Vorzimmer, in welchem man vom Hausherrn empfangen wird. Dies gilt indeß nur für fremde Besucher; alte Bekannte des Hausherrn steigen ohne weiters durch das große Fenster ein, das vom Fußboden bis zur Decke reicht. Dieses Fenster bildet immer die Hauptzierde des Hauses und nimmt häufig eine ganze Wand für sich in Anspruch. Die Scheiben bestehen theilweise aus farbigem Glase und das Schnitzwerk der Rahmen zeigt ebenso geschmackvolle Muster, wie die übrige Ausschmückung des Empfangssaales.

Leider hat diese vornehme Eleganz auch ihre unangenehme Rehrseite. Die Familienzimmer der Tataren sind nämlich nichts weniger als wohnlich, des herrschenden Schmutzes gar nicht zu gedenken. Auch die Frauen besleißigen sich daheim nichts weniger als großer Nettigkeit, und die Kinder sind sich völlig selbst überlassen. Auf der Straße ist es anders. Da muß die Tatarin, so gut wie eine andere morgenländische Schöne, tadellos gekleidet, ihr langer Ueberwurf aus gestreifter oder gewürfelter kostbarer Seide und ihr Schleier duftig und wolkig sein. . . . Und dennoch: wer würde sich von diesen hübschen Gesichtern, diesen funkelnden Augen und die durch den dünnen Schleier erkennbaren frischen Lippen bezaubern lassen, sobald man nur einigermaßen mit der übrigen Herrlichkeit der Tatarinnen vertraut ist? Man höre nur, wie es mit ihnen bestellt ist. Weder sie noch ihre Männer wissen, was Leibeswäsche ist. Sie tragen ihre Kleider, und wären sie noch so theuer, Tag und Nacht, und denken erst dann daran, sie zu wechseln, wenn sie vollständig abgenutzt sind. Mit dieser physischen Verwahrlosung steht die geistige in Uebereinstimmung. Von einer Erziehung der Jugend ist nicht die Rede. Die Frauen sind überdies ein albernes, abergläubisches und klatschfüchtiges Geschlecht — der grelle Gegensatz zu der lebenslustigen und intelligenten Georgierin oder Mingrelinerin. Die Jugend lernt nichts, den Koran ausgenommen, der ihr in aller Form eingepeitscht wird. Daneben erfährt sie einige geschichtliche Daten und vielerlei Märchen und Sagen über

die Abenteuer, welche Helden und Königen zugestoßen sind; sie spielen zumeist in Persien. In den Elementarschulen sieht man neben achtjährigen Knaben zwanzigjährige Leute sitzen, welche sich mit dem geistlosen Auswendiglernen der Koranversen abquälen.

Wir haben nun noch im östlichsten Theile von Transkaukasien, dem Küstenlande am Kaspimeere, flüchtig Umschau zu halten. Der Leser erwarte nicht, daß ihm hiebei malerische Landschaften dargeboten, interessante Völkerschaften vorgeführt würden. Von alldem ist keine Rede. Zwar über die südöstlichsten Ausläufer des Kaukasus, trifft der Blick die fernen Gipfelhöhen des Daghestan'schen Hochlandes und vom Coupe des Zuges aus, der den heutigen Reisenden in wenigen Stunden von Tiflis nach Baku, der Hafenstadt am Kaspimeere, bringt, genießt er fortgesetzt den Anblick des hochanstrebenden Hauptzuges der Kaukasuskette, welche das Daghestan'sche Hochland von der Tiefebene der Kura her begrenzt. Das Land selbst aber, welches hiebei durchfahren wird, ist Steppe, im östlichen Theile sogar Sumpfland. Zulezt tritt die Bahn an die Küste und begleitet sie noch eine Strecke weit, bis Baku, unsere letzte Station in Transkaukasien, erreicht ist.

Die Stadt liegt an der Südseite der Halbinsel Apsheron, welche aus dem Festlande weit vorgreift und sich halbmondförmig gegen Südosten krümmt. Eine ähnliche Gestalt hat auch das Deltaland der Kura, welche mit dem Festlande die weite, geräumige Bucht Kyzylagatsch einschließt. Im Alterthum hatte die Kura, wie Strabo berichtet, 12 Mündungen; jetzt, nachdem der Fluß auch den ehemals selbständig in das Kaspimeer einmündenden armenischen Araxes (Uras) aufgenommen hat, fällt er nur mit einer großen Mündung in das genannte Binnenmeer, während zahlreiche kleinere Abflüsse gewöhnlich wasserlos sind und nur bei besonders hohem Wasserstande zeitweise wieder gefüllt werden.

Die Halbinsel Apsheron und der ganze Küstenstrich bis zum Kura-Delta ist Petroleumgebiet, dessen Centrum — Baku ist. Die Bewohner sind ausschließlich mohammedanische Tataren. Nur in Baku selbst hat sich eine kleine Colonie persischer Feueranbeter angesiedelt. Von ihnen wird in dem nächsten Abschnitte ausführlicher die Rede sein. Hier, in Transkaukasien, verrichten sie ihre Andacht im Angesichte des »ewigen Feuers«, jenem seit undenklichen Zeiten brennenden Gasquell, der aus dem Innern der Erde in die Luft verflüchtigt. Die Masse des hier



täglich aus künstlich hergestellten Oeffnungen entweichenden und weithin sichtbar (besonders in der Nacht) brennenden Gases beziffert sich nach Millionen Kubikfuß. Dieses Gas hat weniger Leuchtkraft und einen bedeutend schwächeren Geruch als das aus Steinkohlen künstlich erzeugte Leuchtgas, entwickelt aber beim Verbrennen einen höheren Hitzeegrad als dieses.

Die Naphthaquellen befinden sich an mehreren Stellen der Halbinsel Apsheron, doch gibt es nur eine wirklich ergiebige und diese liegt bei dem Dorfe Balachana, im Nordosten von Baku. Die tägliche Menge des hier gewonnenen Rohmaterials beträgt ungefähr 120 Tonnen. Wie lange dieser Reichthum der Erde schon benützt wird, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben, doch steht fest, daß schon die alten Perser von dem Vorhandensein des Productes Kenntniß hatten. Andererseits weiß man, daß die Apsheroner Naphtha zuvor niemals rationell ausgebeutet wurde, auch von den Russen nicht. In früherer Zeit begnügte man sich mit jener Menge des Erdöls, welche sich in den vorhandenen uralten Brunnen sammelte. Auch das Hervortreten des Erdöls als Beleuchtungsmittel in Amerika und Europa hat die russische Regierung nicht veranlaßt, aus ihren eigenen reichen Quellen zu schöpfen. Erst in den Siebziger-Jahren, als sachmännische Stimmen die Aufmerksamkeit wiederholt und eindringlich nach jenem Gebiete am Kaspi-meere lenkten, raffte man sich auf und seitdem wird um Baku die Erdölgewinnung im großartigen Maßstabe betrieben. Es wurden allenthalben große Brunnen abgeteuft, welche sich insgesammt als sehr ergiebig erweisen. Die Schächte erreichen in der Regel eine Tiefe von 30 bis 45 Meter und führen durch abwechselnde Thon- und Sandschichten bis zu einer Schichte Mäuschelkalk, unter welcher sich die Naphtha befindet. Da der Auftrieb des letzteren ein sehr starker ist, kommen die Brunnenarbeiter, wenn sie die letzte Schichte durchgebrochen haben, mitunter in Lebensgefahr. Aus den Brunnen gelangt das Rohproduct in gemauerte Reservoirs, welche einen bedeutenden Rauminhalt haben (bis 600 Tonnen). Nach Rossmäßler, der die Quellen untersucht hat, besitzt die Apsheron-Naphtha eine schwarzbraune, oder ins Grünliche schillernde, mehr oder minder dicke Flüssigkeit, und einen eigenthümlichen, dem Braunkohlentheer ähnlichen Geruch. Das Product unterscheidet sich von dem amerikanischen und galizischen dadurch, daß es kein Paraffin liefert. Dieser Umstand verleiht den Apsheroner schweren Brennölen vor den amerikanischen und galizischen den Vorzug, daß sie in der Kälte nicht

erstarren, was bei letzteren in Folge des Ausrystallisirens von Paraffin häufig der Fall ist.

Die Naphtha-Ausbeute war bis zum Jahre 1871 russisches Kronmonopol, was die Entwicklung derselben schwer schädigte. Seitdem ist die Ausbeute freigegeben und der Fiscus begnügt sich mit entsprechenden Abgaben. Der Aufschwung dieses Industriezweiges zeigt, daß die angeführte Maßnahme von größter Bedeutung war. Die Ausbeute hat so große Dimensionen angenommen, daß Baku dormalen eine der wichtigsten Handelsstädte am Kaspimeere ist und — Astrachan abgerechnet — alle übrigen Uferstädte weit überflügelt hat. Freilich darf man nicht vergessen, daß seit Eröffnung der Bahnlinie Tiflis-Baku letzteres den Verkehrsmittelpunkt der Länder am Kaspimeer bildet, und sowohl persische, als turkestanische Handelsproducte durch russische Dampfer direct nach Baku gebracht werden. Von größter Bedeutung war die Bahneröffnung natürlich für die Petroleumindustrie. Vorher fand die Ausfuhr zu Schiff die Wolga aufwärts statt, ein Weg, der nur vom Monate Mai an bis Ende August möglich ist.

Was nun die Halbinsel Apsheron für sich anbetrifft, zeichnet sie sich durch vollständige Kahlheit und Reizlosigkeit aus. Baumvegetation fehlt gänzlich, selbst Sträucher sind nicht zu sehen. Dazu kommen beständige, mitunter außergewöhnlich heftige Luftströmungen. Gleichwohl ist der Winter nicht strenge und die ergiebigen Niederschläge befruchten den Boden, der dem Feldbau außergewöhnlich günstig ist. Auch die unmittelbare Umgebung von Baku zeigt diese Kahlheit. Der Berg, an welchen sich die Stadt lehnt, zeigt weder Strauch noch Baum. Ueber den Wallgürtel ragen der stattliche Jungfernthurm und die Masten der Schiffe, hinter welchen eine kleine Insel (Margin) aus der blauen Flut am Ende des Golfes auftaucht. Die Strandebene, welche an Baku schließt, gleicht einem riesigen Muschellager. Erst in einiger Entfernung wird der Boden fester und geht in jenes sonnerbrannte Hüggelland über, in welchem die Naphthabrunnen liegen. Zu erwähnen sind auch noch die vielen Salzseen, welche auf der Halbinsel Apsheron angetroffen werden und reichen Gewinn eintragen.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte ist die Frage von der Ausdehnung des kaukasischen Petroleumgebietes von Interesse. Man kennt in Kaukasien vier größere Verbreitungsgebiete: das kubanische, an der Nordseite des Tscherkessengebirges, als schmaler, aber sehr langer Streifen; das terekische, welches fast die



ganze Tschetschna umfaßt; weiter das grusinische, welches sich von Tiflis ostwärts erstreckt und der Größe nach demjenigen in der Tschetschna gleichkommt; schließlich das Gebiet von Apscheron, das ergiebigste von allen, in einer räumlichen Ausdehnung gleich den beiden vorgenannten Gebieten. Damit ist aber das Verbreitungsgebiet der Naphtha nicht geschlossen. Am Südufer des Kaspimeeres, östlich von Astrabad, finden sich gleichfalls Quellen, welche ohne Zweifel mit jenen von Baku in organischem Zusammenhange stehen und die bis an den persischen Golf reichen. Die hier gewonnene Naphtha wurde bis zuletzt von den Turkmenern ausgebeutet, welche mit dem Producte einen einträglichen Handel in persisch-kaspischen Küstenorten trieben.

Erwiesen ist ferner, daß das kohlenreiche Elbrusgebirge, die mächtige Randkette Nordpersiens, Naphtha führt. Sie durchsickert häufig die Wasserquellen und Bäche, verschwindet in der weiten Salzwüste von Mittelpersien und erscheint wieder bei Hamadan am Elwend-Gebirge, von wo sie sich bis in das Zagrosgebirge der türkisch-persischen Grenze hinabzieht. Auch am Westrande von Mesopotamien ist das Vorhandensein von Naphtha constatirt. Der nächste Fundort, abgetrennt von den vorstehend besprochenen, ist Mossul am mittleren Tigris, an der Grenze zwischen Nord-Mesopotamien und Kurdistan. . . .

Was die allgemeinen politischen Verhältnisse in Transkaukasien, welche wir zum Schlusse berühren müssen, anbetrifft, gilt hier im Großen und Ganzen das, was wir im vorangegangenen Abschnitte vorgebracht haben. Auch in den weniger zugänglichen Gebieten von Transkaukasien, namentlich im südlichen Gebiete, dem ehemals persischen Armenien, hielt der passive Widerstand noch Jahrzehnte an und er besteht zum Theile noch heute. In manchen Strichen aber wußte sich der russische Einfluß überraschend schnell Geltung zu verschaffen. Die Colonisation machte schöne Fortschritte und auch mit der Erlernung der russischen Sprache ging es rasch von Statten. Die Regierung verfolgte ihre rein praktischen Ziele mit eiserner Consequenz. Anstatt die Eingeborenen mit Civilisations-Experimenten zu quälen, was dem Asiaten eben so unerträglich wäre, als wenn man ihn zwingen wollte, seine kleidsame Tracht abzulegen und sich in europäische Kleider zu stecken, schonte man sorgfältig die Landesitte und Gebräuche; anstatt unklaren Schlagworten des Tages zu huldigen und sich etwa damit befassen zu wollen, die Civilisation nach Osten zu tragen, beschränkte sich die Landesregierung darauf, Zucht und

Ordnung zu halten. Den einzelnen Stämmen blieben ihre alten Lebensgewohnheiten und socialen Einrichtungen gewahrt und selbst die Administration wurde in die Hände von Eingeborenen gelegt. Zugleich aber, und das ist das Wichtigste, verfolgte die Regierung den religiösen Ueberzeugungen gegenüber strengste Neutralität und ließ Jedermann nach seiner Art selig werden. Es ist also durchaus falsch, daß der russische Gewinn in Kaukasien nur eine beispiellose Verwüstung des nationalen Lebens sei. Das konnten nur Schwärmer vom Schlage eines Spencer behaupten, der in einer Schrift, welche noch vor dem Krim-Kriege erschien, das phantastische Zukunftsbild zeichnete, wie unter dem Drucke der abendländischen Mächte der Kaukasus frei zu geben wäre, damit dortselbst eine andere, »asiatische Schweiz« erblühe, ein »Bundesstaat« mit allen Attributen der bürgerlichen und politischen Freiheit, eine Zufluchtsstätte für abendländische politische Emigranten, ein Eldorado der nationalen Romantik und dergleichen Unsinn mehr.













Jagd auf das Argil in Khorassan.

## Im Süden des Kaspimeeres.



Kurde.

Wir müssen — schon des räumlichen Zusammenhanges wegen — bevor die Wanderung nach Armenien angetreten wird, einen Blick auf Persien werfen, dessen jüngsten Schicksale mehr oder weniger mit dem territorialen Fortschreiten der Russen zu beiden Seiten des Kaspimeeres verknüpft sind. . . . Dieses Persien, einst ein Culturland und die Geburtsstätte welterschütternder Ereignisse, das Land, dem Weltoberer und mächtige Könige entsprossen sind und

das späterhin die Heimstätte eines nicht zu unterschätzenden Geisteslebens wurde: diese uralte Heimat westasiatischer Cultur, ist heute ein armseliges, verkommenes Land.

Zwar fehlt es nicht an üppigen Dasen, welche zu Zeiten die persischen Dichter zu überschwänglichem Lobe begeistert haben; der größte Theil des Landes aber ist entweder dürre Steppe oder Salzwüste, oder unwirtliches Hochgebirge. Mit der Bodencultur der westlichen Bergdistricte, in denen auch alle größeren Städte (Tabris, Hamadan, Ispahan, Kirmanschah, Schiras) liegen, ist es nicht weit her. Auch die extremen klimatischen Unterschiede — der Perser sagt: Iran häftäklim dared, d. i.: Iran hat sieben Klimate — sind ein großer Uebelstand. Wenn man menschenleere Thäler durchwandert hat, oder Flüsse, die im Wüstenlande oder in der Salzsteppe sich verlieren, gefolgt ist, stellt sich der Anblick von Dasen immer als eine Art Erlösung ein. In diesen letzteren dehnen sich Saatzfelder, blühen Hyacinthen und Rosen, und singen die Nachtigallen: Alles wie zu Hafiz' und Dschami's Zeit.

Die heutigen Perser haben, nach mannigfachen Versuchen von oben herab, nicht den Beweis erbracht, daß sie für die Civilisation zu gewinnen wären. Zwar behaupten gründliche Kenner dieses Volkes, die Perser besäßen Eigenschaften, welche der Zuversicht Raum geben, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft dieses Volkes sei nicht ganz ausgeschlossen. Es hat aber den Anschein, daß die Schia, zu der sich die Perser bekennen, so wenig als die Sunna — also der gesammte Islam — die Vorbedingungen zu solchem Optimismus besitze. Alle bisherigen Kulturankäufe in Persien haben sich als zwecklose Spielereien, oder als schlecht verstandene Volks- und Reichsbedürfnisse erwiesen. Wenn es zu des Schahs persönlichem Vergnügen die eine oder andere europäische Einrichtung zu einem leidigen Provisorium brachte, hat die große Masse des Volkes aus solchen Ankäufen bisher nicht den geringsten Nutzen gezogen. Im Gegentheile, der Bauernstand ist heute mehr denn je durch Bezahlungen und Abgaben gedrückt und gänzlich verarmt. Nur der Handel ernährt noch den Mann, und in dieser Beziehung hat der Neuperser seine angestammte Befähigung immerdar zu bethätigen verstanden. Im Uebrigen aber sind alle Schichten der Gesellschaft demoralisirt und corrumpt. Am Hofe zu Teheran herrscht der äußere Schein, und wenn der Schah ab und zu auch von redlichen Absichten erfüllt ist, stehen deren Ausführung die Gleichgiltigkeit oder Schlimmeres als kaum zu bewältigende Hindernisse entgegen. Gewiß ist, daß die Provinz-Gouverneure, dank dem von altersher eingeführten Systeme des Stellenverkaufes, arge Erpresser und Blut-



sauger sind. Sie unterschlagen ungeheurere Summen, denn ein Gouverneursposten kostet heidenmässig viel Geld und kann nach Ablauf eines Jahres verloren gehen, wenn nicht ein abermaliger Einkauf erfolgt. Das Uebel sitzt sonach am Kopfe. Da überdies die Perser seit Nadir's und Feth Ali Schah's Zeiten erheblich an kriegerischem Werthe eingebüßt, in civilisatorischer Beziehung aber keine Fortschritte gemacht haben, ist jeder Optimismus für die Zukunft unbegründet.

In bodenplastischer Beziehung stellt sich Persien als ein ausgedehntes Tafelland dar, das einen Theil des eranischen Hochlandes zwischen den Tiefebenebenen der indischen Ströme im Osten und der mesopotamischen Zwilling Flüsse im Westen bildet. Hohe Bergzüge im Norden stellen die Verbindung zwischen den mittelasiatischen und westasiatischen Hochländern her. Als erstes Glied dieses Verbindungswalles tritt auf persischem Boden — als Fortsetzung des Hindukusch — das Gebirge von Khorassan auf. Es bildet, an Höhe der vorgenannten Kette bedeutend nachstehend, das südliche Randgebirge der Turkmene-Steppe und erhebt sich von Neuem als Elburs-Gebirge am Südufer des Kaspimeeres, um sich in der persischen Nordwest-Provinz (Azerbeidschan) und im Hochlande von Armenien wieder mit den Taurusketten zu einem zweiten, mit Seen bedeckten Plateau zu vereinigen. Den Westrand des eranischen Hochlandes nach dem mesopotamischen Tieflande zu bilden die Zagrosketten, welche im Norden durch die kurdischen Alpen mit den armenischen Gebirgen in Verbindung stehen. Das Zagrosystem setzt sich aus mehreren von Nordwesten nach Südosten streichenden, immer höheren Terrassen zusammen. Aus der mesopotamischen Tiefebene — aus der einst eine Kunststraße nach Medien heraufführte — zieht ein elender Saumweg durch die »Pforten des Zagros« und durch Thäler mit kurdischen Nomadenlagern.

Auf diesem Wege kommt man zuvörderst nach Kirmansehah, der Stadt in der Ebene des Karasu. Die hier hausenden Gebirgsstämme zählen zu den wildesten des näheren Orients. Es sind die Nachkommen jener Kossäer, welche zusammenzuhauen schon Alexander sich genöthigt sah; aber auch in der Saffanidenzeit waren sie gebändigt, wie die Spur von Kunststraßen, der Aufsatz großartiger Brücken über wilde Cascadenschluchten des Kerkhastflusses (im Süden von Kirmansehah) und die Ruinen und Gewölb labyrinth ganzer Königsresidenzen (jetzt Räuber-Schlupfwinkel) darthun. Einige persische Bataillone sieht man auch

heute in Kirmanſchah; aber weit entfernt, über das Gebirge etwas zu vermögen, haben ſie genug zu thun, um die Thalflächen zu ſchützen. . . . Das Gebirge ſetzt ſich oſtwärts fort und dort iſt die hohe dräuende Felswand von Biſutun, in deſſen unterem Theil (in einem Gewimmel von Keilſchrift) Dareios I. ſeine Kriegsthaten verewigte. Vielleicht noch erinnerungsreicher iſt die breite, nach Oſten ſich erſtreckende Thalebene, der oberſte Theil des Kerkhafluſſes, wo bei Nehawend im Jahre 641 die grimelige Entſcheidungsschlacht zwiſchen den neubefehrten Arabern und den Perſern ſtatthatte. Die letzteren wurden völlig aufgerieben und mit der Niederlage zugleich war die Herrſchaft jenes Ormuzdglaubens, der durch Dareios I. die Religion eines Weltreiches geworden war, für immer gebrochen.

Von Nehawend (jezt Nawend) aus rauſchen die Waſſer durch größtentheils unbekante Klüfte nach der Ebene des Schat-el-Arab hinab. Nord- und oſtwärts aber, als Scheide gegen das perſiſche Hochland, erhebt ſich die höchſte Spitze der Zagrosketten, deſſen Gipfel ein alter Felsaltar, immer noch mit ſtillen Opfern für den Feuertdienſt beſucht wird. Nordwärts dieſes gewaltigen Berges beginnt die große öſtliche Hochebene. Dort liegt Hamadan, eine oft zerſtörte Stadt, jezt in friſchen Gärten verborgen, auf der Stelle des uralten Ekbatana, die Reſidenz der Könige von Medien. Bei Hamadan theilen ſich die Wege: der eine zieht nordoſtwärts, und zwar noch zwei Tagreiſen weit durch fruchtbare Gründe und bebauten Land, zuletzt durch Salzwüſte, nach Teheran; der andere, ſüdoſtwärts, am Fuß der Hauptkette, zieht nach Iſpahan, der ehemaligen Saſiden-Reſidenz. Es iſt ein halsbrechender Pfad, Berg auf und ab, über manches feſſige Querthal, vorüber an manch zerſtörtem Dorfe und verfallener Karawanſerai, ſeltener durch bebauten Ebene. In dieſen Bergen iſt jeder Verkehr immerwährend bedroht durch die Bahtiaren, ein Volk voll wilder Mordluſt, das ſich zum Glücke in Blutfehden ſelber aufreißt.

Im Süden iſt das perſiſche Hochland gegen die Küſte des Arabiſchen Meeres, einerſeits durch die Muſchti-Kette von Beludſchiſtan gegen das niedere Küſtengebirge des Perſiſchen Golſes, anderſeits durch die Bergketten von Farſiſtan und Luriſtan begrenzt, welche das Zagros-Gebirge mit der Kette von Beludſchiſtan verbinden. Der Küſtenrand von Erän gehört zu den ungäſtlichſten Gebieten unſeres Erdtheiles. Es iſt dieſelbe dürre, heiße, ein bis zwei





Nestorianer.





Tagereisen breite Küstenebene, welche auch den größten Theil von Arabien und den Persischen Golf umsäumt und sich bis nach Indien erstreckt. Vor der Küste lagern viele Klippen, welche zum Mindesten der Küstenschiffahrt gefährlich sind. Die britischen Postdampfer steuern weit draußen im Angesichte dieses öden Gestades, und unterhalb ihres Kielwassers thut der unterseeische Telegraph zwischen dem Persergolfe und Indien seine Dienste.

Das Arabische Meer und der Persergolf hängen durch die Straße von Ormus miteinander zusammen. Der Persergolf hat durchwegs öde, heiße Küsten. Die Ufersee ist erfüllt mit einem Gewirre von Klippeneilanden. Hier befinden sich auch jene berühmten Perlenbänke, derenthalben in früherer Zeit die Perjer in manche Fehde verstrickt wurden. Das persische Küstenland steigt stufenförmig an, jede Stufe von einer gewaltigen Gebirgskette getragen. Nur steile Zickzackpfade an himmelhohen Felsen und über entsprechend tiefen Abgründen führen hindurch bis auf die erste Stufe, wo sich noch Palmen finden. Es folgen andere Fels Höhen mit einem Paß, der nur mit Lebensgefahr zu passiren ist, und einem zweiten, höheren, der auf die Ebene von Schiras hinausführt. Ueber dieser liegt die letzte und höchste Stufe. Die Flüsse der beiden letzten Hochflächen gehören nicht mehr dem Meere an, sondern suchen ihren Weg nach kleinen salzigen Binnenseen. Auf der letzten Hochfläche hört aller Anbau, schon der Kälte wegen, auf und findet nur noch Heerdenbetrieb statt.

Im Norden geht diese Hochfläche in Salzwüste über, welche bis an die Thore von Teheran reicht, im Angesichte des circa 6100 Meter hohen Demawend, des höchsten Gipfels des Elburs-Gebirges. Dieses Gebirge, welches den Südrand des Kaspiischen Meeres umgürtet, bildet einen ungeheuren Wall mit wenigen, beschwerlichen Pässen, deren verrufenster der »Teng Schemschir Bur« — der »Paß vom Schwert gespalten« — ist. Nordwärts dacht sich der Elburs mit üppigen Waldgeländen bis zu doppelter Tiefe ab, höchst überraschend mit dem Riesenwuchs ihrer Bäume, ihrem feuchten Urwalddickicht für den, der aus dem ewig trockenen persischen Hochlande kommt. Weiter hinab folgen Wein- und Obstgärten und Orangenhaine, zuletzt Zucker- und Reisfelder bis an die Lagunen des Kaspiemeeres.

Die Elburskette setzt sich, wie bereits oben erwähnt wurde, ostwärts fort, und trennt das persische Hochland (zum größten Theile Salzwüste) von der

Turkmenensteppe, die sich nach Norden senkt. Die Bewohner dieser Steppe waren bis in allerneueste Zeit die furchtbarste Geißel Persiens, denn sie umlauerten beständig die Karawanenstrassen und überfielen die offenen, schutzlosen Ortschaften, um in raschen Raubzügen Gefangene fortzuschleppen und sie entweder als Sklaven zu benützen, oder als solche zu verkaufen. Wie man weiß, haben die Russen das Turkmenenland erst kürzlich annectirt und damit der Steppenräuberromantik für immer ein Ende mit Schrecken bereitet. . . . Eine Tagreise von Teheran läuft vom Elburs ein Querriegel nach Süden, in die Wüstenebene hinaus. Durch ihn winden sich von West nach Ost die Sir Darapässe — im Alterthum die »Kaspischen Pforten« genannt. Ein Salzbach begleitet den Weg in den Engen, die voll Schlangen sind. Jenseits im Osten folgt bebautes Land, welches sich bis nach Khorassan erstreckt.

Wir haben nun noch der persischen Nordwest-Provinz, Azerbejdshan, zu gedenken. Dort liegt der etwa 50 geographische Geviertmeilen große Salzsee von Urumiah, so genannt nach der gleichnamigen Hauptstadt des Nestorianer-Districtes, der sich längs des Westufers des Sees erstreckt. Urumiah liegt beiläufig in der Mitte des Uferlandes, aber etwa 15 Kilometer vom See entfernt. Letztere, bekannt wegen seines enormen Salzgehaltes, ist in ein weitläufiges Plateau eingesenkt und hat ringsum stundenbreite Ebenen, welche sumpfig und moorig sind, und offenbar in nicht allzu entlegener Zeit selbst Seeboden waren. Die übrigen Ebenen im Bereiche des Urumiah-Sees sind von außergewöhnlicher Lieblichkeit, weit berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit und der verhältnißmäßig großen Emfigkeit ihrer Bewohner. Ganz im Norden erstreckt sich die Landschaft »Salmas«, ein kleines Paradies mit zahlreichen Ortschaften, die in Obstgärten versteckt liegen. Die Bewohner sind Armenier und Nestorianer, letztere Anhänger des Nestorius, der auf der sogenannten »Räuberhsynode« zu Ephesus (431 v. Chr.) vom heiligen Cyrill von Alexandria angeklagt wurde, daß er die zwei Naturen in Christo zu scharf trenne. Unter groben thätlichen Insulten ward Nestorius als Patriarch von Constantinopel abgesetzt und excommunicirt. Die Anhänger seiner Lehre waren einst über den ungeheuren Erdraum vom Mittelmeer bis zu den Hochzinnen von Centralasien verbreitet, siedeln aber nunmehr nur noch in den kurdischen Grenzgebieten um den Wan- und Urumiah-See. Urumiah selbst liegt acht deutsche Meilen von der türkischen Grenze entfernt,

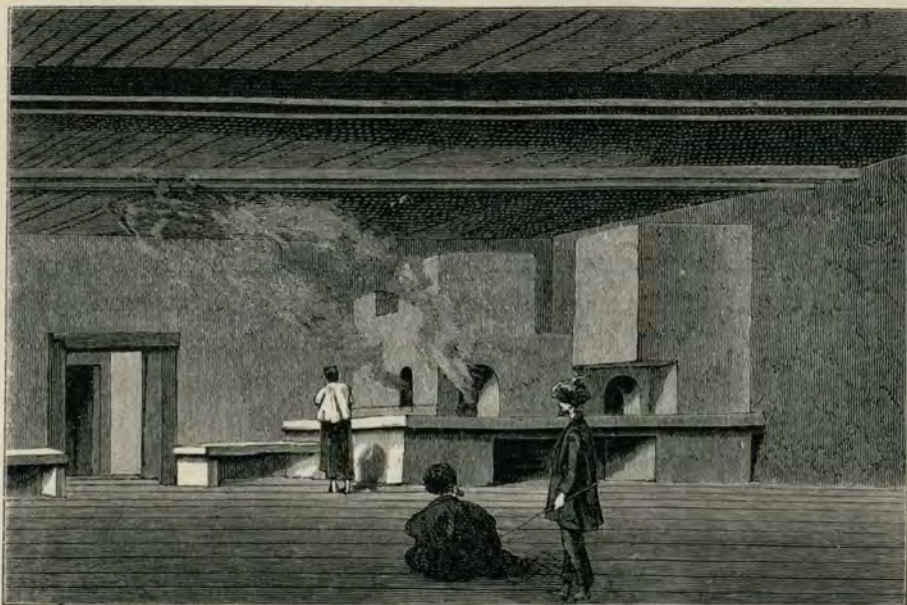


und war allemal ein Zufluchtsort der Nestorianer, wenn dieselben jenseits der Grenze von Kurden und Türken bedrängt wurden.

Azerbejdshan ist das ehemalige Hoch-Medien, das Feuerland Atropatene, die Heimat Zarathustras (Zoroasters) und das Urland des Feuerdienstes. Es war immerdar ein rauhes Hochland. Vor den Thoren von Tabris, seiner jetzigen Hauptstadt, fehlt es im Winter nie an Erfrorenen. An den ehemaligen Feuerdienst erinnern da und dort noch Denkmale. So kennt man südöstlich vom Urumiah-See, im Dschaghatu-Thal, die »Grotten von Kerefto«. Sie sind hoch im Gipfel eines Gebirges von weißem Marmor, natürliche Grotten, aber künstlich erweitert und labyrinthisch verbunden in verschiedenen Stockwerken übereinander. Da gibt es kreisrunde Gewölbräume, deren Gewölbe mit dickem Ruß bedeckt sind, ein Anhaltspunkt für ihre einstige Bestimmung. Neuerdings sind zeitweise Räuberhöhlen daraus geworden. Da ist auch der seltsame Festungsberg Takht-i-Sulejman (»Solimans Thron«) mit wohlerhaltenen Mauern, Thürmen und Thoren. Innerhalb ist ein kleiner tiefblauer See, in der anderen Hälfte ein Feuertempel, gleichfalls dick von Ruß geschwärzt. Nach arabischen Historien wurde von hier das Feuer auf alle anderen Feueraltäre der Welt gebracht. Wahrscheinlich ist der Ort identisch mit Ganzaka, der Hauptstadt von Atropatene zur Zeit der Römer- und Perserkriege.

Die heutige Hauptstadt von Azerbejdshan ist Tabris, eine große Stadt, blühend durch ihre vielen Seiden- und Baumwollmanufacturen, Färbereien und Töpfereien. Zu Anfang unseres Jahrhunderts soll sie eine halbe Million Einwohner besessen haben, zählt aber deren jetzt nur noch etwa 120.000. Beinahe alle Gebäude, die einst den Schmuck derselben ausmachten, sind durch Krieg und Erdbeben zerstört. Man sieht noch die Spuren des großen Marktplazes welcher nach jenem zu Ispahon der größte im sassidischen Persien war. Den einst berühmten Bazar Kaiserjeh bedeckt ein Holzdach. Das Ark-Mi-Schah — das Schloß des Mi-Schah — ist dermalen das merkwürdigste Gebäude in Tabris. Abbas Mirza hatte daselbst ein Zeughaus nach europäischer Art errichtet, wo die wichtigsten Arbeiten in Händen von Europäern lagen. Es war seinerzeit das größte militärische Etablissement in Persien. Außer dem Kaiserjeh hat die Stadt noch mehrere neugebaute Bazars, große und kleine Karawanserajs und zahlreiche Moscheen.

Von Tabris zieht der Karawanenweg, der eine uralte Handelsstraße ist, in südöstlicher Richtung, zuvörderst nach Mijane und weiter durch das wilde, von mächtigen Felsstürzen eingeschlossene und von Torrenten durchrissene Desfilée des Sindschanthales nach dem Straßenknotenpunkte Sindschan. Der gleichnamige Fluß fällt in den bei Mijane vorüberströmenden Sefid Rud (oder Rızil Uzen), der nach einem vielfach gewundenen Laufe unterhalb Mendjil das



Tatarenwohnung in Aserbeidschan.

nordpersische Randgebirge durchbricht und östlich von Rescht in das Kaspimeer fällt. Durch die Thalenge des unteren Sefid Rud ist seit vielen Jahren eine Bahnlinie projectirt, welche Rescht mit Teheran verbinden soll. Sogar Erdarbeiten wurden bereits in Angriff genommen; nach einigen feurigen Anläufen aber hat man — nach gut morgenländischem Brauche — von der wirklichen Ausführung des Projectes abgesehen. . . . Bei der eine Strecke südöstlich liegenden größeren Stadt Kaswin, laufen die Karawanenstraßen von Rescht, Sindschan, Ispahan und Teheran zusammen. Im Osten zeigt sich der mächtige Demawend (6120 Meter), ein erloschener Vulcan, dessen Gipfel in der ewigen Schnee-



region liegt und bei vollkommen klarer Luft dieses trockenen Hochlandes in ungeheurer Ferne, bis zu dem hundert Stunden südlichen Ispahan sichtbar sein soll.

Die letzte Wegstrecke geht durch die dürre, brennende Salzwüste, welche bis vor die Thore von Teheran reicht. Erst die jetzige Dynastie der Kadjaren, turkmenischer Herkunft, hat diesen früher unbedeutenden Ort zum Hof-



Partie aus dem Sendichanthal.

lager gewählt. Es ist ein unerquicklicher Ort, kalt im Winter, glühend heiß und ungesund im Sommer, wo Alles, was fliehen kann, auf die Borhöhen der Berge sich zurückzieht. Daß die Teheraner nicht für die Ewigkeit bauen, beweist die nachfolgende Episode. Als vor längerer Zeit der russische Gesandte am Teheraner Hofe eine Spazierfahrt durch eines der Festungsthore machte und die Pferde scheuten, riß der Wagen einen der Thorpfiler nieder und die niederstürzenden Trümmer tödteten den Kutscher und eines der Pferde. Die Stadt ist indeß noch schlimmeren Zufällen ausgesetzt. Wenn es drei oder vier Tage unausgesetzt regnet, läuft sie Gefahr, in eine Kothlache aufgelöst zu werden; die Lehmhäuser stürzen

zu Duzenden ein. Der Schmutz in manchen Gassen ist unbeschreiblich, ihr sonstiger Zustand lebensgefährlich, der vielen Löcher wegen, in welchen wenigstens die »unerfahrenen Provinz-Kameele« die Beine brechen. »Mitten durch einen Friedhof eine Wasserleitung zu führen, nimmt ein persischer Architekt keinen Anstand.« Durch die Gassen laufen offene Wasserleitungen, die nebenher auch durch allerlei Unrath, darunter das Nas, welches die Straßenhunde nicht erreichen, verunreinigt wird. Der Gesundheitszustand ist daher der denkbar schlechteste, die Sterblichkeit eine unverhältnißmäßig große.

Dennoch hat sich die Stadt in den letzten Jahrzehnten erheblich vergrößert. Auf dem beigegebenen Plane (Tafel VIII) zeigt der schraffierte Kern die Ausdehnung der Stadt in den Fünfziger-Jahren, die punktirte Polygonlinie die bis Ende der Siebziger-Jahre stattgefundenen Erweiterung an. Dadurch gelangte die Residenz des Schah, welche vordem am Nordrande der Stadt lag, in die Mitte derselben. Diese Königsburg ist von einer starken Mauer eingeschlossen und bildet gewissermaßen die Citadelle von Teheran. Die Residenz ist ein Conglomerat von großen Hallen und Gemächern, die meist unter sich durch unregelmäßige Tracte verbunden sind. Das bemerkenswerteste Gebäude ist der Thronsaal-Palast. Inmitten der Palastfaçade erhebt sich der Thronsaal bis unters Dachgesims und hat statt der Vorderwand zwei gewundene Säulen, zu beiden Seiten aber drei Stockwerke von reich geschmückten Fenstern und Nischen bis zur selben Höhe des flachen Daches. Zwischen den Säulen, zurückgerückt, steht das von Menschen- und Thierfiguren getragene Throngebäude. Der offene Mittelraum sowohl, als die größeren und kleineren Seitenfenster und Logen der Façade werden durch vorgespannte Tücher beschattet.

In einer Ecke dieses Thronsaales steht der berühmte »Pfauenthron«, ein persisches Kunstwerk aus dem vorigen Jahrhundert. »Er hat die größte Ähnlichkeit mit einem Paradebette, ist rundherum mit einer Schutzwand von etwa 0.3 Meter Höhe eingefast, auf die an der oberen schmalen Seite ein Kopftheil aufgesetzt ist, worauf eine Diamantsonne im beiläufigen Durchschnitte von etwa 0.6 Meter ruht. Der Thron ist im Kern eine gewöhnliche Holzarbeit, aber allenthalben mit Gold bekleidet. Er wird von Löwen getragen, und an den Ecken der Schutz- und Kopfwand sitzen goldene Pfauen. Bewundernswert sind die Emailarbeiten, eingelassene Koransprüche. Der Diamanten, Rubine, Saphire,









Türfise und Smaragde sind unzählige. Der Sitzraum ist mit einer Kaschmirdecke verhüllt, welche rundum, etwa zwei Hand breit, dicht mit Perlen gestickt ist. In einem anderen Theile des Saales steht, unter einer Glasglocke, ein goldener, auf einem goldenen Gestelle ruhender Globus, dessen topographische Details mit Diamanten dargestellt sind. Aequator und Wendekreise sind Brillantreife. Von einer kartographischen Orientirung ist selbstverständlich keine Rede; Alles ist von Edelsteinen überwuchert. In Folge der zweimaligen Europareise des Schah sind manche Gemächer des Palastes — besonders der sogenannte »Grüne Saal« — zu wahren Raritäten-Cabinetten geworden. Geschenke aller Art und Ankäufe füllen diese Räume. Wertloses und Wertvolles wechselt bunt miteinander ab. Gemälde und Photographien zieren die Wände. Außerdem befindet sich in diesem Palaste die Schatzkammer, eine Bibliothek, eine Bildergalerie u. s. w. Fließende Wasser beleben die Anlagen und gestalten sie zu einer erquickenden Dase inmitten der Sandöde.

Teheran liegt (in 1494 Meter Seeshöhe) auf einer gut angebauten, dörferreichen, aber baumlosen Ebene. Es wird auf circa 200.000 Bewohner geschätzt, von denen aber im Sommer höchstens die Hälfte zu Hause bleibt. Die Ausziehenden bevölkern förmliche Zeltstädte am Abhange des Gebirges. In der Nähe der Residenz befinden sich die weitläufigen Ruinen einer früheren sehr großen Stadt, Rai bei den Kalifen, das Rhagä Alexanders des Großen, der auf der Verfolgung des Dareios hier rastete. Später lagerten da die Partherkönige im Frühling. Jetzt lassen sich in der Dase, die von den Quellen immer noch gebildet wird, die Hügelwellen der alten Mauern verfolgen, stehen noch einzelne vogelumschwärmte Thürme aus der Kalifenzeit aufrecht. Die Teheraner pilgern mit Vorliebe nach dem Quellenteich am Fuße der schroffen Felsen inmitten des endlosen Wüstenhorizontes. Es ist hier eine Gegend, in der man gerne nach Falken jagt. Der Demawendgipfel steht im Nordosten.

Das gewaltige Elburs-Gebirge, an dessen Südfuße Teheran liegt, fällt nach Norden zum Kaspiemeere ab. Hier erstrecken sich die Küstenprovinzen Masenderan und Ghilan, heißfeuchte Gebiete mit überquellender Fülle des vegetativen Lebens. Im rankendurchflochtenen Urwald bleiben die Wolken hängen, können die nackten Gebirgshöhen nicht überwinden, und lassen das jenseitige persische Hochland in seiner ewigen Trockenheit und Klarheit. Auch das

eigentliche Tiefland, zum Theil Culturboden — mit Anbau von Zucker, Reis, Baumwolle und Maulbeeren — zum Theil Sumpfboden, die Heimstätte böser Fieber, hat einen ähnlichen landschaftlichen Charakter wie das benachbarte Gebirge. Das meiste ist Wald. Während in den Wäldern des Gebirges Buchen vorherrschen, sieht man in den oft undurchdringlichen Dickichten der Niederung hochstämmige Eichen und Mimosen. Hier wächst die Rebe wild, erreicht der Buchsbaum 10 Meter Höhe und gehört der Granatapfel zu den gemeinsten Waldfrüchten. Große Farrenkräuter nehmen mitunter ausgedehnte Flächen ein. Hohe Dschungeln beherbergen unzähliges Jagdwild, im Urwald treibt sich der Königstiger herum. Im östlichen Theile der Küstenhänge des Gebirges prägt sich die Triebkraft des vegetativen Lebens in verwahrlosten Gartenwildnissen verlassener Königs-Billegiaturen aus. So beispielsweise zu Safiabad, wo ein herrlicher Sommerpalast des Schah Abbas von seiner Anhöhe auf's Meer hinabsieht. Als einst der in persischen Diensten stehende Gasteiger Khan in diesem Palaste übernachtete, mußten vorerst die Fenster und Thüren mit herbeigeschleppten Brettern verbarricadirt werden, damit sich der Reisende vor den umherstreifenden Turkmennen schützen konnte. In den einst herrlichen Baderäumen verbreiteten Massen von Fledermäusen einen unerträglichem Gestank, und nisteten Schlangen. Der Garten ist ein Ort der Verwesung, der Verlassenheit, das Grabdenkmal entschwendener Pracht und Herrscherherrlichkeit. Orangen-, Limonien-, Granat- und Lorbeerbäume, Platanen, Rosen und Jasmin, Alles von Schlingpflanzen durchwuchert, bilden ein undurchdringliches Dickicht. Orangen, zu Tausenden am Boden liegend, werden von den Pferden zertreten. Die einst mit Fresken, Mosaik und Spiegeln decorirten Gemache sind längst ihrer Zier beraubt. Man hat Marmor und Glasurziegel gewaltsam aus den Wänden gerissen und entfernt. In den früheren Prachtgemächern sind Kühe und Pferde untergebracht.

Dieses Bild stimmt vollkommen zu der allgemeinen Verwahrlosung im Lande. Wie es aber in vormohammedanischer Zeit mit demselben bestellt war, entnimmt man aus der folgenden Anekdote. Als der Ormuzddiener Chosru Nuschirwan einst krank war, heißt es, und eine Arznei aus zerstampften Ziegelsteinen eines zerstörten Dorfes seines Reiches ihm verordnet wurde, kamen die ausgesandten Boten unverrichteter Dinge zurück, denn es gab kein zerstörtes Dorf im damaligen Sassanidenreiche.



In den Seeprovinzen Masenderan und Ghilan sind einige wichtige Plätze zu nennen: dort Asterabad, Barferusch, Amol — hier Rejcht und dessen Hafen Enzeli. Mit Recht wird bemerkt, daß der persische Uferstrand des Kaspimeeres eigentlich russischer Besitz sei. Ein Marktpunkt wirklichen russischen Besitzthums ist die kleine persische Insel Aschurade, unfern von Asterabad, wo eine russische Flottenstation etablirt ist. Und auch im Thale des Atrak, welcher von Osten her dem Kaspimeere zufließt, haben die Russen Fuß gefaßt, insoferne dieser Fluß heute zum guten Theile die Grenze zwischen Persien und den russischen Besitzungen in Turkestan bildet. Die Provinz Ghilan verläuft eine Strecke weit am Westufer des Kaspimeeres, bis Astara, wo Transkaukasien beginnt. Landeinwärts dieses Knies und jenseits des Küstengebirges erhebt sich der mächtige Regelberg Sawalan (circa 4100 Meter), an dessen Ostfuße die Stadt Ardebil liegt. Gebirge und Stadt gehören aber nicht zu Ghilan, sondern zu Aserbeidschan, dessen nordöstlichen Eckpfeiler der Sawalan bildet. Das merkwürdigste Gebäude in Ardebil, einer regen Handelsstadt, ist das Mausoleum Safis, des Gründers der Dynastie der Safiden, von der weiter unten die Rede sein wird. In einem der Säle des Grabgebäudes wird eine der berühmtesten moslimischen Büchersammlungen aufbewahrt. Die kostbarsten Handschriften aber sind schon vor geraumer Zeit in die kaiserliche Bibliothek zu St. Petersburg gekommen.

Wir kommen nun auf die Bewohner Persiens zu sprechen. Den Grundstock der Bevölkerung bilden selbstverständlich die Perjer, welche zur eranischen Familie des indo-germanischen Stammes zählen. Zu der eranischen Familie gehören ferner die Armenier, Kurden, Afghanen, Beludschan, die Osseten — von denen in einem früheren Abschnitte die Rede war — und mehrere andere kleinere Völkerschaften (Guran, Tadschik, Galtscha u. s. w.). Alle diese Völker sind directe Nachkommen der Meder und Perjer des Alterthums, und es ist zum besseren Verständniß der ethnischen Stellung der heutigen Perjer nothwendig, einen Rückblick in die älteste Zeit der eranischen Geschichte zu werfen. Die älteste Geschichtsquelle ist leider keine wissenschaftliche, sondern eine poetische — das »Königsbuch« Ferdusis (Schah-nameh), die großartigste poetische Schöpfung, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Sie ist auch formell von außerordentlichem Umfange, denn sie zählt 60.000 Doppel-

verse und umfaßt die ganze Geschichte Erans von der Sündflut bis zur Unterjochung des Saffanidenreiches durch die mohammedanischen Araber.

Der Dichter dieses gewaltigen Werkes, Abdul Kasim Manfur, genannt Ferdusi (Firdusi, Ferdausi), d. i.: »der Paradiesesgleiche«, war der Sohn eines adeligen Gutsherrn in der Nähe von Tus in Khorassan. Er ward 940 geboren und beschäftigte sich schon in früher Jugend mit alten Heldenjagen. In seinem 36. Lebensjahre begann er die Ausarbeitung seines Hauptwerkes, des Königsbuches. Erst in seinem 68. Lebensjahre (998) hatte er das Glück, vom Sultan Mahmud von Ghasna an dessen Hof berufen zu werden, wo er zu hoher Gunst gelangte und im Jahre 1011, im 71. Lebensjahre stehend, das monumentale Werk vollendete. Als ihm aber der Schah statt der ihm früher versprochenen Belohnung von 60.000 Goldstücken, d. h. eines für jeden Doppeltvers, nur 60.000 Silberstücke auszahlen ließ, fühlte Ferdusi sich tief verletzt, ging heimlich von Ghasna weg und hinterließ eine bittere Satyre auf den »Sohn der Sklavin«. Der Zorn und die Macht Mahmuds trieben den Dichter von einem Fürstenhof zum anderen. Schließlich ward er begnadigt, kehrte nach Tus zurück und starb hier 1020, im 80. Lebensjahre.

Die Uebersetzer und Erläuterer des Königsbuches haben die Streitfrage aufgeworfen, ob, angesichts der in demselben geschilderten fabelhaften Dinge, die Dichtung als geschichtliche Quelle überhaupt ernst zu nehmen sei. Sicher ist, daß die Dichtung einen historischen Kern enthält. Es erhellt dies aus dem Zoroastrischen Geist, den ausdrücklichen Zeugnissen der Perser selbst, sowie aus den in den Quellen geschilderten fremdartigen Zuständen. Graf v. Schack, dem wir eine treffliche Uebersetzung der »Heldenjagen« verdanken, spricht sich über diesen Punkt in folgender Weise aus: »Die in dem ersten Theile des Schahnameh geschilderten Lebensverhältnisse und Staatseinrichtungen sind von der Art, daß sich in keiner historisch beleuchteten Periode orientalischer Geschichte ein Vorbild dazu findet. Man betrachte nur die Stellung der Großen dem Könige gegenüber, welche der Vasallenschaft des europäischen Mittelalters ähnelt, den Freimuth und stolzen Unabhängigkeits Sinn der Lehensträger u. s. w., und gestehe, daß solche Zustände und Gesinnungen dem despotischen Charakter der uns bekannten asiatischen Reiche durchaus widersprechen. Auf der anderen Seite erscheinen diese Verhältnisse so genau bis ins Einzelne hinein ausgebildet,



daß man unmöglich annehmen kann, sie seien bloß von der Phantasie geschaffen.«

Schon Krüger (»Geschichte der Assyrer und Iraner«) hat darauf hingewiesen, daß es ein Irrthum sei, die in Ferdusis Epos vorkommenden Jahreszahlen als mythische aufzufassen. Die Wahrheit ist, daß gerade diese Zahlen in der persischen Ueberlieferung das noch am meisten historische sind und daß sie nicht auf mündlicher Ueberlieferung und Willkür beruhen, sondern ein in sich durchaus geschlossenes und durchdachtes chronologisches System bilden, das seinen Ursprung nur im Geiste eines einzigen Menschen haben konnte. Die im Königsbuch genannten Kaiser und Könige sind nämlich keine Einzelpersonen, sondern Dynastien. Ganze Reihen von Königen sind unter einem einzigen Namen vereinigt, der entweder geographischer Natur ist, oder dem hervorragendsten unter ihnen angehört, oder endlich ein Titel ist. Geradeso wie z. B. in der Bibel alle ägyptischen Könige »Pharao« heißen, führen im Königsbuche fast alle turanischen Herrscher den Namen »Afrasiab«.

Aus diesem gewaltigen Alter der Helden folgert sich nun logisch alles Andere. Wir können uns solche Neonenmenschen unmöglich mit der Leibesgestalt gewöhnlicher Menschen ausgerüstet denken. Der Hauptheld des Königsbuches, Rüstem, kündigt sich schon bei der Geburt als übermenschliche Erscheinung an. Wie ein Eisenklumpen lastet er im Mutter Schoß und nur durch die übernatürliche Hilfe des Wundervogels »Simurg« wird die Mutter gerettet, nachdem das Kind mit dem Dolch ihr aus dem Leibe geschnitten worden. Als Knabe vollbrachte er bereits Thaten, vor welchen Männer zurückschreckten. Als er zu seinem ersten großen Turanierkriege ausziehen sollte, schlug er mit seiner Faust einer Anzahl ihm vorgeführter Reitpferde das Rückgrat entzwei, bis sich das Wunderroß »Rakisch« fand, das dem Faustschlage des Helden widerstand. Seine Kraft befundete Rüstem zu Zeiten durch das Ausreißen ganzer Bäume, durch Händedrücke, welche die Nägel von den Fingern springen machen, durch außergewöhnlichen Appetit (er verspeiste einen ganzen Mantelstein allein) u. dgl. m. Trotz alledem ist die historische Grundlage nicht zu leugnen. Erwiesen ist, daß jenes Reich, unter welchem Iran nach der Darstellung des Königsbuches so lange stand, das assyrische, von dem Herodot spricht, war. Mit den von den Alten überlieferten assyrischen Königslisten lassen sich ohne Zwang die Dynastienreihen des

Königsbuches so genau ausfüllen, daß sich dadurch selbst die Geschichte der assyrischen Einzelkönige wiederherstellen läßt.

In der Darstellung des Ferdusi tritt ferner auch das sabäische (assyrische) Element mächtig hervor. Der Sabäismus der Chaldäer ist eine Lichtreligion. Die Wesenheit des Lichtes und die der Seele sind miteinander verwandt. Der Geist, welcher die gesammte sphärische Welt umfaßt, ist die unendliche Weltver-



Ein persischer Palaß.

munft; die Seele, welche die Welt durchdringt und belebt, die unendliche Weltseele. Beide bilden die Wesenheit der Gottheit. Zu dieser verhält sich die Welt, wie das Sonnenlicht zur Sonne, d. h. sowie jenes beständig von der Sonne ausgeht, ohne einen Anfang und ein Ende des Ausganges, ebenso emanirt das Universum von dem göttlichen Urquell, der sonach beständig schafft, ohne daß die Schöpfungen selber einen Anfang oder ein Ende hätten.

Der Schöpfer der medischen Lichtreligion, beziehungsweise des Feuersdienstes, war, wie man weiß, Zoroaster. Als er im 6. Jahrhundert v. Chr.



den chaldäischen Sabäismus stürzte, nahm er das, was er für brauchbar hielt, in sein System auf. In der That sind alle Grundlehren Zoroasters schon vorhanden gewesen. Aber auch die urzoroastrische Lehre lag im assyrischen Weltreich schon vor und ist von arischer, indo-germanischer und nicht semitischer Herkunft. Sie kam wohl zunächst aus Hochmedien (das heutige Aserbeidschan, Zoroasters Heimat), und weiter her aus Baktrien. Sie ist die ältere Offen-



Saffabad.

barung, auf die Zoroaster in seinen Schriften sich bezieht, die mündliche Offenbarung durch den mythischen Weisen »Hom«, der zu Djchemschid, einem baktrischen Urkönig, kam.

Was das zoroastrische System anbetrifft, darf es als bekannt vorausgesetzt werden. Dem höchsten Urwesen entsprossen »Ormuzd«, der Gott des Lichtes und »Ahriman«, der Herrscher der Finsterniß, das böse Princip. In stetem Kampfe ringen die beiden Gottheiten um die Herrschaft der Welt. Zulezt wird Ormuzd siegen. Durch die Verlockungen Ahrimans verführt, fielen die Menschen

von Ormuzd ab. Nun wuchs die Macht der bösen Geister trotz einer älteren Offenbarung, welche die wahre Lehre als Schutz gegen den Chaldäischen Sabäismus vorbereitet hatte. Da geschah die vollkommene Offenbarung an Zoroaster, der sie im »Zendavesta«, d. i. »das lebendige Wort«, niederschrieb. Es ist in der medisch-baktrischen Sprache verfaßt, die dem Sanskrit und dem Altperasischen eng verwandt ist. Aber Gustasp (oder Hystasp), der König von Baktrien, Dareios Vater, an den Zoroaster sich zuerst gewendet hatte, wollte Zeichen und Wunder. Gleichwohl nahm er die Lehre an, und als Dareios den Thron des Kyros und Kambyses bestieg, wurde die Religion eines Weltreiches daraus.

Damit haben wir unserer geschichtlichen Erläuterung weit vorausgegriffen. Es ist nämlich vorerst jener Epoche zu gedenken, welche dem assyrischen Weltreiche folgte. Die ersten, welche sich lostrennten, waren die Meder. Als die Gesetzlosigkeit eine Zeit lang anhielt, erwählten sie den Dejokes zum König. Dieser nöthigte sein Volk, die Stadt Ekbatana zu erbauen, und zwar mit siebenfachen Mauern, eine innerhalb der andern, auf aufsteigendem Boden, so daß immer die innere Mauer die nächst äußere überragte. Sich selber machte Dejokes möglichst unsichtbar, regierte schriftlich und mit Hilfe der Späher und Forscher, die er überall im Lande hielt. Unzweifelhaft ist dieser angeblich historische König Dejokes identisch mit dem »Zohak« der Parsensage, der gleichfalls in einer Zeit der Gesetzlosigkeit (während Dschemschids Wahnsinn und Abfall von Gott) als König begrüßt wurde. Auch er hatte nachmals nöthig, sich unsichtbar zu machen, denn aus seinen Schultern, auf die Ahriman (in Gestalt eines schönen Slaven) ihn geküßt hatte, wuchsen zwei schwarze Schlangen, welche immer wieder nachwuchsen, auch wenn man sie abschnitt, und mußten mit Menschenhirn gefüttert werden. Da geschah es, daß ein Schmied, dem man sein letztes Kind zur Schlangenfütterung entreißen wollte, das Zeichen zur Empörung gab. Feridun nahm Zohak gefangen und sperrete ihn in den Krater des Demawend. In ähnlicher Weise wie der Boden zu zittern begann, sobald die unter dem Aetna begrabenen Giganten die Last des Berges abzuwälzen versuchten, so ist auch dort, in Persien, der dumpfe Donner, welcher dem Erdbeben voranzugehen pflegt, nichts anderes, als das verzweiflungsvolle Stöhnen des im Demawend begraben liegenden Zohak.

Die Gründung von Ekbatana, welche als sichtbares Zeichen des Abfalles und der Unabhängigkeits-Erklärung der Meder zu betrachten ist, wird in das



Jahr 728 v. Chr. verlegt. Alsdann wurden die Perfer unterworfen. Dieser Zustand währte aber kaum zweihundert Jahre, denn schon 559 v. Chr. entthronte Kyros den letzten medischen König Astyages in der denkwürdigen Schlacht von Pasargadä bei Persepolis. Unter Kyros wurde Persien zum Weltreich, das vom ägäischen Meere bis zum Himalaya reichte. An Großartigkeit des äußeren Erfolges wird Kyros noch übertroffen von seinem Nachfolger Kambyses (bis 522 v. Chr.), der ganz Aegypten eroberte. Sein Erbe trat Dareios I. Hystaspis an, der mit Kraft, Einsicht und Milde regierte; da er aber über die 20 Provinzen des Reiches Satrapen mit fast unumschränkter Gewalt einsetzte, legte er den Grund zu dem nachmaligen Verfall des persischen Reiches. Von der Größe den Errungenschaften unter Dareios kann man sich allein aus der räumlichen Entfernung einzelner Kriegsschauplätze einen Begriff machen. Einmal kämpfte er am Indus, ein anderesmal — an der unteren Donau (gegen die Skythen). Griechenland aber wehrte den mächtigen Eroberer ab. In der Schlacht von Marathon (29. September 490 v. Chr.) wurde das gewaltige Perferheer geschlagen. Dareios überlebte nur 5 Jahre seine Niederlage. Ihm folgte sein Sohn Xerxes, an dessen Namen sich die Griechensiege von Salamis, Plataä und Mykale knüpfen. Durch diese Siege waren die Perfer für immer aus Griechenland getrieben.

Wir übergehen die nächsten Könige von Artaxerges I. bis Dareios III. Kodomannus, und halten uns nur an den letztgenannten, mit dem die persische Weltmacht erlischt. Dareios III. war von weit edlerem Charakter als die meisten seiner Vorgänger, auch thätig und persönlich tapfer; doch fehlte ihm die Einsicht und die Kraft, das hinsiehende Staatsleben aus seiner Versumpfung emporzuziehen. So fiel er denn, selber unschuldig, als Opfer für die Sünden seiner Vorgänger, besonders für jene Sünden, welche diese gegen die Hellenen verübt hatten. Alexander der Große, der nach einer Reihe von Siegen dem flüchtenden Könige bis nach Innerasien nachgeißelt war, fand nur mehr seine Leiche. Am äußersten Ostrande des heutigen Khorassan (wahrscheinlich in der Nähe der jetzigen Stadt Schachrud) hatte Alexander nach unerhörten Gewaltmärschen mit nur noch 60 Reitern den überraschten Feind eingeholt und auseinandergejagt. Man forschte sofort nach dem Verbleib des Königs und fand ihn endlich abseits auf einem mit Fellen überdeckten Wagen, tödtlich verwundet, denn Nabarzanes

und der Satrap Barfaertes hatten ihre Speere ihm in den Leib gestoßen, als er sich weigerte, ihnen zu Pferde zu folgen. Er war verschieden, bevor Alexander kam. Dieser deckte ihn mit seinem eigenen Mantel.

Nach dem Zerfall des makedonischen Weltreiches traten die Parther als Herren von Iran auf. Dieselben sollen ein Skythenstamm gewesen sein und das Wort »Parther« soll in der Skythensprache soviel wie »verbannt« bedeuten. Wahrscheinlich aber bedeutet es — meint der Sprachforscher Fr. Müller — so viel wie »Krieger«. Im Altperasischen heißen sie Parthawa, im Indischen Parada. »Daß die Parther, deren Dynastie (die Arsakiden) von 251 v. Chr. bis 229 n. Chr. über Iran herrschte, zu den Ural-Altaiern nicht gehören, wie S. Rawlinson meint, dies beweisen einerseits die Abbildungen der parthischen Könige auf den Münzen (die gebogene Adlernase, der reiche gewellte Bartwuchs und das lockige Haar schließen den mongolischen Typus aus), anderseits die Lage des Stammlandes selbst (im Nordosten von Persien, nämlich Khorassan und Kharizm), wo die alten Urkunden der Iranier (vgl. den ersten Fargard des Vendidad) bloß erianische Völkerschaften kennen.«

Auf die Parther folgten die Sassaniden, eine Dynastie, welche Artaxschir gegründet hatte. Er befreite Iran von der Partherherrschaft und stellte das persische Nationalreich mit der zoroastrischen Religion wieder her. Seine Residenz war das prächtige Ktesiphon (bei Bagdad) am Tigris. Unter den Sassaniden erreichte das Perserreich seinen alten Glanz und wohl auch einen Theil seiner früheren Macht. Vor ihnen hatte sich das Abendland wiederholt gedemüthigt. Am berühmtesten sind außer Schahpur, dem vorletzten König — Chosru Nuschirwan — und der letzte — Chosru Parviz — geworden. Unter letzterem drangen die Neu-Perser bis Nordafrika und Konstantinopel vor. Da machte Kaiser Heraklios sich auf, um den Uebermuth des Sassanidenreiches zu brechen. In den Feldern von Niniveh erlag die persische Hauptmacht. Chosrus reiche Lustschlösser und die geliebte Residenz Dastagerd, um derentwillen er seine Hauptstadt stets vermieden hatte, fiel den Römern zur Beute. Die orientalischen Geschichten melden von der Herrlichkeit des Ortes, wo im Harem 3000 junge Schönheiten des Landes lebten, mit 12.000 Sclavinnen, wo 6000 Pferde in den Stallungen standen, und darunter so berühmte Namen, wie unter den Schönheiten des Harems. Elephanten gab es 960. Der Thron war ein Wunder-





Begräbnisstätte der Parsen («Thürme des Schweigens»).





werk. Um ihn schwebten tausend goldene Kugeln und stellten durch ihre Ordnung die zwölf Zeichen des Thierkreises, die sieben Planeten zc. dar. Von den Siegern wurde Alles niedergebrannt, was von den unermesslichen Schätzen, zumal an seidnen Gewändern, gestickten Teppichen und Tapeten nicht wegzuschleppen war. Als weniger erfreuliche Erinnerung waren auch dreihundert römische Banner, die man früher eingebüßt, zum Vorschein gekommen.

Die Sommerresidenz der Saffaniden lag in der Ebene des heutigen Kirman schah. Von den alten Palästen ist nichts mehr vorhanden. Sie hatte neuerdings wieder Bedeutung gewonnen als persische Station zwischen diesen Bergvölkern, den Kurden und Luren, die im Sommer nomadisiren und natürlich nichts sind als Räuber, und die nur dann Tribut zahlen, wenn man die Macht hat, ihn abzuwingen. Aber jetzt ist der Ort ruinenhaft. . . . Ktesiphon ging später unter. In der Nacht vor Mohammeds Geburt, heißt es bei Abulfeda, erschütterte ein Erdbeben den Palast von Ktesiphon dermaßen, daß vierzehn seiner Thürme einstürzten und das seit tausend Jahren brennende »heilige Feuer« erlosch. Die wirkliche Zerstörung aber besorgten die Araber, als Saad Ibn Abi Wakkaf wenige Jahre nach Mohammeds Tode in der alten Saffanidenresidenz seinen Einzug hielt. Das ganze weiße Schloß wollte nachmals der Khalife Manssur abbrechen und zum Bau von Bagdad verwenden, gegen den Rath seines Beziers Chalid, des Barmekiden, der von persischer Herkunft war. Als man bald darauf, ob der Schwierigkeit der Zerstörung, wieder abstand, fand derselbe Bezier es beschämend, daß die Moslimen nicht einmal sollten niederreißen können, was die Feueranbeter gebaut.

Den Saffaniden folgte die Herrschaft der Araber in Iran. Mit Feuer und Schwert fand der Islam über das eranische Hochland hinweg seine Verbreitung bis tief nach Innerasien. In diese Zeit fällt eine nicht unwesentliche Blutmischung zwischen den Persern und ihren Besiegern. Auch die persische Sprache, welche im Osten sich lange Zeit von den immer mehr und mehr eindringenden arabischen Elementen frei hielt, begann von diesem Zeitpunkte ab eine große Zahl von arabischen Worten in ihren Wortschatz aufzunehmen. In dieser »neupersischen« Sprache schrieb Ferdusi sein Königsbuch. Die neue Schrift- und gebildete Umgangssprache ist ganz mit arabischen Elementen durchsetzt. Neben ihr leben mehrere Volksdialekte fort, welche manche bedeutende

Abweichungen zeigen. Das Sassanidische zeigt — nach Fr. Müller — neben lautlichem Verfall und bedeutender Einbuße der Flexion, eine Reihe von aramäischen Elementen, was sich aus der Lage des Regierungssitzes der Sassaniden-Dynastie erklären mag. Man nennt dieses Idiom »Pahlawi« (Pehlwi, Pehlwi), und insoferne es als Sprache der Paraphrasen der Zendbücher, welche damals gemacht wurden, erscheint, bezeichnet man es mit dem Namen »Huzwaresch«.

Die erste Zeit der Herrschaft des Islam in Iran brachte Krieg, Verwirrung, Verwüstung. Zwar das Selbstschukenreich bewahrte noch einen Nachglanz der Khalifenzeit. Alsdann brachen aber die wilden Horden der Mongolen und Tataren über das offene Hochland herein, zu denen sich zu Zeiten auch afghanische Eroberer — wie z. B. der Sultan Mahmud von Ghazna, dieser allerdings etwas früher, als die vorgenannten Invasionen — gesellten. Wie aus dieser langwierigen Wirrsal eine mohammedanische Dynastie in Persien erstand, um zum dritten Male das unverwüstliche eranische Leben zu erwecken, soll später erzählt werden. Vorläufig bleiben wir bei den Bewohnern, den heutigen Persern, den directen Nachkommen jenes Volkes, dessen zum Theil sagenverklärte Geschichte in die Dämmerung des zweiten assyrischen Weltreiches (1244 bis 725 v. Chr.) hinaufreicht. . . .

Es erscheint logisch, zuvörderst jener kleinen Völkergemeinschaft zu gedenken, die neben der Rasse auch den Glauben bewahrt hat. In der That ist es überraschend zu vernehmen, daß sich zoroastrische Feuerdiener aus allem Wandel der Dinge bis in unsere Tage herein gerettet haben. Dieser letzte Rest der zoroastrischen Perser sind die Parsis (auch Guebern genannt), deren bereits früher einmal flüchtig Erwähnung geschah. Sie hatten sich nach der Zertrümmerung des sassanidischen Reiches durch die Araber Anfangs in die Gebirge von Chorassan geflüchtet und später nach vielfachen Wanderungen in Gudscherat (Anfang des VIII. Jahrh.) sich niedergelassen. Wir finden sie, etwa 200.000 Seelen stark, in Bombay, Surat, Baroda, Ahmadabad und anderen Orten der Westküste Indiens als Kaufleute angesiedelt. In Persien selbst befinden sich nur zwei kleine Gemeinden in Tezd und Kirman, welche nur wenige Tausend Köpfe zählen sollen. Sie wohnen inmitten einer feindseligen moslimischen Bevölkerung und haben keine Feuertempel (»Atafchgah«), sondern begnügen sich mit Hausaltären und dürfen froh sein, wenn sie nur die ihnen eigenthümlichen



Begräbnisstätten — »Thürme des Schweigens« — noch behalten dürfen.

Diese letzteren sind mauerumzogene Räume, in welchen die Leichen dem Vogelſtraße ausgeſetzt werden. Dieſe Art der Leichenbeſtattung ſteht in Verbindung mit der Annahme, daß der menſchliche Leib ein Sitz der Sündhaftigkeit ſei; durch das Begräbniß würde die Erde verunreinigt werden und durch Verbrennen würde man das Feuer, dieſes heilige Element, beſudeln. Es gilt ja für das allerreinfte, für das Simmbild der alldurchdringenden Gottheit. In das Gemach des Sterbenden bringt man einen Hund, denn er vertreibt die böſen Geiſter, welche darauf lauern, ſich der Seele zu bemächtigen. Den Todten bringt man, mit einem weißen Gewande umhüllt, auf einer eiſernen Bahre nach dem Thurme des Schweigens und ſtellt einige Lebensmittel neben ihn, weil die Seele noch um die irdiſche Hülle ſchweift, in der Hoffnung, wieder in dieſelbe hineinſchlüpfen zu können. Der Parſi beſucht die Todtenſtätte nur, wenn er befreundete oder verwandte Todte dorthin begleitet. Ein Nicht-Parſi darf überhaupt nicht den »Dakma« betreten. Glücklich gilt der, welchem die Vögel, bevor ſie an andere Körpertheile gehen, die Augen aushacken, denn in dieſem Falle geht die Seele des Verſtorbenen unmittelbar in den Himmel ein.

Es iſt allgemein bekannt, daß der Einfluß der Lehre Zoroaſters als Staatsreligion auf die alten Perſer ein tiefgehender war. Dieſe ſtanden ſittlich im allerbeſten Ruf, ſehr im Gegenſatz zu ihren nachmaligen moſlimiſchen Nachkommen. Wahrſcheinlich iſt eben das Ausprägen der Sittengeſetze Zoroaſters eigentliches Eigenthum, während alle ſpeculativen Elemente über ihn hinausreichen. Er lehrte Himmel und Hölle, Auferſtehung der Todten, künftiges Gericht, letzte Reinigung durch Feuerſgluten und allgemeine Glückſeligkeit. Es iſt — wie ein Culturhiſtoriker ſich ausdrückt — »die rein moraliſche und moraliſch reine Religion, deren letzte Wellenkreiſe uns unverkennbar heute noch berühren. . . « Nach dem Vorgeſagten kann es demnach nicht überrafchen, daß die Parſis ihre moſlimiſchen Brüder in moraliſcher Beziehung weit überragen, wenn ſie dieſen auch geiſtig nachſtehen. Doch gilt das letztere nur von den in Perſien lebenden Parſis, nicht aber von den indiſchen. Dieſe bilden ein betriebsames und achtbares Element, ausgezeichnet durch Bildungstrieb und Wohlthätigkeitsſinn. Kein (indiſcher) Parſi bettelt, kein Mädchen, keine Frau führt einen unehrenhaften

Lebenswandel. Alle arbeiten, Dürftige finden jederzeit Unterstützung. Bekannt ist, daß viele Parsis im Großhandel durch ihren Unternehmungsgeist, ihre Umsicht und Rechtchaffenheit eine große Rolle spielen. Der Reichthum aber



Persische Frau.

wird mitunter in großartigen Wohlthätigkeitsacten aufgewendet, wie jener vielfache Millionär Dsamsidschi Dschidschibhoy zu Bombay gethan, der in den englischen Adelsstand erhoben wurde, nachdem er als ein »parsischer Peabody« Millionen für wohlthätige Zwecke verausgabt hatte. In Indien hat es selbstverständlich auch keine Noth mit der Ausübung der zoroastrischen Cultusformen.



Wo die Dertlichkeit es irgend erlaubt, geht der Parfi vor Sonnenaufgang ins Freie, kniet beim Erscheinen der Sonne nieder und richtet sein Gebet an das Symbol des Schöpfers, ganz so, wie es im Zend Avesta steht. . . »Alles



Kurde.

erhält Leben durch die Sonne; ihr verdankt die Erde Fruchtbarkeit, die Seele ihr Dasein, die Pflanze ihr Wachsthum. Sie gibt Allen Bewegung, sie ist Ursache, daß Alles miteinander in Verbindung steht; ihr Einfluß ist so alt wie die Welt.«

Auf Augenzeugen hat es immer einen zwar befremdenden, aber tiefen Eindruck hervorgebracht, wenn sie des Schauspieles theilhaftig wurden, wie früh

am Morgen und dann wieder vor Sonnenuntergang Tausende von Parsis sich in Bombay auf der Esplanade vor dem Fort versammeln und sich andächtig verneigen. . . . In Persien freilich liegen die Dinge anders. Hier sind die Parsis nur geduldet. Während die indischen Glaubensgenossen ihre stattlichen Feuer-tempel haben (in manchen wird das heilige Feuer mit Sandelholz auf silbernen Rosten unterhalten), in welchen die Flammen seit der Einwanderung der Parsis aus Chorassan, also durch ungefähr ein Jahrtausend, noch niemals erloschen sind, müssen sich die Guebern von Sezd und Kirman, wie bereits erwähnt, mit einfachen Feueraltären begnügen. Diese sind allerdings auch in geschlossenen Räumen aufgestellt, aber Tempel kann man letztere wohl nicht nennen. An einen von Mauern umschlossenen Hof stößt ein saalähnlicher Raum, in dessen Ecke ein Altar steht. Auf diesem wird von einem »Mobod« (Priester niederen Ranges) sechs-mal innerhalb 24 Stunden eine kleine Flamme angezündet.

Im Uebrigen sind die Parsis hart gedrückt, verarmt und unwissend, müssen namentlich bei jedem Regierungswechsel fürchten, daß die kurze herrenlose Zeit vom moslimischen Pöbel zu ihrer Plünderung und ihrem Todtschlage benützt werde. Kein Parsi darf in den Bazaren von Sezd sich setzen, und im eigenen Hause, falls ein Moslim eintritt, nur dann, wenn dieser die Erlaubniß gibt. Unter solchem Druck schmelzen sie denn auch rasch zusammen, trotz der Unterstützung, welche ihre reichen Glaubensgenossen in Indien ihnen zukommen lassen. Um den Uebertritt zum Islam zu fördern, ohne selbst ein Opfer bringen zu müssen, lassen die mohammedanischen Behörden jeden, der seinen Glauben wechselt, die Habe seiner Familie allein erben. Immerhin gestattet die persische Regierung den Parsis eine Art innere Autonomie, indem die Priester richterliche Functionen ausüben, als Schiedsrichter Streitigkeiten schlichten, in Fragen des Eherechtes, Erbrechtes u. s. w. rechtsgiltig entscheiden. Diese Toleranz der Regierung ist aber hauptsächlich auf den Umstand zurückzuführen, daß das Richteramt auch nach moslimischer Anschauung nur ein Ausfluß der geistlichen Würde ist. In Verwaltungsangelegenheiten haben die Parsis in Erän kein Selbstbestimmungsrecht, ja, sie sind in dieser Beziehung weit mehr der brutalen Willkür der Behörden ausgeliefert, als ihre moslimischen Mitbewohner.

Wenn die alten Perser den Ruhm hatten, Dank der zoroastriischen Religion, ausnehmend wahrheitsliebend zu sein, so lügt dafür der heutige — sofern er



dem Islam angehört — wie er selber sagt: »so lang als seine Zunge geht«. Er betheuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: »Ich gâ Roth.« Auch sonst wissen Reisende von den heutigen Persern wenig Schmeichelhaftes zu berichten. Zwar üben sie die Tugend der Höflichkeit, denn diese ist eine Münze, die nicht den, der sie empfängt, reich macht, wohl aber den, der sie ausgibt. Von alten Sitten hat sich namentlich die kriechende Unterwürfigkeit gegen Vornehme, und von Seiten des Schahs und der Vornehmen eine ausgesuchte Grausamkeit erhalten. »Die Henker — heißt es irgendwo — sind ein vielbeschäftigter Orden.« Von Charakter ist keine Rede. Zwar würde man in diesen schweigjamen, in sich gefehrten Gestalten lauter eatonische Naturen vermuthen, wenn man nicht wüßte, daß alles Verstellung ist. Diese prägt sich schon äußerlich dadurch aus, daß Jedermann, Greise inbegriffen, Bart und Haare färbt und das Gesicht schminkt. Gemüthsregungen wird der Perser so lange verbergen, als es die allenthalben geübte Kunst der Selbstbeherrschung nur immer zuläßt.

Gleichwohl ist auf diese Menschen kein Verlaß. In geschäftlichen Dingen ist man der Uebervortheilung sicher. Dazu kommt ein auffälliger Nachahmungstrieb bei geringer Befähigung zur geistigen Initiative. Dadurch wird das schwankende, unverläßliche Wesen gefördert. Es reicht bis in die höchsten Schichten hinauf, mit dem Schah an der Spitze, dessen Reformen und Maßnahmen ganz den persischen Geist ausprägen: Halbheit und Unbeständigkeit. Immerhin muß zugestanden werden, daß die Perser unter allen moslimischen Völkern sich in besonderem Grade durch Intelligenz, Auffassungsgabe, Bildungstrieb (wenn auch zumeist nur oberflächlichen), gesellschaftliche und religiöse Toleranz, Höflichkeit und Entgegenkommen auszeichnen. Die Perser sind so ziemlich das einzige moslimische Element, welches sich auch in den großen Culturcentren Europas eingemischt hat. Persische Händler, Commissionäre, Agenten findet man in Paris, London, Berlin, Petersburg, Wien und anderwärts. In Bezug auf Unternehmungsggeist, Geschäftsroutine und kaufmännischer Findigkeit steht der Perser auf einer Stufe mit dem Juden, Griechen und Armenier.

Bei den Persern ist der Familiensinn außergewöhnlich entwickelt. Es gilt als eine selbstverständliche Sache, daß ein zu Ehren und Würden gelangter Mann den ganzen Kreis seiner Verwandtschaft aus der bisherigen Obscurität

hervorzieht und sie in irgend einer Form (durch Ernennungen, Geldspenden, Auszeichnungen) zu Macht und Ansehen bringt. Fällt dann ein solcher Emporkömmling, so sinken natürlich auch alle Familienglieder mit ihm in ihr früheres Nichts zurück. Auch die Erziehung weist mehr Lichtseiten als bei den übrigen Mohammedanern auf. Zustände, wie man sie in türkischen Harems vorfindet, in denen die Knaben zu Widerseßlichkeiten und groben Unarten gegen die Mutter von Seiten des Vaters geradezu aufgereizt und angeeifert werden, sind den persischen Harems (Enderun) vollständig fremd. Man lehrt den Kindern Achtung und Gehorjam und die Früchte solcher Erziehung sind die, daß jene, einmal erwachsen und zu Würden und Vermögen gelangt, ihre Eltern niemals vergessen. Da überdies in Persien der Vater als das Haupt der Familie angesehen wird und in seiner Hand nicht nur das Hausrecht, sondern auch das Vermögen ruht, gewinnt das persische Familienleben einen patriarchalischen Anstrich, wie wir ihn unter den westasiatischen Völkern nur noch bei den Armeniern finden.

Die Perser behandeln ihre Frauen im allgemeinen ziemlich gut, so weit dies bei den unerquicklichen islamitischen Ehegesetzen überhaupt möglich ist. Viel entscheidet die weibliche Individualität. Frauen von ausgesprochener geistiger Begabung, dann solche, welche die Kunst verstehen, Einfluß auszuüben und auszunützen, gelangen natürlich in kurzer Zeit innerhalb und außerhalb des Enderun (so heißt auf persisch das Harem) zur Herrschaft. Auch hängt viel davon ab, wie es mit dem Einflusse und dem Range des Gatten einer solchen Frau bestellt ist. Im Großen und Ganzen aber ist das persische Eheleben nach dem bekannten mohammedanischen Muster zugeschnitten. Die Frauen verbringen ihr ganzes Leben hinter den Haremsgittern, nachdem sie von ihrem Gatten durch Zahlung von größeren oder kleineren Summen gewissermaßen käuflich erworben wurden.

Wodurch sich aber die persische (schitische) Ehe wesentlich von der der übrigen mohammedanischen Völker unterscheidet, ist nachfolgende Einrichtung. Die Ehe ist nämlich eine zweifache, d. h. sie wird entweder auf die Dauer geschlossen, oder auf eine bestimmte, vertragsmäßige Zeit, deren Dauer sich von einer Stunde bis zu 99 Jahren beläuft. Die erste Gattung von Ehen nennt man »Nekdi«, die zweite »Sighi«. Mehr als ein Nekdi darf der Perser sich nicht antrauen lassen; das Gesetz wird aber dadurch umgangen, daß eine Sighi an Stelle einer durch (gesetzliche) Scheidung verstoßene Nekdi treten kann, während



letztere wieder in Gnaden als Sighi aufgenommen wird. Daraus resultirt zweierlei: erstlich kann der Perser auf diese Art seine legitimen Frauen fortwährend wechseln, und zweitens kann dadurch auch eine Art Frauenaustausch unter verschiedenen Ehemännern stattfinden. Sighi-Ehen werden namentlich auf Reisen — wo der ungeheuren Entfernungen halber die Abwesenheit des Mannes vom häuslichen Herd viele Monate währen kann — geschlossen. Vorrath ist immer vorhanden. Im Grunde ist diese Varietät der Sighi-Ehen nichts anderes als eine bessere Art von Prostitution.

Die äußere Erscheinung des Persers ist eine stattliche. Das zierliche Oval des Antlitzes, eine kräftige, leichtgeschwungene Adlernase, hohe Augenbrauen über den schön geformten Augen, aus deren umflortem Blicke die tausendjährige Knechtschaft zu uns spricht, ein voller Bartwuchs, bilden die äußere Zierde des Mannes. Die Gesichtszüge sind ernst, die Statur mittelgroß. . . . Die Frauen haben im Großen und Ganzen den gleichen Typus wie die Männer; ein rundes Gesicht wird hoch gepriesen und von den Dichtern als Mondgesicht besungen. Besonders schön geformt sind bei den Persern die Gliedmaßen; dagegen läßt das Incarnat zu wünschen übrig und werden die fehlenden Farben (weiß und roth) durch Schminke ersetzt. Die Augenbrauen werden schwarz, die inneren Handflächen, Nägel und Fußsohlen orangegelb gefärbt. Mit den Männern theilen die persischen Frauen die Vorliebe für die nationalen Dichter, deren herrliche Schöpfungen ja auch uns entzücken. Auf einen blumigen (für europäischen Geschmack allerdings unverdaulich schwulstigen) Stil wird große Stücke gehalten. Die Werke der alten Dichter sind übrigens auch Vortragsgegenstände in den Koranschulen. . . .

Außer den Persern haufen noch zwei andere eranische Völker im Reiche des Schah, die Armenier und Kurden. Da von den ersteren im nächsten Abschnitte ausführlich die Rede sein wird, beschränken wir unsere Mittheilungen auf die letzteren. Ihr Verbreitungsgebiet sind jene Berggegenden, welche die Grenzgebiete der asiatischen Türkei, Persiens und Rußlands umfassen, so daß es türkische, persische und russische Kurden gibt. Hinsichtlich ihrer ethnischen Stellung sind die Kurden aller Wahrscheinlichkeit nach ein Mischvolk, in dessen Masse aber das Blut jenes Barbarenvolkes der obermedischen Bergbewohner vorwalten mag, welche die altgriechischen Geschichtsschreiber »Karduchen« nannten.

Dieser Ansicht Moriz Wagners stimmt auch Wámberý bei, welcher im Kurden den treuesten Typus der altmedisch-persischen Rasse erkennt, denn er sieht ihm zufolge mit seinen länglich schmalen Zügen den durch die Sculptur verewigten altpersischen Pnyjiognomien viel ähnlicher, als die durch die türkisch-arabische Rassenkreuzung ziemlich entstellten heutigen Perser.

Auf persischem Gebiete siedeln die Kurden vorwiegend im westlichen Azerbeidschan und in den südwestlichen Grenzgebirgen. Am dichtesten treten sie im Süden des Arumiah-Sees auf. Hierzu zählen die Hauptstämme der Melki, Boji und Bilkas, an welche die Ardelan-Kurden mit ihrem östlichen Zweige von Sanaa und ihrem südlichsten von Kerind (dem Hauptorte der Secte »Ali Zlahi«) anschließen. In einer Länderbeschreibung des bekannten persischen Schriftstellers Hamdullah Mustapha Kaswini befindet sich eine Stelle, welche zur Genüge beweist, in welchem Verhältnisse seit jeher die Kurden zu den Persern standen. Er schildert die Landschaft »Salmas« und sagt von ihren Bewohnern, daß sie mit den Kurden in beständigem Kriege lebten. »Zwischen ihnen herrscht fortwährende Feindschaft; es ist dies eine nie aufhörende Feindschaft, welche keinen Frieden zuläßt.«

Der Gelehrte Mustapha aus Kaswin schrieb diese Zeilen gegen Ende des XIII. Jahrhunderts. Damals hatte das Geschütz des Sultans Selim I. noch nicht in der Ebene von Tschaldyran (im westlichen Azerbeidschan) die Heeressäulen Schah Ismaïls zertrümmert und die Kurden waren noch halb und halb Verbündete der Perser. Unter den Safiden, auf deren Geschichte wir sofort zurückkommen werden, wuchs ihr Uebermuth freilich derart, daß nach dem Untergange dieser Dynastie Nadir Schah sich veranlaßt sah, mit möglichster Schnelligkeit einzuschreiten. Der wildeste dieser Bergstämme — die Bachtieren — wurden nach mühevollen Kämpfen gebändigt. Unter veränderten Verhältnissen waren die Bachtieren, welche von Raub und Plünderung leben, allerdings immer wieder bereit, ihren angestammten Gewohnheiten nachzukommen. Auch die jetzige Dynastie hat sich zu Zeiten, wenn Mord und Straßenraub überhand nahmen, veranlaßt gesehen, die Biedermänner im Zagrosgebirge einzuschüchtern. Man erbaute bei Schiras einen breiten Rundthurm, in dessen zahlreiche Nischen ebenso viel gefangene Bergbewohner lebendig eingemauert wurden, so daß nur ihr Angesicht offen blieb. (Zlandin, »Relation etc.«, II. 231, 384.)

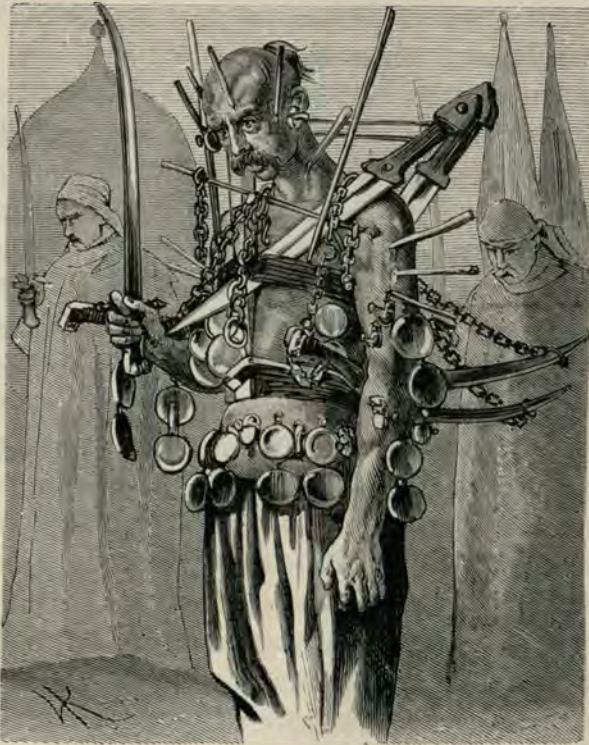


Die Bachtjaren sind nicht eigentliche Kurden, sondern Luren. Ein ethnischer Unterschied besteht zwischen beiden wohl kaum. Ihr Verbreitungsgebiet reicht im Osten bis Burudschird, Feridun und Tschagar, Masal, zwei Tagreisen von Ispahan, im Westen bis in die Nähe von Dizful und Schuschter, wo sie eine wahre Landplage für die aus den Gebirgen niedersteigenden schiitischen Pilgerkarawanen sind. Lurenstämme findet man auch bei Kirmanschah und um Schiras herum. Es ist nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, daß, während die eigentlichen Kurden sunnitische Mohammedaner und Todfeinde der Perser sind, die um Dizful und Schuschter hausenden Luren zur Secte »Ali Nahi« gehören. Von ihrem Glaubensbekenntnisse hat man nur unklare Vorstellungen. Mohammedaner sind sie keine; im Gegentheile, denn sie verfluchen alle Moslemim. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen und den Feziden — den sogenannten »Teufelsanbetern« — im türkischen Kurdistan ist nicht zu verkennen. Beide Glaubensgemeinschaften verehren den »großen Engel« (den gefallenen Engel) und finden es unflug, mit ihm zu brechen, weil er gegenwärtig in Ungnade ist. Er wird dereinst wieder angenommen werden und sich dann der Seinigen erinnern. Gewiß ist, daß wir es hier mit Ablegern eines verderbten Zoroasterismus zu thun haben; denn auch diesen Secten ist das Feuer heilig. Sie fahren mit der Hand durch die Flammen des Opferlichtes ihres Nationalheiligen Scheich Ndi und waschen damit das Angesicht. Sie beten die Sonne an und küssen die Stelle, wohin der erste Sonnenstrahl fällt.

Ein Gegengewicht finden die Ali Nahi in der starkgläubigen Bewohnerschaft der susistanischen Städte Dizful und Schuschter. Hier wimmelt es von fanatischen Pfaffen, Derwischen und sonstigem Heiligengelichter. Daß es zu allen Zeiten so war, ersieht man aus den unzähligen weißgetünchten Heiligengräbern. Ein profaner Mensch muß die Schuhe ausziehen, um diesen begnadeten Boden nicht zu besudeln. Um aber dem einförmigen Einerlei der Selbstentäußerung und des Asketismus nachzuhelfen, geben sich die Susistaner mit Vorliebe revolutionären Umtrieben hin. Von den unliebamen Einnengungen der persischen Regierung fühlt man sich um so sicherer, als in den Gebirgen, welche Susistan vom übrigen Iran scheiden, die Luren hausen, die fast jede durchziehende schiitische Karawane plündern. Das bekümmert die Angefallenen wenig, und die der Gefahr Entronnenen suchen Trost und religiöse Stärkung, wenn sie die

Grabmoschee des Propheten Daniel umdrängen, die sich zwischen dem Fluß von Susa und dem einstigen Burghügel der altpersischen Sommerresidenz erhebt.

Ueber dieser Burg (»Kissis' hohe Burg«, wie Aeschylos sie nennt), deren Trümmerhügel noch immer 40 Meter hoch ist, erhob sich die Palastterrasse,



Schitte am Hoffeins-Tage. (Nach B. Werschagin.)

auf der einst Ahasverus tafelte und von deren Plattform man einen entzückenden Ueberblick auf die buntglasirte Stadt mit ihren Palmen- und Cypressenhainen und die grüne Ebene ringsum hatte. Der Ionier Aristagoras sagte einst dem Spartanerkönig Kleomenes: »Wenn Ihr Susa einnehmt, dann könnt Ihr leben wie Zeus selber.« Die Wandlung muß demnach groß gewesen sein, wenn wir heute von derselben Anhöhe auf ein verödetes Land herabsehen, das halb Steppe, halb Sumpffeld ist.





Aufzug der Schitten am Hofseinstage. (Nach B. Wereschagin.)





Die Kurden im persisch-türkischen Grenzgebirge scheiden sich heute noch streng in zwei Kasten: die »Gurani« oder Bauern und die »Assirethi« oder die Adelligen (Krieger). Unter den einzelnen Stämmen herrscht übrigens die größte Uneinigkeit. Schwärmereien von einem geeinigten Kurdistan gehören in das Reich politischer Träume. Wohl stand zuweilen, und dies noch in allerjüngster Zeit, irgend ein ehrgeiziger Kurdenchef auf, der sich mit Unabhängigkeitsideen trug. Schließlich aber führten die Fehden mit den persischen oder türkischen Truppen immer wieder zu einer Art von »Ausgleich«, d. h. man versprach, sich gegenseitig ungeschoren zu lassen. So machen die Kurden, zum mindesten jene in den unwirklichen Hochländern, was ihnen beliebt, und erhält bei den übrigen Stämmen eine gewisse Scheinautorität. . . . Kurden finden sich auf persischem Boden auch in Khorassan, wo sie von Tschinoram bis Asterabad alle Nordabhänge und Vorthäler der Elburskette besetzt haben. Sie sind erst unter Abbas Schah vom Westen her in diese Gegenden übersiedelt.

Es ist bekannt, daß die gesammte islamitische Welt durch ein Schisma in zwei Glaubensgemeinschaften auseinandergerissen ist. Die Perser und etliche andere kleine Völkerplitter sind Schiiten, alle übrigen Moslemim Sunniten. Ein dogmatischer Unterschied in den religiösen Lehrsätzen der beiden Gruppen besteht nicht; es ist lediglich eine Personalfrage, welche sich auf den vierten Khalifen, Ali, bezieht. Diese Personalfrage allein hat in früheren Jahrhunderten zur Folge gehabt, daß Ströme von Blut vergossen wurden. Die Anhänger der »Schia« behaupten, nicht die ersten Khalifen Abu Bekr, Omar und Othman hätten dem Propheten Mohammed in der Ausübung der Herrschergewalt succediren sollen, sondern vorerst Ali, der nicht nur durch seine Verwandtschaft mit dem Propheten (Ali's Gemahlin, Fatme, war eine Tochter Mohammeds), sondern auch durch eine besondere Bestimmung dazu berufen wurde. Der letztere Vorwand ist gleichwohl von Seite der Schiiten niemals erwiesen worden. Was Ali betrifft, konnte ihm diese unverhoffte Erhöhung nur genehm sein, wemgleich er sich zu Zeiten genöthigt sah, gegen besonders fanatische Eiferer, welche ihn zum Gott proclamirten, und dessen Wiedererscheinen nach erfolgtem Tode voraussagten, mit aller Energie einzuschreiten. Der Khalif Ali hatte indeß, als er nachmals über den östlichen Theil der im steigenden Aufschwunge begriffenen islamitischen Welt herrschte nur eine bescheidene Befähigung zu diesem Berufe an den Tag gelegt.

Das gespannte Verhältniß zwischen den zwei großen und mächtigen Parteien sollte bald böse Früchte tragen. Blutige Kriege und Mordthaten folgten in rascher Abwechslung. Schließlich war es selbst für die Betheiligten genug des Zeitvertreibes und sie waren übereingekommen, daß die Häupter beider Parteien — der Damascener Khalif Moavia und Ali — aus der Welt geschafft werden sollten. Aber nur den letzteren erreichte der Dolch des Meuchelmörders. Er fiel in der Moschee von Kufa in Mesopotamien. Moavia war nun alleiniger Gebieter und bald traten wüthende Parteigänger für das sunnitische Khalifat auf. Die ärgsten Schlächter waren Bijad und Haddjadj. Der letztere hatte über 120.000 Menschen in ein besseres Jenseits befördert. Unter den abbasidischen Khalifen führen die Schiiten anfangs besser, bis unter Mutawakkil, mit dem ein Umschwung zu Gunsten der sunnitischen Orthodorie eingetreten war, das alte Uebel mit verstärkter Hestigkeit hereinbrach.

Das Martyrium der schiitischen Oberhäupter erstreckte sich übrigens nicht auf Ali allein. Unter Zejid, dem zweiten ommejadischen Khalifen, sollte eine weitere, viel tiefer greifende und folgenschwerere Katastrophe über das Alidenhaus hereinbrechen. Alis Sohn, Hossain, hielt sich in Mekka auf, von wo er über die Einladung der Kufaner auszog, um den Parteigängerkrieg von neuem aufzunehmen. Der Sohn Alis muß großes Selbstvertrauen in seine Mission gesetzt haben, denn es waren nur siebenzig (nach anderen hundertundfünfzig) Getreue, mit welchen er den ungleichen Kampf mit dem Damascener Khalifen beginnen wollte. Als er in Kufa erschien, fand er die Stadt bereits von seinen Feinden besetzt. Hossain verlegte sich aufs Unterhandeln, seine Gegner aber meinten, daß Beweise vorlägen, wie wenig ernst es Alis Sohn mit seinen Versprechungen und Versicherungen nehme, und drangen auf die »Befreier« ein. Zwar ließ Hossain Koranexemplare vorantragen, um sich zu decken; Zejids Parteigänger aber hieben ein und tödteten Hossain und seinen Anhang, nachdem jener — von der Außenwelt abgeschnitten — im glühenden Sonnenbrand dem Verdursten nahe war.

Vater und Sohn schlummern in demselben Wüstenbereiche, nur durch eine Wegstrecke von zwei Tagereisen von einander getrennt: Ali zu Medschef, südlich des babylonischen Trümmerfeldes, Hossain zu Kerbela, westlich desselben. Der Weg dahin ist mit Gebein gepflastert, denn wer nach den schiitischen Passions-



stätten wandert, hat einen dreifachen Feind zu fürchten: die Ermattung, die Pest und die Flintenkugeln der sunnitischen Araber. Ob Ali wirklich zu Kedschef begraben liegt, ist zweifelhaft; dagegen ist die Stätte von Kerbela erwiesenermaßen mit derjenigen identisch, wo Hossain den Schergen Jezids erlag. Selbstverständlich gibt es unter den Schiiten keine Zweifler, und wenn gleichwohl dem Sohne größere Verehrung entgegengebracht wird, entspringt dies den Erfahrungen aller Religionen, in denen ähnliche Erscheinungen zum Ausdruck kommen. Kerbela ist das Wanderziel unzähliger Schaaren von Schiiten — lebenden und toden. Wochenlang ziehen beide, Lebende und Todte in treuer Gemeinschaft auf unwegsamem Pfaden durch die schauerlichen Pässe der iranischen Randgebirge, wo die räuberischen Bachtiaren lauern, durch die Gräberebene Susstans — den Tummelplatz des Heiligengesichters von Dizful und Schuchter — durch das öde Steppenland Mesopotamiens, das Dorado der arabischen Buschklepper, der Schakale, Hyänen, Skorpionen und Schlangen. Die Reise ist langwierig und beschwerlich und wird vollends grausig durch die Pestilenz der auf den Rücken der Maulthiere hoch aufgepackten, in Filzdecken geschnürten Leichen. Es sind die sterblichen Ueberreste der Frömmsten der Frommen, die nach letztwilliger Verfügung in der Erde Hoffsins schlummern wollen. Die Pestilenz ist entsetzlich. Bleichschlottern die Kameel- und Maulthiertreiber einher; sie haben die Nase verbunden, versichern aber: es sei Alles Rosenduft, was den theueren Cadavern entströme. Die Tragthiere selber versagen und wanken. Todtengesänge von unheimlich schwermüthigem Tonfalle verdüstern das Bild, statt es zu beleben. Unterwegs laden große Karawanenrajs zur Last, festungsähnliche Gebäude, in welchen dem Sicherheitsgefühl der Reisenden durch eine Abtheilung türkischer Soldaten nachgeholfen wird.

Der Enthusiasmus bei der Ankunft in Kerbela ist ein ungeheurer. Die Verzücktesten verwunden sich selber, stoßen sich Dolche in den Leib, zerfleischen das Antlitz. Man hat dieses ausgeprägte Leidensbedürfniß der Schiiten als den Beweis eines überraschenden Seelenlebens gedeutet. Sicher ist, daß die Massen gläubig sind und alle Ausschreitungen nur als unmittelbarer Ausfluß einer bis zur gräßlichsten Selbstqual gesteigerten sinnlichen Theilnahme an den Schicksalen der Märtyrer erscheinen. Die Geistlichkeit — ohnedies die corruptirteste im ganzen Islam — hat keinen Antheil daran. Im Gegentheile, sie brandschlagt die

Pilger auf die unverfrorenste Weise. Man zankt um die Spanne Bodens, in welchem die mitgebrachten Leichen begraben werden sollen; daß die erkaufte Seligkeit nicht billig ausfalle, dafür sorgt jenes persische geistliche Gelichter, das nach Wirrsalen und Verbrechen aller Art endlich in Kerbela ein letztes Asyl gefunden. Man feilscht um Gebühren, Tagen und Zollbeträge, kredenzt brackisches Brunnenwasser als Paradieseslabjal, verschachert die Feszen von den Kleidern der der Selbstqual erlegenen Flagellanten — und über all' diesen Zank und Hader ist häufig genug die Pest ausgebrochen, die alsdann die Pilger der Mühen langwieriger Heimreisen binnen wenigen Stunden überhob.

Das Martyrium Hossains, welches am 10. Muharrem stattfand, feiern auch die Perser in ihrer Heimat in großartigen Passionsspielen. Alljährlich werden die Schicksale des Propheten-Sohnes und seiner Familie in erschütternder Weise dramatisch dargestellt. Es sind unheimliche Gestalten, welche zur Ehre Hossains das Ebenbild Gottes zur scheußlichen Frage degradiren. Sie stecken Messer durch die Haut, legen Dolche kreuzweise über die Brust und Rücken und belasten das Ganze mit Ketten und Gewichten, damit die Spitzen in das zuckende Fleisch eindringen. Durch einzelne Muskelbänder sind förmliche Knebel geschlungen und an ihnen baumeln Spiegel, an denen Blut klebt. Auf Blut läuft hier Alles hinaus. Das Leidensbedürfniß drückt den Rasenden scharfe Schwerter in die Hand, mit denen sie unausgesetzt die Stirne bearbeiten, bis zuletzt das ganze Gesicht in einer Blutkruste starrt.

Zehn Tage währt dieses abschreckende Schauspiel. Auf den ersten Tag des Monats Muharrem fällt die »Nschura«, das Neujahrfest. Von da ab hungert und durstet man die ganze Dekade hindurch bis zu jenem Höhepunkte des Festes, wo in einem eigens hiezu bestimmten und entsprechend decorirten Raum die »Tazië«-Spieler die Leidensgeschichte Hossains mit einem dramatischen Effecte vorführen, der im religiösen Leben der Völker seinesgleichen nicht hat. Schon die einleitende Predigt genügt, um Aller Augen mit Thränen zu füllen. Die große Scene, wo der Prophetenentel unter den Streichen der Schergen Fezids endet, ruft ein Wehegeschrei hervor, das Steine erweichen könnte. Man zerkrallt die Brust, schlägt sie mit spitzen Steinen, streut Erde oder Häcksel aufs Haupt. Tausende von Stimmen jammern: »O, Hossain! O, Hossain!« Die Zuschauer lechzen — wie Hossain nach dem Labetrunk gelehzt, als er im Sonnenbrande



dem Verschmachten nahe war — sie lechzen nach Blut, das ja auch der edelste der Sterblichen vergossen hatte; sie lechzen nach den Schmerzen, unter denen der Sohn Alis sein irdisches Dasein abschloß. In Teheran, wo der Schah und die Großen des Reiches die nöthigen Mittel zur Entfaltung des gehörigen Prunkes bewilligen, erhalten die Passionsspiele ein noch weit schärferes Relief. Auch werden die europäischen Gesandtschaften zu den Vorstellungen geladen; wenigstens war es noch kürzlich so der Brauch, wenngleich die anwesenden Perfer es mißliebig bemerkt haben sollen, daß bei manchem fränkischen Zuschauer eine weit größere Neigung zum Lachen, denn zum Weinen vorzuherrschen pflege. Es gehört aber auch in der That ein stoischer Gleichmuth dazu, sich mit dem Aeußeren jenes fränkischen Gesandten zu befreunden, der unter den Darstellern der Tazié seit den ältesten Zeiten eine uns Europäer sehr ehrende Rolle spielt. Es soll nämlich ein solcher gewesen sein, der sich seinerzeit bei Sezid zu Gunsten Hoffeins ins Mittel legte, was ihm das Leben kostete. Die Perfer erinnern sich immer dankbarst dieser Parteinahme und so fehlt in den Passionsspielen auch niemals der fränkische Gesandte — im schwarzen Frack, mit Dragonerhelm und einem Fernrohre.

Am Hoffeins-Cult haftet, wie leicht nachweislich, das chaldäische Heidenthum, und zwar in der Annahme der Wiederkehr eines »Mahdi« (Trösters, Messias), woraus sich die charakteristische Lehre des Schiitismus — das sogenannte »Imamat« — entwickelt hat. Die Göttlichkeit, welche in Ali incarnirt war, wurde auf Alis Sohn Hoffein, und von diesem auf Alis Enkel u. s. w., übertragen, so daß also von Imam zu Imam der sichtbare Geist des Prophetenthums (als von Gott ausstrahlendes Licht) erhalten blieb. Diese sublimen Nachfolgerschaft währte freilich nicht lange, denn schon mit dem zwölften Imam hört die Reihenfolge auf. Der letzte Imam ist aber nicht gestorben, sondern verschwunden; seine Wiederkehr wird von den Schiiten seit jeher erhofft. Als Mitte des XIV. Jahrhunderts Ibn Batuta in Hilleh einkehrte, zeigte man ihm eine Moschee, in welcher der letzte Imam verschwunden sei und sich verborgen halte, bis die Zeit gekommen sein wird, unter die Menschen als Richter zu treten und aller Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit ein Ende zu machen. Die damaligen Bewohner von Hilleh scheinen es mit diesem Erlöserwerk jedenfalls sehr eilig gehabt zu haben, denn alltäglich versammelten sich mehrere hundert derselben vor dem,

mit einem Schleier verhüllten Portale der Moschee und riefen unter Pauken und Trompeten nach dem »Mahdi«. Ein gefatteltes Roß war bereit, den Erwarteten sofort in den Kampf zu tragen, der die sunnitischen Mordthaten von Kufa und Kerbela wettmachen sollte. Minder rachsüchtige schiitische Gemüther begnügen sich in dem Glauben, daß am jüngsten Tage Fatme, Alis Gemahlin, von Gott Vergeltung für das Geschehene verlangen werde.



Reliquienschein für den Hoffenscult.

Die Perser werden von den sunnitischen Mohammedanern grimmig gehaßt und häufig auch verfolgt. Selbst in den Prophetenstädten Mekka und Medina sind erstere, sobald die Wogen der Begeisterung hochgehen, ihres Lebens nicht sicher. Vor der Kaaba regnet es Püffe und Faustschläge. In Medina erregen die schiitischen Pilger namentlich unter den Tempeldienern allezeit Mißtrauen, und nicht mit Unrecht. Die Schiiten bezeugen zwar dem Grabe des Propheten allen Respect, stoßen aber an der Stelle, wo die Sarkophage der Khalifen Abu Bekr und Omar stehen, allerlei Lästereien aus, natürlich ohne gehört zu



werden. Die Tempelwächter wittern übrigens auch hinter den Lobpreisungen verkappte Verhöhnungen. Als einst ein Perser statt: »Ja, Dmar!« laut: »Ja, Humar!« (O, Esel!) ausrief, wurde er auf der Stelle niedergemacht. Dagegen vergießen die Schäiten am Sarkophage der Fatme Thränen in Strömen und die rauhesten Kerle geberden sich wie Kinder. Es geschieht aber auch, daß während der Gebete zu Mekka ein fanatischer Sunnite ausruft: »O, Allah, ich



Perser.

suche meine Zuflucht bei Dir gegen die Schmach dieser Welt!« — dann aber plötzlich abbricht, um einem schiitischen Perser unter den Bart zu schreien: »Du verfluchter Sohn eines Verfluchten! Du Schwein und Bruder eines Schweines!« Dafür gibt es Gesinnungstüchtige unter den Persern, die durch keinen gesellschaftlichen Vertrag um das Recht sich bringen lassen, auf Dmar, diesen »krähigen Hund« zu schimpfen. Mit der wahren Frömmigkeit ist es unter normalen Verhältnissen indeß gleichwohl übel bestellt. Sitzen zwei Perser beisammen, indem sie beten und zugleich »Trictrac« (Langer Puff) spielen, so geht es ungefähr so

zu . . . »Gott ist der einzige und ewige Gott!« — Schieb nach links hin! — »Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt!« — Paß doch auf! . . . »Und kein Wesen ist ihm gleich!« . . . Sechs mußt Du ja nehmen! — »Gott ist sehr groß!« — Du mußt zahlen, wenn ich verliere. (Nach Burton, Bambergy und Brugsch.)

Aus dem Schiismus ist erst in unserem Jahrhunderte eine religiöse Secte voll Opfermuth und Leidenswollust entsprungen. Es war im Jahre 1835, als ein junger Schwärmer aus Schiraz, Ali Mohammed, ausgezeichnet durch körperliche Schönheit und Sittenreinheit, religiöse Stärkung in Kerbela suchte, und zwar im Schoße der jussischen Secte der Scheichiten. Beiläufig sei bemerkt, daß der Sufismus eine Art pantheistischer Naturreligion ist, und namentlich in Persien weite Verbreitung fand. Die Anhänger dieser Lehre erklärten und erklären, daß Gott in jedem Dinge sei, und daß jedes Ding, wenn es die Göttlichkeit aufgenommen, wieder zu Gott zurückkehren könne. Die elementare Macht, mit der sich diese Schwärmer den engen Schranken der Dogmatik zu entringen trachteten, blieb trotz der blutigsten Verfolgungen sieghaft über die Massen, zumal durch angebliche Wunder, welche einzelne Märtyrer des Sufismus in Persien zum Besten gaben.

Ali Mohammed war schweigmäßig und erregte Verwunderung durch seine Geistesgaben, wie durch seinen frommen Lebenswandel, der gerade den im Großen und Ganzen ziemlich liederlichen und nichts weniger als streng moralischen Persern imponirte. Eines Tages aber verschwand der junge Mann auf kurze Zeit, wie es nachträglich hieß, um in einer Moscheeruine Rufas unter Scorpionen und Fledermäusen zu beten und sich zu kasteien. Als er wieder unter seinen Anhängern erschien, da meinte er: »Wer zu Gott gelangen will, der vermag es nur durch mich.« Daher der Name »Bab« (Pforte), den er bis zu seinem Tode führte (1849) und der auf seinen Anhang überging.

Man sollte kaum glauben, daß unserer Zeit noch Propheten entwachsen könnten. Von Kerbela aber drang die Kunde bis in Babs Vaterstadt, das leichtlebige Schiraz, wo bei Nachtigallensang und Rosenduft und bei den weltlichen Versen von Saadi und Hafiz, der Asketenmantel zum mindesten keine schwere Bürde sein sollte. Und in der That war auch Babs erstes Auftreten vielversprechend. Er verschmähte es, als Gründer einer neuen Religion zu gelten, eiferte aber unerbittlich gegen die Heuchelei und den lasterhaften Lebenswandel der



Geistlichkeit. Nur in einer Richtung stellte er sich über die anderen. Nachdem Gott in jedem Dinge sei (wie bei den Sufis) und jede Verpflanzung der Gottheit in die Dinge der Erscheinungswelt anders geartet sein müsse, gäbe es Abstufungen, welche zu immer höherer Erkenntniß der Gottheit führen; die höchste dieser Stufen sei das — Prophetenthum.

Bab selber nannte sich einen Propheten, und zwar einen vollkommeneren als Moses, Christus und Mohammed; einfach deshalb, weil er in der Fortentwicklung der Erkenntniß Gottes durch jedes Ding in der Natur nach dem Grade seines Intellects die jüngste Phase dieses Processes bedeute. Man sollte meinen, daß eine derartige hyperpantheistische Weltanschauung in unserem Jahrhundert des Darwinismus — dieser anderen Entwicklungslehre — nicht gar so uninteressant sein möchte. In der That liefert nicht nur Babs dogmatisches System, sondern auch der todesmuthige Aufopferungstrieb der ganzen Secte, den Beweis, daß den Persern noch immer eine unerhörte Seelenstärke und moralische Kraft innewohnt, die mehr als bei irgend einem Volke des Ostens den Maßstab zu ihrer relativ größeren Entwicklungsfähigkeit abgeben.

Der Kampf des Bab, der noch im jugendlichen Alter, nach dem Ableben des bisherigen Hauptes der Scheichiten-Gemeinde, zu deren Führer ausgerufen wurde, war kein Kampf gegen die Staatsreligion als solche und gegen deren Autorität, sondern, wie schon oben erwähnt, ein Kampf gegen die demoralisirte schiitische Geistlichkeit, die vieles Unheil angerichtet hat. Man erinnere sich nur an den furchtbaren Terrorismus, den noch zu Anfang der Vierziger-Jahre das Oberhaupt des Mollahs von Ispahan, Mutahit, übte. Damals wußte sich selbst Schah Mohammed nicht anders, als an der Spitze einiger Regimenter Eingang in die fanatische Stadt, die ehemalige Residenz der glänzenden, aber fluchwürdigen Safiden-Dynastie zu verschaffen. Es war hier dieselbe feige Bewohnererschaft, die etwas mehr als ein Jahrhundert vorher gegenüber der afghanischen Invasion so schwachvoll sich benommen hatte, daß sie den Hungertod einem energischen Ausfall und Kampfe vorzog. Ueber solche Massen vermag natürlich die einflußreiche Geistlichkeit mehr als in irgend einem Lande der Welt.

Als Bab und sein Anhang die neue »Religion der Wahrheit« predigten, war noch ein weiterer Umstand den Reformatoren günstig. Das Haus der Kadjaren, das heute in Iran herrscht, hatte bereits den dritten Sproß dieser

Dynastie auf den persischen Thron gebracht. Von Anbeginn her schürten die National-Perser, soweit sie der Geistlichkeit angehörten, den Haß gegen die Usurpatoren, die, fern von den alten Residenzen des Reiches, in Teheran ihren Herrschersth aufgeschlagen hatten. Da nun die persische Geistlichkeit mit gleichem Hass gegen den Schiraziten und seinen Anhang auftrat, mochte der Anschluß der Babi an den Kadjarenhof als das geeignetste Mittel zur Fortentwicklung der neuen Lehre erscheinen. In der That schrieb Bab an den Schah Mohammed und bat um Zulassung in die Residenz, um durch öffentliche Dissertation die Wahrheit seiner Lehre zu beweisen und durch dogmatischen Disput mit der Teheraner Gelehrtenwelt die Berechtigung seiner reformatorischen Ideen an den Tag zu legen. Daß der Babilismus schon zur Zeit seiner Entstehung mehr als eine bloße Schwärmerei war, beweisen einige Reformen, welche die Apostel verordnet hatten; so die Abschaffung der Vielweiberei, die Verbesserung der bürgerlichen Stellung der Frauen, Achtung der Gewissensfreiheit und die Nothwendigkeit strengster Zucht unter den Verkündern der neuen Lehre selbst.

Auch den Europäern und Fremden gegenüber traten die Babi ungemein freisinnig auf. Dieses wirksame Gegenmittel für das schiitische Pfaffenregiment fand sogar in Mohammed Schahs erstem Minister, Hadshi Mirza Aghassy, einen warmen Befürworter; der König selber aber ließ nach wie vor den verleumderischen Einflüsterungen sein Ohr, und so durfte der »Prophet« nicht nur nicht nach Teheran, sondern wurde in Schiraz förmlich internirt. . . . Unterdessen hatte mit der Thronbesteigung Nassr-Eddin-Schahs die religiöse Bewegung bereits bedeutend an Boden gewonnen; besonders in der entlegenen Ostprovinz Chorassan und im Küstenstriche Masanderan im Süden des Kaspimeeres. Hier hatte sich der Mollah Hossain mit Tausenden seiner Anhänger im Wallfahrtsorte Tebersi verschanzt. Mit den ersten Flintenschüssen, die zwischen den Babis und den Truppen des Schahs gewechselt wurden, war dem Verhängnisse freier Lauf gegeben. Zwar wurden die ausgehungerten Regimenter der Stadt Tabris von Hossain wiederholt geschlagen; schließlich aber erlag er der Uebermacht und fiel, tödtlich verwundet, den Truppen in die Hände, die ihn sammt dem Ueberreste seiner Getreuen niedermeßelten.

Auch in Azerbejdchan kam es zu blutigen Kämpfen, und hier war es Mollah Mohammed Ali, der in der Sterbestunde verkündete: Er werde in



vierzig Tagen wieder auferstehen, und dann werde alles Land, aller Besitz und die Herrschaft den Babi zufallen. Es ist begreiflich, daß Nass'r-Eddin in Furcht und Aufregung gerieth. Gewaltmittel aber richten bekanntermaßen selten etwas aus gegen religiöse Schwärmerei. Das zeigte sich alsbald. Die Tochter eines Rechtsgelehrten aus Kaswin, Guret-ul-Min, d. i. »Augenweide«, ein Mädchen von seltener Schönheit und unerhörter Rednergabe, erschien öffentlich und ohne Schleier, um die Lehren Babs, soweit sie auf die Besserung des weiblichen Loses Bezug hatten, zu predigen. Es war eine Art Frauen-Emancipation — ein im Oriente unerhörter Fall — die von diesem entschlossenen Weibe ausging, das, beiläufig bemerkt, den Propheten niemals gesehen hatte. Guret-ul-Min trat mit größtem Selbstbewußtsein auf. Die Massen staunten sie an, und wenn diese den Geist der Aufklärung, der aus diesem schönen Munde zu ihnen drang, auch nicht begriffen, waren sie gleichwohl von der bestrickenden Erscheinung hingerissen.

Bab blieb indeß möglichst unthätig. Er scheute die Gewaltthätigkeit und enthielt sich jedes übereifrigen Vorgehens, das auf Seite seines Anhanges platzgegriffen hatte und dessen verderbliche Rückwirkung nicht ausbleiben konnte. Die Regierung Nass'r-Eddins aber faßte das Uebel bei der Wurzel an: sie bemächtigte sich der Person des Propheten und stellte ihn zu Tabris vor Gericht. Hier spielten sich vor kaum vierzig Jahren Scenen ab, wie das letztmal vor achtzehn Jahrhunderten im Rathe des Pilatus zu Jerusalem. . . . Ali Mohammed (Bab) und zwei seiner mitgefangenen Apostel wurden im hohen Rathe der Mollahs zum Tode verurtheilt. Zur Vertheidigung ließ man den Propheten nicht kommen. Es wurden ihm schwere Ketten angelegt, ebenso den beiden Mitverurtheilten, von denen der Eine, ein gewisser Said Hossain, unter dem Gejohle des Pöbels seinen Meister abtrünniger Weise verhöhnte, wodurch er seine Begnadigung erwirkte. Auf der Nichtstätte küßte der zweite Mitverurtheilte den Bab (also ganz die Wiederholung der Scene zwischen Christus und den beiden Schächern) und versicherte: »Dieser ist die Pforte, durch welche man zu Gott eingeht.« Dann krachte die Gewehrsalve der Executionstruppe, aber nur der Mitverurtheilte fiel tödtlich getroffen, während Bab unverfehrt von der Mauer herabglitt, an welche man ihn festgebunden hatte. Die Kugeln hatten nur die Stricke durchschossen.

Wenn einem Blutzegen je durch wunderbaren Zufall die Gelegenheit gegeben war, seiner Unverletzbarkeit und Unsterblichkeit Beweiskraft zu geben, war dies bei Bab in dessen Todesstunde der Fall. Der Prophet nützte aber die Lage nicht aus und versuchte zu entkommen, was dessen augenblickliche Niedermeglung zur Folge hatte. Das war das Ende eines Religionsstifters in der allerneuesten Zeit (19. Juli 1849), aber keineswegs der Secte selber, die sich nun opfermuthiger denn je dem Tode weihte. Nur kurze Zeit nach diesem Drama überfielen einige Babi den Schah gelegentlich eines Spazierrittes. Die Meuchler erklärten, von auswärts den Befehl zu diesem Racheact erhalten zu haben. Ob des Propheten Nachfolger als Haupt der Babi, der jugendliche Mirza Jahya, der in Bagdad sich aufhielt, es war, der den Mordbefehl gegeben, ist nicht erwiesen, obwohl wahrscheinlich. Die Rückwirkung dieses Zwischenfalles war eine ungeheure. Die Neuzeit kennt kein Schauspiel, gleich jenem, das sich von nun ab in Teheran Tag für Tag abspielte. Zuvörderst kam Guret-ul-Ain an die Reihe. Man hatte sie, zugleich mit ihrem Schützling, dem vornehmen Sulejman Khan, hinter Schloß und Riegel gebracht. Zwar der Polizeimeister bemühte sich, das Mädchen, dessen bezaubernde Erscheinung ihn mächtig ergriffen hatte, zu bewegen, seinen Irrlehren zu entsagen; es blieb aber standhaft und verfiel dem Feuertode. Schlimmer erging es dem Sulejman Khan. Kass'r-Eddin befahl, dem Kezer glühende Hufeisen auf die Fußsohlen zu nageln und ihn durch Geißelhiebe auf den Weinen zu erhalten. Alsdann trieb man ihm die ausgerissenen Zähne in das Stirnbein. . . . Damit war es aber noch lange nicht mit den Maßregeln zu Ende. Der eingeschüchterte Schah forderte immer neue Opfer, wenn auch die ausgesuchtesten Qualen die Babi nicht zu befehren vermochten. Zuletzt hatte selbst den etwas hartherzigen Teheraner Pöbel eine gewisse Aufregung ergriffen. Daß Männer unverzagt zu sterben verstünden, schien selbst einer im allgemeinen so feigen und verkommenen Rasse, gleich den heutigen Persern, einzuleuchten. Bald aber kamen auch Frauen und Kinder an die Reihe, und, wie einst Guret-ul-Ain, hatten auch sie nur ein Lächeln für die Todesqualen. In Teheran konnte man von nun an täglich das ergreifende Schauspiel solcher Executionen sehen. Singend schritten die Verurtheilten zur Richtstätte mit brennenden Dochten in den Wunden. . . . »Wir kommen von Gott und kehren durch Bab zu ihm zurück«, waren ihre letzten Seufzer. —



Nachdem wir die mohammedaniſchen Perſer kennen gelernt haben, müſſen wir die Geſchicke und Geſchichte des Reiches vom Zeitpunkte der iſlamitiſchen Invaſion ab nachtragen. Die erſten Regungen des nationalen Lebens beginnen mit dem Zerfall des großen Selbſchukenreiches. An Stelle der genannten Macht war bereits zu Beginn des XIV. Jahrhunderts die Herrſchaft von Theilfürſten getreten — wie beſpielsweiſe jene vom »ſchwarzen Hammel« und vom »weißen Hammel« — welche da und dort in Kleinaſien und den öſtlichen Nachbargebieten die Herrſchaft ausübten. Kurz zuvor hatte die Mongolen-Invaſion das abbaſſidiſche Kchalifat vom Erdboden hinweggeſegt (1258). Die Schiiten ſelber waren es, welche, zum Schutze gegen den immer mächtiger anſchwellenden Uebermuth der ſunnitiſchen Araber, welche unter anderem auch die heiligen Stätten der Schiiten am unteren Euphrat in ihrer Gewalt hatten, die Mongolen gerufen hatten. Es ſcheint aber, daß in Hulagu Khan, dem Enkel Dſchingiſchhans (Temüſchins), die Luſt nach neuen Thaten noch rege genug war, um einer ſolchen Aufforderung überhaupt zu bedürfen.

Bagdad ging in Flammen auf; der letzte abbaſſidiſche Kchalif, ſowie alle Prinzen dieſes Hauſes wurden umgebracht. Faſt ein halbes Jahrhundert dauerte die mongoliſche Zwiſchenherrschaft im arabiſchen und perſiſchen Irak und da die »Ilkhane« — wie man die Nachfolger Hulagus nannte — keine Mohammedaner waren, mag auch die Lage der Perſer keine beſonders glänzende geweſen ſein. Einige dieſer Ilkhane hatten ſogar Neigung zum Chriſtenthum und man kann ſich vorſtellen, welche Neugeſtaltung Vorderaſien erfahren haben würde, wenn ein Glaubenswechſel im obigen Sinne Platz gegriffen hätte. Es kam gleichwohl anders. Im Jahre 1295 nahm Gaſan Khan mit dem größten Theile ſeines Heeres den Islam an, wie es heißt, aus politiſchen Gründen. Der Uebertritt erfolgte zu Firuzkuh im Elburz-Gebirge.

Die Perſer, zwiſchen Mongolen und Selbſchuken eingeklemmt und nach Maßgabe der Gelegenheit bald von dieſen, bald von jenen bedrückt, waren alſo damals in eine Art politiſchen und nationalen Marasmus verfallen. Die erſten Regungen, von denen weiter oben die Rede war, gingen von Azerbeidschan aus. Dort und zwar in der Stadt Ardebil, trat zunächſt ein heiliger Mann, Scheich Saſi-Eddin, auf, der freilich nur durch ſeinen religiöſen Lebenswandel, nicht aber durch politiſche Maniſtation ſich hervorthat. Auch ſeine Nachfolger blieben

dieser Rolle treu. Dadurch waren sie allenthalben in den Ruf der Heiligkeit gelangt, und als der Weltstürmer Timur in Azerbeidschan weilte, war er weit davon entfernt, in den damaligen Asketen von Ardebil einen gefährlichen Gegner zu erblicken. Im Gegentheile, als Timur dem Sadden-Eddin, Nachfolger Sasi-Eddins, eine Gnade frei stellte, erbat sich derselbe die Freilassung aller künftigen Gefangenen, welche der Eroberer im fernen Westen machen werde. Und so geschah es. Mit einem Schlage besaß der einflußreiche Heilige einen zahlreichen und dankerfüllten Anhang.

Solche sichtbare Machterweiterung reizte den benachbarten selbstschufidischen Fürsten vom »schwarzen Hammel« und er bedrohte den Safiden Djuneid. Das Ende hätte sich schlimm angelassen, wenn nicht verwandtschaftliche Beziehungen zum Hofe des Fürsten vom »weißen Hammel« (Djuneid hatte eine Tochter desselben gehehlicht) als Gegendruck benützt worden wären. Durch solche Zwischenfälle kam einiges politisches Leben in das Anachoretenheim von Ardebil. Das zeigte sich bald nachher, als Djuneids Sohn, Heidar, die ersten Waffenerfolge zu verzeichnen hatte, die unter dessen Sohne, Ismail, zu einem großartigen Verzweiflungskampfe gegen das hereinbrechende Türkenthum sich gestalteten. Ismail nahm den Titel eines Schah von Erans an, kraft des Rechtes der Eroberung. Auch Armenien fiel diesem Begründer der Safiden-Dynastie zu, der überdies die Schia zur Staatsreligion erhoben hatte. Die Kampflust war damals bereits so rege, daß Ismails Truppen den kampfgewöhnten Regimentern Selims I., der Kurdistan niedergeworfen hatte und bereits in Azerbeidschan eingedrungen war, mit nackter Brust und wildem Schlachtrufe sich entgegen warfen. Gleichwohl waren die Kanonen Selims mächtiger, als der blinde Fanatismus der Perser. In der Schlacht von Tschaldiran (1514) wurden die Truppen nach zähester Gegenwehr über den Haufen gerannt. Letztere muß ausgiebig genug gewesen sein, da Selim es vorzog, die geplante Eroberung Erans aufzugeben.

So war die Macht der Safiden begründet und mit ihr nahmen die Schicksale Persiens wieder jenen Verlauf, den wir aus früheren Schilderungen kennen. Der Heiligenberuf wurde Nebenache, Herrschsucht, Grausamkeit, Gewaltthätigkeit feierten bald ihre Orgien. Der Sohn Ismails — gleichfalls dieses Namens — hatte den Anfang zu jenen in der Folgezeit immer häufiger werdenden Familien-Tragödien innerhalb der Dynastie gemacht, die ein so häß-



liches Licht auf letztere wirft. Im fernen Chorassan lebte Prinz Abbas, der Sohn des Vorgenannten. Er sollte auf Befehl des Schah durch einen Dolchstoß beseitigt werden. Nur der Umstand, daß der Empfänger des Mordbefehles den Ablauf des heiligen Fastenmonats abwarten wollte und Ismaël unterdessen das Zeitliche segnete, rettete dem Bedrohten, der damals noch im Knabenalter stand, das Leben.



Persisches Karwanserai.

Daß das Kind großen Dingen erhalten bleiben sollte, hatte sich nachmals gezeigt. Schah Abbas erwarb sich in der Folgezeit durch seine siegreichen Kriege, seine Prachtliebe, öffentlichen Bauten, Weganlagen, staatlichen Reformen u. s. w. den Ehrennamen »des Großen«. Zeugen seiner Thätigkeit sind die zahllosen Ruinen von Brücken, Karwanserais, Schlössern und anderen Baulichkeiten, die man heute allenthalben in Persien antrifft. Die Tradition hat sich so sehr in die Vorstellung hineingelebt, daß alle bedeutenden Schöpfungen im Lande von diesem Schah herrührten, daß auf die Frage nach dem Erbauer dieses oder jenes, nun verfallenen Bauwerkes jedesmal die Antwort erfolgt: von Schah

Abbas dem Großen. . . Die politischen Erfolge dieses Herrschers erstreckten sich auch über die Grenzen Persiens hinaus. Er züchtigte die übermüthig gewordenen Turkmener in der östlichen Grenzprovinz Khorassan, und schaffte auf lange Zeit hinaus in jenem stets beunruhigten Lande Ordnung. Alsdann stieg er von dem hohen Randgebirge in die mesopotamischen Ebenen hinab, eroberte Bagdad und pflanzte zuletzt auf den Grabmoscheen zu Medschef und Kerbela — den hochheiligen Passionsstätten der Schiiten — die Standarte des Sieges auf. Seit dem Untergange des Sassanidenhauses hatte kein persischer Herrscher mehr an den Ufern des Tigris Hof gehalten.

Wenn solche Erfolge im Verein mit der öffentlichen Wirksamkeit des Schah Abbas einen unerwartet hellen Glanz auf das zu neuem Leben erwachte Iran warfen, darf nicht übergangen werden, daß der Urheber desselben auch schlimme Thaten in seinem Schuldbuche verzeichnet hatte. Der eifrige Umgang mit Gelehrten und die Uebung aller möglichen Tugenden, zumal der Frömmigkeit, verhinderte ihn nicht, seinen argwöhnisch überwachten ältesten Sohn in einem Anfälle von blinder Eifersucht um einen Kopf kürzer machen zu lassen. Auch seinem zweiten Sohne — obwohl Abbas über die erste Mordthat nachmals bittere Reue empfand — traute er nicht, und ließ ihm die Augen ausstechen. Der Geblendete, welcher die innige Neigung des Vaters zu dessen Enkelin kannte, nahm furchtbare Rache, indem er seinem eigenen Töchterlein den Dolch ins Herz stieß, sich selber aber vergiftete. Moralisch gebrochen, mit sich und der Außenwelt zerfallen, von Wahnvorstellungen verfolgt, gleich einem Tiberius oder Caligula, beschloß Abbas sein erfolgreiches, durch Großthaten aller Art ausgezeichnetes, aber zugleich blutbeslecktes Leben im Jahre 1626.

Die Nachfolger Abbas' des Großen hatten leider nur dessen schlechte Eigenschaften geerbt. Das Wüthen in der eigenen Familie nahm in Kürze unglaubliche Dimensionen an. Eine Verleumdung, ja selbst nur ein geschöpfter Verdacht genügten, um zu Mordbefehlen zu führen. Niemand, der mit dem Hofe in Berührung stand, war seines Lebens sicher. Zu Zeiten waren die Köpfe von Großen im Safidenreiche billiger als Pflastersteine. Wenn aber ein Abbas wenigstens noch äußerlich den Schein der Frömmigkeit zu wahren wußte, und es sich beispielsweise nicht nehmen ließ, den Boden der Grabmoschee Hoffens mit eigenen Händen zu reinigen, setzten sich dessen Nachfolger über solche



Romödien hinweg. Abbas hatte sich in seinen Prachtgärten nur heimlichen Schwelgereien hingeeben; Schah Sulejman aber — um nur einen der Ehrenmänner zu nennen — führte die Staatsgeschäfte in einem Zustande von beständiger Trunkenheit. Todesurtheile bildeten tägliche Hofdecrete. Auch war es ein Leichtes, dem trunkenen Schah solche Mordbefehle zur Signirung unterzuschieben.

Mit Schah Hosssein, welcher im Jahre 1694 den Thron bestieg, trat insofern eine Reaction ein, als der Genannte mit blinder Wuth gegen alle Schlemmerei sich kehrte. Seine Frömmigkeit ging so weit, daß er alle Staatsgeschäfte durch Geistliche besorgen ließ und den Mord von dieser Seite beschützte. Um dies zu ermöglichen, wurden die Moscheenschulen für Asylstätten erklärt, über deren Schwelle keine Autorität reichte. Persönlich war Hosssein freilich ein nichtsnutziger, feiger Wüßling, würdig seiner Stellung als letzter Sprößling der fluchbeladenen Dynastie. Das Strafgericht, das über ihn und sein ganzes Volk kam, nahm diesmal seinen Weg von Afghanistan her. Sultan Mahmud von Kandahar war der Rächer. Das ganze Safidenhaus, mit Ausnahme eines Sohnes Hossseins, Tahmasp, wurde niedergemacht, als der Sieger in dem ausgehungerten Ispahan seinen Einzug hielt.

Nun war das persische Reich wieder verwaist. Von Tahmasp stand nichts zu erwarten; die Afghanen geberdeten sich als Eroberer und hielten das ohnedies demoralisirte und durch die vorangegangenen Gräucl eingeschüchterte Volk in Schrecken. Wer weiß, welches Ende diese Zustände genommen hätten, wäre nicht zur rechten Zeit ein nicht-persischer Parteigänger für die Sache seines Vaterlandes eingetreten. Dieser Mann war Kuli\* Khan, ein Turkmene aus Achorassan. Mit einer rasch zusammengerafften Streitmacht überfiel er die Afghanen und trieb sie über die Grenze zurück. Alsdann griff er mit keckem Ungeßüm die übrigen Feinde des Reiches an, hielt da und dort furchtbares Gericht und warf sogar die Türken, welche sich die Verwirrung zu nutze gemacht hatten und in Persien eingefallen waren, zurück. Es hätte bei dieser Lage der Dinge nur eines Winkes seitens Kuli Khans bedurft, um die souveräne Herrschaft an sich zu reißen. Ob es wirkliche Seelengröße, oder bloß jene Art von Selbstbewußtsein war, die sich als Bescheidenheit gibt, weil es nicht der Mühe wert ist, von Leuten, die man in seiner Gewalt hat, anerkannt zu werden, ist aus der Handlungsweise Kuli Khans nicht zu entnehmen. Genug, er begnügte sich, alles Volk

zu versammeln und es aufzufordern, einen Gebieter zu wählen. Obwohl, wie nicht anders zu erwarten, die Wahl auf Kuli Khan fiel, ließ er sich dennoch viele Wochen lang drängen, die Herrscherwürde anzunehmen. Er gab nach, unter der Bedingung, daß nicht die Schiah, sondern die Sunna Staatsreligion in seinem Reiche sein solle.

Die versammelten Heerführer, und mit ihnen alles Volk, willigten ein. Die Geistlichkeit aber ließ Widerstand erwarten, denn noch im selben Augenblicke, da Kuli Khan als »Nadir Schah« proclamirt wurde, warf das Haupt der Mollahs ein, daß Religionsangelegenheiten nicht Sache des Landesfürsten seien. Der neue Gebieter bekam also sofort einen Vorgeschmack von dem, was ihn erwartete, wenn er sich nachgiebig zeigte. Mit der Energie, die er der Geistlichkeit gegenüber zur Schau trug, wurde zuvörderst das unerwartete »Ableben« jenes Oberpriesters gebracht, der Einsprache gegen Nadir Schahs Verlangen erhoben hatte. Alsdann zog dieser die reichen Einkünfte der Geistlichkeit ein, mit der Motivirung, daß die wahren Ketter und Wiederhersteller des Reiches seine Krieger, nicht aber die Priester seien, welche vielmehr das Land und die Bewohner ruinirt und ausgezogen hätten. Die eingezogenen Gelder sollten daher zu Kriegszwecken dienen.

Sicher wäre es dem energischen Neuerer übel ergangen, wenn das persische Volk damals nicht so verkommen und feig gewesen wäre. Nadirs Stütze waren die turkmenischen Regimenter, die ja auch — wie alle türkischen Stämme des Reiches — seines Glaubens, d. h. Sunniten waren. Um überdies seinen Unterthanen die Gelegenheit zu benehmen, in der ereignißlosen Zeit eines faulen Friedens über des Schahs Verhalten zu raisonniren, ward sofort zu kriegerischen Thaten geschritten. Der erste Schlag galt — wie wir bereits andernorts flüchtig erwähnten — der Bändigung jener mit den Kurden verwandten Stämme (Luren, Mamafenis, Feili u. s. w.), welche jeden Friedenszustand dazu benützten, in ihren wilden Gebirgen die Herren nach ihrer Art zu spielen, d. h. Handel und Wandel durch Todtschlag und Plünderungszüge unmöglich zu machen. Trotz der Schwierigkeiten, welche die Truppen Nadirs in jenen nur schwer oder gar nicht zugänglichen Schlupfwinkeln der Bergkurden (zwischen Kirmanschah und Schiras) fanden, wurden die Wegelagerer gleichwohl in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Paaren getrieben.



Den Schah aber gelüftete nach größeren Thaten. Sie waren um so dringender geboten, als die schiitische Geistlichkeit es nicht verabsäumt hatte, gegen ihren »kezerischen« und überdies nicht nationalen (weil nicht eranischen) Herrscher nach Kräften zu schüren. Der Herd aller Wühlereien war Ispahan, früher (unter den Safiden) Residenz des Reiches, an dessen Stelle nun Meshhed in Khorassan, der Heimat Nadirs, vorgeückt war. Der Schah kümmerte sich nicht um diese Intriguen. Er war eben bereit, einen großen Schlag auszuführen, und was nun geschah, konnte unmöglich ohne Eindruck auf die Mißvergnügten bleiben. Mit einer Raschheit, die verblüffen mußte, eroberte Nadir ganz Afghanistan, stieg dann nach Indien hinab und nahm Delhi mit Sturm. Unermeßliche Schätze, darunter der weltberühmte »Pfauenthron«, wurden weggeschleppt. Als Triumphator kehrte der Schah — dessen Siegeszug nach Indien ihm nachmals bei den abendländischen Geschichtsschreibern die Bezeichnung »Napoleon von Orien« eintrug — in sein Reich zurück. . . . Nun aber scheint eine plötzliche Veränderung mit dem rauhen und bedürfnislosen Soldaten vorgegangen zu sein. Habgucht und Mißtrauen griffen in seiner Seele Platz. Den gut persischen Traditionen getreu, befriedigte er die letztere, indem er seinen ältesten Sohn blinden ließ. Verblindet durch Macht und Reichthum, würde Nadir — der seine niedere Herkunft nie verwinden konnte — gewiß eine Reihe von Schenßlichkeiten begangen haben, wenn nicht einige Dolchstiche seinem Leben ein Ende gemacht hätten. Auf einem neuen Feldzuge nach Afghanistan, der augenscheinlich aus bloßem Blutdurst unternommen wurde, drangen einige persische Officiere, denen zu Ohren gekommen war, daß alle Perser in der Armee niedergemacht werden sollten, in das Zelt des Schah und stießen ihn nieder. Sein Schicksal theilten auch sämmtliche Prinzen des kaum gegründeten Königshauses.

Zwölf Jahre (1747) hatte die Herrschaft Nadirs gedauert. Nun war das Reich abermals verwaist. Das Interregnum benützte ein südpersischer Häuptling, Kerim Khan, um sich vorübergehend auf den Thron zu schwingen. Vom ganzen Lande war er niemals anerkannt und er kam auch über sein engeres Heimatsland (Schiras) nicht weit hinaus. Als er die Augen geschlossen hatte, machte sich ein turkmenischer Eunuche, Mohammed Aga, der bis dahin am Hoflager zu Schiras geweilt hatte, auf und davon und scharte zuvörderst den Stamm, dem er angehörte (die Radjaren in Ostpersien), um sich. Mit unbe-

greiflicher Wuth warf sich der Usurpator auf seine Gegner und schonte auch die Einwohnerschaften ganzer Städte nicht, die irgendwie den Verwandten Kerim Khans Vorschub geleistet hatten. In Kerman beispielsweise wurden auf Mohammeds Befehl mehrere Tausend Einwohner geblendet! Es waren zahlreiche Guebern darunter, die zu jener Zeit, mehr noch aber unter Nadir Schah, noch ein beachtenswertes Bevölkerungselement abgaben. An manchen Orten kam es zu grimmigen Verzweiflungskämpfen zwischen Persern und Turkmenen; Mohammed Aga aber warf Alles nieder und besiegelte seine Triumphe mit Acten unerhörter Grausamkeit.

Der Kadjare Mohammed Aga ist derselbe blinde Christenhasser, von dem bereits früher einmal die Rede war und der unfägliches Unglück über die Länder in Ciskaukasien gebracht hatte. Aber auch seine eigene Familie schonte er nicht. Strangulirungen, Erdolchungen und Vergiftungen sollten dem Lieblinge Mohammeds, seinem Neflen Baba Khan, die Herrschaft sichern. Das Ziel wurde erreicht und letzterer folgte als Feth Ali Schah seinem Onkel auf den Thron. Er ist der eigentliche Begründer der jetzigen Dynastie der »Kadjaren«. Seine Regierung ist ausgezeichnet durch deren lange Dauer und die friedliche Gesinnung, welche der Regent allezeit an den Tag legte. Wenn die meisten seiner Vorgänger sich dahin beeilten, die eigenen Familien zu decimiren, war Feth Ali das reine Gegentheil jener Barbaren, denn seine Nachkommenschaft zählte nach vielen Hunderten. Er war ein schöner Mann und liebte es, seine Zeit hauptsächlich unter seinen Frauen, deren er über hundert hatte, zu verbringen. Als er starb, zählte man 260 Kinder, darunter 57 Prinzen. Der Thronfolger war Abbas Mirza, der noch zu Lebzeiten seines Vaters Verbindungen mit dem Abendlande suchte, und namentlich eine durchgreifende Reform des Armeewesens im Schilde führte. Nach Tabris, wo der Thronerbe residirte, wurden englische Militärs berufen, um ein Arsenal einzurichten, Truppen zu drillen u. s. w. Feth Ali, der seine Blicke nie nach außen gewendet hatte und die Zerstreuungen im Harem jeder ernstern Arbeit vorzog, machte anfangs große Augen und hegte sogar Besorgnisse.

Diese letzteren waren, wie es sich alsbald zeigen sollte, durchaus nicht unbegründet. Abbas Mirza, von kriegerischem und verwegendem Charakter, brannte vor Verlangen, seine neu gedrillten Truppen mit den russischen sich messen zu



sehen. Er fiel plötzlich in Georgien ein, während sein Bruder, Ali Mirza, an der Spitze eines Corps von 12.000 Mann eine Diverſion an den Ufern des Kaſpimeeres machte (1826). Dieſer verrätheriſche Einfall war eine Ueberraſchung für Rußland; es ſtand demſelben ganz unvorbereitet gegenüber. Die Folge war, daß die Perſer raſch an Terrain gewannen, mehrere tranſkaukaſiſche Provinzen und deren wichtigſte Orte beſetzten. Erſt nach und nach gelang es dem commandirenden General Dremolow, die zerſtreuten Garniſonen zuſammenzuraffen und einigen Widerſtand zu leiſten. Dieſe Kräfte waren numerisch zu unbedeutend, um den Perſern, deren Erfolge keine geringe Aufregung unter den Bergſtämmen hervorgerufen hatten, die Spitze bieten zu können. Abbas Mirza war mit ſeiner Colonne biß in die Ebene der Kura vorgedrungen und machte eben Anſtalten, in das eigentliche tranſkaukaſiſche Gebiet einzufallen, als General Paſkiewiſch ſich in Tiſlis an die Spitze von 6000 Mann, die er raſch zuſammengezogen hatte, ſtellte und einen energiſchen Schlag gegen die Eindringlinge führte. Bei Eliſabetpol ſtießen die beiden Gegner auf einander und nach einem kurzen, aber blutigen Kampfe wurde das Corps Abbas Mirza nach allen Windrichtungen auseinandergeſprengt.

Auf Ali Mirza machte dieſe Niederlage einen ſo tiefen Eindruck, daß er ſeine Truppen im Stiche ließ; daraufhin lief ſein Corps ſofort auseinander. Paſkiewiſch überſchritt den Araxes und bezog jenseits deſſelben Winterquartiere. Rußland gab ſich mit dieſem Erfolge nicht zufrieden, ſondern gedachte für das hinterliſtige Vorgehen Perſiens ausgiebige Revanche zu nehmen. Es ſammelte nach und nach in den Winterquartieren beträchtliche Truppenmaſſen an und eröffnete im Frühjahr 1827 unter weſentlich günſtigeren militäriſchen Vorbedingungen den Feldzug. Die Ruſſen drangen ſofort in das Khanat Erivan ein, wo Abbas Mirza perſönlich den Widerſtand organiſirt hatte, ohne aber gegen die überlegenen feindlichen Kräfte aufkommen zu können. Zwar Abbas ſelber legte wiederholt Proben perſönlicher Tapferkeit ab und ſtand in allen gefährlichen Actionen immer an der Spitze ſeiner Bataillone; gegen einen Feldherrn, gleich Paſkiewiſch, war aber in dieſem Falle nicht aufzukommen. Erivan und etliche befeſtigte Plätze waren bald bezwungen und endlich fiel auch Tabriz nach ſechstägiger Beſchießung in die Hände deſſelben Siegers. Ende October hatte Paſkiewiſch ganz Azerbeidschan in ſeinen Händen.

Unterdessen hatten sich im osmanischen Oriente drohende Anzeichen von einem bevorstehenden Bruche zwischen Rußland und der Türkei eingestellt. Feth Ali Schah, der, beiläufig bemerkt, gar keinen Antheil an dem Kriege nahm, sondern sich darauf beschränkte, die zahlreichen Damen seines Harems mit den militärischen Vorfällen zu unterhalten, rechnete auf Zwischenfälle, welche ihn und sein Land aus der verfahrenen Situation befreien würden. An einen Vormarsch der russischen Truppen nach Teheran wagte Niemand zu denken. Und

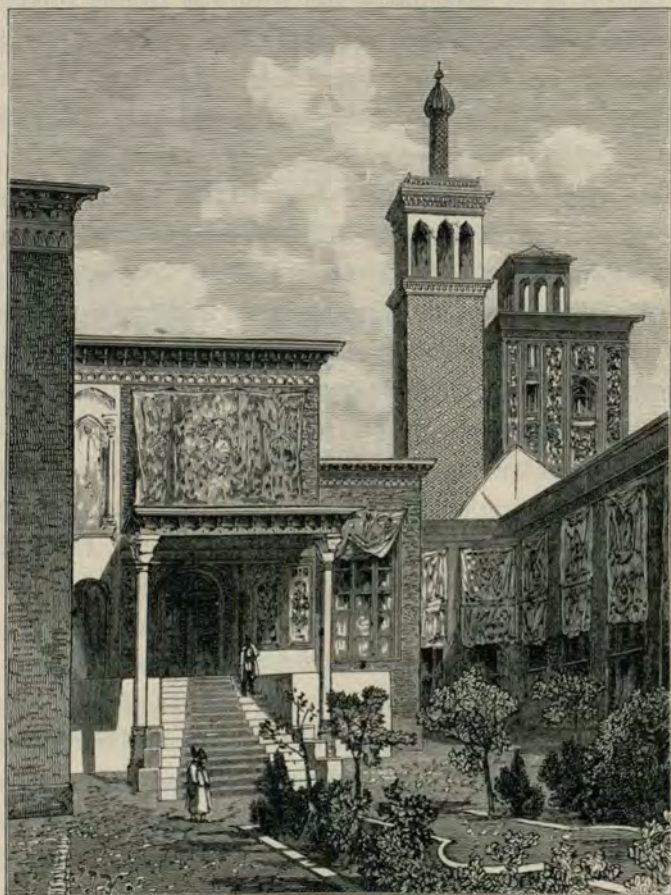


Thor in Teheran.

dennoch geschah das Unerwartete. Als Prinz Abbas, von den gleichen Illusionen wie sein Vater befangen, die eingeleiteten Unterhandlungen in die Länge zog, um Zeit zu gewinnen, wurde dieser Plan von Paskeiwitsch durchschaut. Er brach daher sofort von Tabris auf und schlug in Eilmärschen den Weg nach Teheran ein. Einige persische Truppenabtheilungen, die sich ihm in den Weg stellten, wurden über den Haufen geworfen. In Turkmantschai (unweit von Mijane) traf Paskeiwitsch mit Abgesandten des Schah, welche um Frieden baten, zusammen. Sie hatten prachtvolle Geschenke, darunter einen kostbaren Diamanten für den Kaiser Nikolaus mitgebracht.



In Turkmentschai wurde denn auch der Frieden unterzeichnet, durch welchen Rußland in den Besitz von fast ganz Persisch-Armenien gelangte. Die neue Grenze reichte im Süden bis zum Araxes. Es ist nicht zu verkennen, daß Ruß-



Hof im Palast des Schah.

land mit diesem ausgiebigen Gebietszuwachs zugleich eine ausgezeichnete strategische Basis gegenüber den türkischen Provinzen in diesem Bereiche gewonnen hatte. Die transkaukasisch-armenische Front verlief nun vom Schwarzen Meere bis zum Ararat und hatte die doppelte Länge als vorher. Wie man weiß, brach schon im darauffolgenden Jahre der Krieg mit der Pforte aus und die ver-

änderte politische Situation südlich von Transkaukasien war für die russische Heeresleitung dortselbst von nicht zu unterschätzendem Werte. Auf die nun folgenden Ereignisse können wir selbstverständlich nicht weiter eingehen.

Die Folgen dieses unglücklichen, von Persien in frechem Uebermuthe vom Zaune gebrochenen Krieges blieben nicht aus. Abbas Mirza büßte allen militärischen Feuereifer ein, kümmerte sich nicht mehr um die durch ihn reorganisirte Armee, auf die er so weitgehende Hoffnungen gebaut hatte. Er ergab sich alsbald allen erdenklichen Ausschweifungen und starb, bevor er noch das Erbe seines Vaters angetreten hatte. Bald hierauf (1834) segnete auch Feth Ali Schah das Zeitliche. Auf den Thron der Kadjaren folgte ihm (durch russischen Einfluß) sein Neffe (Abbas' Sohn) Mohammed, der sich gleichfalls zu Kriegsthaten aufraffte. Sie hatten aber, Dank des immer mächtiger werdenden russischen Einflusses, ein völlig verändertes Ziel. Die Angriffe richteten sich diesmal, wenn auch indirect, gegen England. Mohammed fiel in Afghanistan ein, belagerte Herat und verkündete allgemein, daß er in nächster Zeit bis nach Indien marschiren werde. Das war den Engländern zu viel und sie sandten eine Flotte in den Persischen Golf, dessen Küstenstädte zum Theil zusammengeschossen, zum Theil besetzt wurden. Mohammed sah sich gezwungen, Herat, dessen Capitulation bevorstand, aufzugeben und seiner England feindlichen Politik Zügel anzulegen. Er verbrachte fortan thatenlos den Rest seiner Regierung.

Im Jahre 1848 folgte auf Mohammed — gleichfalls durch russischen Einfluß auf den Thron gehoben — Nass'r-Eddin Schah, der nun fast vierzig Jahre lang das Kadjarenreich beherrscht. Eine so lange Regierung war bisher unerhört in dem an äußeren Stürmen und inneren Drangsalen so überreichen Lande. Wenn man aber fragt, welche Segnungen das lange Regiment des letzten Schah über Persien gebracht habe, wird man gleichwohl zugestehen müssen, daß im Großen und Ganzen Alles beim Alten geblieben, und alle Reformanläufe zu jenen Spielereien gehörten, durch welche sich ab und zu ein orientalischer Despot, an dem der moderne Cultureinfluß nicht ganz unberücksichtigt vorüberzugehen vermag, hervorzu thun pflegt. Die veränderte politische Lage, der gesteigerte Verkehr, diplomatische Beziehungen, das Einströmen abendländischer Elemente in Persien und noch manches Andere hatten Nass'r-Eddin unmittelbar nach dessen Thronbesteigung inniger als irgend einen seiner Vor-



gänger an Europa gefettet. So konnte es denn auch nicht Wunder nehmen, daß die sogenannten »Reformen« in kürzester Zeit in Angriff genommen wurden. Instructoren für die Armee, Ingenieure, ein europäischer Leibarzt u. dgl. m. wurden vom Teheraner Hof aus Europa bezogen. Iran sollte ein asiatischer Musterstaat werden, unbeschadet der Thatfache, daß der Schah selber nicht wußte, wie ein solcher Musterstaat beschaffen sein müsse.

Um vorerst dem Leser zu zeigen, von welcher Art der reformfreundliche Großkönig von Iran noch zu einer Zeit war, da allenthalben die Keime zu einer Umgestaltung des Reiches gelegt wurden, ist es nöthig, Einiges über die Art, wie Nassir-Eddin das Regieren auffaßte, mitzutheilen. Die Quelle, aus welcher wir schöpfen, ist unanfechtbar: es ist Dr. Polak, der ehemalige Leibarzt des Schah. . . . Im Saale des Sulejmanthrones pflegte es — ob noch heute, können wir nicht verbürgen — zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche wunderbarlich herzugehen. Der Schah hatte seinen schimmernden Thron bestiegen mit dem Ausblick (unter aufgezogenem Riesenvorhange) auf die Gartenterrasse, wo die Großen seines Reiches, die königlichen Prinzen, Garden und rothgekleideten Scharfrichter versammelt waren. In respectvoller Entfernung hatten Palastofficiere und andere Hofbeamten Aufstellung genommen, in Gemeinschaft mit dressirten Elephanten und der Lieblingsgiraffe des Schah. Alles harrete in größter Spannung, bis Tam-Tam, Pauken und Trompeten den Beginn der Feier verkündeten. Dann verneigte sich Alles gegen die »Wiege der Glückseligkeit«, die, trotz aller Reformbuselei, gößenhaft auf seinen Hofstaat herabjah. Auch die Elephanten waren darauf gedrillt, dem »Sohn der Sonne« ihre Reverenz zu machen; nur der Giraffe war, ihrer großen Unbeholfenheit halber, diese Procedur erlassen.

Nach dieser ersten Huldigung nahm die nachfolgend geschilderte Komödie alljährlich ihren programmmäßigen Verlauf. Zuvörderst trat der Nizam-el-Mulk (der »Ordnner des Staates«) an die Stufen des Thrones. Was Herr und Diener miteinander verhandelten, wurde — der großen Entfernung halber — von Niemandem verstanden; der Text des Zwiegespräches war aber jedem bekannt. . . . Wenn römische Auguren einander begegneten, pflegten sie sich verständnißvoll zuzulächeln und ihres Weges zu gehen. Anders geartet ist die Heuchelei am Hofe des Schah. Jahr für Jahr fragt der Schah seinen Großvezier, wie es im Lande aussehe; die Antwort ist immer dieselbe: »Es ist Alles

im prächtigsten Zustande. . . .« Weiter fragt jener, ob man mit seinen Beamten im Lande zufrieden sei und ob sie ehrlich und gewissenhaft ihres schweren Amtes gewaltet. Der Großvezier weiß zu berichten, daß die Engel des Paradieses selber Freude mit solchen Staatsdienern haben müßten. Der Schah weiß sehr gut, welches Bewandniß es mit diesen Tugendhelden hat; auch ist es ihm kein Geheimniß, daß Alles, Handel und Wandel, im Reiche darniederliegt, daß es keine Straßen und keine Brücken gibt, die Städte halbe Ruinen sind und zum mindesten die Truppen in der Provinz am Hungertuche nagen. Gleichwohl gefällt sich »der Punkt, zu dem die Welt sich neigt«, in diesem Possenspiel. Es schmeichelt seinen Ohren, zu vernehmen, daß es Ueberfluß in jeder Richtung gebe, und lächelt zu der Versicherung des Großveziers, daß »die Kornspeicher des Landes zum Brechen voll« seien.

Das ist aber noch nicht Alles. Es ist bekannt, daß Nass'r-Eddin innerhalb der vierzig Jahre seiner Regierung auffallendes Unglück mit seinen kriegerischen Unternehmungen hat. Einmal verlor er in einem Feldzuge gegen die Turkmenen sein ganzes Heer (20.000 Mann und 40.000 Kameele) durch Gefangenschaft, obwohl der Feinde nur 2000 Mann waren. Dennoch ließ sich der Schah beim nächsten Feste der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche (wie jedes Jahr) von seinem Hofpoeten auffordern: die Welteroberung (die niemals begonnen hatte) gegen Osten und Westen — fortzusetzen. Um überdies dem versammelten Hofe den Glanz der eranischen Herrscherherrlichkeit vor Augen zu führen, wird — oder wurde doch in früherer Zeit — folgende abgefartete, dem Schah wohlbekannte Komödie aufgeführt. Mitten während des Ceremoniells entsteht plötzlich eine Bewegung unter den Anwesenden; ein staubbedeckter Courier, der im Hofe von seinem über und über mit Koth bespritzten Pferde gesprungen, nähert sich ehrfurchtsvoll dem Throne und verkündet seinem Herrn irgend eine (erfundene) glänzende Waffenthat seiner Armee. Daß augenblicklich vielleicht kein Mann vor dem Feinde steht, kümmert weder den Courier, den man in den kothigen Straßen Teherans für diese Scene entsprechend besudelt hat, noch die Großen des Reiches am allerwenigsten den Schah, der gut weiß, daß alles erlogen ist.

Persönlich ist Nass'r-Eddin ein ganz unbedeutender Mensch. Zwei Reisen, welche er nach Europa unternommen hat, haben auf ihn nicht im Geringsten umbildend eingewirkt. Die bereits vor vielen Jahrzehnten in Angriff genommenen



Reformen schliefen wieder ein, um nach jeder Reise in das Ausland von neuem inscenirt zu werden, ohne daß — von dem Bischofen Soldatenspieler der Teheraner Garnison abgesehen — Erfolge zu verzeichnen wären. In Europa selbst bekundete Nass'r-Eddin einen auffälligen Mangel an Verständniß für das Wesen der Civilisation. Seine Reisen dienten nicht der Information und dem Studium, sondern der Unterhaltung. Es ist bekannt, daß die »Wiege der Glückseligkeit« in den abendländischen Residenzen nichts so sehr entzückte, als die — Ballettens der verschiedenen Hoftheater. Mit dieser Unfähigkeit zum Erfassen der modernen Culturbedürfnisse verbindet der Schah einen erschrecklichen Hang zu Grausamkeiten, der übrigens allen erasischen Herrschern seit ältesten Zeiten gemeinsam ist. So mußte einer der ersten Minister Nass'r-Eddins, Mirza Tacki Khan, sein Leben lassen, weil er sich erkühnt hatte, Ersparungsmaßregeln zu ergreifen. Da diese auch die königliche Hofhaltung betrafen, genügten böse Einflüsterungen, um vom Schah einen Mordbefehl zu erwirken. Der Minister wurde nach dem Schlosse Fin bei Kaschan internirt und ihm die Wahl der Todesart freigestellt. Er öffnete sich im Bade die Adern und schrieb mit dem Blute auf die Wand, wie noch heute zu lesen: »Es gibt keinen Gott außer Allah«. . . . Noch Anfang der Sechziger-Jahre ließ Nass'r-Eddin seinen Polizeiminister wegen eines in Teheran stattgehabten Auflaufes vor seinen Augen erdrosseln, den nackten Leichnam an den Schweif eines Pferdes binden und durch die Straßen der Stadt schleifen. In welcher Weise der »Sohn der Sonne« gegen die Secte der Babi verfuhr, wurde bereits erzählt. (S. S. 494.) Auch ist bekannt, daß der Schah unmittelbar vor Antritt seiner ersten Europareise einer Anzahl Soldaten, welche (Hungers halber) gemeutert hatten, die Hände abhauen ließ.

Wir wollen nun noch einige sachliche Bemerkungen über die Stellung des Schah hinzufügen. Persien ist eine absolute Monarchie, richtiger Despotie. Der Herrscher führt den officiellen Titel »Schah-in-Schah«, d. i. König der Könige, und nimmt bei feierlichen Anlässen auch das Prädicat »Khakhan« an. Die Thronfolge ist erblich im Mannesstamme, der Schah bestimmt jedoch den Thronerben unter seinen Söhnen, welche den Titel »Mirza« führen. Das Landeswappen ist ein Löwe mit der aufgehenden Sonne darüber. Das Ministerium ist zusammengesetzt aus: dem Minister des Aeußern und des Krieges, der den

Titel »Sipſchalar« oder »Muſchir-ed-Daule« (Rathgeber des Reiches) führt; dem Miniſter des königlichen Hauſes oder »Ma-ed-Daule«; dem Juſtizminiſter oder »Azed-el-Mulk« (Helfer des Reiches); dem Miniſter des Innern und der Finanzen oder »Muſtofi-el-memalik« (d. i. Vermehrer der Länder); dem Cultusminiſter oder »Stizad-es-sultane« (Stütze der Herrſchaft); dem Miniſter der öffentlichen Arbeiten; dem Handelsminiſter oder »Raſſ'r-ed-Daule« (Sieger des Reiches). Der Hofſtaat beſteht aus dem »Miniſterium um die Perſon des Königs«, aus den Kammerherren, dem Obergarderobier, dem Chef der Leibgarde, dem Schatzmeiſter, Oberſt-Jägermeiſter, dem Oberſt-Stallmeiſter u. ſ. w. Die rothgekleideten Scharfrichter ſcheinen nicht mehr zum engeren Hofſtaate zu gehören. Selbſtamerweiſe iſt der Schah nicht das religiöſe Oberhaupt der Schiiten. Ein ſolches gibt es überhaupt nicht; jeder größere Bereich hat einen »ſmam Dſchuma«, einen Oberprieſter, der das Haupt des örtlichen Clerus iſt und nur in den ſeltenſten Fällen größeren Einfluß hat.

Die perſiſche Armee, die in Anbetracht der Thatſache, daß die Radjaren-Dynaſtie nicht eraniſcher, ſondern turkmeniſcher Abkunft iſt, die Stütze des Thrones ſein ſollte, iſt kaum mehr als ein Schatten jenes Heeres, das einſt der ſiegreiche Nadir Schah bis in die Ebenen des Indus geführt hatte. In den letzten 15 Jahren iſt übrigens gerade im Militärweſen in Perſien ſo viel experimentirt worden, daß es dem Fernſtehenden unmöglich wird, über die Organiſation und ſeldmäßige Verwendbarkeit der jetzigen Truppen ein zutreffendes Urtheil abzugeben. Gewiß iſt, daß die Reorganiſation ſich nur auf einen ganz kleinen Theil die Armee erſtreckt und die allgemeinen Verhältniſſe in der geſamten Armee ſich nur wenig verändert haben. Wir behalten demgemäß vor Augen und erwähnen, wie weit die Neuerungen reichen.

Nach der alten Organiſation ſetzt ſich die perſiſche Armee aus den regulären Truppen und dem irregulären Aufgebot zuſammen. Die reguläre Armee zählt 75 Regimente mit dem nominellen Stand von 1000 Köpfen per Regiment, doch ſteht kaum die Hälfte der einberufenen Mannſchaften im Dienſt. Nach dem Territorialſyſtem der früheren Heeresorganiſation entfielen auf jede der zwölf Provinzen ein Armee-corps, d. h. 7 Regimente mit zuſammen nominell 7000 Mann. Darnach entfielen auf jedes Gouvernement, deren es 23 gibt, 3 Regimente. Entgegen des geringen Präſenzſtandes an Mannſchaft iſt die



Zahl der höheren Officiere eine so bedeutende, daß auf etwa 400 Mann ein General entfällt, ein Percentfuß, den man wohl kaum in einer anderen Armee wiederfinden dürfte. Zu Beginn der Siebziger-Jahre zählte die Armee des Schah bei einer effectiven Gesamtstärke von circa 40.000 Mann 7 »Mirto-mans« (Commandanten über 10 Regimente), 15 »Mirpendsch« (Commandanten über 5 Regimente) und 75 »Sartips« (Regiments-Commandanten). Darnach verfügte beispielsweise ein Armeecorps von 4000 Mann über 1 Ober-General und 7 Generale; ein Truppcorps von 8000 Mann (also eine Brigade nach europäischer Organisation) über 1 Generalissimus, 2 Ober-Generale und 14 Generale — eine wahrhaft lächerliche Statistik!

Der persische Soldat, der bis vor Kurzem noch lebenslänglich zu dienen hatte, aber oft jahrelang beurlaubt und gelegentlich wieder einberufen wird, schlägt sich schlecht. Von seiner Löhnung, die er sehr unregelmäßig ausbezahlt erhält, zieht die Regierung 20 Percent ab; von dem Reste gelangt höchstens der halbe Betrag in seine Hände, da die andere Hälfte an den Fingern seiner Vorgesetzten kleben bleibt. Jeder Soldat ist demnach auf Nebeneinkünfte angewiesen, die er sich durch bürgerliche Arbeit, Hausirhandel in den Bazars oder auf dem Wege des Bettels verschafft. Nach dem 1875 gegebenen Staatsgrundgesetz hat der persische Soldat nur 12 Jahre zu dienen. Die Zahl der Regimenter ist um 7 erhöht, der nominelle Stand per Regiment aber auf 800 Mann herabgemindert worden. Von der Cavallerie, die bisher nur ein irreguläres Aufgebot war, ist eine kleine Abtheilung in Teheran als reguläre Reiterei eingedrillt worden. Im Jahre 1879 haben russische Officiere 2 Cavallerie-Regimenter in der Weise der russischen Kosaken organisirt. Die Artillerie zählt 20 Regimenter mit 200 Kanonen. Seit 1878 haben österreichische Officiere 8 Batterien zu je 6 Uchatiusgeschützen organisirt. . .

Wir haben weiter oben erwähnt, daß Nassr-Eddin bisher wenig Glück mit seinen militärischen Unternehmungen hatte. Von den Turkmenen wurde er, beziehungsweise seine Armee, im Jahre 1860 total geschlagen. Auch Kurden-Campagnen pflegen selten gut zu enden. Gelegentlich einer solchen verlor der persische General seine sämtlichen Kanonen. Der bedauernswerte Feldherr aber wußte ein Auskunftsmitel. Er trat mit dem siegreichen Kurdenscheich in Unterhandlungen, wobei er jenen flehentlichst bat, ihm doch die Kanonen zurückzugeben,

*Verleihen!*  
*Synonym*

da er ohne dieselben in Teheran sicherlich seinen Kopf verlieren würde. Der Kurde willigte unter der Bedingung ein, daß alle Feindseligkeiten eingestellt werden sollten. Gegenüber geschlagenen Truppen pflegte man früher in Teheran zu sagen: »Sie wollten schon, aber Gott hat nicht gewollt« (daß die persischen Helden siegten)! . . .

Glücklicher war der Schah einige Jahre früher (1856) bei seinem Angriffe auf Herat. Der erste Anlaß zu Einmischungen in die afghanischen Angelegenheiten bot sich dem Schah 1854. Ruhendil Khan, der Beherrscher von Kandahar, in Furcht gesetzt durch die wachsende Macht seines Bruders, des alten Dost Mohammed, Emir von Kabul, schickte einen Gesandten an den Hof von Teheran, um daselbst Rath und Hilfe zu erbitten. Der Schah ergriff die Gelegenheit mit Freuden; er sandte ihm 2000 Gewehre und einen jungen Kurden, Mirza Reza, der die Truppen drillen sollte, stellte jedoch die Bedingung, daß zwei der einexercirten Regimenter nach Persien versetzt würden, womit eine Art Suzeränität über Kandahar anerkannt worden wäre. Der Khan nahm zwar vorläufig die Bedingungen an, erklärte aber später das Absenden der zwei Regimenter für eine Unmöglichkeit, weil diese Maßregel ihm unfehlbar Thron und Leben kosten würde.

Kurze Zeit hierauf starb Ruhendil Khan. Dost Mohammed fiel sofort in Kandahar ein und vereinigte das Gebiet mit seinem Emirate Kabul. Die Söhne des Ruhendil Khan und die seines anderen Bruders, Rahendil Khan, auf diese Weise ihres Erbes beraubt, flüchteten nach Persien. In Teheran wurden sie von der Regierung mit offenen Armen empfangen und mit Geldmitteln ausgerüstet. Einer von den Flüchtlingen, ein Sohn Rahendil Khans, der Serdar Mir Alim, ein Mann von auffallender Schönheit und guter Bildung, der geläufig englisch sprach und schrieb, auch in der englischen Literatur ziemlich bewandert war, mußte den Schah zu überreden, die Einnahme Herats sei, angesichts der im Lande herrschenden Verwirrung, ebenso leicht, als der drohend anwachsenden Macht Dost Mohammeds gegenüber nothwendig im Interesse der persischen Politik. Die Expedition wurde beschlossen und eine starke Truppenabtheilung unter dem Befehle des Generals Pascha Khan, entsendet. Aber die Einnahme Herats wollte nicht so schnell gelingen. Man vermochte die Stadt nicht vollständig einzuschließen, und die Afghanen brachten durch nächtliche Ausfälle, in





Palast des Schah in Teheran.





denen sie Meister sind, den Persern empfindliche Verluste bei. Erst nach Verlauf mehrerer Monate nöthigten Verrath, Krankheit, Meutereien und Bestechungen die Besatzung zur Uebergabe. Die Festung ergab sich dem Prinzen Murad Mirza, einem Onkel des Schah. Die Bedingungen der Uebergabe wurden aber von den Siegern nicht eingehalten. Die Stadt wurde vielmehr gebrandschatzt und ungeheure Beute gemacht. Der Prinz ließ eine Münze prägen mit der Aufschrift: »Geprägt in der besiegten Stadt Herat — Nassr-Eddin Schah.« Der Khan von Herat, welcher sich zur Begrüßung des Prinzen vor die Thore begeben hatte, wurde beim Verlassen des Zeltes meuchlings ermordet. Auch der oben genannte Serdar Mir Alim, welchem Versprechungen bezüglich der Herrschaft von Herat gemacht wurden, kam auf der Rückreise von Herat gewaltsam ums Leben.

Bekanntlich war Dost Mohammed ein Schülbling Englands und durch bewaffnete Intervention auf den Thron von Kabul gebracht worden. Der Siegesrausch der Perser dauerte daher nicht lange, denn die Engländer verlangten kategorisch die Räumung Herats. Nachdem die Teheraner Legation mehrmals mit der Einziehung der Flagge gedroht hatte, gab eine in besonders unziemlichem Tone abgefaßte Note den Ausschlag. Im Herbst 1856 verließ die britische Gesandtschaft Teheran und begab sich über Kurdistan nach Bagdad. Als die Nachricht eintraf, daß englische Kriegsschiffe auf der Fahrt nach dem Persergolfe begriffen seien, verließ auch der zurückgebliebene britische Consul Teheran, und zwar heimlich, da er die Rache des Großveziers zu fürchten hatte. Bald hierauf traf in Teheran die Nachricht von der Landung englischer Truppen in Abuschir ein. Sie lautete schlimm genug. Der dortige Befehlshaber hatte den Landenden nur geringen Widerstand entgegengesetzt, so daß die Stadt eigentlich ohne Schwertstreich in den Besitz der Engländer überging. Die beiden persischen Regimenter, welche man gefangen genommen hatte, wurden entwaffnet und entlassen.

Wir wissen von früher her, daß die Herrschaft des Schah in seinen südlichen und südöstlichen Provinzen allezeit auf sehr schwachen Füßen stand. Vollends kein Verlaß war auf die, den Persern ohnedies feindlich gesinnten kurdischen Bergstämme und die Nomadenhorden, deren eine (die Kaschgai) für England offen Sympathien an den Tag legte. Man verlor in Teheran den

Kopf und sah bereits die Rothröcke und bengalischen Uhlanen in Schiraz ihren Einzug halten. So weit nun kam es nicht, eingedenk der Halbheit, welche in den meisten englischen Kriegen sich zu bethätigen pflegt. Nach der Einnahme von Abuschir wurde es wieder still und auch von den Bergstämmen hörte man nichts. In Teheran wurde man ruhiger und das neu auflebende Selbstbewußtsein drängte den Schah zu dem Ausspruche: »Sie sind Enten, welche im Wasser sich heimisch fühlen, aber Furcht haben vor einer eranischen Armee.« Etwas Wahres war daran, wenn auch der Nachsatz der Stichhältigkeit entbehrte. Genug: die Engländer blieben in Abuschir festgenagelt und Nassir-Eddin dachte ernstlich daran, die Eindringlinge durch eine Offensiv-Bewegung ins Meer zu werfen. Unverzüglich wurden alle verfügbaren Truppen nach Süden dirigirt. Wäre die persische Armee operationsfähiger, Marschdienst und Verpflegung geregelt gewesen, wäre es den Engländern übel ergangen. Durch praktische Rathgeber angeregt, gedachte der Schah überdies den »heiligen Krieg« zu proclamiren, mit der wenig verdeckten Absicht, größere Geldopfer von Seite der Bevölkerung zu erzwingen. Schlau, wie die Eranier sind und zu allen Zeiten waren, durchschauten sie den Plan und verhielten sich ihm gegenüber vollkommen theilnahmslos, trotz der »patriotischen Bemühungen« der Geistlichkeit, welche es gleichfalls auf den Beutel des Volkes abgesehen hatte.

So fielen denn die Anstrengungen der Perfer sehr bescheiden aus. Die nachgeschobenen Truppen gelangten thatsächlich bis in die Nähe des Meeres und bezogen sogar — offenbar durch die verächtlichen Auslassungen des Volkes und der Regierung kühn gemacht — unmittelbar unter den Augen der Engländer eine ungedeckte Stellung (bei Burasdschan). Das bekam den Ankömmlingen schlecht. Das feindliche Lager wurde erstürmt, das Truppencorps auseinandergeprengt. Auffällig genug wagten die Perfer den nächsten Tag sogar einen Angriff, wurden aber auch diesmal gänzlich deroutirt. Da geschah, was sich in der englischen Kriegführung häufig wiederholt: man nützte die errungenen Vortheile nicht aus, sondern ging sogar auf die alte Stellung zurück, Hindernisse klimatischer Natur (Regen und Kälte) vorschüzend. Das kam den Perfern so unerwartet, daß sie sich als Sieger ansahen. Der commandirende General verabshäumte nicht, nach Teheran zu melden, daß kein Mann des Feindes entkommen wäre, wenn man hinlänglich Reiterei zur Verfügung gehabt hätte.



So gerieth die Action wieder ins Stocken. Das englische Parlament war es bereits müde, die Kosten eines Krieges zu tragen, dessen Ursache ihm unverständlich war, und drang auf Abbruch der Feindseligkeiten. Vorher aber sollte noch eine siegreiche Waffenthat ausgeführt werden, damit der Name Englands in Asien nicht allzusehr an Gewicht einbüßte. Zu diesem Ende lief die englische Flotte in den Schat-el-Arab ein und legte sich vor Mohammerah, einem unbedeutenden Orte an der Einmündung des Karun in den Schat. Dort lagerte der Feind mit etwa 10.000 Mann. Die Schiffe eröffneten sofort das Feuer und nach kurzer Zeit lief das ganze Corps auseinander. Wenige Tage später überbrachte der Courier dem Hofe von Teheran den Friedenstractat, den Napoleon vermittelt hatte. Obwohl der Schah auf Grund der Affaire von Mohammerah in neue Sorgen gerathen war, ging er gleichwohl weit eher als Sieger, denn als Besiegter aus dem unangenehmen Handel hervor. England verzichtete nämlich auf das Schutzrecht über Herat und forderte auch keine KriegsentSchädigung. Der Schah war höchlich überrascht. Er beeilte sich, aus diesen Errungenschaften wenigstens äußerlich Nutzen zu ziehen, und sich, auf Grund der Eroberung Herats die stolzen Ehrentitel »Mozaffar« und »Ghazi« (Triumphator und Sieger) beizulegen.

Vergleicht man den Verlauf des russischen Feldzuges zur Zeit Feth Ali Schahs mit dem des englischen gegen Nassir-Eddin, so begreift man unschwer, wie sehr man in Teheran Ursache hatte, Anlehnung an Rußland zu suchen und den Einfluß Englands gering zu schätzen. Ersteres ist freilich der territoriale Nachbar Persiens und in Teheran weiß man, daß eine russische Armee früher in der Residenz des Schah sein würde, als eine englische am Persergolfe landen könnte. Immerhin muß erwähnt werden, daß auch England durch diesen Krieg einen greifbaren Erfolg errungen hatte. Es hat Mohammerah nie wieder verlassen, nachdem es die Wichtigkeit dieses Punktes im Bereiche der Mündung der arabischen Zwillingsströme Euphrat und Tigris erkannte. Hinter dem elenden Araberdorfe verbirgt sich ein Emporium der Zukunft. Wenn einmal jenes vielgenannte Project der »Euphratbahn«, welche mit ihren eisernen Strängen das Mittelmeer mit dem Persergolf verbinden soll, verwirklicht sein wird, erhält Mohammerah die Bedeutung als Kopfstation einer Weltbahn, auf die auch sonst die Engländer ihren maßgebenden Einfluß zur Geltung bringen werden. Heute

freilich ist das Land nördlich des Perfermeeres (zum Gouvernement Bagdad gehörig) noch in Elend und in Verwahrlosung versunken. Es war aber einmal wesentlich anders mit diesem Lande bestellt und die Neubelebung ist nur eine Frage der Zeit. . . . Ein großer Eroberer in diesem Gebiete — der Khalife Omar — hatte die Bedeutung dieses Striches schon vor zwölf Jahrhunderten erkannt und den bedeutsamen Satz ausgesprochen: »Trak, das ist das Herz der Erde, der Schlüssel des Orients und der Weg des Lichtes. . . .«

\*  
\*  
\*

Bevor wir das eranische Hochland verlassen, erscheint es erwünscht, auch auf jene Gebiete einen kurzen orientirenden Blick zu werfen, welche im Osten des Kaspiemeeres und des persischen Reiches liegen. Dieses Gebiet — Russisch-Turkestan — fällt in den Ring, welchen Rußland durch fortschreitende Eroberungen nach Süden mehr und mehr zu schließen bestrebt ist. Es ist nicht unsere Aufgabe, die politische Seite der russischen Herrschaft in Centralasien in diesem Buche zu erörtern. Daß Rußland in erster Linie durch die gegebenen Verhältnisse — hauptsächlich infolge von Provocationen seitens der räuberischen, gewalthätigen und barbarisch regierenden moslimischen Fürsten — zu immer weiter ausgreifenden Eroberungen und Annexionen gedrängt wurde, ist längst bekannt. Daß gerade England als der größte Widersacher der russischen Expansionsbestrebungen sich erwies und noch immer erweist, kann nur Verwunderung erregen. Hat man jemals gehört, daß England bei seinen Eroberungen und Landerwerbungen andere Mächte darüber befragt hat, ob sie gegen die unternommenen Schritte nichts einzuwenden hätten? Hat Rußland etwa darüber ein Zetergeschrei erhoben, daß englische Truppen zu wiederholten Malen in Afghanistan eindringen und sich sogar vorübergehend am Südfuße des Hindukusch einnisteten? Rußland hat auch in unseren Tagen kaltes Blut bewahrt, als die Engländer — angeblich zum Schutze Indiens — kurzer Hand in Herat — diesem angeblichen »Thore nach Hindostan« — sich zu förmlich legitimen Herren aufgeworfen und den Platz in Vertheidigungszustand setzten.

Das Alles sind, wie gesagt, politische Fragen, die wir hier nicht weiter ausspinnen wollen. Dagegen erscheinen uns etliche Charakteristiken der mittelasiatischen Verhältnisse am Platze. Die Gebiete, um welche es sich hiebei handelt,



sind Chiwa, Bukhara und das Turkmenenland. Vor wenig mehr als zwei Jahrzehnten waren sie Fremden noch gänzlich verschlossen. Hermann Wambéry bedurfte der Vermummung, um seine epochalen Forschungen durchführen zu können. Einzelne Abenteurer, deren Namen weiter nicht bekannt geworden sind, verschwanden in den Kerker von Bukhara oder Chiwa, andere traten in den Dienst der Beherrscher dieser Gebiete, um gelegentlich, gleich den Einheimischen, um einen Kopf kürzer gemacht zu werden, wenn sie den Zorn der barbarischen Despoten gereizt hatten. Alles Grausige und Abenteuerliche, das mit den beiden Namen Chiwa und Bukhara verknüpft ist, hat sich, trotz der mittlerweile vor sich gegangenen vielfachen Umwandlungen, in unserem Gedächtnisse lebendig erhalten.

Wir denken zuvörderst des Khans von Chiwa, eines Gewaltmenschen, der nicht nur die Köpfe feindlicher Turkmenenstämme im Vorhofe seines Palastes aufhäufen und Quittungen dafür ausstellen, den Gefangenen aber die Augen ausstechen ließ, sondern es auch für nöthig hielt, unter den eigenen Unterthanen möglichst aufzuräumen. Von einem ungeheuerlichen Fanatismus befeelt, wie alle mittelasiatischen Despoten, decretirte der Khan Todesstrafen für jedes Versehen gegen die äußerlichen religiösen Vorschriften. Zwar wurde zu Zeiten der Geistlichkeit selber unheimlich vor solcher Strenge. Das Volk aber hat sich an die strenge Observanz gewöhnt, küßt im Bazar angekommenen Pilgern die Kleider und dürstet nach dem Anhauch der Heiligkeit, den die Berührung mit so gottgeliebten Männern bringt. . . . Der jetzige Khan hat bekanntlich Europa — nämlich Rußland — gesehen und sich während der Czarenkrönung zu Moskau durch ein romantisches Abenteuer bemerkbar gemacht. Von der Furchtbarkeit seines Vorgängers ist ihm nichts geblieben. Von den Russen umlauert, ohne nennenswerte Einkünfte, der Slavenzufuhr beraubt, macht auch dieser centralasiatische Fürst den Eindruck, daß seine Herrschaft auf den Aussterbeetat gesetzt sei. Die Hofhaltung ist eine höchst armselige. Die Frauen erhalten täglich knapp bemessene Brotrationen, und wenn von ihrem Pilaw etwas übrig bleibt, schicken sie diese Ueberreste in den Bazar, um für den Erlös (nur wenige Piafter) Kleinigkeiten zu kaufen. Selbst der Khan ist, seiner armseligen Finanzen halber, zu so großer Enthaltbarkeit verurtheilt, daß nur er den Genuß von Thee sich erlauben darf, während sonst Niemand im ganzen Palaste, nicht einmal

seine legitimen Frauen solchen erhalten. Die Mutter des jetzigen Khans galt für besonders reich, weil sie beispielsweise die Reisgrütze, welche sie aus der Küche ihres Gemahls erhielt, an ihre Dienerinnen vertheilte. Auch buk sie für sich und



Persischer Garde-Soldat.

ihre Kinder Brot, während die übrigen Frauen, heute wie früher, höchst nothdürftig leben und gezwungen sind, Mühen, welche sie gestickt, zu verkaufen, um einigcs Taschengeld zu verdienen.

In Bezug auf Gewaltthätigkeit und Fanatismus war es in Bukhara zu allen Zeiten womöglich noch schlechter bestellt, als in Chiva. Dort war



immerdar die Heimstätte eines finsternen Zelotismus. Der Geist, der diese Anhänger des Islams beherrscht, prägt sich in dem ungeheuren Zulauf von Schülern aus — Tausende an der Zahl — welche die Medressen (Koranschulen)



Persische Zigeuner.

füllen. Mit Peitschen ausgerüstete Religionsaufseher helfen den Religionsübungen nach. Selbst Graubärte werden nach der Schule geschickt, wenn sie auf diese oder jene Frage der Religionsaufseher nicht augenblicklich Bescheid wissen. Durch solchen Eifer glaubt die Stadt den Beinamen der »edlen« sich zu verdienen. Von ihr strahlt das Licht zum Himmel hinauf, das überall sonst von oben zu

kommen pflegt. Wenn es aber vorkommt, daß Greise bei Religionsübungen einschlafen, heißt es: »Diese Männer haben es so weit gebracht, daß sie selbst während des Schnarchens nur an Gott und die Unsterblichkeit der Seele denken.« Die Frömmigkeit freilich verhindert nicht, daß in den Theebuden in Nachbarschaft einer Moschee, oder an anderen Erholungsplätzen, unnatürlichen Lastern nicht widerstanden wird. Trotzdem behaupten die bukharensischen Heuchler, daß es geziemender wäre, in der edlen Stadt »auf dem Kopfe, statt auf den Füßen zu gehen« — der vielen Heiligengräber wegen.

Als vor etwa zwei Jahrzehnten der Reisende H. Moser in Buchhara weilte, erhielt er durch den Anblick des nachfolgenden Schauspiels einen schwachen Begriff von der Menschenfreundlichkeit des Emirs. Von seiner Klausur aus (der Reisende blieb durch mehrere Wochen hinter Schloß und Riegel verwahrt) nahm er an Bazartagen wahr, wie vom Minaret einer der größten Moscheen der Stadt große Bündel in die Tiefe geschleudert wurden. Der officielle Spion, welcher unter dem Titel eines Empfängers der Gäste dem Reisenden zu dessen Ueberwachung beigegeben war, erklärte, daß dies die Art sei, rebellische Unterthanen »Sr. Hoheit« ins Jenseits zu befördern. Da die Heuchelei ein bukharensisches Erblast ist, versäumte der Interpret nicht, dem erstaunten Fremden die Erklärung abzugeben, daß solche Strenge gewissermaßen nur ein Ausdruck von Wohlwollen für den verwahrten Gast sei, da jene Executionen einschüchternd auf das erregte Volksgemüth wirkten und das Sicherheitsgefühl des Fremden dadurch gehoben werde.

Derselbe Reisende zog zwanzig Jahre später noch einmal, jetzt in der Suite des Fürsten Wittgenstein, der als außerordentlicher Gesandter Rußlands an den Hof des Emirs reiste, in Buchhara ein (1883). Daß die Verhältnisse in Bezug auf die Gesinnung der Bevölkerung gegen die verhassten Christen sich wenig oder gar nicht geändert hatten, geht aus etlichen Bemerkungen des Reisenden deutlich hervor. Die Stadt selber bietet wenig Bemerkenswertes. Eine hohe und mächtige Mauer, durch welche elf Thore führen, umschließt sie. Das Innere ist ein Gewirr von Gassen, welche von fensterlosen Gebäuden gebildet werden. Große, mit Bäumen und Vergnügungsbuden umgebene Bassins, bringen Abwechslung in das Bild. Das Volk hält sich schweigsam und finster beiseite. Die Einwirkung der frommen Stadt auf die einheimische Escorte ist indeß



so groß, daß die »Dschigiten« ihre Pelzmützen mit dem Kopfbund vertauschen. Bemerkenswert ist, was der Reisende über eine Andachtszene berichtet: »Die in Reih und Glied aufgestellten Kosaken entblößten (zum Abendgebet) ihre Häupter und stimmten im Chorus einige ihrer schönen Kirchenlieder an. Seltener Einfluß der Religion auf das menschliche Gemüth! Die Islamiten, welche ihren rituellen Gebräuchen öffentlich obliegen und für jede Form der Gottesverehrung eine ehrfurchtsvolle Empfindung besitzen, waren Zeugen dieses Zwischenfalles, ohne Verwunderung oder Abscheu an den Tag zu legen.«

Sehr erbaulich ist die bukhareische Justiz. Unter den Strafen ist am gefürchtetsten das sogenannte »Wanzenloch« — wie es scheint, ein Seitenstück zu der gräßlichen »Schlangengrube«, deren sich in früherer Zeit der Bey von Tunis bediente, um Erpressungen mit möglichster Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Die bukhareische Martergrube ist das, was ihr Name besagt. Ein zweitägiger Aufenthalt in ihr entkräftet den stärksten Mann; drei Tage enden mit Wahnsinn; von den Leiden über diese Zeit hat noch Niemand berichtet, da sie immer mit Tod enden. Frauen, der Untreue überwiesen, werden, obwohl der Einfluß der Russen manche Barbarei paralyßirt hat, noch immer gesteinigt. Gefangene erhalten gerade so viel Nahrung, um nicht zu verhungern. Sie werden an die Mauern geschmiedet mittelst Halsringen, welche mit eisernen Gürteln verbunden sind. Ohne Bekleidung, hungernd und von den entsetzlichen Ausdünstungen gequält, verbringen Unglückliche dieser Art viele Jahre in diesen Marterhöhlen, ohne sich rühren zu können. Es wird von Fällen berichtet, daß Verurtheilte, zu Skeletten abgemagert, sechs bis acht Jahre solcher Qualen verbrachten. Wie in einer Bulge der Dante'schen Hölle herrscht in jenen Marterhöhlen Schmerzgestöhne und Heulen. Dem Verhungern nahe, fallen die Glenden — wo dies, räumlich genommen, möglich ist — sich selber an und werden Kannibalen. Trotz solcher Grausamkeiten (des übrigen moralischen Schmutzes nicht zu gedenken) findet man es für nothwendig, die Mitglieder der russischen Gesandtschaften einzuladen, in den öffentlichen Bädern (offenbar vom »christlichen Unrath«) sich reinzuwaschen, »da der Auserwählte, welcher sich der erhabenen Person des Monarchen vorstellen darf«, vorher einer gründlichen Reinigung sich unterziehen müsse.

Seitdem ist (Ende des Jahres 1885) der Emir Mozaffar Eddin gestorben und sein Sohn Abdul Ahad ihm auf den Thron gefolgt. Als Ersterer dem Tode nahe war, legte er dem Thronerben ans Herz, mit dem mächtigen Nachbar Frieden zu halten. Wenn er selber (Mozaffar) nicht immer in der Lage war, solche Gesinnung praktisch zu bethätigen, wäre zu bedenken, daß er, als Repräsentant der alten Zeit, Verpflichtungen hatte, die sich mit der angestrebten Friedenspolitik nur schwer vereinbaren ließen. Der Sohn aber sei solcher Verpflichtungen enthoben, da er die Herrschaft unter ganz veränderten Verhältnissen angetreten habe. Wir denken, der sterbende Emir war von Ahnungen heimgesucht, die ihm das unabwendbare Schicksal vor Augen führten — das Ende der bukharejschen Herrlichkeit. Er hatte den quälenden Gedanken nicht ausgesprochen, wohl aber verblümt seinem Erben angedeutet. Die Nachwirkungen dieses »politischen Testaments« zeigten sich bald in der Einwilligung des jungen Emirs zum Weiterbaue der russischen Eisenbahn von Merv zum Oxus — mehr noch aber in der äußerst devoten Einladung an den Czaren, die »edle Stadt« mit seinem Besuche zu beglücken.

Das sind dormalen wesentlich andere Verhältnisse als vor ungefähr zwanzig Jahren. Damals hatte der verstorbene Emir den Religionskrieg gegen Rußland gewagt, aber mit gar zu schlechtem Erfolge. Die zwei Festungen, auf die man sich verließ: erstens die vielen Heiligen, die im Boden von Turkestan schlafen, zweitens die weiten Wüsten der Umgebung — sie hatten sich nicht bewährt, und als der Emir versuchte, die Stadt Taschkend den Russen wieder abzunehmen, machten die russischen Kanonen gar zu tiefe Löcher in die 35.000 Mann starke oezbegische Reiterei und trieben sie in panische Flucht. Die Folge dieses Sieges der Russen war, daß sie zwei Jahre später (1868) ihre Fahne sogar auf das »siegesgleiche« Samarkand aufpflanzten, der einstigen Residenz des Völkermörders Timur, dessen Grab und Moschee seitdem unter der Obhut der — Kosaken stehen.

Wir gedenken ferner der Turkmenen. Sie waren bislang der Schrecken des ostpersischen Grenzlandes. Jetzt freilich sind sie, so gut als die meisten übrigen Völker Turkestans, unter das Scepter des »weißen Czaren« gebeugt. Aber noch in allerjüngster Zeit war es schlimm mit diesen Wüstenritten bestellt. Man wußte, daß sie eifrige Mohammedaner sind, die mit andächtiger Begeisterung



von ihren Mollahs die Regeln über Kurzschneiden des Bartes und über die heiligen Waschungen hören, nebenbei aber unsägliches Unglück über das offene Hochland von Chorassan brachten. Im raschen Ueberfalle wurden Gefangene gemacht, dann auf der Flucht an den Bügel gebunden, mitgeschleppt oder zusammengehauen, wenn sie nicht mehr weiter konnten. Die Schilderungen solcher »Mamans« füllen lange Capitel in den Reiseswerken. Feste Orte wurden von den Turkmenen nur dann überfallen, wenn sich die Aussicht auf leichte Arbeit ergab. Sonst überfielen sie mit Vorliebe das offene persische Hochland. Die Angst vor den unwillkommenen Gästen stak den Landbauern so sehr in den Gliedern, daß keiner von ihnen es wagte, unbewaffnet auf das Feld zu gehen. Sehr charakteristisch für diese Furcht ist die Thatsache, daß einst ein Perjer, welcher einen Turkmenen im Kampfe überwunden und seinen Gegner am Boden liegen hatte, sofort abließ, als dieser sagte: »Was treibst Du, weißt Du denn nicht, daß ich ein Tekke bin?« Der Sieger ließ ab und gab sich dem vorher Ueberwundenen willenlos gefangen.

Von der Berechtigung, ja von der Heiligkeit dieses Räuberhandwerkes war die turkmenische Geistlichkeit zu allen Zeiten überzeugt; denn die Perjer sind ja Schiiten, und ihre Verfolgung ist Gott angenehmer als eine Wallfahrt nach Mekka. Uebrigens ist auch diese Motivirung nur religiöser Schein, denn bei den Turkmenen gilt der Satz: »Wenn alle Perjer Sunniten würden, dann müßten wir selber Schiiten werden, denn Sklaven müssen wir haben.« Von den Merv-Turkmenen sagte man in früherer Zeit, sie würden den Propheten selber verkaufen, wenn er in ihre Hände fiel. »Der Koran, das Buch Gottes,« pfliegten sie zu versichern, »ist gewiß edler als der Mensch, und man kauft und verkauft es um wenige Groschen; Joseph, der Sohn Jakobs, war ein Prophet, und ist doch verkauft worden; was hat 's geschadet?« . . . Die Aufgabe Rußlands, mit solchen barbarischen Zuständen aufzuräumen, war und ist demnach eine wahrhaft beneidenswerte. Die Wirkungen beginnen sich bereits zu zeigen. Im Attrekthale, wo es früher in jeder der bienenkorbförmigen Hütten von den Ketten furchtbar mißhandelter persischer Sklaven klrirte, ist Stille eingetreten. Dort, wo noch vor einem Lustrum ermattete Sklaven niedergefäbelt wurden, pusten dormalen die Locomotiven der Bahn Michailowsk= (am Kaspimeer) Askhabad-Merv. In Göktepe, wo Skobelew vor etlichen Jahren Tausende von Tekkinzen

niedermekeln ließ, ist eine Station. . . . Niemand kann leugnen, daß die Russen viel für Humanität und Civilisation gethan haben, und daß die uralte Barbarei noch heute ihre Orgien feiern würde, wenn sich die russischen Staatslenker durch die diplomatischen Noten und das Säbelgerassel der Engländer hätten einschüchtern lassen.

Wir müssen zum Schlusse noch einen Blick auf Herat und das afghanisch-perfische Grenzland werfen. Es ist viel über die strategische Bedeutung dieses Platzes geschrieben worden. Man hat ihn den »Schlüssel« von Indien genannt, eine Bezeichnung, die übrigens im Laufe der Zeit auf verschiedene andere Punkte angewendet worden ist. So oft die central-asiatische Frage aufgeworfen wurde, war man englischerseits gleich mit einem solchen »Schlüssel« bei der Hand. In früherer Zeit bezeichnete man die Hauptstädte des afghanischen Turkestan — Maimana, Kunduz, Balkh — als solche Schlüssel; alsdann kam Merv an die Reihe. Seitdem ist dieses russisch geworden, ohne daß die Kosaken das Thor nach Indien eingerannt hätten. Die Gefahr kam sonach so groß nicht gewesen sein. Bald hierauf wurde Herat für den Schlüssel von Indien erklärt. Die Russen gaben sich damit zufrieden und versicherten, nicht nach Herat gehen zu wollen. Als sie aber eine sichere Grenze zwischen Turkmenien und Afghanistan wünschten, tauchten plötzlich neue Schlüssel auf; zuvörderst Zulfikar, das gar keinen strategischen Punkt abgeben kann, weil das Grenzgebirge auf mindestens vier anderen Wegen mit Geschützen zu passiren ist; dann Meruschtschak u. s. w. Mit Recht bemerkte gelegentlich ein russischer Functionär (Lefsar): es wäre ein Glück für die beiden Rivalen, wenn dieser unglückselige Schlüsselbund gelegentlich in Verlust gerieth; eine Verständigung wäre dann viel leichter zu erzielen.

Herat liegt in schöner Ebene, von Weingärten und bewässerten Wiesen umgeben und hat überwölbte Bazarstraßen, wo alle Völker des Ostens: Inder, Afghanen, Turkmenen, Juden, sich zusammenfinden, ist im Uebrigen aber Ruine, wie alle Städte des eranischen Hochlandes. Man hält die Stadt für identisch mit »Alexandria Arreion«, das Alexander der Große im Dasenland südlich des Paropamisus — den er vom Kaspimeer her überstiegen hatte — gründete. Diese Gründung ist übrigens nicht erwiesen; er konnte auch eine bereits vorhandene Stadt nur umgetauft und zur Militärstation gemacht haben, denn schon



das »Zend Avesta«, das heilige Buch der Alt-Perfer, kennt ein »Haravia«, für welches man geneigt sein könnte, Herat zu halten, und bezeichnet es als einen der Urstämme des erasischen oder arischen Volksstammes. Dieser ist heute noch immer in den Tadschiks vertreten, übertrifft aber an Laster und Erbärmlichkeit weitaus alle anderen Rassen des Morgenlandes, so daß man bei uns nicht eigentlich Grund hat, auf diese indo-germanische Verwandtschaft stolz zu sein.

Herat liegt an einem jener nach Norden strömenden und in der Wüste versiegenden Flüsse — Heri Rud, weiterhin Ledtschend genannt. Das Land hieß im Alterthume »Aria«. Südwärts hievon folgt ein Bezirk mit eigenem Wassergebiet, dem wüstenungebenen See Hamun, der von flachem Boden und wechselnder Ausdehnung ist, die Ufer also Sumpf und Schilfwald. Einige Flüsse treten von Norden her in ihn ein, ein größerer von Osten — der Hilmand — der bereits vom Indischen Kaukasus kommt. An diesen klaren Flüssen ist Culturboden mehr oder minder breit, im Uebrigen hartgebackene Wüste oder immer weiter hereinrückender Flugsand. . . . Das ist das Land der »Drangianer«, in der Heldensage des Ferdusi »Sedschestan«, die Heimat des persischen Heros Rustom. Heute noch haftet sein Name an allen Ruinen, wie der Name Nimrud in Mesopotamien.

Was schließlich die Bewohner — die Afghanen — anbetrifft, weiß man, daß sie, nach Sprache und Herkunft dem arisch-indischen Stamme zunächststehend, an kriegerischer Kraft und Ausdauer ganz Mittelasien überragen. Sie sind auch als Eroberer aufgetreten, so oft es einem Häuptling gelungen ist, die getheilten Stämme unter einen Turban zu bringen, oder doch einem der Stämme hervorragende Haltung zu verschaffen. Die Afghanen sind Sunniten, und ihren Eifer als solche haben sie in früherer Zeit im Niederschlagen ihrer andersgläubigen Nachbarn, der indischen Vielgötterer und der schiitischen Perfer gezeigt. Im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hatte Sultan Mahmud von Ghazna (der Stadt zwischen Kabul und Kandahar) Isbahan erobert und das Safidenreich in Trümmer geschlagen. Die Belagerung der Stadt war eine langwierige und für deren Bewohner mit Schrecken verbunden, wie man sie selbst in dem von den Römern belagerten Jerusalem nicht erlebte. Eine Zeit hindurch wurde nur Menschenfleisch verzehrt.

Schließlich ergab sich Schah Hossain bedingungslos dem brutalen Sieger, der sich beeilte, unter den Besiegten aufzuräumen. Zuvörderst ließ er einige

Hundert persische Großen, die er zu Tisch geladen hatte, niederhauen; alsdann wurde ein blutiges Maffacre unter der früheren Leibwache des Schah, die in Mahmuds Dienste getreten war, angerichtet; zuletzt hieb er eigenhändig sämtliche gefangenen Prinzen des Safidenhauses nieder. Es war eine nicht sonderlich schwerwiegende Genugthuung für die Perser — die ihre Züchtigung allerdings ihrer unglaublichen Feigheit zuzuschreiben hatten — daß bald hierauf Mahmud im Wahnsinn endete. . . .

Aus Persien selbst aber meldet man ganz jüngst (August 1886) sehr merkwürdige Dinge. Der Schah bezahlt sogar seine Minister nicht mehr; die Oberste beurlauben alle überflüssigen Mannschaften, um deren Sold einzustreichen. Die Cavalleristen vermietthen ihre Pferde den Fremden, welche Ausflüge machen wollen, und die Festungen haben zwar dicke Mauern, aber ein geringes Trinkgeld öffnet die Pforten derselben. Das Einzige, was in diesem Lande ernstlich betrieben wird, ist die Polizei, deren Director ein Italiener (ein ehemaliger Photograph) ist. Zahlreiche Agenten führen ihm die Strafbaren zu. Geben sie Geld, so werden sie sogleich auf freien Fuß gesetzt; sind sie aber widerspänstig, so erhalten sie so lange Stockschläge, bis sie zahlen. Mitunter nimmt der Polizeidirector Zuflucht zu Folterqualen, die von einer erstaunlichen Erfindungsgabe zeugen. So wurde einem reichen Perser, welcher eine Geldstrafe nicht bezahlen wollte und die entsetzlichsten Schläge standhaft ertrug, der Kopf glatt rasirt und, nachdem man ihm die Hände gebunden hatte, eine Mütze voll kleiner Krebse und Spinnen aufgesetzt. Eine halbe Stunde später flehte der arme Teufel um Gnade und entrichtete die verlangte Summe.







Motiv aus den Ruinen von Ani.

## Das armenisch-pontische Gebiet.



Armenisches Mädchen.

Zu dem classischen Gebiete von Border-Asien, welches wir mit Persien betreten haben, gehört auch Armenien und die hieran schließende anatolische Halbinsel. Armenien ganz besonders ist es, das eine geistige Ausschau in die ältesten Zeiten menschlichen Waltens gestattet. Auf den ungeheuren Hochländern, welche den Zugang von den Nachbarländern her versperrten, hat sich ein eigenartiger Culturkreis entwickelt, der zwar in seinen Grundelementen auf das älteste Semitenthum hinweist, in seinen Formen und Gestaltungen aber als örtlich begrenzt erscheint und auch in seinem geschichtlichen

Ausreifen von vorwiegend localer Bedeutung ist. Das armenische Culturleben ist kein selbständiges, aber es hat die Keime, aus welchen es hervorging, fast unberührt von äußeren Einflüssen fortentwickelt. In der Geschichte freilich hat Armenien keine epochale Rolle gespielt. Aber was da noch einmal als aufflackernder alt-erianischer Geist sich erwies, füllt die Lücke zwischen den historisch beglaubigten Wandlungen auf dem persischen Hochlande und den allenthalben verwichenen ältesten Geschehnissen jenseits des medischen und assyrischen Weltreiches. Im Großen und Ganzen ist die armenische Geschichte nichts anderes, als eine räumliche Erweiterung der Schicksale Erans über den engeren Bereich des persischen Hochlandes hinaus bis zu den Gestaden des Pontus und an den Südfuß des Kaukasus. Nur die ältesten geistigen Denkmäler da und dort zeigen ein ähnliches Gepräge. Aus dem phantastischen Gefüge der vor-zoroastrischen Chronologie der Erancier scheidet sich der biblische Mythos von der Sintflut aus, der sich an den Berg Ararat geheftet hat.

Bevor wir in so entlegene Zeiten zurückgreifen und ehe wir den Culturgang des armenischen Volkes näher beleuchten, halten wir an unserer Gepflogenheit fest und lassen ein orientirendes Bild von den bodenplastischen Verhältnissen des Landes vorausgehen. Wir denken uns zu diesem Ende in den nordwestlichen Winkel des erianischen Hochlandes versetzt, eröffnen unseren vorerst rein geographischen Rundblick auf das ältere russische Armenien (die mittlere Araxes-Ebene mit der Massen-Erhebung des Ararat und des Goktscha-Plateaus) und greifen von hier auf das mittlere Hoch-Armenien mit seinen nördlichen, südlichen und westlichen Vorlagen, Abfällen und Randgebirgen über.

Vom Tafellande Azerbeidshan (Hoch-Medien) baut sich das Hochland in nordwestlicher Richtung, von den beiden gewaltigen Regelbergen Sawalan (circa 4000 Meter) und Sahand (circa 2600 Meter) ausgehend, nach einer räumlich beträchtlichen Unterbrechung im unteren Araxesthale jenseits dieses Stromes noch einmal zu bedeutender Höhe auf. Es ist dies das massige Karabagh-Gebirge, das wir auf unserer Wanderung von Selisabethpol nach Schuscha (s. S. 440) flüchtig kennen gelernt haben. In seiner nordwestlichen Fortsetzung schließt dieses Gebirge den 2100 Meter hoch gelegenen Goktscha-See (Sawanga) ein, einen der höchstgelegenen Bergseen der Welt. Zwei Arme sind es, die das Becken umklammern; der zwischen Erivan und dem See streichende Arm —



der Almangan — wird von einer Reihe erloschener Vulkankegel gekrönt, deren nordöstliches Fußgestelle, gleich denen des ganzen Ringgebirges dieser Seeregion, mit schroffen Abstürzen zum dunklen Seebecken abtauchen. Alle diese Höhen sind kahl und der vulcanische Ursprung ihr charakteristisches Merkmal. Weiter nach Nordwesten hin geht das Goktscha-Massiv allmählich in die eigentlichen armenischen Randgebirge über, welsch' letzteres in gestreckten Stufen zur trans-kaufasischen Tiefebene einerseits und zum grusinischen Isthmus anderseits abfällt.

Getrennt von dieser Erhebungsmasse durch die große Araxesebene von Eriwan, wohl aber mit dem Tafellande von Aserbeidschan durch einen, längs des rechten Araxesufers streichenden Gebirgszug verbunden, entwickelt sich nach Westen hin ein zweites Gebirgsmassiv, jenes des Van-Bekens, in dessen Senkung der große Salzsee von Van eingebettet ist (1600 Meter hoch). Zwar besitzt dieser Abschnitt mehr Plateau-Charakter; die Culminationspunkte liegen allenthalben in jenen Randketten, welche den Quellarm des östlichen Euphrat (Murat) von der Region des Van-See abtrennen; das Plateau aber geht weiter westlich, dort, wo der Euphrat nach einem allenthalben trägen Laufe und nach Aufnahme zahlreicher Quellbäche durch die südlich quervorliegende Gebirgsschranke gewaltfam seinen Weg sich bahnt, in jenen Hochzug über, der, zwischen den beiden Euphratarmen streichend, im Süden von Erzerum die höchste Erhebung erreicht.

Bevor wir uns dorthin verfügen, liegt uns eine dritte, von den beiden vorgenannten Abschnitten völlig abgetrennte Gruppe näher, jene des Ararat. Sie ist räumlich unbedeutend, aber von großem örtlichen Interesse. Mit seinem schneegekrönten Doppelhaupte beherrscht der Ararat einen gewaltigen Ring von Hochgipfeln, wie wir sie in Europa nur auf ausgedehnten Räumen vertheilt finden. Sie sind kreisförmig um die blühende und ertragreiche Tiefebene des Araxes angeordnet: im Norden der Mlagiös (4000 Meter), im Osten der Uetschtepe (3600 Meter), im Westen der Kotur (2600 Meter), im Süden der doppelgipfelige Ararat, dessen westlicher Ke gel bis zu 5260 Meter aufragt. Wie der Sinai im Südwesten des asiatischen Continents, ist der Ararat hier an der Grenzscheide zwischen Iran und Vorderasien ein Markstein der Menschen- und Culturgeschichte, ein Hochaltar der Welt. Von Eriwan, das malerisch in Terrassen sich aufbaut, geht der Weg dahin in fast südlicher Richtung mitten

durch die reichen Fluren des Araxes. Der Ararat selber ist natürlich ohne Pflanzenschmuck. Allenthalben ist der Boden schlackig, von uralten gestockten Lavamassen. Hoch oben glitzern die Eis- und Schneezinnen der Riesenhäupter, durch eine circa 2000 Meter hohe Paßeinsenkung von einander geschieden.

Der Gipfel des Ararat, auf welchem nach biblischer Ueberlieferung die Arche Noahs sitzen blieb, ist mäßig gewölbt und hat einen Umfang von ungefähr 200 Schritten. Der Abfall ist besonders gegen Südost und Nordost steil. Von dieser Höhe, der Eiskrone des Urvaters aller Berge der Welt, genießt man eine Fernsicht, welche gewiß all' die vielgerühmten Ausblicke von unseren Alpenhöhen um ein kaum greifbar darzulegendes Maß übersteigt. Namentlich die Ausschau in zeitliche Fernen, welche in die Mythennebel der ältesten Menschenschickale verflüchtigen, möchten nirgend anderwärts so ergreifend sich gestalten, wie hier.

Versuchen wir es hier — an geeigneter Stätte und ohne unseren späteren Ausführungen über die Herkunft des armenischen Volkes wesentlich vorzugreifen — die Nebel mit geistigem Auge zu durchdringen. . . . Wir gedenken zuvörderst der vorgeschichtlichen Zeit der Assyrier und Granier, welche sich in unermesslichen, fabelhaften Zeiträumen bewegt. Die vor-zoroastrische Chronologie der Granier gibt uns ein solches System ungeheurer Perioden. Jeder Fixstern regierte den Himmel tausend Jahre allein und dann weitere tausend Jahre mit einem anderen Fixsterne, der gewissermaßen die Stelle eines Beziers vertrat. Nach tausend Jahren dankte er diesen ab und regierte mit einem zweiten, dann mit einem dritten, und so nach und nach mit allen Fixsternen des Himmels. Hatte er alle Fixsterne zu Mitregenten gehabt, dann trat er die Herrschaft an denjenigen ab, der zuerst sein Mitregent war, worauf sich die Epochen von tausend zu tausend Jahren wiederholen, bis zum letzten Fixsterne: eine überwältigende Vorstellung von unfaßbaren, unendlichen Zeiträumen.

Mit dieser phantastischen Chronologie können wir nichts anfangen. Die Urfanfänge der den Graniern eng verwandten Armenier verflüchtigen zwar gleichfalls in blassen Mythen, der wahre Stammbaum aber wurzelt in der ersten Epoche der Menschengeschichte. Mit der Bibel freilich stimmt die älteste armenische Sagengeschichte nicht; denn während diese den Stammvater des Volkes, Haik, das wir uns als Titanengeschlecht zu denken haben, auf Saphet zurück-



führen, kommt in den biblischen Stammtafeln der Name Haiik nicht vor. Nach dem I. Buche Mose (10, 2—4) hießen die Enkel Japhets (für einen solchen wird Haiik ausgegeben) nach den beiden Söhnen Gomer und Jawan: Askenas, Kiphath, Thogorma, Elisa, Tharschisch, Githim und Dodanim.

Da wir uralte Völkermmythen nicht richtigzustellen haben, bleiben wir beim Japhet-Enkel Haiik. Nach ihm nannten die Armenier ihr Land »Haiasdan«, die Nachkommen Haiiks aber »Haigasan«. Haiik war zuvörderst nach Babylon gewandert und hatte daselbst den König Belus (Bal, also keinen Menschen, sondern einen Gott) erschlagen. Alsdann zog er mit seinem Geschlechte, dreihundert gigantischen Männern, wieder heimwärts und nahm seinen Sitz diesseits des Ararat, im Gaue Daron, den die Forschung auf mannigfachen Umwegen in der heutigen Euphrat-Landschaft im Bereiche der Stadt Musch erkannt hat. Xenophon hatte als erster Augenzeuge vom Stammlande des Haiik berichtet. Erst Armenac, der Enkel Haiiks, ergriff den Wanderstab und stieg mit seinem ganzen Geschlechte über das »vorliegende Gebirge« in eine Ebene hinab, »welche auf allen Seiten von hohen Gebirgen umgeben war; im Süden aber grüßte ihn (Armenac) mit schneeweißem Scheitel, ein Altvater zwischen Jünglingen«. Unverkennbar handelt es sich hier um die Araxesebene und den Ararat. Armenac selber gründete am Fuße eines mehr nördlich gelegenen Berges eine Niederlassung, die er nach seinem Sohne »Araghas« nannte. Diesen Namen trägt noch immer ein erloschener Vulcan zwischen Griwan und Alexandrapol. Auch die anderen Söhne des Armenac gaben Städten, Flüssen und Landstrichen ihre Namen, die sich allenthalben bis auf den Tag erhalten haben. Der zweite Sohn Armavir, gründete seine Stadt am »großen Flusse«, welcher die Ebene zwischen den nördlichen und südlichen Bergen durchströmte. Dieser Fluß aber ward nach Armavirs Sohn Graß, Grashes (Araxes) genannt. Auch für die Benennung des Ararat, der ursprünglich Masis hieß, haben wir, wenn auch keinen historischen, so doch mythischen Anhaltspunkt. Arar, d. i. »der Schöne«, war am Fuße des Riesenberges der assyrischen Schemiram (Semiramis) erlegen. Die Gegend hieß seitdem Ararjarat, »die Niederlage des Arar«, und bezog sich die Bezeichnung sonach auf das Ereigniß, nicht aber auf die Dertlichkeit. Späterhin trug es sich zu, daß die Benennung, welche anfangs für die Ebene (bei dem dormaligen Tgdhr), in welcher jene Schlacht stattgehabt hatte, Geltung hatte, auf die beiden Bergriesen überging.

In dieser Darstellung zeigen sich noch mannigfache Lücken. Mit einiger Berechtigung dürfte man an Stelle von »Haik« und »Armenac« als Einzelpersonen ganze Dynastien setzen dürfen, wie solche von anderer Seite (nicht ohne Aufwand von Geist und Scharfsinn) für assyrische und eranische Königsnamen aufgestellt wurden. Das Gebiet von Musch liegt in unmittelbarer Nähe des Van-See. Die Stadt gleichen Namens aber wurde nach armenischer Sage von Semiramis erbaut, als Sommeritz, weil sie von den Reizen der Gegend gefesselt wurde. Aber der Name »Semiramis« ist ein Spuk, »über den wir vorderhand noch nicht Herr werden, und der überall sich anzuhängen sucht, wo alte Keilinschriften sich befinden«. Die Felsenkammern von Van sind offenbar alte Grabstätten, Königsgräber, und die Inschriften gehören nicht der Semiramis, wie eine alte Historie meint, sondern einer armenischen Königsreihe, deren Thaten darin erzählt sind. Obwohl die vollständige Entzifferung fehlt, ist gleichwohl erwiesen, daß die Texte einer indogermanischen Sprache, offenbar dem ältesten Armenisch, angehören. Von diesen Königen Alt-Armeniens wissen wir nichts. Das Land war damals noch unabhängig von Assyrien und Persien.

Einer der fremden Keime, aus denen der armenische Culturkreis sich entwickelt hat, ist die Flutsage, ein anderer die Mythe vom Paradies. Beide sind babylonisch. Nach Berosus Bericht war der babylonische König Xyuthrus durch Gott von der bevorstehenden Flut in Kenntniß gesetzt worden. Er vergrub die heiligen Urkundentafeln, die von den fabelhaften göttlichen Fischmenschen der babylonischen Ursage hinterlassen waren, und ließ seine Arche, welche fünf Stadien lang und zwei Stadien breit war, mit seiner Familie, seinen Freunden und allen Thiersorten auf der wachsenden Flut schwimmen. Der Verlauf des Ereignisses ist ganz wie in der Bibel geschildert. Xyuthrus steigt am Berge Ararat aus, opfert den Göttern und wird in den Himmel entrückt. . . . . In Quelllande des Euphrat ist es auch, wo eine babylonische, oder aus Babylon bezogene Sage, den Garten »Eden« und den Ursprung des Menschengeschlechtes angenommen hat. Ein Wasser ging aus von dort nach vier Seiten. Der vierte Fluß wird ausdrücklich Euphrat genannt; der dritte, Hiddekel, fließt östlich von Assur, ist also der Tigris. Für den Pison, welcher das Land »Havila« umfließt, ist der Halys angenommen und an Stelle des Gihon der Araxes gesetzt worden. Alle diese Flüsse haben ihre Quellen ganz nahe beisammen, im



großen Garten Eden, dieser frischen Alpenwelt, deren höchste Standarte der Berg Ararat ist. Die Frage ist freilich nicht gelöst und die Phantasie der Forscher sucht noch immer da und dort Bereiche ab und paßt bestehende hydrographische Systeme dem unklaren Urtexte an, um das fabelhafte Paradies, die Wiege des Menschengeschlechtes, auf einem Stücke geduldigen Landkartenpapiers festzuheften. Ob dies überhaupt jemals möglich sein wird, lassen wir dahin gestellt sein.

Hier wollen wir einhalten und unsere topographische Schilderung fortsetzen. Die an den Araratstoc westwärts anschließenden Glieder, von denen weiter oben flüchtig die Rede war, bilden kein geschlossenes Gebirgssystem. Die einzelnen Ketten legen sich, mit sehr steilen und kantigen Rücken und durch Paßscharten gegliedert, zwischen Araxes und Euphrat (Murad) und gehen noch weiter im Westen, in der gemeinsamen Quellregion der beiden Euphrat und des Araxes, in den mächtigen Bingöl-Dagh (das »Tausend-Seen-Gebirge«) und Mussur-Dagh über, welcher letzterer den ganzen Raum zwischen beiden Euphrat-Quellarmen ausfüllt. Das Innere dieser Bergmassen ist noch völlig unbekannt; unbotmäßige Kurdenstämme hausen in den Schluchten und Engen und haben auf den ausgedehnten Hochweiden ihre Sommerlager.

Das charakteristische aller armenischen Gebirge ist deren Waldarmuth. Nur unansehnliche Bestände erhalten sich in einer Höhe von 2000 bis 2500 Metern. Die Thäler aber sind üppig und frisch und es fehlt nicht an Baumschmuck. Die Waldbäume, wo solche vorkommen, sind Buche und Eiche, seltener Ahorn, Birke und Fichte. Der Weinstock gedeiht besonders in der mittleren Araxesebene, bei Musch und bei Erzingian. Das Obst gedeiht vortrefflich, doch fehlen die Südfrüchte. Von Feldfrüchten werden Weizen, Korn, Mais, Hirse, Sago, Bohnen und etwas Reis gebaut, die ersteren Sorten besonders am oberen Euphrat. Ebendort, sowie in einigen anderen Gegenden dieses Gebietes, wird der Maulbeerbaum gepflegt und im Süden die Baumwollstaude gebaut.

Von den Mändern des armenischen Hochlandes verfügen wir uns in dessen Inneres, auf das linke Ufer des Araxes, wo wir zunächst das Plateau von Karz und später jenes von Tschaldyr und Ardaghan betreten. Die Rand- und Kettengebirge sind hier nirgends mehr massig und selbst die orographische Begrenzungslinie, die im Quellbereiche des Kur im großen Bogen in das Achal-

zich-imeretinsche Scheidegebirge übergeht, kann keinen Anspruch auf Bedeutung erheben. Im Westen ist diese Region, welche bis Erzerum reicht, durch die große Thalsenkung des Tschoroch-Flusses begrenzt. Jenseits desselben beginnt das pontische Küstengebirge, ein mächtiger Wall von 50 deutschen Meilen Entwicklung, der nur einmal (bei Gümüsch-Chana) durch den Charshut-Fluß quer durch-



Wald am pontischen Geseade.

brochen ist. Allerdings sind in die vorstehend angegebene Länge auch die anatolischen Randketten inbegriffen, jene stufenförmige Erhebung, die so bezeichnend mit einem dreifachen Festungsglaciis verglichen worden ist. Der Waldreichthum dieser Gebirge ist namentlich in den östlichen Gliedern groß und besteht vorwiegend in Buchen, Ulmen und Fichten.

Ein anderes Bild bieten die armenischen Hochsteppen, jene Grasfluren, welche in meist beträchtlicher Ausdehnung die Plateaus bedecken. Die bedeutendsten dieser Grasfluren finden sich zu beiden Seiten des oberen Murad;



ferner sind zu nennen: die Steppe Torly im Süden des ersten Euphratdurchbruchs, die Steppe Karajazy zur Seite des Passinflusses, ganz besonders aber die weiten, von Nomaden-Tribus wimmelnden Hochflächen östlich des Van-Sees. Hocharmenien ist arm an Steppen. Der Euphrat hat dort ein tiefes Kinnjal in die Erhebungsmasse eingeschnitten und dadurch der regelmäßigen Thalbildung



Armenisches Troglodytendorf.

Vorschub geleistet. In Folge dessen sind hier auch Vegetation und Klima ganz anders geartet, als in Ost-Armenien. Wohl sind auch hier die flachen Hochterrassen (bis 2300 Meter) nicht ohne Graswuchs; aber sie haben den Typus der Alpentriften des Abendlandes; die Nomaden nennen diese ihre Lieblingsplätze während des heißen Sommers »Zaila«.

Wir wollen nun den Gegensatz zwischen Ost-Armenien und Hoch-Armenien eingehender kennzeichnen. Dort, in Ost-Armenien, gibt es allenthalben lange Kettenzüge, welche die Tafelländer von Tschildir, Schuragel (Kars) und Tschal-

diran durchsetzen; hier, in Hoch-Armenien, sind es geschlossene Gebirgsgruppen, reich gegliedert von den zahllosen Wasseradern, die dem Euphrat zufließen; dort weitläufige Grassuren mit halb in der Erde vergrabenen Ortschaften — hier lustige Terrassenstädte, welche die Steillehnen der wohlbehaltenen Thäler hinanklettern, oft von entzückender Gartenpracht umschlossen. Vegetationsreich ist freilich auch Hoch-Armenien nicht, das beweisen die vielartigen vulcanischen Gebilde und die breitrückigen Erhebungsmassen zu beiden Seiten des Euphrat, auf denen es streckenweise an Wasser fehlt. Die Kurden, das einzige Nomadenvolk Armeniens, das der grasigen Ebenen und Sommerweiden sehr bedarf, meiden in Folge dessen die westarmenische Alpenwelt und ziehen die weitläufigen Becken des Araxes und Murad den engen Thälern vor, in welchen letzteren ackerbauende Armenier und Kurden den Boden urbar gemacht haben.

Mittelpunkt von Hoch-Armenien ist Erzerum, auf das wir, soweit es sich um die Stadt selber handelt, weiter unten zurückkommen werden. Sie ist ein bedeutamer Verkehrsmittelpunkt, da hier zahlreiche Karawanenwege aus allen Weltrichtungen zusammenlaufen. Meist sind es Gebirgsstraßen und die beschwerlichste derselben ist jene, welche von Erzerum in südwestlicher Richtung abgeht. Sie setzt anfangs über den Palantillen-Dagh südlich der armenischen Metropole, lenkt in das Thal des Kara-Su ein, um hierauf den mächtigen Mussur-Dagh (s. S. 535) seiner ganzen Breite nach zu durchqueren (16 Meilen) und in Balu den Murad zu erreichen. Karawanen benützen ungern diesen Weg, da von den Duschik-Kurden, die ihn umlauern, nichts Gutes zu erwarten ist. Von Balu weiter führt die Straße durch einen der romantischsten Abschnitte von Kurdistan, um schließlich Djarbekr am oberen Tigris zu erreichen.

Die westliche Hauptverkehrsader ist die große Handels- und Karawanenstraße nach Konstantinopel. Sie ist 150 deutsche Meilen (1125 Kilometer) lang und identisch mit der Richtung aller Kriegs- und Eroberungszüge der Vergangenheit. Bei Karabulak, der Passperre am Euphrat, 16 Meilen westlich von Erzerum, möchte meines Erachtens die Stelle sein, wo Sulejman der Turk-Fürst ertrank, worauf Ertogrul, der Vater Osmans, seine Wanderung nach Innerkleinasien fortsetzte. Auch die Seltschuken, und nach ihnen die Mongolen und Tataren, hatten diesen Weg zurückgelegt. Zwischen dem erstgenannten Wege und dem vorstehenden zieht eine viel betretene Karawanenstraße in der Richtung des



Frat, des westlichen Euphratarmes. Die für uns wichtigste Station auf dieser Route ist Erzingian, 25 Meilen von Erzerum entfernt. Sie führt von hier anfangs durch die sumpfige Niederung von Ilibja, weiter durch das romantische Flußdefilée von Mosch und zuletzt durch die Ebene Terdjan, auf welche das fünf Stunden lange Gebirgsthor des Mussur folgt, von großartigen Felswandungen, zwischen welchen der Euphrat rauscht, gebildet.

Erzingian war in alten Zeiten der religiöse Mittelpunkt Armeniens, wie es dormalen Etchmiadsin ist. Um aber die Bedeutsamkeit jener Dertlichkeit klar zu erfassen, ist es unerlässlich, bei unseren Mittheilungen über die älteste Geschichte der Armenier dort anzuknüpfen, wo wir weiter oben abgebrochen hatten. Die Denkmäler von Van deuten darauf hin, daß in jener Region zur Zeit der ältesten assyrischen Herrschaft selbständige armenische Könige geboten. Weder Namen noch Thaten sind uns vermittelt worden, denn die Keilschriften von Van gestatten keinen orientirenden Einblick in jene Urzeit. Dagegen ist es erwiesen, daß während des zweiten assyrischen Weltreiches (1244 bis 725 v. Chr.) die Armenier politisch in denselben aufgegangen waren. Das Einströmen assyrischer Elemente in Armenien fand aber beträchtlich später statt, nämlich erst unter Sanherib, also in einer Epoche, in der die Spaltung des früheren Weltreiches in ein assyrisch-eranisches Doppelreich bereits Platz gegriffen hatte. Als Sanherib nach aufgegebener Belagerung Jerusalems in Niniveh einzog, wurde er von seinen beiden Söhnen im Tempel des Gözen Nisrochs ermordet, worauf die Mörder — Adramelech und Sarezer — in das »Land Ararat« flüchteten. Daß ihr Anhang mitemigrirte, geht aus dem Verlaufe der nächsten Erlebnisse klar hervor, denn den beiden Prinzen gelang es nach kurzer Zeit, sich in den ihnen vom armenischen König angewiesenen Ländereien (Daron) häuslich einzurichten.

Diese beiden Prinzen nun waren die Begründer der assyrisch-armenischen Herrschergeschlechter der Sassunier und Arzdrunier, die sogar häufig den Eigennamen »Sanherib« beibehielten. Besonders hervorgethan hatten sich im Laufe der Zeit die Arzdrunier, die »Adlerträger« am Hofe der armenischen Könige und nachmalige Begründer des Königsgeschlechtes von Van, aus dem seltsamer Weise auch ein byzantinischer Kaiser (Leo V.) hervorging. In den alten Chroniken ist im letzteren Falle freilich immer nur von dem »armenischen Abkömmling«

die Rede; aber nicht nur in Leo, auch in Basilios I. und in seinem Enkel Constantinus floß unzweifelhaft assyrisches Blut. Später gewannen die Nachkommen der einstigen assyrischen Emigranten mehr und mehr an Macht und wurden zu unbestrittenen Herrschern des ganzen Länderstriches zwischen dem oberen Tigris und dem Van-Becken. Dieses Gebiet war sonach in jener Zeit nicht nur geographisch, sondern auch politisch ein Uebergangsglied von Assyrien nach Armenien.

Unter Nebukadnezar fand ein abermaliges Einströmen fremder Bevölkerungselemente nach Armenien statt. Wir haben darüber bereits an anderer Stelle berichtet (s. S. 399). Die furchtbare Niederlage, welche Holofernes, der Feldherr Chiniladans, in Palästina erlitten hatte, beziehungsweise die Auflösung des assyrischen Heeres in Folge der Ermordung des Holofernes durch Judith, scheint die nächsten Könige nicht daran gehindert zu haben, hebräische Gefangene in den armenischen Bergen anzusiedeln. Aus diesen hebräischen Colonisten ging späterhin ein gewisser Schambad, das Haupt des Stammes Bagradunier (oder Bagradunier) hervor, eines Stammes, der unter der Namensform »Bagratiden« ein altberühmtes Königsgeschlecht hervorbrachte, deren letzte (grusinische) Sprossen noch heute in Rußland existiren. Es ist gewiß seltsam, daß es gerade einem jüdischen Edelmann vorbehalten blieb, eine Dynastie zu gründen, die durch ein Jahrtausend den Schirm der Christenheit im fernen Osten abgab.

Die Bagratiden traten mit ihrem sehr zahlreichen Anhang alsbald die armenische Herrschaft an, indem sie dieselbe von ihrem ursprünglichen Stammfize Daron über Passin (am Araxes), Kars und nachmals über Georgien ausdehnten und unter Aschad II. endlich auch von den arabischen Khalifen als Dynastie anerkannt wurden. Das merkwürdige Eingreifen der Bagratiden in die politischen Schicksale Armeniens, ein Eingreifen, das augenscheinlich nur sehr langsam und durch geistige Suprematie, keineswegs aber gewaltsam stattfand, gibt den Beweis, daß den Armeniern die Macht zur Herrschaft längst abhanden gekommen war. In der That sind die einheimischen Dynastien ohne Erschütterungen vom Schauplatz verschwunden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bagratiden, als sie zur Macht gelangt waren, eingedenk ihrer Abstammung auch als christliche Herrscher den Israeliten zugethan blieben und deren Ansiedelung auf armenischem Boden nach Kräften Vorschub leisteten. Um die Mitte des IV. Jahr-



hundert, also zur Zeit der größten Christenverfolgungen in Armenien, soll es in der Stadt Erowantashad, als dieselbe zerstört wurde, allein an 30.000 jüdische Häuser gegeben haben. Ebenso zu Van 10.000, zu Nachitschewan 16.000, in Artaxata 9000. Bei 70.000 Familien wurden damals zwangsweise um Nachitschewan angesiedelt.

Nicht minder interessant als das Einströmen semitischer Elemente in Armenien, ist ein anderer, allerdings weniger bedeutungsvoller ethnischer Proceß. Nach den armenischen Annalisten ereignete es sich unter der Herrschaft des zweiten Sassanidenkönigs (Sapor I. — oder Schahpur), also zwischen 240 bis 271 nach Chr., daß ein Prinz aus Dschenasdan (Tschin oder China) mit all' seinem Anhange den Anschlägen auf sein Leben von Seite seines Oheims Arpad-Pagur durch die Flucht entging und sich mit seinen Getreuen in Armenien ansiedelte. Daß wir es hier nicht mit Chinesen oder überhaupt mit einem Stamme der hochasiatischen Rasse, die viel später und unter wesentlich veränderten Umständen mit dem Westen in Verbindung trat, zu thun haben, ist selbstverständlich. Die armenische Ueberlieferung nennt den fraglichen Stamm »Mamigonier« und sie hebt hervor, daß sie im regen Verkehr mit den Bewohnern Trans und Arabiens standen. Allerdings spricht der armenische Chronist Wakstang stets von »Turaniern«, wenn er der Mamigonier gedenkt. . . . Waren nun diese auch Turanier im ethnologischen Sinne, nämlich Angehörige jener großen Völkerfamilie, welche man im Gegensatze zu den Craniern so benannte und die man heute mit dem Sammelnamen »ural-altaische Völker« zusammenfaßt? Gewiß nicht. In ältesten Zeiten muß die Bevölkerung Mittelasiens eine arische gewesen sein; das geht schon aus dem persischen Königsbuche hervor. Der Name »Turan«, welcher in diesem letzteren eine so große Rolle spielt, entscheidet nichts; denn nach altpersischer Sage erhielt das Land jenseits der Grenzen Trans erst den Namen von Feriduns zweitem Sohne Tur. Später gab es zwischen Turaniern und Craniern mehrere furchtbare »Bruder«-Kriege, was auf die Einheitlichkeit der Rasse schließen läßt. Eröffnet wurden diese Schlächtereien von Ninus, dem Begründer des zweiten assyrischen Weltreiches. Er schlug hiebei denselben Weg ein, den Alexander der Große tausend Jahre später betrat, um Dareios in seinem letzten Verstecke aufzusuchen. Unter den Mauern von Baktra (Balkh) kam es zu jener großen Entscheidungsschlacht, durch welche den Craniern die Welt-

herrschaft zufiel und Turan zu einer Provinz des assyrischen Reiches herabsank. Tur war im Kampfe gefallen und sein Sohn Dewschin leistete als Vasall dem Ninus-Minotischer (Chala) den Eid der Treue.

In welchem Grade sich die Mamigonier in ihrer neuen Heimat vermehrt hatten, ist nicht genau bekannt. In der Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr. waren sie bereits zahlreich genug, um dem armenischen Könige Tiridates II., der durch Roms Eingreifen sein Reich den Händen der Sassaniden entreißen konnte, thatkräftige Hilfe zu leisten. Mamkon, das Mamigonierhaupt erhielt in Folge dessen als erblichen Sitz für sich und seine Anhänger dasselbe Daron angewiesen, in welchem sich die Enkel Haiks und nachmals die Epigonen Sarezers und Schambads — die ersten Arzdrunier und Bagratiden — niedergelassen hatten. In der Folgezeit thaten sich die Mamigonier stets durch Treue, Tapferkeit und andere Tugenden hervor, wodurch sie zu einer festen Stütze des armenischen Reiches wurden. Bemerkenswert ist, daß der bekannte moderne Geograph der Armenier, Indschidschean, in dem Kurdenstamme Manekzir die letzten Reste der Mamigonier erblickt.

Hinsichtlich der Zugehörigkeit der Armenier zum erasischen Stamme der Arier hätten wir noch einige Bemerkungen zu machen. Alle alt-armenischen Sagen bewegen sich in demselben Rahmen, wie die Helden des persischen Königsbuches. Der Bau der classischen armenischen Sprache, des »Haikaniischen« — wohl zu unterscheiden von dem sogenannten Bulgär-Armenischen, welches die heutigen Armenier sprechen und das zahlreiche türkische und neupersische Wörter aufweist — ist derselbe, welcher den alten indo-germanischen Sprachen eigen ist. Namentlich die einsilbigen Wortwurzeln beweisen, daß der Semitismus das Haikaniische niemals beeinflusst hatte. Die vulgär-armenische Sprache besteht aus drei Bestandtheilen: dem Haikaniischen, dem Arfacidischen (Pahlawi) und dem Sassanidischen. Die letzteren zwei sind selbstverständlich erasischen Charakters, aber auch das Haikaniische gehört der Sprachenfamilie an, deren ältester Vertreter das Zend ist. Entschieden erasisch in seiner Lautlehre, hängt es in seinem Wörterbuche mit den Dialekten Griechenlands und dem Slavischen zusammen. Festzustellen, wie weit dies auch in der Grammatik stattfindet, muß weiterer Untersuchung vorbehalten bleiben. Von mancher Seite wird, um semitische Einflüsse im Altarmenischen nachzuweisen, auf die armenischen Texte in Keil-Inschrift



bei Van hingewiesen. Das beweist nun sprachlich absolut nichts; denn man darf nicht übersehen, daß erst Mesrop (V. Jahrh.) ein eigenes armenisches Alphabet construirte und bis dahin die Schriftzeichen der Nachbarvölker, der Assyrer und Perser, ja sogar jene der Griechen, im Gebrauche standen.

Wer das Armeniethum erfassen will, hat eine doppelte Aufgabe vor sich: Das Studium des armenischen Geisteslebens und jenes der alten Culturstätten. Im Großen und Ganzen blühte das armenische Geistesleben nur kurze Zeit, wenige Jahrhunderte, was auf die verhältnißmäßig kurze politische Selbständigkeit des Landes zurückzuführen ist. Die andersgläubigen Nachbarn, welche zu unumschränkter Macht gelangt waren, hatten selbstverständlich kein Interesse an einer Culturarbeit, die vorwiegend aus dem religiösen Leben der Armenier hervorging. Im Orient bildet allerorts und allezeit die Religion die Ausgangsquelle des Geisteslebens. So war es auch in Armenien. Der Erwecker des Lichtes war ein frommer Mann, der Bekehrer der Armenier, Gregorios Illuminator. Sein Geburtsort ist Erzingian, die Stadt in der Euphratwildniß südwestlich von Erzerum. Die Natur ist hier wie geschaffen, um Männer von großem Fluge und starker Willenskraft hervorzubringen. Wie nirgend sonstwo in Armenien haben in diesen wilden Flußengen Erdbeben gewüthet. Die gesammte Bergmasse des Sepuh, der sich in der Thalebene von Erzingian vom rechten Euphratufer aufbaut, wurde häufig in seinen Grundvesten erschüttert. Rämme »brachen wie Glas« entzwei und Schlünde thaten sich auf. An letzteren ziehen nun die Wege vorbei, die nach den altarmenischen Sanctuarien führen.

Keine Vegetation mildert hier das starre Bild von übereinander gethürmten Steinmassen. Nur etliche Zwergsüchten hängen an abgestürzten Blöcken und über todbringenden Abgründen freisen Adler. So geht es einen langen Tagemarsch in die Wildniß hinein, welche selbst von den räuberischen Kurden gemieden wird. Drei einsame Klöster, vertheidigungsfähigen Burgen gleich, liegen in den verborgenen Schlupfwinkeln, in welche weder der Arm der Barbarei, noch der Straß der Civilisation dringt. Die Mönche, welche in den Klöstern hausen und die Erinnerung an »Gregor den Erleuchteten« in stumpfsinnigem Asketismus lebendig erhalten, sind roh und unwissend, des Lesens und Schreibens unkundig. Sie vernehmen ihr ganzes Leben nichts, als das Rauschen der Bergwässer, Adlerrufe und zu Zeiten das unterirdische Grollen, welches den »hei-

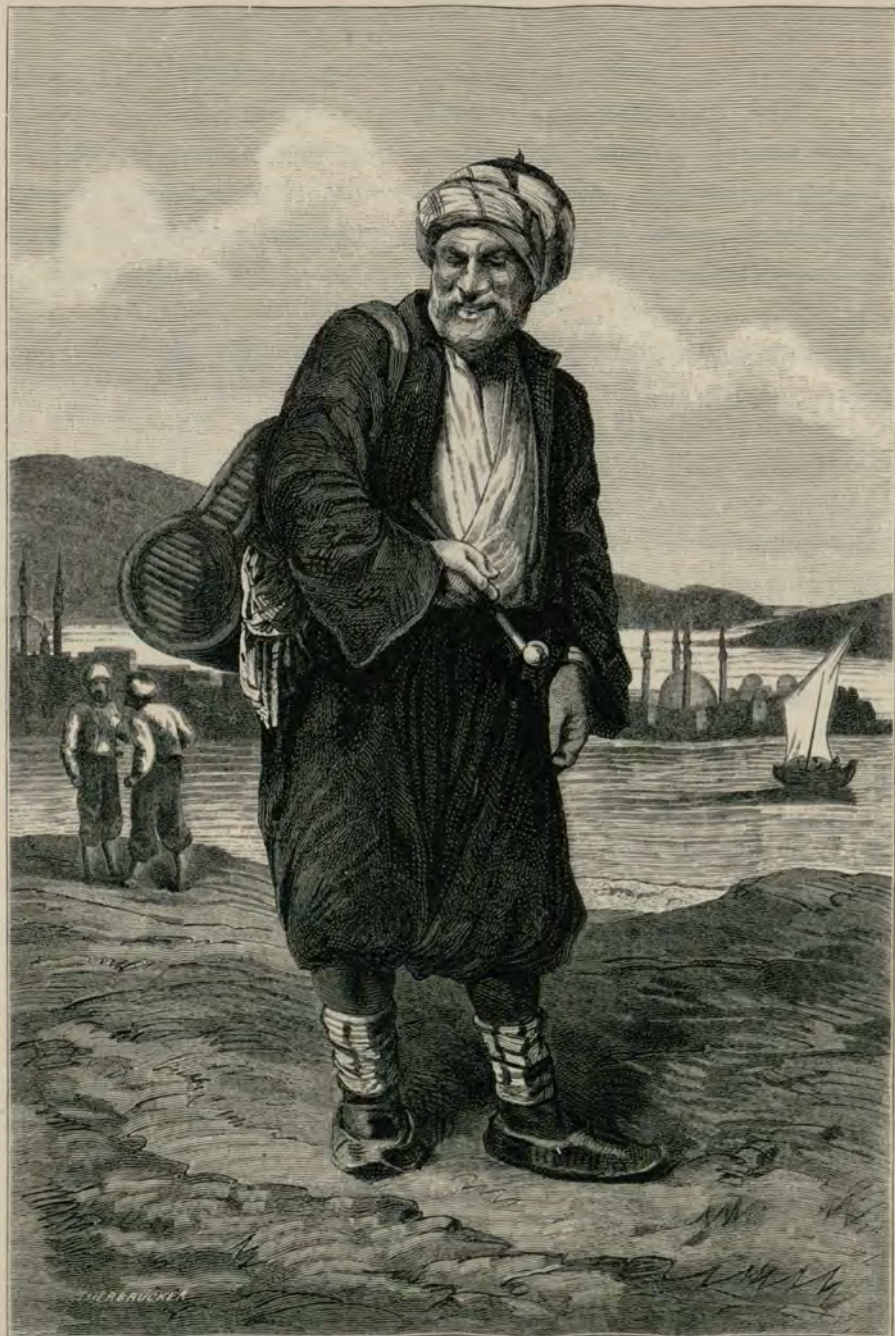
ligen Berg« in Schwankungen verseht. Einst standen hier die Altäre der armenischen Artemis (Anahid), in welchem die Töchter der Vornehmen sich preis-



Karawanferei an der Küste von Kasstan.

geben mußten. Gregor zertrümmerte die Heidentempel und weihte die Cultusstätten dem alleinigen Gotte. Im Innern des Berges sind Grüste: jene des St. Gregor, St. Berthanes, St. Hiscon, dann die der Königin Ahschem, der Chosrewi-Tucht (der Tochter Chosrews, Schwester des Tiridates) und des





Hamal (armenischer Lastträger).

Schweiger-Verchenfeld. Zwischen Donau und Kaukasus.





Königs Tiridat. Alle diese Gräber sind leer; die Stürme der Zeit haben die sterblichen Reste der Großen dieses Volkes in alle Winde gefegt.

Gregor der Erleuchtete hatte in einsamer Gegend bei Erivan die Erscheinung des »einigen Sohnes«. An derselben Stelle erhob sich nachmals ein Tempel, welcher den Namen »Etichmiadsjin«, d. i. »Descensus« erhielt. Er ward zum religiös-politischen Mittelpunkte von Armenien. Die Bedeutung dieses Zwischenfalles läßt sich nur dann erfassen, wenn wir zu dessen Erläuterung weiter aus-holen. Als die Parthermacht (Arfaciden) in Vorderasien gebrochen war und eine neue Dynastie sich des persischen Thrones bemächtigt hatte, tauchte in Armenien ein thatendurstiger Arfaciden-Sprößling, Prinz Rhosrew auf, der sofort gegen den Begründer der neuen Sassaniden-Dynastie, Ardeschir-Babakhan, ins Feld rückte. Es war das letzte Aufblühen der altarmenischen Unabhängigkeit. Leider wurde der Untergang des Arfaciden-Hauses sehr unrühmlich durch einen Meuchelmord herbeigeführt. Anap, ein anderer Arfaciden-Prinz und Schützling Ardeschirs, trat als Parteigänger für die Sassaniden auf und half mit diesen das alte Königshaus ausrotten, ungeachtet der Thatfache, daß er an seinem eigenen Fleische und Blute sich verging. Aus diesem allgemeinen Blutbade retteten die armenischen Parteigänger die beiden Kinder Rhosrews, Tiridat und seine Schwester Rhosrewi-Tucht (wörtlich: Rhosrews Tochter). Sie wurden nach Rom gebracht. Dreißig Jahre währte der Aufenthalt in der Weltstadt am Tiber; dann kehrte Tiridat, von den Waffen Roms unterstützt, in seine Heimat zurück, um die Sassaniden zu vertreiben und den Thron seiner Väter wieder in Besitz zu nehmen.

Erst von Vertad-Medz (d. i. Tiridates II.) werden größere Thaten gemeldet, und in der armenischen Geschichte wird seiner immer nur rühmlichst Erwähnung gethan. (Regierte von 259—314 n. Chr.) Er brach zunächst die Fremdherrschaft im südlichen Armenien, indem er die dortselbst regierenden Statthalter zu einer gemeinsamen Action gegen den Sassanidenkönig Schahpur II. gewann. Später brachte er, nach einem Besuche in Rom, römische Hilfstruppen, mittelst welcher er ganz Armenien an sich riß, die Einfälle der Kaukasus-Völker zurückwies und zuletzt sogar in persisches Gebiet einfiel. . . . Dies waren die Thaten jenes armenischen Königs, der an der Schwelle des heidnischen und christlichen Armeniens stand. Diese Schwelle wurde gegen Ende der Regierungs-

zeit Tiridates überschritten. Wir haben weiter oben des Arsaciden-Prinzen Anap Erwähnung gethan, dem Ardeschir seine großen Erfolge in Armenien zu verdanken hatte. Anap selber aber sollte die Früchte seiner Verrathes nicht genießen, denn er wurde nach gut asiatischer Sitte, unmittelbar nach der Ausrottung der armenischen Dynastie, mit seinem Anhange gleichfalls niedergemacht.

Wie dort, bei Rhosrew, war es auch hier, daß ein Sohn dem Massacre entging. Er wurde nach Cäsarea in Kappadokien gebracht und unter Christen aufgezogen. Dieser Sprößling Anaps war aber Niemand Geringerer als — Gregorius, der nachmalige armenische Apostel und Befehrer des Tiridates, des letzten heidnischen und ersten christlichen Königs der Armenier. Gar so leicht wurde dem armenischen Apostel seine Aufgabe freilich nicht gemacht. Um die Hindernisse legendar auszugestalten, hat sich die Tradition der Mythe bemächtigt, daß Gregorios durch dreizehn Jahre in einem trockenen Brunnen geschmachet habe. Man zeigt denselben noch immer bei Rhorwirab in der Araxes-Ebene. Tiridates, der in Folge seines langen Aufenthaltes in Rom und durch seine beständigen Verbindungen mit dem Weltreiche naturalisirter Römer geworden war, that es im Punkte der Grausamkeit gegen Andersgläubige, namentlich Christen, in allen Stücken den erlauchten Cäsaren nach. Damals wüthete am Tiber eben der größte Christenhasser aller Zeiten, Diocletian; um einem grausamen Tode zu entgehen, flüchtete eine Jungfrau aus prinzlichem Geblüte, Hripsime, aus Latium nach Armenien, dem damaligen Horte der Christenheit. Es war aber dies nicht das Herrschaftsgebiet Tiridates, sondern »Klein-Armenien«, Sebasta (Siwas) in Kappadokien. Hripsime war nun unvorsichtig genug, ihr Asyl in der heidnischen Stadt Bagharschabad, die sich unweit der Stelle befand, auf der sich heute der Patriarchendom von Etchniadzin erhebt, zu suchen. Als sie eines Tages ihre Befehrungsversuche auch auf den König ausdehnte, wurde sie mitsammt ihren Gefährtinnen ergriffen und gesteinigt.

Das war die letzte christenfeindliche That Tiridates'. Kurz nach dem Märtyrertode der Römerin, ließ sich der König durch Gregorius bekehren, und empfing mit seinem ganzen Heere bei Toprak-Kalesh (im oberen Muradthale) die Taufe. Die erste Gründung Tiridates', der nun den latinisirten Namen ablegte, und den armenischen — Vertab-Medz — annahm, war die Kirche Surp-Dhannes, dem heutigen Utsch-Kilissa («Dreifkirchen») zwischen Diadin und Karakilissa



(«Schwarzkirchen»). Diese Gründung fällt in das Jahr 306, also in dieselbe Zeit, wie jene von Etschmiadsin. Der Baubefehl war directe an Gregor gerichtet, der als erster Patriarch hierauf von dem Gotteshause Besitz ergriff. Daß bald hierauf die Zerstörung sämtlicher heidnischer Tempel, die einem verderbten Zoroastrismus dienten, in großartigem Style in Angriff genommen wurde, dafür mochte Gregor's Uebereifer Sorge getragen haben. Es waren dies die Tempel des Aramazd (Ormuzd), der Anahid (Artemis) und der Mihr; dann die der sarmatischen Gottheiten Parscham und Nami, welche in den armenischen Götterhimmel hineinragen, und zuletzt die Kultusstätten des indischen Gottes Resane.

Als Dertad sein ruhmreiches Leben abgeschlossen hatte, wurde die armenische Königsresidenz von Bagharschabad nach Ani verlegt, und der Sitz des Patriarchen, hundert Jahre nach dem Tode Gregor's, von Etschmiadsin nach Towin bei Artaxata, drei Meilen südöstlich von Eriwan. Dort schaut der altersgraue Bau noch heute in die blühende Araxesebene hinab. In Towin verblieben die Patriarchen bis ins VIII. Jahrhundert, dem Beginne der schwersten Bedrängniß, welche fast bis zum Ausgang des Mittelalters anhielt. Zur Zeit, als der Seldschukide Alp-Arslan dem armenischen Reiche ein Ende gemacht hatte, befand sich der Patriarchensitz wieder in Etschmiadsin, wo im Laufe der Zeit allerlei Neu- und Zubauten hergestellt wurden. Neben der Urkirche, welche dem Nationalpatron geweiht ist, erhebt sich die Kirche der Märtyrerin Hripsime, zu welcher Dertad selber, zur Sühne, den Grundstein gelegt hatte. Die dritte heilige Stätte ist das Kloster Gaiane.

Ehe wir diese Dertlichkeit, sowie die alten Königsresidenzen, in Augenschein nehmen, müssen wir unsere Mittheilungen wieder auf die weitere Entwicklung des armenischen Geisteslebens werfen. Sein Anbahner war, wie wir gesehen haben, Gregor selber. König Tiridates, der in Rom eine vorzügliche geistige Ausbildung erhalten hatte, entfaltete die größte Regsamkeit. Er berief den Griechen Agathangelos an seinen Hof und gab ihm den Auftrag, jene Annalen der armenischen Geschichte niederzuschreiben, welche den Zeitraum vom ersten Einfalle Ardeschir-Babakhan's bis zum Glaubenswechsel des armenischen Volkes, also bis zum Höhepunkt der Herrschaft Tiridates', umfaßte. (Manuscript in griechischer und armenischer Sprache in Paris.) Da erst hundert Jahre

später Mesrop das armenische Alphabet construirte, war Agathangelos' Werk offenbar ursprünglich in griechischer Sprache abgefaßt, um erst nachmals ins Armenische übertragen zu werden, und zwar mit Benützung der zu jener Zeit in Armenien im Gebrauche gestandenen persischen Schriftzeichen.

Mit der Schöpfung einer eigenen Schrift war der nationalen Literatur Bahn gebrochen. Mesrop hatte zuvörderst dem Uebelstande abgeholfen, der darin bestand, daß sämtliche Gebete und Kirchenschriften nicht nur in einer dem Volke unleserlichen Schrift, sondern zumeist auch in fremden Sprachen (am häufigsten Syrisch) abgefaßt waren. Er setzte an deren Stelle armenische Original-Arbeiten. Gorioun, ein Schüler Mesrops, schrieb eine allgemeine armenische Geschichte. Alsdann trat der bedeutendste aller alt-armenischen Schriftsteller, Moses von Chorene, nach seinem Geburtsorte im Gaue Daron so genannt, auf. Moses fand zu Beginn seiner Thätigkeit, die ein volles Jahrhundert umfaßte (er lebte 120 Jahre, von 370 bis 490) nur alte Volks- und Heldengesänge vor, die er wahrscheinlich noch selber von herumziehenden Rhapfoden hörte. Sie waren den Heldensagen des Ferdusi nachgebildet und bewegten sich ausschließlich in den heidnischen Vorstellungen der Vorzeit. . . . Eines dieser wildpoetischen Lieder, jenes die Geburt Bahagn's betreffend, lautete etwa wie folgt: »In Geburtsschmerzen lag der Himmel, in Geburtsschmerzen die Erde; in Geburtsschmerzen lag das purpurne Meer und lag das röthliche Schilfrohr im Meere. Aus des Rohres Munde kam Rauch hervor, aus des Rohres Munde kam Feuer hervor, und aus der Flamme entstieg eilends der blonde Jüngling. Feuer hatte er an den Haaren und Flammen hatte er im Barte, und die Augen und die Ohren waren Sonnen.«

Derlei Heldengesänge wurden in Armenien an gewissen Festtagen gesungen und man bringt sie, augenscheinlich mit Berechtigung, mit den alt-persischen Zohak-Todtenfeiern am Demawend (s. S. 466) in Verbindung. Von Zohak, dem bösen Geiste, abzustammen, rühmten sich, wie wir anderwärts gehört haben, nicht nur mythische Dynastien, sondern auch der Meder Dejokes und häufiger noch die Herrscherfamilien Rabuls, der Stadt, in welche der Satan bei seinem Sturze mitten hineingefallen. Alle diese Gesänge und auch die späteren noch (im armenischen Liederbuche »Scharagnoz«) waren der metrischen Form nach sehr primitiv, und es bedurfte der Vermittelung der Araber, um hierin zu



einiger Vervollkommnung zu gelangen. Um die Mitte des XI. Jahrhunderts zeichnete sich besonders der Partherprinz Gregor Magistros durch eine in Versen abgefaßte Uebertragung des Neuen Testaments aus, ein Werk (1000 Zeilen Umfang), das er in drei Tagen fertiggestellt haben soll. Das war das Signal zu einer Art dichterischen Wettkampfes, wiewgleich Gregors Stärke nicht in dessen poetischer Begabung, sondern in dessen Kenntnissen lag. Er hatte unter Anderem wissenschaftliche Werke aus dem Griechischen übertragen. Die schöne Literatur blieb gleichwohl das Feld, auf welchem namhafte Geister mit Vorliebe sich bewegten, wie Salum, Acharan und der bedeutendere Marjes. Letzterer hatte den Untergang Edeffas (1144) in einem prächtigen Poëm betrauert, das die Klosterbrüder von Etschmiadsin noch heute sorgfältig hüten.

Productiv waren die ersten armenischen Schriftsteller gleichwohl nicht. Der Stoffkreis, aus welchem sie schöpfen konnten, war beschränkt, die allgemeine Bildung sehr bescheidener Natur. Die Hauptrolle spielte die Uebersetzungsliteratur und hierin ging Moses von Chorene mit gutem Beispiele voran. Seine weiten Reisen, sein Verweilen in Konstantinopel, Athen und Rom, seine Sprach-, Länder- und Völkerkenntnisse befähigten ihn, in Armenien eine Uebersetzungs-Literatur zu schaffen, welche gerade in einer Zeit geistiges Gemeingut wurde, in welcher im Abendlande durch den Untergang Roms und die Wirrnisse der Völkerwanderung die Nacht der Barbarei hereinzubrechen drohte. Neben einigen Original-Gedichten, der Uebertragung der Chronik des Eusebius, ist Moses bedeutendstes Werk seine, auf Geheiß des Bagratiden Jaak, verfaßte »Geschichte Armeniens«. Sie beginnt mit den Ursprüngen der armenischen Ueberlieferungen, der Wanderung Hais und seiner Enkel. Interessant ist die Stelle, die sich auf die Sprache der Armenier bezieht. Als die Menschen jenes himmelftürmende Bauwerk (von Babel) zu errichten strebten, wurden dem am Frevel mitbetheiligten Stammvater der Armenier (Hais) »unerhörte Laute« in seine Sprache geworfen. Da das Armenische noch heute an solchen Lauten keinen Mangel hat (schon Mesrop mühte sich mit verschiedenen Lautzeichen seines Alphabetes ab), steht fest, daß das Armenische gleichaltrig mit dem babylonischen Thurmbau ist.

Die wichtigsten Abschnitte der »Armenischen Geschichte« sind jene, welche von der, mit den Geschicken Armeniens eng verknüpften Arjaciden-Herrschaft handeln. Hierbei hatte Moses die Vorarbeiten des Agathangelos (die Zeitgeschichte Tiri-

dates und Gregors) erweitert und die reichen historischen Schätze der Bibliothek von Edessa ausgebeutet. Ohne das Moses'sche Werk wäre es der Forschung unmöglich gewesen, auch nur den oberflächlichsten Einblick in die geistigen Bestrebungen der Armenier zu gewinnen. Eine armenische Specialgeschichte von ausgesprochen nationaler Färbung gibt es freilich nicht; immerhin erscheint das hier in Frage kommende Werk kostbar genug, denn es gibt ein anschauliches



Kars.

Bild von einem der verworrensten Zeitläufe in den Geschicken des nordöstlichen Vorder-Asien. An diesen Ereignissen hatten zu Zeiten freilich weniger die Armenier, als die Römer (während der Partherkriege) Antheil.

Von geringerer Bedeutung ist Moses' armenische Geographie, an der übrigens nicht er allein gearbeitet hat. In derselben finden sich unbestritten Uebersetzungen der allgemeinen Erdbeschreibung des Papyrus von Alexandria. An sonstigen Arbeiten (insgesammt Uebersetzungen) älterer armenischer Schriftsteller wären zu erwähnen: Euklids Geometrie von Gregor Magistros; Abhandlungen Platons von demselben; Uebersetzungen der historischen Bibliothek des Diodor von Sicilien;



die Werke von Kallimachos, Andronicus, Olimpiodor, die Schriften des Hippokrates und die Homerischen Epopöen.

Repräsentiren Salum, Acharan und Gregor Magistros die schöne Literatur, Moses und Agathangelos die historisch-wissenschaftliche, so ist David der bedeutendste Vertreter auf dem Gebiete der Philosophie. Auch dieser Classifier aus



Straße in Erzerum.

der armenischen Uebersetzerperiode hatte seine Vorbildung meist außerhalb seiner Heimat, hauptsächlich in Alexandria und Konstantinopel, erhalten, und anfangs nur durch Uebertragungen auf die geistige Entwicklung seines Volkes eingewirkt. Die berühmteste dieser Uebertragungen ist jene der Aristotelischen Schriften. Sie sind wirkungslos geblieben; der aristotelische Geist hatte das armenische Volk, ja nicht einmal den gebildeten Theil desselben, durchtränkt. Verkörpert in einer einzigen Individualität — der des Uebersetzers — hat das armenische Werk des griechischen Philosophen einfach nur die Bedeutung als Denkstein im

Geistesleben der Armenier. Viel größeres Aufsehen machten, da sie dem Ideenkreise jener Zeit sich anschmiegen, Davids Original-Arbeiten, zumal dessen Schrift über das »Kreuz der Nestorianer«. Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, wurde auf der »Räuberhsynode« zu Ephesus (431) vom heiligen Cyrill von Alexandria angeklagt, daß er die zwei Naturen in Christo zu scharf trenne, das Wort nur »Wohnung nehmen« lasse im Menschen Jesus, nichts von einer »Gottesgebärende«, von einem Leiden des Logos wissen wolle. Unter thätlicher Mitwirkung jenes Heiligen (Fußtritte 2c.) wurde Nestorius verdammt und abgesetzt. Sein Anhang erhielt sich aber, zumal durch die Schule von Edessa und hatte durch den älteren Islam nichts zu leiden.

Der Einfluß, der sich im Bildungsgange des armenischen Volkes fühlbar machte, ging übrigens nicht nur von den Griechen, sondern auch von anderen Nachbarvölkern aus. Der Einfluß der syrischen Literatur ist sichergestellt. Die Bischöfe im südwestlichen Armenien waren eben Syrer, die dortige Kirchensprache das Syrische. Die Rückwirkung dieses Zustandes auf Groß-Armenien war so bedeutend, daß zu Zeiten syrische Episkopen nach dem Patriarchate strebten. Noch viel bedeutender war die Ingerenz des neu-persischen Zoroastercultus. Schahpur II. war bestrebt, mit Feuer und Schwert die alte Lehre in Armenien zu verbreiten, und das erprobte Mittel, durch Versprechungen Apostaten zu gewinnen, trieb viele armenische Fürstenfamilien zum Abfalle. Zwar die Rückwirkung auf das armenische Gesamtvolk war nicht groß, von Bedeutung aber der angerichtete Schaden. Die schriftlichen Denkmäler, die Bibliotheken, jedes Buch, dessen man habhaft werden konnte, wurden vernichtet. Daß ähnliche Stürme auch späterhin über die sorgsam gehüteten geistigen Schätze hereinbrachen, hängt mit den historischen Drangsalen des Landes und seines Volkes zusammen. Aber selbst das Gerettete würde uns kaum je bekannt geworden sein, hätte es nicht der gelehrte und patriotische Mechtar und nach ihm die von demselben gestiftete und nach ihm benannte Congregation wieder ans Tageslicht gebracht.

Das segensreiche Wirken dieses katholisch-armenischen Ordens ist wohl allgemein bekannt. Die Congregation ging aus dem Schisma hervor, welches den Abfall von der Orthodogie zum Katholicismus hervorgerufen hatte. Die katholischen Armenier wurden so hart bedrängt, daß sie es für angezeigt hielten, ihre Heimat zu verlassen. Im Jahre 1712 hatte Papst Clemens XI. die Statuten



des Ordens bestätigt und ihm Morrea zum Aufenthalte angewiesen. Als dieses in die Hände der Türken fiel, siedelten die Mechitaristen nach Venedig über, wo sie von der Republik die malerisch und einsam gelegene Insel San Lazzaro zum Sitze angewiesen erhielten. Mechitar selber hatte nur ein Lexikon des Hebräischen und der armenischen Vulgärsprache verfaßt. Seine Schüler begannen mit der umfangreichen Ausbeutung, Drucklegung und Verbreitung der classischen Schriften. Nebenher liefen die Publicationen zahlreicher orientalischer Sprachstudien, historischer und wissenschaftlicher Werke, die wieder durch deutsche und französische Philologen den Fachkreisen des Abendlandes vermittelt wurden. Vollends zu einem großen historisch-geographischen Sammelwerke, jedoch nur auf heimischen Quellen fußend, gestalteten sich die neueren Arbeiten des Mechitaristen Paul Lucas Indschidjsean, der auch eine allgemeine Erdbeschreibung in 12 Bänden verfaßt hatte. Sicher ist, daß alles geistig Bedeutsame aus Armenien die katholischen Armenier uns vermittelt haben, nicht aber die Orthodoxie, welche in ihrer heutigen Verfassung selber nur geringen Nutzen aus dem Schriftenmateriale ihrer Vorfahren zu ziehen vermag.

Seit dem Concil von Chalkedon (451), durch welches jene weiter oben erwähnte Spaltung zwischen den mit Rom unirten Armeniern und der armenischen Nationalkirche eintrat, veranlaßten religiöse Wirren innerhalb der letzteren, daß die Macht des Katholikos von Etchmiadsin zu Zeiten sich kaum über das Reichbild des Patriarchensitzes hinaus erstreckte. Dadurch wurde es möglich, daß es ehrgeizigen Episkopen gelang, da und dort die kirchliche Herrschaft an sich zu reißen. So entstand zuvörderst eine Art Gegenpatriarchat auf der Insel Agthamar im Van-See, später ein ähnliches zu Sis, zu Jerusalem und Constantinopel. Alle diese Usurpationen schwächten die Nationalkirche. Wirklichen Einfluß hatte indessen nur dasjenige Patriarchat, in dessen Besitze sich die beneidetste Reliquie, die rechte Hand des heil. Gregorios, befand. Sie hat in der ersten Zeit die wunderbarsten Wanderungen gemacht: von Etchmiadsin nach Agthamar, von da nach Runkaleh und Sis, dann, mit Eintritt der Kriegszerstörungen in Kilikien, nach Aegypten, endlich im XV. Jahrhundert abermals nach Etchmiadsin und Agthamar, vorübergehend nach Neu-Dschulfa (bei Ispahan, durch Schah Abbas), bis sie zuletzt dauernd in Etchmiadsin verblieb. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Verhältnisse daselbst wahrhaft

trostlose. Die regierenden Patriarchen waren voll Neid, falschem Ehrgeiz und Habgucht; sie mischten sich mit ihren Episkopen allenthalben in die weltlichen Angelegenheiten der Nachbarreiche. Auch war der Einfluß der Kirchenfürsten auf die armenischen Bewohner, die in Armuth und Unwissenheit verkommen waren, gänzlich unbedeutend. Für die Rohheit der damaligen Sitten spricht die Thatsache, daß man Gäste nicht besser zu ehren wußte, als durch kirchlich eingeweihte — Stiergefechte.

Zudem bestrebten sich die Patriarchen, statt ihren eigenen Schutzbefohlenen aufzuhelfen, die katholischen Armenier mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln zu verfolgen. So konnte es kommen, daß im Jahre 1828 der Patriarch von Konstantinopel durch Bestechung der ottomanischen Behörden die Ausweisung von nicht weniger als 12.000 katholischen Armeniern durchsetzte, welche, aus der Umgebung von Angora stammend, mitten im strengsten Winter (Januar) mit Greisen, Kranken, Wöchnerinnen und Kindern dorthin zurückkehren mußten. Welches Elend diese drakonische Maßregel im Gefolge hatte, läßt sich denken. Vollends entsprechend dem Bildungsgrade und dem christlichen Humanitätsbewußtsein dieses »Seelenhirten« angepaßt waren die Beweggründe zu jener Gewaltthat. Sie liefert einen traurigen Beleg für die Wahrnehmung, wie sehr die orientalische Christenheit bemüht ist, die letzte Regung von Achtung unter den Mohammedanern zu ersticken. . . . Der Patriarch glaubte, dem ottomanischen Staatsmanne Petrew Effendi klarlegen zu müssen, daß die Erleichterungen des Papstes (des »Ungläubigen«) gegenüber dem armenischen Ritus zunächst eine für das ottomanische Reich staatsgefährliche Consequenz nach sich ziehen mußten, da die katholischen Regierungen des Abendlandes, durch die Vermehrung katholischer Unterthanen der Pforte, bei geeigneten Anlässen auch deren Intervention leichter herbeiführen könnten. Gleichwohl sollte der Patriarch eine arge Enttäuschung erleben, als er aus der Ausweisung der katholischen Armenier Gewinn ziehen wollte. Chosrew Pascha ließ ihn nämlich zu sich bescheiden, um ihm zu bedeuten, daß, wenn der Pforte an der Bekehrung der Katholiken gelegen wäre, sie selbe zum Islam übertreten ließe, nicht aber »von einer schlechten Religion zu einer ebenso schlechten« . . . . Ein ähnliches Feld ultramontaner Thätigkeit erschloß sich in den letzten Jahren in Folge der Spaltung der päpstlichen Armenier des Unfehlbarkeits-Dogmas wegen in Hassunisten und



Anti-Hassunisten. Indes blieben diesmal die inneren kirchlichen Reibereien belanglos.

Trotz alledem kann nicht geleugnet werden, daß der Patriarchensitz zu Etschmiadzin immerdar eine hervorragende politische Bedeutung hatte. Schon Schah Abbas hatte diese Thatsache mit staatsmännischem Blicke erfaßt, und mit seinen Privilegien für den Mittelpunkt der armenischen Christenheit nicht gegeizt. Auf die ursprüngliche Bedrückung von Seite andersgläubiger Beherrscher folgte eine Periode des Glanzes. Der Patriarch residirte in seinem ummauerten Kloster wie jeder andere morgenländische Autokrat, meist mit despotischer Härte, immer aber mit dem Bewußtsein und der Macht eines unfehlbaren Ausübers des göttlichen Rechtes und göttlichen Willens. In jener Zeit, die in die erste Hälfte unsereres Jahrhunderts fällt, hatte ein Besuch beim armenischen Kirchenoberhaupte stets das Gepräge einer officiellen Audienz, wobei jener, auf einem schimmernden Throne sitzend, von zahlreichen assistirenden Episkopen und Mönchen, die vor ihm das Knie beugten, umgeben war. Da dies Alles unter den Augen der russischen Behörden vor sich ging, liegt der Beweis vor, daß die veränderte politische Gestaltung eines Theiles von Armenien, die Traditionen von Etschmiadzin nicht beeinflusst hatte. Rußland verfolgte eben dieselben Ziele, wie einst Schah Abbas, allerdings mit dem wesentlichen Unterschiede, daß es durch die Aufrechterhaltung der Privilegien einen religiösen Mittelpunkt erhalten wollte nach welchem die Herzen aller anatolischen, zum mindesten aber die armenischen Christen strebten.

Es ist nun an der Zeit, den Ort der armenischen Christenheit kennen zu lernen. . . . Vom oberen Stadttheile von Erivan erblickt man genau im Westen, in einer Entfernung von etwa 30 Kilometern, drei seltsam geformte Bauwerke, welche aus der flachen Araxes-Ebene aufragen. Sie gleichen eher ägyptischen Pyramiden, als christlichen Tempeln, die sie sind. An Ort und Stelle angelangt, ändert sich freilich das Bild, sobald man der hohen, im Viereck gezogenen Umfassungsmauern des Haupttempels, dann der Anneze ansichtig wird und schließlich den Blick über die das wunderbarste Stilgemisch zeigende Fassade nach der altehrwürdigen Kuppel schweifen läßt. Selbstverständlich hat man es hier nicht mit der ursprünglichen Anlage zu thun. Nur der Grundplan, der griechisch ist, rührt noch aus den Zeiten Tiridates her; über der Herz-

mitte des gleicharmigen Kreuzes, das nach den vier Weltrichtungen ebensoviele Schiffe bildet, ruht auf vier gewaltigen Pfeilern die uralte Kuppel. Unter dieser steht der Hauptaltar mit Säulen aus Tabriser Marmor, der effectvoll zu den dunklen Porphyrwänden contrastirt. Mancherlei Zuthaten und Verschönerungen, sowie die ornamentalen Verzierungen datiren aus verschiedenen Epochen her. Der Grundtypus aber ist immer armenisch. In dem alten Klostergarten stehen noch die unförmlichen Sarkophage der Patriarchen. Von geringerem Interesse sind die beiden anderen Tempel, Sancta Gaiane und Hripsime, von denen der letztere die leere Gruft der Märtyrerin enthält.

Um auch die Rückschau in die politisch bedeutsamen Zeiten der armenischen Macht zu erleichtern, können wir nicht entbehren, Dertlichkeiten, welche in diesem Sinne einst eine Rolle spielten, oder irgendwie an den entschwundenen Glanz erinnern, in Augenschein zu nehmen. Da hätten wir gleich dicht bei Etschmiadsin das Dorf Bagharschabad, in welchem, wie man sieht, der Name der Residenz der noch heidnischen Könige sich erhalten hat. Angeblich schon um das Jahr 600 v. Chr. durch einen König Bardsche gegründet, hat sie gleichwohl erst unter Bagharsch (Balarsaces) als erste Residenz der Arsaciden ihre wahre Bedeutung erhalten. Sie blieb bis unter Arsakes III. (um 354 n. Chr.) Residenz der Könige aus diesem Hause, worauf sie der Zerstörungswuth des Sassaniden Schahpur II. zum Opfer fiel. In Bagharschabad residirte, wie bereits erwähnt wurde, auch Tiridates II., der erste christliche König der Armenier. Von ihm rührt auch ein Denkmal her in einem, diesem Lande fremdartigen Stile. Das ist der jonische Prachtpalast, den Tiridates seiner Schwester zu Kharnei (etwa 15 Kilometer südöstlich von Erivan) erbaute. Es sind nur mehr Trümmer vorhanden, welche am Steilhange einer kleinen Schlucht des fast 4000 Meter hohen Ma-Dagh liegen. Die Perser nennen die Ruine Takth Dertad — »Thron des Dertad« — ein Beweis, wie mächtig die altarmenischen Geschlechte auch bei den andersgläubigen Nachbarvölkern nachgeklungen haben.

Rings um Etschmiadsin und Bagharschabad ist ertragreiches Weinland. Das war immer so, selbst zur Zeit der Herrschaft der Perser, die ja durch Hafis das Gebot der Enthaltbarkeit zu umgehen gelernt hatten. Das Weinland nimmt zu beiden Seiten des Araxes Ausdehnung und erstreckt sich bis an die Grenzen von Azerbeidschan. Die Armenier von Nachitschewan sind vollends der



Meinung, auf demselben Boden ihre Reben zu pflügen, wo Vater Noah der gleichen Thätigkeit sich hingegeben hatte. An diese Tradition anknüpfend begeben wir uns auf die Nordseite des Ararat, wo die hochclassische Localität von Agurie zu besuchen ist. In einer Falte des Berges liegt das gleichnamige Dorf. Ein kleines Gewässer bespült gewaltige Lavamassen; thalab säumen es dichte Schilfwälder, auf den höheren Ufern erstrecken sich üppige Weideplätze. Wir stehen hier, nach armenischer Tradition, auf der Stelle, wo Noah nach seiner wunderbaren Rettung den Altar errichtet hatte. An der Stelle dieses Altars steht heute eine kleine, aus schwarzen Lavablöcken erbaute Kirche, die mindestens tausend Jahre alt ist. Im Innern befindet sich an einem Pfeiler eine Inschrift Rafig's I. (989 König von Armenien), eines Sohnes Afschad's III., der den heiligen Ort mit allerlei Privilegien ausgestattet hatte.

Mag es seinen besonderen Reiz haben, auf einem solchen, durch das älteste menschliche Schriftthum geheiligten Orte zu verweilen, so sind anderseits die Eindrücke, welche man an den einstigen armenischen Culturstätten erhält, nicht minder bedeutungsvoll. Die Araxes-Ebene, welche wir vom Abhange des Ararat dies- und jenseits des gleichnamigen Stromes überschauen, ist reich an solchen Erinnerungszeichen. Da wäre zunächst hoch oben im engen Thale, wo der Arpatschai (der Grenzfluß zwischen Rußland und der Türkei vor dem letzten Kriege) in den Araxes sich ergießt, ein altes Gemäuer, welches über den schäumenden Fluß schaut. Es ist der Rest von König Crowants II. Burg. Nicht weit hievon lag die Residenz — Crowantager — dieses armenischen Trajan's — mit ihrem Schmucke von Palästen und Mausoleen. Freilich haben Zeit und Völkerstürme fast Alles hinweggefegt; als sinnige Erinnerungen an die einstige Pracht sind nur die schwarzen Grabsteine aus Lavagestein zurückgeblieben.

Ebenso einsam und öde ist es auf der Felskuppe von Crowantafschad, welche sich gegenüber der vorstehend beschriebenen Vertlichkeit, am linken Ufer des Flusses, befindet. Crowant, der Usurpator aus dem Königsgelechte der Arfaciden, der Sanadrug's Herrschaft über Armenien und Edeffa in Trümmer geschlagen hatte, hatte diese Stadt als seine zweite Residenz erbaut, nachdem er sich in der uralten Stadt Armavir nicht mehr behaglich fühlte. Es geschah dies in einer der bewegtesten Epochen in der Geschichte Armeniens. Sanadrug, den Crowant nicht nur besiegt, sondern mit seinem ganzen Hofstaate hatte hin-

richten lassen, besaß einen Sohn — Ardasches — der dem Blutbade entronnen war und bei den Parthern Schutz gefunden hatte. Er war während der langen Regierungszeit Crowant's herangewachsen, hatte den Beistand der parthischen Könige gewonnen und den Thronräuber unter den Mauern seiner eigenen Residenz geschlagen.



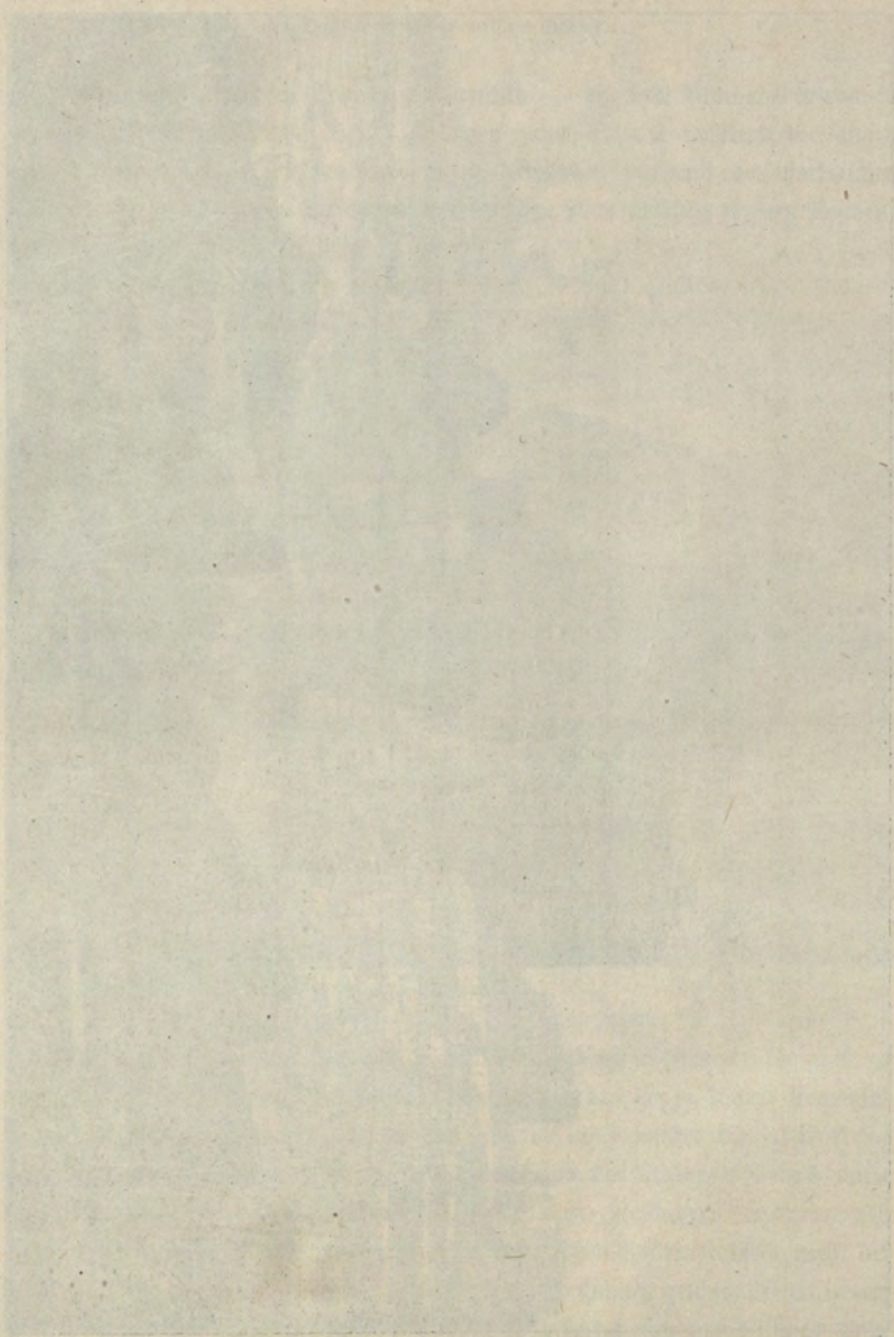
Armenisches Büffelgespann.

Nachmals versäumte Ardasches nicht, seine parthischen Freunde königlich zu belohnen, namentlich den Bagratiden Schambad, den er zu seinem Kronfeldherrn (= Sbarabied) machte. Unter ihm erstand auch wieder die ältere Arsaciden-Residenz Ardaschat (Artagata), welche von den Legionen Nero's unter Corbulo zerstört worden war: Aus sämmtlichen Residenzen Crowants II. wurden die Schätze, namentlich aber die zahlreichen Götterstatuen nach der neuen Residenz gebracht, die sich, mit Tempeln und Hainen geschmückt, zu neuem Glanze erhob. . . . Die Stelle von Ardaschat befindet sich am östlichen Ende





Die Ruinen der Königsstadt Ani in Hoch-Armenien.





der Araxes-Ebene, fast genau südlich von Erivan. Etwas weiter stromauf (südlich von Etchmiadzin) ist vermuthlich die Stätte von Armavir, eine Gründung des gleichnamigen Haik-Enkels. Diese älteste armenische Residenzstadt hatte anderthalb Jahrtausende geblüht und besaß das älteste heidnische Götter-Pantheon der Armenier. Sie lag schon zur Zeit Arschak's II. (363 bis 381 n. Chr.) gänzlich in Ruinen. Seit Eingang des Christenthums verlor sie jede Bedeutung und so mußte es kommen, daß sie derart in Vergessenheit gerieth, daß ihre Lage mit Sicherheit nicht mehr festzustellen ist. Einige uralte Mauertrümmer am Fuße einer Akropole, um welche sich die weitberühmte Stadt ausbreitete, gelten für deren letzte Reste.

Zwischen Armavir und den früher genannten Crowantischen Residenzen bildet der Araxes einen wilden Strompaß. In ihm stoßen wir auf die altarmenische Feste Kara-Kaleh (Schwarzburg); sie steht gänzlich isolirt auf einem schwarzen Lavafelsen, hat unter sich den tosenden Strom und gegenüber am rechten Ufer eine zweite, augenscheinlich noch immer vertheidigungsfähige Zwingburg, Surmanly mit Namen. Zwei Seiten der erstgenannten Burg sind durch tiefe Spalten in der Lavamasse natürlich vertheidigt; an der dritten fällt das Araxesufer unersteiglich steil ab. Bleibt noch die (nördliche) Landseite, auf welcher einstmals ein mehrfacher Ring von Mauern und Thürmen sich erhob. Die Neubauten sind allenthalben aus schwarzen Lavastücken aufgeführt und vor der Citadelle erstreckt sich ein Friedhof voll von Grabmälern verschiedener Nationen, darunter solchen mit persischen und tatarischen Inschriften und mit Sculpturen (Widderfiguren), die man bislang für Bezeichnungen armenischer Grabstätten gehalten hatte.

Auf dem Wege stromauf des Arpatschai haben wir der Götterstadt Pankaran zu gedenken, in der sich das heidnisch-armenische Pantheon für Götterstatuen befand. Ihre Lage ist bisher nicht ganz sichergestellt, doch glaubt man sie dorthin verlegen zu sollen, wo der Bergfluß Akhur in den Arpatschai sich ergießt, also unfern der wilden Schlucht, in welcher heute das Kloster Kotichiran liegt. Noch weiter flußauf stoßen wir auf die jüngste, aber weitaus besterhaltene, in Folge dessen für die Architekturgeschichte bedeutungsvollste armenische Königsresidenz. Es ist dies Ani. Seine Blüthe war eine kurze, denn schon 1030 mußte der letzte Bagratidenkönig Rafig II. die Stadt an die Byzantiner abtreten.

Zur Residenz erhoben wurde sie unmittelbar nach dem Tode Tiridates II., der noch in der vormals heidnischen Arfaciden=Capitale Bagharschabad Hof gehalten hatte. Offenbar wollte das christlich gewordene Armenien alle Erinnerungen an das Heidenthum loswerden.

Anis Zerstörung erfolgte während des Selbschutensturmes. Alp Arslan ritt mit seinen Paladinen durch die bagratidischen Palasthallen und an den Altären der Patriarchendome fütterten die Barbaren ihre Rosse. Aber in der Stadt selbst setzten sich die neuen Eroberer fest, doch gelang es dem georgischen König David, sich vorübergehend ihrer wieder zu bemächtigen. Von den Selbschuten zum zweiten Male zurückerobert, wurde Ani verschont. Später wurde es von den Mongolen, welche zwei Drittel der Bevölkerung niedergemacht hatten, furchtbar heimgesucht. Die Stadt erhielt sich noch bis ins XIV. Jahrhundert hinein, um welche Zeit sie nach einem furchtbaren Erdbeben verlassen wurde.

Merkwürdigerweise haben die Ruinen von Ani durch die langen Jahrhunderte wenig gelitten. Man hat noch immer die Vorstellung von einer verlassenen, nicht aber zerstörten Stadt. Das erste, was der Wanderer erblickt, ist die empordräuende Stadtumwallung, welche die Uferhöhen über dem tief eingeschnittenen Arpatschai krönen. Die Thorthürme gewähren noch immer einen imposanten Anblick, aber die Thore selbst sind durch Trümmersturz verrammelt. Nur das Ostthor gewährt Einlaß. Was an Ani am meisten überrascht, ist dessen malerisches Gesamtbild. Mannigfach ist der Wechsel von Tempelbauten mit herrlichen Säulengängen, kühngespannten Kuppeln und monumentalen Treppen. Weitläufige Paläste, in horizontalen Linien schwarz-roth-gelb gebändert hier, Thürme und Thorwarten dort. Man wandelt durch förmliche Gassen, stößt hier auf die Façade eines Palastes, dort auf das kassende Portal eines Domes, durch dessen Kuppellöcher das Tageslicht einfällt. Die Mosaiken in den bagratidischen Palasthallen entzücken noch immer durch die Pracht und Frische der Farben. Die Ruinenstadt liegt auf einer felsigen Halbinsel und wird im Osten vom Arpatschai, im Westen von einem trockenen Felsenthale begrenzt. Im letzteren sieht man die Troglodytenlöcher der heutigen Bewohner, welche sich — im sichtbaren Abstände von der verschwundenen Größe ihrer Vorfahren — in der Nähe der herrlichen Ruinen eingemistet haben.



Auf den Gebirgen, welche das Thal des Araxes von jenem des östlichen Euphrat scheiden, läuft die Grenze von Russisch-Armenien. Sie ist, vom Ararat — dieser dreifachen Grenzmarke zwischen Rußland, Persien und der Türkei — noch einmal so lang, als sie es vor dem Orientkriege 1877—1878 war. Ueber das Gebirge, welches einst die berühmte eranische »Königsstraße« querte, führt ein elender Saumweg an schauerlichen Abgründen vorüber und durch pfadlose Waldesnacht. Wer diese Höllenpforte hinter sich hat, genießt plötzlich eine der großartigsten Fernsichten auf armenischem Boden. Vorne, nach Norden hin, erstreckt sich das weitläufige Tafelland von Central-Armenien, scheinbar unbegrenzt und baumlos, von einigen Hügelzügen unterbrochen. Kein Fluß oder Bach, der nahe vorbeiströmende Araxes ausgenommen, schimmert aus der eiförmigen Steppenfläche, und ebensowenig vermag das Auge Ortschaften zu entdecken; man glaubt in eine ausgestorbene Wüste hinabzuschauen.

Wenn man dieses Land betritt, sieht man freilich, daß der Blick in Bezug auf die letztere Wahrnehmung sich getäuscht hat. Wegen Mangels an Bauholz graben sich die Armenier in den Boden ein; ihre Behausungen sind Erdhütten, ihre Dörfer einer Anhäufung von riesigen Maulwurfshügeln gleich. Dieses Bild begleitet uns bis Kars, welches plötzlich aus einem engen Felsendefilée auftaucht. Diese Stadt ist ein uraltes Bollwerk, und wurde um dasselbe namentlich in den drei großen russisch-türkischen Kriegen dieses Jahrhunderts verzweifelt gerungen. Zweimal wurde es von den Russen erobert, um den Türken wieder überlassen zu werden; das dritte Mal verblieb es endlich in den Händen der Eroberer. Die Stadt wird bereits von den ältesten einheimischen Schriftstellern genannt, doch scheint sie erst von den Byzantinern ihren dermaligen Namen erhalten zu haben. Unter den Bagratiden war sie ein halbes Jahrhundert lang Residenz. Seine Bedeutung als Grenzbollwerk erhielt indeß Kars erst unter der Herrschaft der Osmanen. Sultan Murad III. ließ 1579 die ersten Befestigungen aufführen, welche ihrer hauptsächlichlichen Anlage nach bis auf den Tag erhalten blieben.

Diese Befestigungen sind das hochragende Castell im Norden der Stadt, über der hohen Uferstufe des Kars-Flusses, mit einfacher Umwallung auf der sturmfreien nördlichen Seite, mit doppeltem Wallzuge auf den sanfteren Abdachungen im Süden und Südosten. An diesen letzteren steigt die Stadt, meist

aus mehrstöckigen, aus dunklem Basalt erbauten Häusern bestehend, in Terrassen auf. Die Straßen sind beängstigend schmal und waren zur Zeit der Türkenherrschaft wahre Cloaken. Wie es sich in dieser Beziehung dormalen verhält und welche Wandlungen die Befestigungen durch die Russen erfahren haben, ist uns nicht bekannt.

Was Kars besonders werthvoll macht, ist seine günstige Lage im Herzen von Central-Armenien, zwischen Transkaukasien, Kurdistan, Persien und Pontus: ein ausgezeichnete Verkehrsmittelpunkt, welchen Vorthail die Türkei freilich nicht auszunützen verstand. Gleichwohl war Kars auch in der Zeit vor den letzten politischen Wandlungen ein kleines Schacherbabel des Ostens. Das umliegende Land ist fruchtbarer als andere Gegenden von Hocharmenien. Schwarze Ackererde bedeckt den Boden; das Klima aber ist excessiv continental und weist Temperatursprünge von 40 Grad Celsius im Sommer bis 20 Grad Celsius unter Null im Winter.

In den letzten anderthalb Jahrhunderten hatte Kars fünf Belagerungen erlebt, darunter zwei mit siegreichem Ausgange, und zwar 1735 gegen Nadir Schah von Persien, der mit 100.000 Mann erschienen war, und 1807, als die russischen Streitkräfte gelegentlich des persischen Krieges einen Handstreich auf die Festung versuchten. Dafür ist sie in den drei folgenden Belagerungen unterlegen: 1828 nach kaum vier Tagen, 1855 nach einer regelrechten sechsmonatlichen Belagerung, das dritte Mal unter Umständen, welche weiter unten auseinandergesetzt werden. Als die Russen 1828 unter Paschewitsch vor Kars erschienen, befand sich dasselbe so ziemlich in dem Zustande, wie hundert Jahre früher, als Nadir Schah den Platz bedrängte. Außenwerke waren keine vorhanden; die Angreifer setzten sich in unmittelbarer Nähe der Stadt fest, der Citadelle gegenüber, und legten in die alte Wallmauer Bresche. Auf die Citadelle beschränkt, willigte der türkische Befehlshaber vorschnell in die russische Capitulationsaufforderung ein, unmittelbar bevor ein türkisches Entsatzheer in Sicht kam. Die ganze Garnison, bei 10.000 Mann, nebst 150 Geschützen schweren Kalibers fielen in die Hände des Siegers.

Im Jahre 1855 spielten sich die Ereignisse vor Kars wesentlich anders ab. Der Cernirung und Belagerung ging damals die mörderische Schlacht von Kurukdere voran. Am 6. August 1854 wurde die türkische Armee vor Kars,



in deren Oberleitung arge Zerfahrenheit herrschte, geschlagen, zersprengt und in die Festung hineingeworfen. Aber erst neun Monate später (!), im Juni 1855, schritten die Russen zur regelrechten Belagerung, während welcher sich die Garnison unter Befehl des englischen Generals Williams sechs Monate tapfer hielt, um schließlich, wie es hieß, vom Hunger getrieben, die Thore des Bollwerkes dem General Murawiew zu öffnen. Die Belagerer waren 30.000 Mann stark.

Im Kriege 1877 gelang es den Russen, nach mancherlei Wechselfällen und nachdem sie am 25. August vor Kars (bei Gedikler) von dem türkischen Marschall Mukhtar Pascha geschlagen worden waren, die Operationen mit beträchtlicher Uebermacht aufzunehmen. Auch diesmal wurde das Schicksal der Festung durch eine große vorhergehende Feldschlacht entschieden, welche langwierige Kämpfe einleiteten. Diese Kämpfe begannen am 2. October und wurden auf beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit und bedeutendem Kräfte-Aufgebot geführt. In den ersten Tagen (bis 4.) wurde mit wechselndem Glücke um einzelne Positionen des Madscha-Gebirges gestritten. Die Russen hatten den großen Baghni-Hügel bereits genommen, als sie sich, angeblich wegen Wassermangels, wieder zurückzogen. Auch am 10. gelang es Mukhtar Pascha noch einmal, siegreich zu bleiben — dann aber schlug das Kriegsglück um. Am 15. und 16. gelang es den vereinigten Streitkräften der Generale Heymann und Loris-Melikow die feindlichen Stellungen auf den Madscha-Höhen zu durchbrechen, einen großen Theil der Armee Mukhtar's gefangen zu nehmen, den Rest aber nach Kars hineinzuworfen. Dieser Sieg der Russen kostete den Gegnern 7 Paschas und 12.000 Mann an Gefangenen, dann 84 Geschütze, 4000 Zelte und 10.000 Gewehre, welche dem Sieger als Beute zufielen.

Die Folgen dieses entscheidenden Schlages zeigten sich sehr rasch. Mukhtar beließ den Rest seiner Armee in Kars, das er zu halten hoffte, und nahm einen fluchtartigen Rückzug mit nur wenigen Streitkräften über das Soghanly-Gebirge ins obere Araxes-Becken, um Erzerum zu decken. Hier fand die Vereinigung mit der schleunigst aus dem Murad-Becken abgezogenen Abtheilung Ismail Paschas statt, und man gewann die Hoffnung, dem Angreifer erfolgreich das Eindringen in die Hauptstadt von Armenien verwehren zu können. Indessen hatten die Russen Kars cernirt, waren aber mit einem anderen Corps in Cil-

märschen vorgerückt, so daß Muthtar bereits am 6. November aus seiner neuen Stellung verdrängt wurde. Die Verfolgung fand sozusagen bis unter die Kanonen von Erzerum statt.



Armenierin.

Trotz alledem setzte man türkischerseits nach wie vor große Hoffnungen auf Kars, das vor Beginn des Krieges wesentlich verstärkt, mit einem Kranze kasemattirter Forts umgeben worden war. Es kam indeß anders. Kars fiel nur einen Monat nach der Schlacht am Madscha-Gebirge, am 18. November, durch nächtlichen Sturm. Der Erfolg kam auch der russischen Heeresleitung unverhofft. Späterhin stellte es sich heraus, daß gerade diejenigen Werke, welche der offenen



Stadt im Süden vorlagen, sich keineswegs in jenem hohen Grade der Vertheidigungsfähigkeit befanden, als man allgemein angenommen hatte. Auch die Verkettung von allerlei Zwischenfällen beschleunigte die Katastrophe. So waren russische Abtheilungen, einmal im Besitze der Stadt, aus dieser von rückwärts in die großen Forts im Nordosten (die beiläufig bemerkt von schlecht organisirten Milizen besetzt waren) eingedrungen. Als hierauf früh Morgens die reguläre



Armenische Musiker.

Befähigungstruppe jenseits des Flusses und innerhalb des Kranzes neugebauter starker Forts, die russischen Fahnen auf den Wällen der östlichen Befestigungen erblickte, hielt sie die Capitulation für perfect und räumte ohne Kampf ihre Stellungen. Hinterher über den Irrthum aufgeklärt, machte sie allerdings den Versuch, durchzubrechen, wurde jedoch von den Russen hieran verhindert. Der türkische Verlust betrug 4 Paschas und 22.000 Mann an Gefangenen, dann 350 Geschütze, 6000 Zelte und 18.000 Gewehre. Die Russen hatten beim Sturme 2500 Mann, die Türken 5000 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt. . . Nach dem Falle von Kars rückten die Russen mitten im strengsten Winter gegen Erzerum vor, unter dessen Wällen sie Halt machten.

Wir schicken uns nun an, denselben Weg zurückzulegen. Mit einem letzten Blicke auf die Höhen von Kars, verläßt der Wanderer den Bereich des Bollwerkes und schlägt seinen Weg durch die schmale, gewundene Felsenge, welche der Kars-Fluß durch die quer vorliegende Gebirgskette gerissen hat, ein. Das Defilée ist eine Stunde lang; nach einem Zwischenbecken schließt sich das eigentliche Engthal des oberen Kars-Flusses, dessen Quellen im Soghanly-Gebirge liegen. Ab und zu dräut ein altes Gemäuer, der Rest einer längst verfallenen Burg, auf hoher Felsstirne, umrahmt von Pinienhainen. Der gewundene Pfad hebt sich mehr und mehr aus der anfangs tief eingeschnittenen Thalschlucht. Ausgedehnte Hochmatten unterbrechen die Bestände und von dem breiten Rücken des Soghanly-Gebirges fällt der Blick in die Schluchten von Meschingat, an denen sich der Araxes in weitläufigem Becken vorbeiwindet. Die Schneegebirge, welche auf allen Seiten die Rundsicht begrenzen, waren noch bis in die jüngste Zeit herein die Schlupfwinkel räuberischer Kurden. Die berühmtesten hausten weiter nördlich, am Wurzelstocke des Soghanly. Dort hinauf führt ein zweiter Hochweg längs der in Terrassen ansteigenden Randketten des Tschoroch-Flusses, jede Terrasse ist mehr oder weniger dicht bewaldet und emporgehoben von gewaltigen Basaltfäulen, welche aus den aufstarrenden Felswänden aufwachsen. Auf der Scheitelhöhe des Gebirges liegt Wardez, mitten in einem Säulenwalde von Basalt: ein Naturwunder, das zu sehen bisher nur wenigen Reisenden vergönnt war. Jetzt ist dieses ganze Gebiet russisch und mit der früheren Kurden-Romantik ist es hoffentlich für immer vorüber.

Der Weg, den wir eingeschlagen haben und auf den wir nun zurückkehren, führt in seiner Fortsetzung über prächtige Alpentriften, im Frühling geschmückt mit dem schönsten Blütenflor, dann durch eine wilde Schlucht und an einer verfallenen Burg vorbei, in welcher einst der berühmteste unter allen kurdischen Gurgelabschneidern — Kör Dghlu — hauste. Von den Heldenthaten dieses armenischen Rinaldini weiß noch heute alles Volk, von Erzerum bis Tabris, zu erzählen. Das Merkwürdige hiebei ist, daß Kör Dghlu nicht ohne poetische Begabung war und all die verschiedenen Rhapsodien, welche von seinem Thun berichten, ihn selber — zum Verfasser haben sollen. . . . Nun folgt das grasreiche Araxesbecken. Der Quellarm des Flusses kommt von Süden her, durch eine enge Schlucht, durch welche man zu den gewaltigen Gipfeln des »Tausend-



Scen-Gebirges« ausblickt, das noch kein Europäer erklimmen hat. In der 150 Kilometer langen Felsmauer zeigt sich nur an einer einzigen Stelle eine mäßige Einsenkung. Wir haben es hier offenbar mit jenem Passe zu thun, den Xenophon und seine 10.000 Griechen überschritten, als sie aus dem Lande der Karduchen (Kurden) in jenes der »Phasianen« (heute Pasin) kamen.

Dieses obere Araxes-Becken gehört nicht mehr zu Russisch-Armenien; die neue Grenze läuft etwas östlicher (bei Khorassan) vorüber. . . . Das Weideland setzt sich über Pasin nach Westen fort, bis zur Wasserscheide des Dewe-Bojun (»Kameelhals«), welcher das Araxes-Becken von jenem des westlichen Euphrat (Frat) trennt. Dieses Scheidegebirge überragt nur um etwa 270 Meter das im Westen zu seinen Füßen liegende Erzerum, welches 1850 Meter über dem Meeresspiegel liegt. . . . Die Capitale von Armenien — einst von Hunderttausenden bevölkert — ist nur mehr ein Schatten seiner einstigen Größe. . . . Sie hat dormalen höchstens 30.000 Einwohner. Die flachdächigen Häuser, welche äußerst schmale und schmutzige Gassen einschließen, ordnen sich auf einer elliptischen Grundfläche an, in deren Mitte auf mäßig hohem Hügel das Castell liegt. Nur ein Gebäude, eine uralte Medresse aus der Zeit des Seltschukiden Melek Schah, ist aus früheren Epochen erhalten geblieben. Die Häuser gleichen Ruinen. Im Winter, der lang und streng ist, liegt der Schnee meterhoch und selbst die Nachbarn sehen sich dann durch Wochen nicht. Alles Leben ist erstorben, jeder Verkehr aufgehoben.

Wenn je eine Stadt unverdienter Weise den Rang einer Provinzial-Hauptstadt eingenommen hat, ist dies mit der armenischen Capitale der Fall. Zur Zeit der Blüte des bagratidischen Königthums hieß der Ort Garin. Er war so bedeutungslos, daß in den alt-armenischen Schriften desselben niemals Erwähnung geschieht. Zum ersten Male genannt wird er von Dio Cassius, gelegentlich des Berichtes über den Feldzug Trajan's in Armenien. Trajan's Legionen, welche die Parther niederwerfen sollten, erschienen im Quellbereiche des Euphrat innerhalb der Jahre 114—117. Auf ihrem Zuge von Antiochia längs des Euphrat herauf, ergaben sich sämmtliche festen Plätze ohne Schwertstreich und unversehens tauchte der glückliche Eroberer nördlich der für unpassirbar gehaltenen Euphratpässe zwischen Melitene (Malatia) und Erzingian auf, die weitaus das Großartigste sind, was Hoch-Armenien an Naturwundern besitzt.

Der Name des Ortes, wo Trajan sein Lager aufschlug, hat sich bis auf den Tag erhalten: *Slidja* (oder *Eleja*), das römische *Elegia*, drei Stunden westlich von *Erzerum*, in einer sumpfigen Ebene und an einer antiken Bogenbrücke gelegen, welche über den *Euphrat*, der hier ein winziger Bach ist, setzt.

Als bald hatte Trajan den von den Parthern eingefetzten König von Armenien, *Parthamasiris*, zu sich befohlen. Der König erschien, und wie einst *Tiridates* vor *Nero*, legte auch er seine *Tiara* auf die Stufen des kaiserlichen Thrones, in der Erwartung, sie aus den Händen des Siegers wieder zu erhalten. Es kam indeß anders. Vielleicht war Trajan geneigt, Gnade und Großmuth zu üben; als aber *Parthamasiris* seine Huldigung dargebracht hatte, brach das versammelte Römerheer in frenetischen Jubel aus, worauf der Entkrönte entsetzt die Flucht ergriff. Eingebracht und vor Trajan geführt, beschwerte sich *Parthamasiris* darüber, daß man ihn, der sich freiwillig dem Sieger gestellt, um aus dessen Händen die Krone von Armenien zu empfangen, als Gefangenen behandle. Trajan antwortete — wie *Dio Cassius* berichtet — daß er keineswegs die Absicht habe, diese Krone irgend Jemanden zu verleihen, sondern sich vielmehr bestimmt fühle, Armenien zu einer Provinz des römischen Reiches zu machen. Der arg enttäuschte *Parthamasiris*, empört über diesen Entschluß, griff zu den Waffen, ward jedoch schon im ersten Gefechte geschlagen.

Diese Vorfällenheit ist zweifellos die interessanteste aus der Geschichte *Erzerums*, beziehungsweise *Garins*, der Stadt, welche vorher an der Stelle des nachmaligen »*Arzen-er-Rum*« der Araber (daher der Name *Erzerum*) gestanden. Als die Araber in Hoch-Armenien erschienen, gab es freilich keine Römer mehr; aber es ist bekannt, daß die Bezeichnung »*Rum*« von den orientalischen Völkern auch auf das byzantinische Reich übertragen wurde. Die Stadt »*Arzen*« war daher eine byzantinische Gründung. Es gab übrigens zwei Städte dieses Namens: eine westliche, deren Lage heute nicht mehr genau bekannt ist (*Erzingian*?) und eine östliche (das römische *Grenzbollwerk*), welche die Araber zum Unterschiede von jener das »*Arzen der Römer*« nannten. Bei den Byzantinern hieß die Stadt *Theodosiopolis*. Sie hat, wie alle großen Niederlassungen in Vorderasien, schwere Schicksalsschläge durchgemacht. Römer, Parther und Araber haben in ihr gehaust, am schlimmsten aber die *Seldschuken*. In dem Blutbade, das *Alp Arslan* anrichtete, sollen über 70.000 Menschen niedergemacht und ebenso



viele in die Sklaverei geschleppt, oder auch zwangsweise anderswo angesiedelt worden sein.

Es war daher nur eine neue Auflage des früher erlebten Jammers, als 1247 die Mongolen Erzerum dem Erdboden gleich machten und die Bevölkerung schonungslos niedersäbelten. Zwar die mongolischen Machthaber, welche zu Zeiten dem Christenthum weit milder gesinnt waren, als dem Islam, ordneten den Wiederaufbau der Stadt an und setzten einen Bischof ein, was ein rasches Wiederaufblühen derselben zur Folge hatte. Das nachfolgende Türkenthum aber beeilte sich, das glückliche Gemeinwesen unter den Schutz seiner Roßschweife zu nehmen, das heißt, es langsam in Blut und Jammer zu ersticken. Die Stadt fiel in Ruinen, die Gewerbe wurden systematisch zu Grunde gerichtet. Noch vor hundert Jahren widerhallte Erzerum von dem Gehämmer der Kesselschmiede, einer Musik, der das osmanische Ohr sich längst entwöhnt hat. Die Paschas benötigten zur Zeit der Janitscharenwirtschaft viel Geld, und sie nahmen es, wo es zu finden war. Die Tschorbadschis der 15.000 Janitscharen, welche in Erzerum lagen, ließen sich keinen Para abzwicken, und nahmen gegenüber dem Gouverneur eine drohende Haltung an, wenn dieser Geldmangel vorschützte. Die PreSSION aber nahm ihren weiteren Weg: vom Pascha auf die Steuerzahler, die von den Gewalthabern mit drei oder fünf Roßschweiften schlecht und recht ausgeplündert wurden.

Zum Schlusse unserer Mittheilungen mögen noch einige Bemerkungen über das armenische Volk der Gegenwart hier einen Platz finden. Allgemein bekannt ist, daß kein christliches, unter türkischer Herrschaft stehendes Volk sich seinen Herren so gut zu unterordnen verstanden hat, als das armenische. Das Auskommen zwischen beiden war immer ein leidliches. Der Türke betrachtet den Armenier als eine Art Bindeglied zwischen ihm und den übrigen Fremden, eine Verkehrsart, die sich um so leichter gestaltet, als die Armenier (namentlich jene außerhalb ihrer Heimat) die türkische Sprache bis zum Vergessen ihrer eigenen angenommen haben. Die Fügsamkeit des Volkes kommt hauptsächlich auf Rechnung seines geringen Muthes und kriegerischen Sinnes zu setzen. Wir haben im Verlaufe unterer Mittheilungen gesehen, wie wenig politisches Bewußtsein dem durch die Beschaffenheit seiner Heimat zu unabhängigem Schalten berufenen Bergvolke von Anbeginn her eigen war und wie selten die nationale

Kraft aufgebieten wurde, um die schmähslichste Barbarei zu brechen. Die asiatischen Gewalthaber anderen Stammes hatten die Armenier spielend unter ihr Scepter gebeugt; nachmals zerstampften barbarische Horden ihre Fluren, sie zerstörten ihre Städte und schlugen deren Bewohner in Ketten.

Worin die Armenier früherer Zeit noch einige Energie aufzubieten für nöthig fanden, war ihr junger Glaube zu Anfang der ersten Jahrhunderte. Dieser Umstand ist von Bedeutung, denn er hat in der Folgezeit das gesammte armenische Volk jener Religion erhalten, der die abendländischen Völker ihre jetzige hohe Gesittung und Cultur zu verdanken haben. Im Großen und Ganzen hatten die Armenier ein ähnliches Schicksal erfahren, wie die Hebräer. Die Stürme der Zeit haben sie über einen großen Theil der alten Welt zerstreut. Als die Seldschuken in Armenien einbrachen und Ani zerstörten, wurde der übrig gebliebene Theil der Bevölkerung, jene des umliegenden Landes mit- einbegriffen, nach dem nördlichen Persien abgeführt, um dort zwangsweise angesiedelt zu werden. Zu gleicher Zeit hatte eine freiwillige allgemeine Auswanderung nach den Pontusgegenden, in die byzantinischen Provinzen, nach der Krim, dem Don und der Wolga Platz gegriffen. Ueberall in diesen Gegenden, zumal in den russischen, entstanden blühende armenische Colonien, welche sich des ausgiebigen Schutzes von Seite der betreffenden Mächthaber erfreuten. Eine zweite Auswanderung im großen Stile fand während und nach der Tataren-Invasion statt.

In den folgenden Jahrhunderten hatte diese Strömung niemals ganz aufgehört, ja zu Zeiten bedeutende Dimensionen angenommen. Ihren Höhepunkt erreichte sie mit dem Erscheinen der Russen jenseits des Kaukasus zu Anfang unseres Jahrhunderts. Ein großer Theil des Volkes, welches dem Kaukasus zunächst wohnte, setzte alle seine Hoffnungen auf das mächtige christliche Nachbarreich. Rußland begriff diese Sachlage und verstand es, daraus Nutzen zu ziehen. Durch die ausgiebige Unterstützung der persischen Armenier, gelang es während der Kriege mit dem störrischen Nachbarreiche große Erfolge zu erzielen. Nicht zu vergessen ist auch die armenische Hilfe, durch welche Erivan rascher, als man erwarten durfte, in russische Hände kam. Dabei hat nie ein Zwang seitens der Russen stattgehabt. Dafür spricht schon der Umstand, daß zahlreiche Armenier, welche in Transkaukasien ihre Hoffnungen nicht erfüllt, ihre



Wünsche nicht befriedigt fanden, in ihre Heimat zurückkehrten. Zur Auswanderung nach Rußland fanden sich übrigens in allen Fällen, wie nicht anders zu denken, nur die orthodoxen Armenier, nicht aber auch die katholischen, von denen wir heute zahlreiche Colonien in der Levante finden. Es war daher eine große Unklugheit seitens der Pforte, mit dem orthodoxen armenischen Patriarchate gemeinsame Sache zu machen und die katholischen Armenier mit Nachdruck zu verfolgen.

Der Zug, der die Armenier ins Ausland trieb, war übrigens gar oft nicht immer ein solcher, welcher aus der Wahrung der nationalen Ehre, aus dem Bedürfnisse, Demüthigungen zu entgehen, hervorging. Für den Armenier ist nämlich im hohen Grade eine schrankenlose Gewinnsucht charakteristisch, die er mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln zu befriedigen sucht. Gleich dem Juden, beschäftigt sich der Armenier am liebsten mit dem Handel und allen Thätigkeiten, welche weniger durch Arbeit, als vielmehr durch glückliche Speculationen Gewinn eintragen. Den Juden ähnlich machen sie noch ferner ihr großer Gemeingeist, Anhänglichkeit am Volksthum und der Familie, Betriebsamkeit und Schlaueit. Durch ihren Besitz vermochten die Armenier rascher, als durch ihre Tüchtigkeit, eine leidliche Verständigung mit ihren Bedrückern zu erzielen, denn armenisches Geld war zu Zeiten selbst den osmanischen Sultanen niemals verabscheuenswerth.

Diese Beziehungen hatten freilich ihre gefährliche Seite und daß es nicht immer ein Glück war, unter den Augen der türkischen Machthaber als reich zu gelten, beweisen zahlreiche barbarische Acte gegenüber den Besitzenden. Wenn irgend einem Sultan nach dem Gelde dieses oder jenes reichen Armeniers gelüftete, waren die Tage des letzteren in der Regel gezählt. Auf den Grabsteinen dieser Opfer der Habsucht liest man zu Stambul die erbaulichsten Dinge, wie: »Hier ruhen die sterblichen Ueberreste von Erganyan Aretin, Bankier der Hohen Pforte. Seine Tugenden waren strahlend wie Gold; seine Mildthätigkeit fand keine Grenzen und sein Wort war unverleßlich. Er verabschiedete sich von seinen Getreuen und Lieben am 7. Juli 1795, vertrauend auf Gottes Gnade und die Hand segnend, die ihm das Paradies erschloß.« Da darüber das Bild eines Enthaupteten dargestellt ist, wird man begreifen, wie wenig diese Beförderung in die Herrlichkeiten des Jenseits nach dem Geschmacke des Hingerichteten gewesen

sein mögen. Auf der Ruhestätte eines gewissen Azmavarian (im Friedhofe zu Pera) ist das Bild eines Gehängten angebracht, mit der schönen Unterschrift: »Engel streckten nach ihm die Hände, als der kaiserliche Wille seine Functionen (als Director der Münze) für beendet erklärte.«

In einer Hinsicht unterscheiden sich die Armenier von den Hebräern: sie



Griechische Basilika bei Trapezunt.

stehen mit der Heimat in der engsten und festesten Verbindung; sie haben dort nicht bloß ihren nationalen, sondern auch ihren religiösen Mittelpunkt der Einheit. Dieser Mittelpunkt — das Patriarchat von Etchmiadzin — übt auf Alle eine wahrhaft magnetische Gewalt aus. Da er auf russischem Boden liegt, wird die hohe politische Bedeutung desselben nicht zu unterschätzen sein. Ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit prägt sich auch im Familienleben aus. In der Hand des Familienhauptes liegt aller Wille und alle Gewalt. Die männlichen Glieder einer Familie dürfen zwar selbständig erwerben, das Erworbene aber





Trapezunt.





fließt dem Ganzen zu. Bei der großen Achtung und Verehrung, welche die Kinder den Eltern entgegenbringen, ist eine Verletzung dieser strammen Familien-Verfassung geradezu undenkbar. Stirbt das Oberhaupt, so tritt dessen ältester Sohn an die Spitze der Familie, häufig aber auch die Witwe, was auf eine ganz außergewöhnlich freie Stellung des Weibes hinweist.

In der That ist diese letztere eine solche, wie wir sie im Bereiche des Orients nirgend sonstwo wiederfinden. Keine Spur von dem Töchterverkauf, wie er rings in den Ländern um Armenien im Schwange geht; keine Abgeschlossenheit der Mädchen hinter Vorhang und Gitter. Die heiratsfähigen Mädchen gehen frei und unverschleiert umher und man legt ihrem Verkehr mit jungen Männern, so lange er sich in den Grenzen der Achtbarkeit und Sittsamkeit bewegt, keine Hindernisse in den Weg. Die Mädchen verheiraten sich meistens im zartesten Alter, und obwohl der Armenier leidenschaftlich am Gelde hängt, sind Liebesheiraten gleichwohl keine Seltenheit. Ganz ohne orientalischen Beigeschmack ist übrigens auch die armenische Ehe nicht. Die junge Frau tritt mit ihrem Ehrentage aus dem Kreise der Familie, sie muß Gesicht und Gestalt verhüllen, auch im Hause, sie darf sogar mit Frauen, und gehörten sie der engsten Verwandtschaft an, keinen Umgang pflegen, und wo ein solcher, wie im Hause, unumgänglich nothwendig ist, darf eine Verständigung nur mittelst Zeichen erfolgen. Eine solche Frau ist demnach zur Stummheit verurtheilt, ein Zustand, der bis zur Geburt des ersten Kindes dauert. Bis dahin darf sie nur mit dem Gatten sprechen; nach der Erstgeburt zuvörderst mit ihrer Schwiegermutter, alsdann mit ihrer eigenen Mutter, späterhin mit den Schwestern des Gatten und nach und nach mit den übrigen Familiengliedern. Diese Uebergangszeit währt bis zum Eintritte voller persönlicher Freiheit, das ist vier bis fünf Jahre. Selbstverständlich ist es für eine verheiratete Frau auch fernerhin unschicklich, mit fremden Männern zu sprechen, oder außer dem Hause unverschleiert zu erscheinen. Tritt ein männlicher Gast ins Haus, so hat sie sofort zu verschwinden. Die männlichen Familienglieder nehmen übrigens niemals ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich mit den Frauen und Mädchen.

Alle Armenierinnen schmücken sich mit großer Vorliebe. Der nationale Schmuck besteht aus den im ganzen näheren Orient gebräuchlichen Münzenketten, die entweder durchs Haar geflochten, oder an der Mütze befestigt werden;

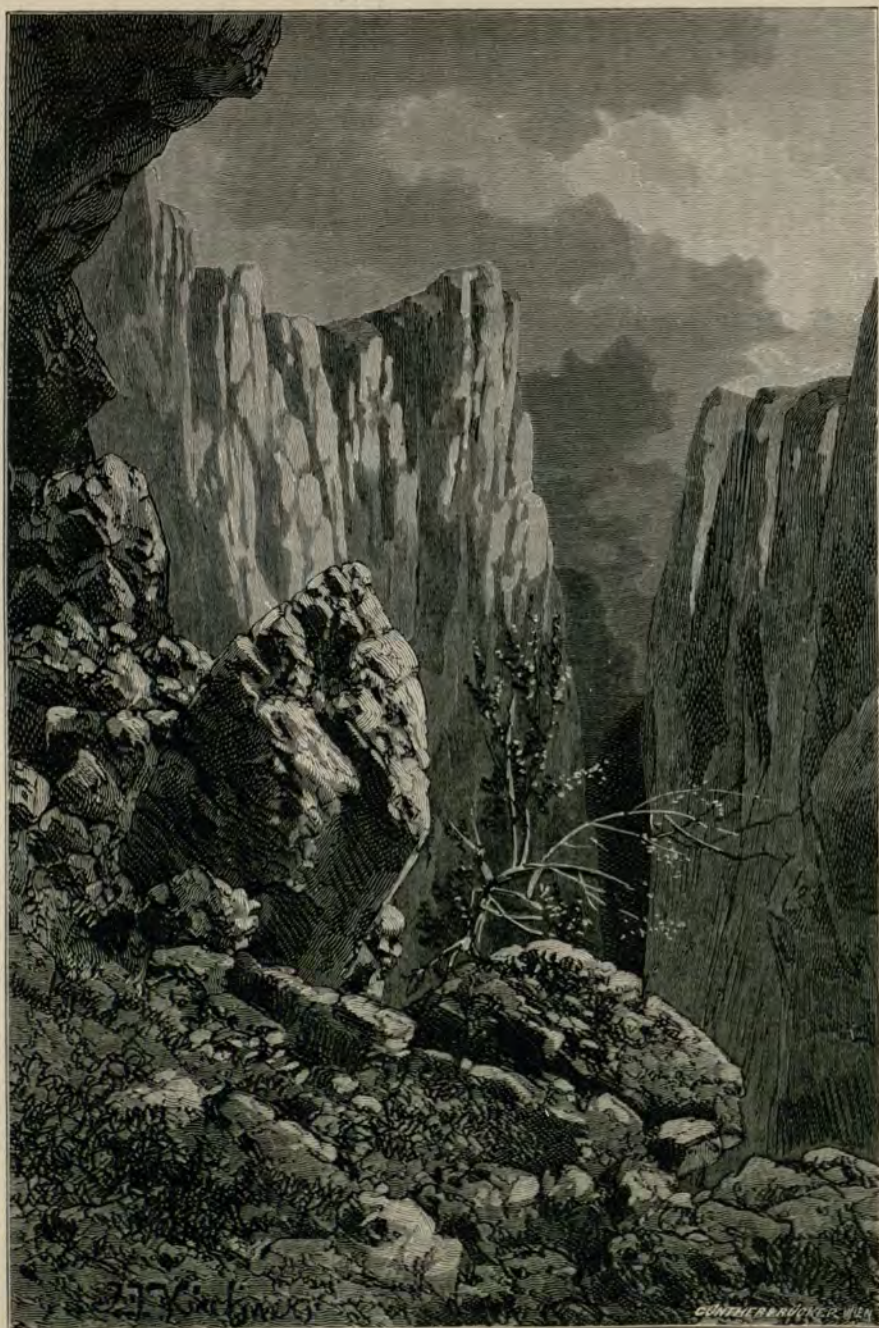
mitunter werden auch Brust und Arme mit solchen Ketten überladen. Trotz dieser Fußsucht ist die Armenierin eine vorzügliche Hausfrau. Die Betriebsamkeit steckt eben dem ganzen Volke in den Gliedern: die Männer erwerben und sparen, die Frauen arbeiten, putzen und vervollständigen den Hausbedarf, ja der bäuerliche Armenier ist zärtlich genug, sein Weib von der Feldarbeit fernzuhalten, um ihr die Last solcher Thätigkeit abzunehmen.

Hinsichtlich ihres Außern sind fast alle Armenier von hohem Wuchs, wohlgebaut, aber zur Corpulenz hinneigend; die Augen sind groß und schwarz, meist tief liegend; die Stirn ist niedrig, die Nase ohne Ausnahme lang, gebogen und stark vortretend, das Gesicht lang, oval. Bei jungen Leuten, namentlich solchen des weiblichen Geschlechtes, ist der Teint weiß, die Haut frisch und geschmeidig, wird aber mit vorrückendem Alter häufig röthlich und lebern. Ueber die Tracht der Armenier ist kurz zu bemerken, daß sie von der im Orient allgemein üblichen sich nur durch einen schwarzen Turban, oder hohe Pelzmütze und einen dunkelfarbigem Raftan unterscheidet. Etwas bunter ist die weibliche Tracht. Am beliebtesten sind rothe oder grelle Stoffe; sie sind häufig sehr kostbar und nicht minder wertvoll sind die Stickereien, welche die Kleider zieren. Die Hauptkleidungsstücke sind: rothe Pluderhosen, eine Jacke und ein talarartiger Ueberrock, der häufig in eine lange Schleppe endet.

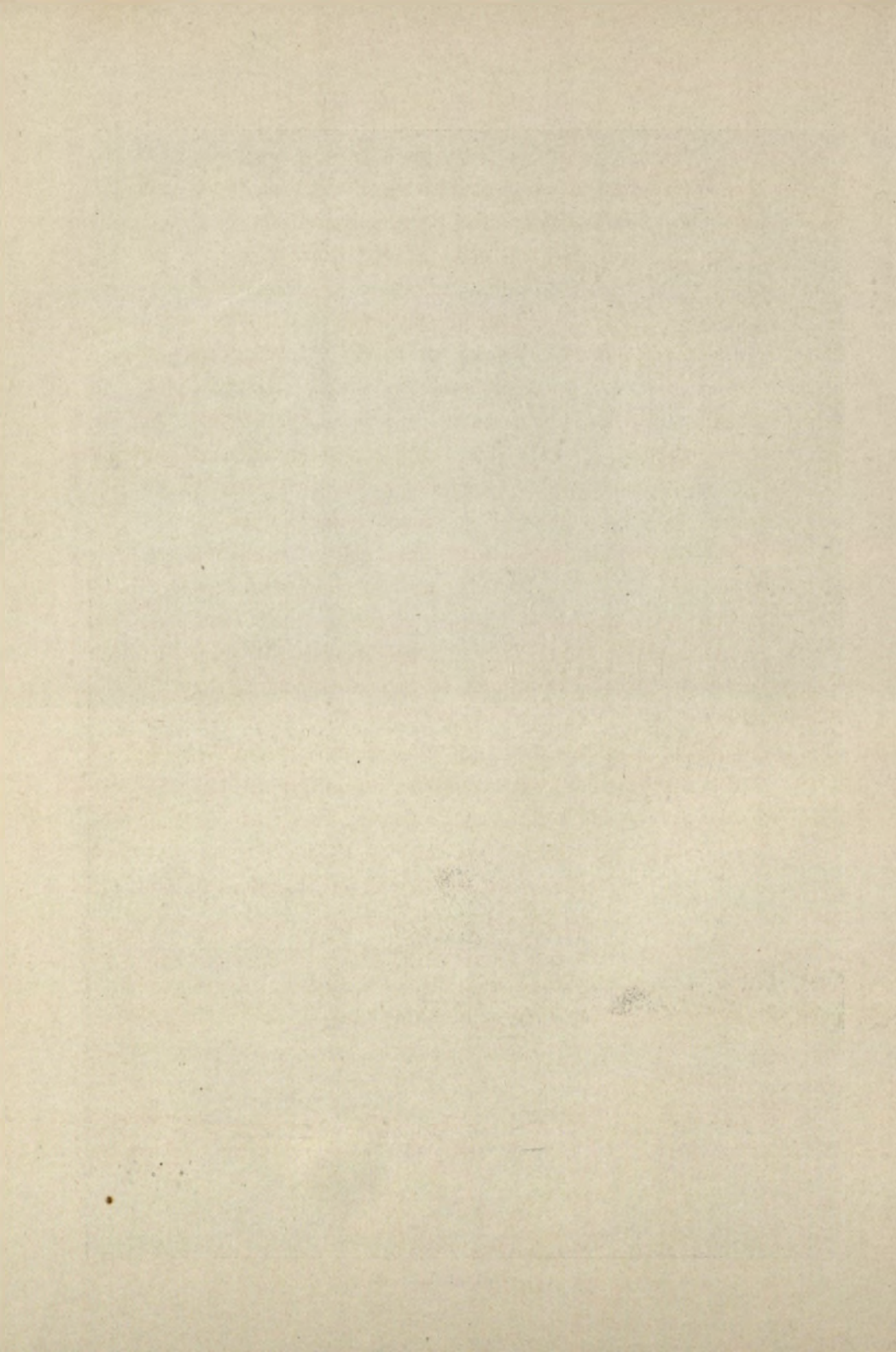
Um nun letztere nicht durch allen Unrath zu ziehen, wird die untere Hälfte des Ueberwurfes bis zur Hüfte emporgezogen und dann leicht um dieselbe in Form eines Shawlgürtels geschlungen, was der Gestalt ein originelles, dabei aber groteskes Aussehen verleiht. Den Kopf, mit seinem prachtvollen, tiefdunklen Haar, bedeckt ein goldgesticktes Käppchen, um welches der Schleier geschlungen wird.

All das hier Vorgebrachte gilt übrigens nur von den besseren Familien. Das Landvolk in der engeren Heimat befindet sich meist in den dürftigsten Verhältnissen. Die Behausungen sind elende Troglodytenhöhlen, in die Erde eingegraben, nicht eigentlich Wohnung, sondern Viehstall. Licht und Luft sind hier unbekannte Elemente, Alles athmet den warmen Dunst, welchen das Vieh ausströmt. Die kleineren Geschöpfe, Schweinchen, Lämmer, genießen eine Art Hausrecht, denn sie machen sich in allen Ecken innerhalb dieses unterirdischen Pferchs zu schaffen, beschnüffeln zuweilen wohl auch den fremden Gast, der sich in eine solche Höhle verirrt. Gäste werden übrigens in einer besonderen Ab-





Landschaft in Kaschmir.





theilung der »Wohnung« empfangen, die durch einen fadenscheinigen Kurden-Teppich von dem übrigen Raume geschieden ist. Mobilar ist keines vorhanden, eine niedere, flache Matraße (»Minder«) ausgenommen. An der Wand über dieser befinden sich allerlei Geräthe, dann Sättel, Waffen u. dgl.

Sehr drastisch schildert ein Correspondent der »Allgemeinen Zeitung« (aus der letzten Kriegszeit) den Aufenthalt in einer solchen Erdhöhle: »Der leere Raum unter den »schwellenden Ottomanen« dieser Misthütten wird niemals gereinigt. Dort leben, lieben und gebären die Katzen; dort erblicken Milliarden Lebewesen das Licht der Welt und finden die ewige Ruhe; dort träumen Billionen von Ungeziestern des Lebens seligen Traum. Und Nachts marschiren sie auf, zahlreicher denn die Streiter Sanheribs, und peinigen ihren Erbfeind, den Menschen, bis zum Wahnsinn. Die Orientalen wissen sich täglich einige Minuten Ruhe zu verschaffen. Die Fladen, welche als Serviette und Brod dienen, werden in großen in die Erde gegrabenen Töpfen bereitet; sobald sie gar sind, entkleiden sich alle Mitglieder ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes und schütteln ihre Kleidungsstücke über den Topf, so daß das betäubte Ungeziefer hineinfällt, knisternd verbrennt, um in Kohlenform in dem nächsttägigen Fladen gegessen zu werden.«

Uebrigens ist auch das Material, aus welchem solche Feuer gemacht werden, nichts weniger als Sandelholz. Wegen der Seltenheit des Holzes wird nämlich nur getrockneter Mist zum Brennen benützt. Man sieht alle Wände der Baulichkeiten — wo von solchen überhaupt die Rede sein kann — mit den tellergroßen Kuchen jenes Materials bedeckt. Hat die Sonne sie gehörig ausgetrocknet, so werden die Kuchen auf den platten Dächern zu Pyramiden aufgestapelt, während an ihre Stelle an den Wänden frisches Material aufgehängt wird. Der Reisende M. v. Thielemann glaubt übrigens versichern zu müssen, daß dieses Brennmaterial den für eine Reisefüche nicht zu unterschätzenden Vortheil besitzt, sehr schnell Feuer zu fangen und nach kurzem Aufflackern in eine glühende Asche zu zerfallen, auf welcher das Wasser rasch zum Kochen gelangt. Daß die über dem Mistfeuer zubereiteten Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack hätten, hat der genannte Reisende nicht wahrgenommen. . . .

Den natürlichen Abschluß Armeniens nach Norden bildet das pontische Küstenland. Beide sind, geographisch genommen, ein und dasselbe Gebiet, denn das armenische Hochland endet am Meere, wo seine letzte Randkette nach dem Wasserpiegel abfällt. Trotz alledem beweisen die Thatfachen der Geschichte, daß Armenien während der ganzen langen Epoche seiner Entwicklung, seines selbständigen Gedeihens und seines Ringens, mit allen Nachbarländern, das schwer zugängliche Kurdistan miteingerechnet, in lebhafterem Verkehre stand, als mit dem pontischen Küstenlande. Weder die Nähe des Meeres, noch der Umstand, daß griechische Schiffer seit den ältesten Zeiten die pontisch-skythischen Uferländer besuchten, scheint irgend welche Einwirkung auf Armenien im Gefolge gehabt zu haben. Während die anatolische Halbinsel auf Grund ihrer marinen Umgrenzung auf drei Seiten mit der Außenwelt in ununterbrochener Fühlung blieb und das Leben auf derselben einen je nach der Art des fremden Einflusses entsprechenden Culturtypus erhielt, blieb Armenien unberührt von solchen Einwirkungen.

Der Grund dieser Abgeschlossenheit vom Meere liegt vorwiegend in der geographischen Situation. Zwischen dem Binnenlande und der Küste legt sich eine einzige lange Gebirgsmauer, ohne Querthäler und ohne gangbare Pfade. Selbst die großen asiatischen Eroberer, welche in Armenien eingebrochen waren, zogen an jener natürlichen Schutzwehr vorüber, da ihnen die Wege nach den blühenden Culturländern von Kleinasien von der Natur geebnet waren. Dazu kommt, daß in jenen wilden Küstengebirgen rohe und unbotmäßige, aber tapfere Bergvölker hausten, die jedes Eindringen mit nachhaltiger Gewalt abgewiesen haben würden. Schätze waren keine vorhanden, die Gaben der Natur nicht darnach, um von Seite der Eroberer Opfer zu erheischen. Da die letzteren überdies aus geschlossenen weitläufigen Binnenländern kamen, das Meer ihnen sonach eine fremdartige Erscheinung war, waren sie nicht in der Lage, die Bedeutung desselben als Mittel zur Festigung eines weitgedehnten Herrschaftsgebietes auszunützen.

Noch in unserer Zeit ist, wie wir weiter unten erfahren, der östliche Abschnitt der Pontusküste in seiner Vereinsamung und Vernachlässigung ein getreues Abbild jener Zustände, die in ältester Zeit dortselbst herrschten. Ein Verkehr irgend welcher Art hat nachweislich im Alterthume zwischen der Küste und dem



Innern nicht bestanden. Erst mit der Gründung von Trapezunt scheint sich auf der einzig möglichen Zugangslinie, die seitdem ein viel betretener Karawanenweg geworden, einiges Leben entwickelt zu haben. Für das Gestadeland selbst war jene Gründung von hoher Bedeutung. Sie erfolgte durch Milesier von Sinope aus, unbeschadet der Thatsache, die den unternehmenden griechischen Seefahrern bereits damals eingeleuchtet haben mochte, daß aus dem Hinterlande wenig zu holen sein möchte. Was zur Gründung von Trapezunt Anlaß gegeben haben dürfte, sind zwei Dinge: die herrliche Lage des Küstenplatzes, auf welchem die Tochter-Colonie von Sinope erstand, und der Erreichthum der Küstengebirge.

Von Armenien, und zwar von Erzerum, führt ein einziger gangbarer Handelsweg zum kolchischen Gestade hinab, und zwar nach Trapezunt. Denselben Weg hatten einst auch die 10.000 Griechen Xenophons eingeschlagen und von der letzten Vorhöhe, welche über das vorliegende Gartenland auf den unabsehbaren Wasserpiegel hinausschaut, ertönte ihr Freudenjubel »Thalatta, Thalatta!« . . . Der Besuch freilich mag der Stadt unerwartet gekommen sein. Sie war immerdar ein einsamer Ort, abseits alles Weltgetriebes, und keineswegs von schweren Schicksalen heimgesucht. Die Reiche, welche sich hier entwickelten, und es zu einer vorübergehenden Cultur brachten, hatten nur zeitweise Erschütterungen zu bestehen. Es waren überhaupt nur zwei Staatsleben, welche die Geschichte verzeichnet hat: das skythisch-bosporanische Reich im Alterthum und das komnenische Kaiserthum am Ausgange des Mittelalters. Von dem ersteren und seinem Untergange war im einleitenden Capitel die Rede; auch der byzantinischen Gründung wurde dortselbst flüchtig gedacht. Als die Kreuzfahrer in Constantinopel das lateinische Kaiserthum gegründet hatten, floh der erst vierjährige Thronerbe Alexis, von den letzten Komnenen-Sproßlingen in Schutz genommen, nach Kolchis, wo er bis zur Erlangung der Volljährigkeit verblieb. Alsdann erfolgte die Gründung des »Kaiserthums Trapezunt«, das einen äußerst beschränkten räumlichen Umfang hatte; es reichte vom kolchischen Gestade bis Sinope und landeinwärts bis zum Küstengebirge, besaß also eine Ausdehnung einer mäßig großen Provinz. Mit der äußerlich sichtbaren Schwäche dieser Staatschöpfung ging die innere Hand in Hand; alle Erbsünden des Byzantinismus war vom Mutterlande auf das neue Reich übergegangen. Die-

selbe hohle Aeußerlichkeit, auf erborgtem Glanze fußend, dieselbe Corruption, Weichlichkeit und Sittenlosigkeit, die das schwankende byzantinische Reich zersetzte,



Trapezunt: das Schloß am Meere.

kurz: all' die schwerwiegenden Gebrechen, welche den langwierigen Bestand von Neu-Byzanz wie ein Wunder erscheinen lassen, kamen auch am Hofe der Komnenen zur Geltung. Das Erbübel hatte in Kolchis triebkräftigen Boden gefunden; es wucherte üppig empor, wie die Pflanzenfülle, welche die Fäulniß verdeckt.



Die Gefahr erreichte ihren Höhepunkt, als das unternehmungslustige, fernfrische Türkenthum zu einem staatlichen Factor ersten Ranges heranwuchs. Damals



Trapezunt: die Burg.

verdankte das trapezuntische Reich seine fortdauernde Scheineristenz lediglich den guten Beziehungen, welche es mit den Nachbarvölkern, zumal den Persern und Seltschuken, unterhielt. Die als Schönheiten ersten Ranges geltenden Prinzessinnen gingen Ehen mit Fürsten verschiedener Rassen ein, wie denn auch einer

der mächtigsten Turkmenen-Fürsten jener Zeit, Uzun Hassan, eine kommenische Kaiserstochter heimführte. Für die anspruchslosen und einfachen Großen der Reiche des Binnenlandes hatte zudem das äußerlich glanzvolle Treiben am Komnenenhofe, die blendenden Lustbarkeiten, der romantische Zeitvertreib bei Reimspiel und Becherklang etwas ungemein Verlockendes. Daß aber mit solch' äußerlichem Aufputz die rapid fortschreitende innere Zersetzung nicht aufgehalten werden konnte, liegt auf der Hand.

Zudem lag der Verkehr mit dem Hinterlande nicht in den Händen der Griechen, sondern in jenen der Genuesen und Venezianer, namentlich der ersteren, welche zu den armenischen Königen in einem schutzherrlichen Verhältnisse standen. Noch heute sieht man auf dem Karawanenwege von Trapezunt bis tief hinein nach Armenien allenthalben die Ruinen ehemaliger genuesischer Schutzcastelle. Die Venezianer und Genuesen waren es auch, welche Luxus und Reichthum ins Land brachten und im Vereine mit der üppigen Hofhaltung der Komnenen die Stadt Trapezunt zu einem Paradiese gestalteten, nach dem selbst das Herz der nüchternen Barbaren sich sehnte.

Dort, wo heute öde Plätze mit Ruinen liegen, zu Häupten der Bergstadt, erhob sich der Kaiserhof. Von seinen Marmorhallen und Balconen war weite Aussicht auf blühendes Gefilde. Durch die Säulengänge strich die aromatische Luft der zahlreichen Blütengärten und an dem spiegelglatten Wandgetäfel glänzte der Widerschein des Meeres. Tiefer herab erhoben sich gewaltige Wallgürtel, kolossale, mit Mauern verborgene Treppen, von Doppelthoren gedeckt, über tiefen felsigen Abgründen dräuend. Sie schienen für die Ewigkeit gebaut. Aber hinter diesen mächtigen, von der Natur verstärkten Schutzwehren lebte eine feige Bevölkerung, und als das osmanische Unwetter hereinbrach, genügte ein einziger Wetterstrahl, um all' die farbige Herrlichkeit in Trümmer zu schlagen.

Der verödete Ort einstiger Pracht muthet heute wie die verlassene Stätte in der Umland'schen Ballade an. Zwar die Blütengärten stehen noch und tausendfältige Frucht entsproßt diesem Boden, den selbst die Hufe der Türkenrosse nicht bis zur Unfruchtbarkeit vernichten konnten. Aber all' das, was aus dem Pflanzendickicht hervorlugt, ist altes baufälliges Gemäuer, und was in der blauen Luft vom Sonnenglanze umflossen sich zeigt und über dunkelgrünes Laub in wilde Felsabgründe hinabschaut, sind morsche Wallzüge, hinter welchen



die heutigen Gewalthaber ein mehr als beschauliches Leben zwischen Stumpfsinn und Träumen verbringen. In der Tiefe liegen ruinenhafte Baulichkeiten, so fern im Westen die einstige Hagia Sofia (jetzt Moschee); die hohe Uferterrasse aber zeigt sich mit lustigen Kiegel- und Holzhäusern besetzt, mit Kaufhallen, in welchen einst Perser, Inder, Armenier und Turkmener ihre Naturproducte und Kunstartikel aufspeicherten, um sie durch die gemiesischen Handelshäuser nach Westen und Norden befördern zu lassen. An diesem lieblichen Gestade entzückt noch immer die Pracht der Wein- und Obstgärten, von denen ältere türkische Chronisten (Ewlia Effendi, Hadji Chalfa &c.) schwärmten. Myrten und Lorbeer verdecken den Moder, im Frühling duften die Citronengärten und singen die Nachtigallen im Rosengebüsch.

Wie zu Constantinopel, hatte der Eroberer Mohammed II. auch in Trapezunt ein furchtbares Blutgericht gehalten. Der letzte Kommene David und seine ganze Familie wurden nach Stambul geschleppt und dort in den Kerker hingerichtet. Alsdann wurde die systematische Ausrottung der griechischen Bevölkerung in Scene gesetzt, von Oben herab, unerbittlich und barbarisch, wie dies in der Natur der osmanischen Sultane lag. Selbst die minder einflussreichen Landbesitzer wurden, wenn sie vermögend waren, von Haus und Hof gejagt und irgend ein lohnbedürftiger Osmane, zumal wenn er einen militärischen Grad einnahm, in das verwaiste Besizthum eingesetzt. Dabei scheint derselbe Barbar Mohammed II., der gelegentlich der bestialischen Orgien, welche die osmanische Soldateska in der Sancta Sofia zu Constantinopel beging, noch immer so viel Kunstverständniß bewies, daß er die Zerstörer des Bodenmosaiks mit seiner Streitart niederschlug, auch in Trapezunt von der Schönheit der dortigen Landschaft gefangen genommen worden zu sein. Denn es wird berichtet, daß der Sultan den ganzen Winter, der auf die Eroberung und Einverleibung von Stadt und Land in das osmanische Gesamtreich folgte, in der pontischen Küstenstadt verblieb und sie späterhin dem erstgeborenen Prinzen als Regierungssitz anwies.

Wichtiger ist die Thatsache, daß die nachmaligen Sultane von Trapezunt aus ihre Eroberungen über die kaukasischen Länder ausdehnten und den persisch-armenischen Handelsverkehr unterbanden. Im Uebrigen aber darf man nicht glauben, daß die Türken so bald Herr im pontischen Küstenlande wurden. Auch

die Christianisierung hatte nicht jenen Erfolg zu verzeichnen, den die Eroberer für wünschenswert erachteten. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dieser Richtung waren die griechischen Christen des pontisch-anatolischen Hinterlandes (50.000), die 300 Jahre lang unter moslimischer Maske ihrem Glauben treu blieben. Sie sprachen öffentlich nur türkisch, insgeheim griechisch. Jeder hatte zwei Namen; derselbe, der am Morgen im weißen oder grünen Kopfbund sich Achmed oder Selim nannte, vereinte sich Abends mit seinen Glaubensgenossen in einer verborgenen Hütte oder Grotte unter Leitung eines Papas, um die Bräuche der christlichen Kirche zu feiern — desselben Papas, der einige Stunden früher als Mollah seinen Dienst that. Dann hießen sie Georgi, Simon, Peter u. s. w. Als der Rücktritt zum Christenthum straflos wurde, hatten sie die Maske allmählich abgelegt, zur großen Ueberraschung der echten Moslemim. Was sonst die confessionellen Verhältnisse anbelangt, ist es freilich besser bestellt als vor ungefähr einem halben Jahrhundert. Damals durfte J. Ph. Fallmerayer mit halbunterdrücktem Zorne schreiben: »In Kolkhis und im Innern Kleinasiens ist es wahrhaft eine Infamie Christ zu sein. Das Christenthum ist hier so vollständig besiegt und geknickt, daß an ein Wiederaufleben von innen heraus unter keinerlei Umständen zu denken ist. Es ist die Religion der Vorstädte und der schmutzigen schlechten Winkel, während alles Volk in der Citadelle (von Trapezunt) in den höher und zierlich gelegenen Stadttheilen türkisch redet und sich zum Islam bekennt. Zu diesen Privilegien der Ehrenhaftigkeit, des Reichthums und der Macht gesellt sich in Anatolien auch noch das numerische Uebergewicht der Mohammedaner, so daß den Christen selbst die Hoffnung zur Freiheit entschwunden und die Rache allein im Herzen geblieben ist.« Damals erklärten türkische Große: Wären die Christen nicht eine hündische, weinberauschte Rotte erbärmlicher Wichte, sie hätten uns schon lange aus Europa hinausgepeitscht. . . Das ist nun fast geschehen und auch die Türken haben gelernt, andere Confessionen (allerdings nur unter dem Hochdrucke von drohenden diplomatischen Noten und in der Ferne sich zeigenden Armeen) glimpflicher zu behandeln.

In Bezug auf die weiter oben gemachte Bemerkung über die geringe politische Macht des Türkenthums im Pontusgebiete gäbe es mancherlei Wahrnehmungen zu verzeichnen, welche dieses mißliche Verhältniß sehr drastisch beleuchten. Die westpontische Küstenprovinz, das Gartenland Dschanik, wurde





Лазиске Bauern.





erst unter der Regierung des Sultans Mahmud botmäßig gemacht, die ostpontische Provinz — Kasistan — genoß noch in jüngster Zeit eine Autonomie, die einer vollkommen politischen Unabhängigkeit auf ein Haar gleich. Die Unwegsamkeit des Gebietes, der geringe Verkehr und die urwaldähnliche Vegetation, welche sich über die meist steilen Küstengebirge (mit versteckten romantischen Schluchten) ausbreitet, sowie die geringe Ertragsfähigkeit des Bodens (trotz der großen Triebkraft desselben) machten die Gouverneure auf diese Landstrecken nicht künftern. So konnte es kommen, daß noch vor vier Jahrzehnten in der pontischen Provinz ein einheimischer Feudalherr, Tahir Pascha, ganz nach eigenem Ermessen schaltete und seine Functionen als Regierungsvertreter nur so nebenher besorgte. Der wachsende Machteinfluß Tahirs reizte einen anderen, ungleich mächtigeren Satrapen, den Gouverneur Armeniens, Zussuff Pascha. Da die Pforte Willens war, Tahirs Einfluß auch auf Kasistan auszudehnen, um den Unabhängigkeits Sinn seiner störrischen Bewohner zu brechen, beeilte sich Zussuff Pascha, der Regierung zuvorzukommen. Er setzte eigenmächtig seinen Bruder Osman als Gouverneur in Trapezunt ein, um die Autorität Tahirs einzuschränken. Um nun sein Vorgehen zu legalisiren, denuncierte der Gouverneur von Armenien seinen Amtscollegen als einen heimtückischen Rebellen, worauf die Pforte jenem freie Hand gab. So wurde ein Bruderkrieg frevelhafter Weise vom Zaun gebrochen. Bei 20.000 Mann brachen aus Armenien in das Dschank ein, wo sie auf den hartnäckigsten Widerstand der eingeborenen Bergjäger stießen. Der größte Theil der Provinz aber blieb den Zussuff'schen Mordgesellen offen und unerhört waren die Gewaltacte, welche unter dem Scheine officieller Autorität begangen wurden, während es sich in Wirklichkeit um nichts anderes, als die Befriedigung des Ehrgeizes und der Rachegelüste eines übermüthigen Satrapen der Hohen Pforte handelte.

Sehen wir uns nun im östlichen Theile der pontischen Provinz, dem Lande der Kasen, um. Das steile wildromantische Küstenland ist fast gar nicht gegliedert. Die kurzen, torrentenartigen Bergströme, welche ins Meer fallen, ermöglichen keinen Verkehr. Die Küstenplätze, ohnedies wenig besucht, haben schlechte Häfen und sind allen Unbilden des pontischen Winterklimas ausgesetzt. Den größten Theil des Jahres herrschen hier heftige Nord- und Ostwinde. Gewaltige Wolkenmassen kommen über die bewegte Wasserfläche herangezogen,

stauen sich an den hohen pontisch-anatolischen Küstengebirgen und entleeren sich in Form ausgiebiger Niederschläge. Daher die reiche Pflanzenfülle, die dichten Wälder und die herrlichen Gärten des Dschanik; daher aber auch die verheerenden Bergströme, die infolge ihres kurzen Laufes mit um so größerer Wucht zum Meere abstürzen, Wege und Brücken vernichtend.

Der Natur dieses Wetterwinkels entsprechend sind die Bewohner. Schon die geographische Lage ihrer Heimat, außerhalb des Machtgebietes großer Reiche, und eine Isolirung, die trotz der mannigfachsten politischen Wandlungen in Vorderasien niemals aufgehoben war, mußte den dortigen Völkern eine gewisse Unabhängigkeit wahren. So war es, als Xenophon mit seinen Zehntausend über die armenisch-pontischen Pässe nach Trapezunt herabstieg, war es, als die römischen Legionen zu wiederholten Malen in diesem kolkhischen Winkel erschienen. Die Starrköpfigkeit, welche die Parteigänger des großen Mithridates kennzeichnete, ist den Nachkommen auf fast zwei Jahrtausende hinaus erhalten geblieben. Seit die Osmanen das Land nominell unter ihre Herrschaft gebracht hatten, fehlte es niemals an Rebellionen.

Das lasische Gestadeland zerfällt in mehrere Gaue, von denen jene von Zomura, Surmene, Of, Rizeh (Rissar) und Hemschin als die Hauptstzge der weiter oben erwähnten Krypto-Christen galten. Alle diese Striche sind von der Küste her schwer zugänglich, und noch unwegsam ist natürlich das Innere. Die Holzhütten mit ihren steinbelasteten Schindeldächern liegen verstreut, meist auf Felsklippen, und werden nur im Winter bewohnt; im Sommer zieht Alles auf die Alpen und nur am Karawanenwege finden sich Leute ein, um mit den vorbeiziehenden Händlern Tauschgeschäfte abzuschließen. Am einsamsten sind die Gaue von Of und Rizeh, mit dunklen Waldgebirgen im Innern und versteckten Dörfern, welche unter den Laubbächern mächtiger Eschen, Buchen, Nußbäume und Edelkastanien begraben liegen. Besonders malerisch und interessant ist das Städtchen Of, dessen geistig regsame Bevölkerung den Ruf genießt, die gelehrtesten Ulemahs und Rechtskundigen in Constantinopel ihre Landsleute zu nennen. Der freie, unabhängige Sinn dieses Volkes, verbunden mit Rohheit, aber strengen Sitten, Mäßigkeit und Klugheit, brachte es mit sich, daß jenes stets zu den hartnäckigsten Gegnern der Pfortenherrschaft zählte. Jeder officielle Gewaltact wurde mit Raubzügen und Ueberfällen erwidert. In ihrem ganzen



Gebahren zeigen die Laſen eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Tſcherkeſſen. Sie dauernd zu unterjochen, waren die Türken weder Willens, noch war ihnen hiezu die Möglichkeit geboten. Sie ſelber nannten und nennen dieſes, mit ſo mannigfachen Hinderniſſen bedachte Gebiet nie anders, als »Tſchengeliſtan«, d. i.: »das Land der Widerhafen«.

Nicht minder maleriſch und geſchichtlich intereſſant iſt das weiter öſtlich gelegene Riſeh. Es ſteigt in Terraiſſen von der ſchmalen Küſtenſtufe zu beiden Seiten eines kryſtallhellen Bergwaſſers, reich vom Pflanzendickicht umſchirmt, die Uferhöhe hinan. Riſeh iſt das altgriechiſche Rhizus, welches eine Zeit hindurch römischer Grenzpoſten gegen die Laſen war. Die Landſchaften in dieſem Bereiche ſind von ſeltener Pracht und Leppigkeit. Durch die finſteren Schluchten des Nachbargaues Hemſchin, welche ſich nach dem Meere hin öffnen, ſieht man die Schneegipfel des Hochlandes, bis wohin noch niemals eine geſchloſſene türkiſche Truppenabtheilung vorgedrungen iſt. Zahlreich ſind die alten verfallenen Burgen. Meiſt liegen ſie auf nackten Porphyryfegeln, welche wie Klippen aus der grünen Brandung der Baumgärten aufragen. Das Volk nennt dieſe Ruinen »Dſchiniwiz-Hiſſarlar«, d. h. Gemüſenſchlöſſer, ein Beweis, daß es einmal fremden Machthabern gleichwohl gelang, wenigſtens am Rande des Küſtenlandes feſten Fuß zu faſſen.

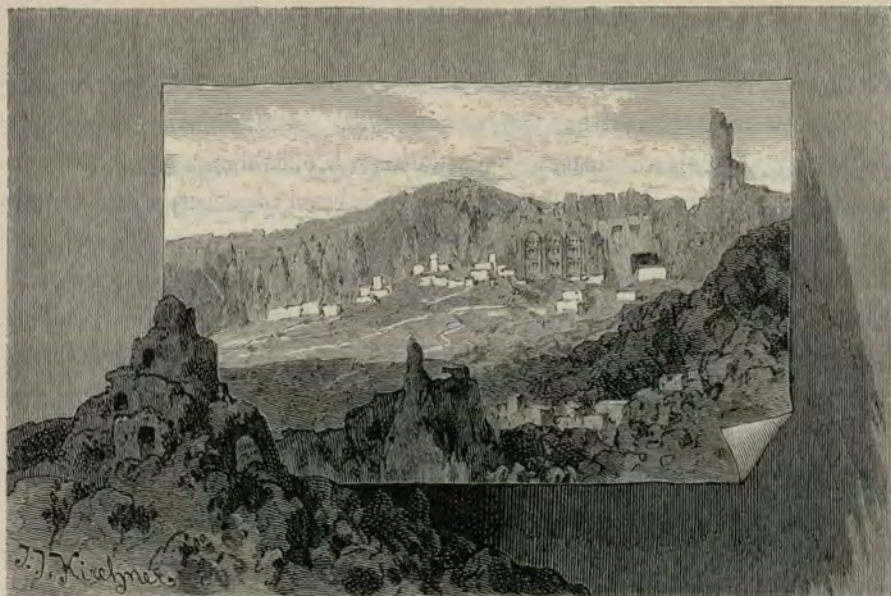
In der Nähe von Riſeh liegt auch das Stammschloß der einſt berüchtigten Gauherren Tuzdſchi Dghlu (»Salzhändlerſöhne«), deren letzter vor einigen Jahrzehnten von der Pforte beſiegt wurde. Im nächſten Gau Hemſchin iſt die griechiſche Bevölkerung bereits von Laſen durchſetzt. Wir betreten mit ihm die eigentliche pontiſch-laſiſche Alpenwelt, ein Land von überwältigender Großartigkeit und unglaublicher Unwegſamkeit. Allenthalben ſieht man Schneegipfel und Felſen von Firneis, gewaltige Felſenome und unermeßliche Abgründe, an denen vorüber die Saumſteige nach den hohen Alpentriften des Hinterlandes führen. An der Küſte beginnt das eigentliche Laſiſtan beim Vorgebirge Kemur-Burun, 30 Kilometer öſtlich von Riſeh. Von hier bis zum Cap Taroß-Burun ſteigt eine mächtige ungegliederte Felſenmauer am Geſtade auf. Die Laſen, welche in der Regel den Aufenthalt in den verborgenen Alpenſchlupfwinkeln vorziehen, meiden auch die Uferſtriche nicht, denn ſie obliegen mit Leidenschaft dem Seeleben. Das beſte Matroſenmaterial kommt aus Laſiſtan. Die laſiſchen Aelpler

wieder sind ausgezeichnete Bergjäger, *Eclaireurs* und bis zur erlaubten Grenze verwegen. Tapfer und edel, im Kampfe großmüthig, kennen sie gleichwohl keine Rücksichten in den Stammes- und Familienfehden, welche eine Folge der herrschenden und bis zu einem unglaublichen Grade entwickelten Blutrache ist. Die *Lasen* beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht, weniger mit Ackerbau; außerdem sind sie Fischer und Jäger.

Wie bei den *Bosniern*, *Pomaken* (bulgarischen Mohammedanern), *Arnauten*, mohammedanischen *Kretensern* u. a. ehemals christlichen Völkern, die zum Islam übertraten, sind auch die *Lasen* die erbittertsten Feinde ihrer früheren Glaubensgenossen. Dieser Fanatismus trägt wesentlich dazu bei, daß Europäer auf das bedenkliche Vergnügen einer Durchforschung *Lasistans* verzichten, so erwünscht es wäre, einiges Licht über dieses merkwürdige Land verbreitet zu sehen. Ihrer ethnischen Stellung nach gehören die *Lasen* zur Gruppe der kartalinischen Völker (*Georgier*, *Smeretier*, *Swanetier* zc.) und sind jedenfalls die directen Nachkommen der alten *Kolchier*.







Höhlenwohnungen zu Uergüb.

## Von Trapezunt nach Stambul.



Griechin.

Die Küstenstrecke, welche der Reisende auf dem Seewege von Trapezunt zum Bosphorus vor Augen hat, ist das pontische Waldgebiet. Reich an prächtigen Naturscenerien, an Felssthälern mit urwüchsigem Parks, lebendigen Wassern, Obstgärten und Hainen, bildet dieses Waldgebirge zugleich einen merkwürdigen geographischen Abschnitt gegenüber den öden Plateaux und den Steppenlandschaften von Inner-Kleinasien. Während aber gerade hier, namentlich im

räumlichen Anschlusse an die Terrassenländer, welche zwischen parallelen Flußläufen nach Westen zum Aegäischen Meere abfallen, frühzeitig ein eigenartiges

Culturlieben sich entwickelte, scheinen die Pontusstriche von Anbeginn her nur als Handelsniederlassungen und Colonien eine Rolle gespielt zu haben. Man hört nichts von selbständigen Reichen, sondern nur von phönikischen, assyrischen und späterhin griechischen Pflanzstätten. Manche derselben ist berühmt geworden und hat wenigstens Name und Dertlichkeit der Nachwelt erhalten, während die Residenzen der inneranatolischen Urkönige phrygischen, paphlagonischen und mysischen Stammes spurlos verschwunden sind, so daß ihre einstmalige Lage mit Sicherheit nicht mehr anzugeben ist. Wir haben von diesen Völkern andernorts vernommen (s. S. 23). Sie waren erwiesenermaßen Granier und bildeten einen Bestandtheil der mächtigen, in zahlreiche Glieder gespaltenen Völkergruppe eranischer Herkunft, welche im Norden und Süden, im Osten und Westen des Pontus siedelte und das hohe Tafelland von Gran zur Stammheimat hatte. Gegenüber den nördlichen Pontusvölkern des Alterthums (Süd-Rußland), welche bis in die Römerzeit herein keine auswärtigen Beeinflussungen erfuhren, unterscheidet sich die Völkergeschichte Kleinasiens hauptsächlich dadurch, daß manche dieser Stämme frühzeitig (um das erste Jahrtausend v. Chr.) durch semitische (assyrische) Elemente überschichtet wurden, andere schon in den ältesten Schriftdenkmälern als reine Semiten figuriren (wie die Lydier, Karer — erstere in der Genesis).

Wir werden weiter unten in großen Zügen erfahren, was in jenen Gebieten (Phrygien, Kappadokien, Lydien, Mysien, Paphlagonien, Galatien) in ältesten Zeiten vor sich ging und wie es dormalen dort aussieht. Vorerst aber haben wir an der Küste zu verbleiben. Sie gehört zu den üppigsten, malerischsten des ganzen Pontusbeckens. Von Trapezunt bis zur Mündung des Kyhl Ormak (Halys) führt der Uferstrich die Bezeichnung »Dschanik«. Er ist fetterdig, hügelreich und im Süden von einer halbmondförmig eingebogenen, von Strand zu Strand laufenden wald- und metallreichen Bergkette abgeschlossen. In der Mitte wird dieses Gebiet von dem fischreichen Tschil Ormak (Tris) durchströmt. Dschanik ist das Land der fabelhaften Amazonen, deren Andenken sich beim Volke im Bergnamen Masun-Dagh (»Amazonenberg«) bis auf den Tag erhalten hat. Auch Ortschaft und Fluß Therme dürften keine leere Anspielung auf Thermodon und Thomiskyra des Alterthums sein. Ein Naturpark von Frucht- und Laubwald mit Buschwerk und langen Windungen wilder Neben zieht sich unüber-



sehbar von der Küste ins Gebirge hinein. Das Pflanzenreich ist in Djanik noch üppiger als in Kolkhis. (S. das Bild Seite 601.)

Die erste auffallende Fertlichkeit westwärts von Trapezunt ist Platana, vier Stunden von jenem entfernt. Der Name ist uralte und war schon im Alterthume neben einem anderen (Hermonassa bei Strabo) weitbekannt. Er rührt von der Platane her, welche hier mit unvergleichlicher Pracht gedeiht. Mit ihr wetteifern der Delbaum, welcher herrliche Wälder bildet, die Feige und die Rebe. Lebendige Zäune und Einfriedungen aus Maulbeerbäumen und Ulmen, um die sich im Herbst das traubenvolle Geranke der Reben schlingt, sieht man nirgend sonstwo an dieser Küste in ähnlicher Lieblichkeit. . . . Aber die wahre Romantik beginnt weiter westlich. Dort gibt es wildschöne Buschreviere, belaubte Risse, dichte Obstwälder von Maulbeer-, Kastanien-, Aepfel-, Birn-, Kirsch- und Feigenbäumen, mit Ulmen, Eichen, Ahorn und riesenhaftem Rebengeschlinge, mit undurchdringlichem Kurzholz von Arbutus, Lorbeer, Corylus, immergrünem Cistus und herrlichen Azaleen und Rhododendron-Büschen.

Niemand hat diese Pracht eindringlicher geschildert, als J. Ph. Fallmerayer. Und er stellt an den Leser die Frage, ob das nicht entzückend sei, und wie sich etwa die dünngebürsteten Boscetti Italiens, oder gar das abgeschälte kalkige Griechenland mit der Pracht solcher Wälder messen könne. »In Kolkhis regiert noch der Pflanzenwuchs, nicht der Mensch, und die zerstörenden Bedürfnisse der Cultur sind noch nicht bis an diesen beglückten Himmelsstrich gedrungen. Wandert durch den immergrünen Buschwald um Indschir-Liman, und Rousseau's Philosophie hört auf, bizarr zu sein. . . . Der Ruf des Fuhrmanns scholl durch das hohe Berggeklüfte und rief den Wanderer aus Schwärmerei und Wald an den Strand zurück. Vorgebirg an Vorgebirg, felsig, reich bebüschet, scharf in die See abstürzend und durch kleine bebaute Flächen mit Einzelhöfen und tief eingeschnittenen Waldungen wildromantisch abgeschieden, strich am Rahn vorüber.«

Die erste Niederlassung von Bedeutung ist Tripoli. Dort füllen lange, waldbedeckte, von Tiefthälern und reißenden Wasserströmen senkrecht durchbrochene Berggürtel — einer immer höher als der andere und parallel mit der Küste — den weiten Raum zwischen der Küste und dem inneren Hochlande. An der Vorderseite des ersten Gürtels hat die Natur eine deutlich vorspringende breitgedrückte Waldlaubpyramide mit stumpfer Spitze hingesezt und in einem quell-

reichen, grünen Winkel, zwischen Gebüsch und hart ober dem Wasserspiegel, hängt Tripoli. Zu beiden Seiten der Stadt weicht das Land in weitem Bogen zurück; ostwärts aber öffnet sich nach dem Hochlande hin ein wildes Thal mit rauschendem Wasser. Dort geht es nach Gumüsch-Chana — dem »Silberhaus« — hinauf, wo einst das weiße Erz in den Schachten lag. Auf einem Felsen mitten im Walde, drei Stunden von der Küste, sieht man uraltes Gemäuer, offenbar die Reste jenes Petroma, wo um 1380 n. Chr. zwischen den Trapezuntiern und den Tzanen hart gekämpft wurde.

Tripoli selbst ist nur eine einsame und verödete Stadt. Zwei Castelle schützen es seewärts. Das größere, auf einem isolirten buschbewachsenen Steinkegel gelegen, der durch einen Felsrücken mit dem Lande in Verbindung steht, wird schon von Plinius erwähnt. Es ist nun ein romantischer Ruinenplatz mit verwachsenem Thor und Dickicht im Innern. Der Ort zählt nur wenige hundert Häuser, welche zwischen Baumgruppen verstreut an Klippen hängen oder in Einsenkungen versteckt liegen. . . . Aehnliche Bilder entrollen sich auch in der Folge auf dem Seewege nach Westen. Nur drei Seemeilen von der nächsten Uferstadt — Kerasunt — entfernt, erhebt sich ein kleines Eiland aus vulcanischem Gestein aus der Flut, dicht mit Brombeer und Lorbeer verwachsen. Es ist eine zaubererschlafene Insel, deren Romantik noch durch einen alten Thurm inmitten des Pflanzendickichts wesentlich gehoben wird. Wie das Eiland verlassen ist, fand es auch Jason unbewohnt, und wie damals ein Stein-Sacellum des Kriegsgottes, schmückt es heute ein verwitterter Klosterthurm mit leeren Fensterhöhlen.

Kerasunt ist die »Kirchenstadt«. Sie hieß freilich einst Kerasus und hat sonach ihren Namen von alters her dem Klange nach erhalten. Der türkische Name entspricht indeß gleichwohl den Thatfachen, denn rings um Kerasunt ist ein Obstgarten. Von der Stadthöhe herab schaut ein altes Castell über das Meer. Gewiß stand schon in alten Zeiten auf dieser Höhe ein Bollwerk und wir dürfen, ohne der Einbildungskraft großen Zwang anzuthun, Xenophon dort oben weilen lassen. Der griechische Feldherr hatte zu Kerasus große Musterung gehalten. Von den zehntausend ausgezogenen Streitern waren nur noch 8600 vorhanden, die Verluste also gering, erwägt man die großartige Marschleistung quer durch alle Hochgebirge von Ost-Anatolien und die vielen Kämpfe unterwegs mit den wilden Bergstämmen. Schon von Trapezunt aus wurden alle Männer über



vierzig Jahre mit Kranken, Weibern und Kindern und allem entbehrlichen Geräthe auf Schiffe verladen und nach Kerajunt gesandt, während die rüstige Mannschaft den Landweg dahin einschlug.

Von der Castellhöhe zu Kerajunt überblickt man ein eigenartiges Stück Küstenland. Der Verlauf des Ufers ist kein linearer, sondern ein reicher Wechsel von flachen, weit gerundeten, oder engen, tief ins Festland einschneidenden Buchten. Auf dem seeseitigen Vorsprunge sieht man Castelle, oder ummauerte Orte, oder Ruinen. Alle Vorgebirge haben Steilstürze und dienen den Schiffen als Peilpunkte. Diese in ungleichen Abständen auf einander folgenden, bald scharf zugespitzten, bald langgedehnten, meist schön gerundeten und mit prächtiger Vegetation geschmückten Vorgebirge sind der anatolischen Pontusküste besonders eigenthümlich. Alle größeren Uferortschaften liegen im Hintergrunde der Buchten oder an deren Steilrändern. Nur Kerajunt und Sinope machen Ausnahmen. Beide Städte bedecken schmale felsige Landzungen, an deren Enden hochaufsteigende Kegel sich erheben. In Kerajunt ist der Stadthügel bis hoch hinauf mit Baumwuchs bedeckt. Auf der oberen Plattform liegt die Ruine eines byzantinischen Castells. An vielen Orten quillt Wasser aus den Steinklüften.

Nach Fallmerayer ist in Kerajunt nichts antik als der Mauerwall, der den gangbaren Theil der Felskuppe von Stadt und Isthmus trennt. Er beginnt am Strandfelsen in der Nähe des westlichen Landungsplatzes, zieht in gerader Linie über den Bergkegel zum Castell der Plattform hinauf, steigt auf der Ostseite in gleicher Structur, aber stellenweise zerstört, wieder bis zum entgegengesetzten Hafen hinab und gewährt besonders auf der Westseite durch das Großartige seiner Grundlagen, durch das Gleichmaß seiner ungeheuren Quadern und durch die in regelmäßigen Distanzen eingeschobenen, jetzt halbzerstörten stumpfen Viereckthürme einen der großartigsten Anblicke an der Pontusküste. . . . Nach Hamilton sind die Mauerblöcke dunkle vulcanische Breccien. An den beiden Endpunkten des Walles sind Thorwege, welche in das Innere des ehemaligen Castells führen. An einer Stelle ist die Walllinie in den Felsen gehauen, und dort schließt sich ein kleiner Hafen, über welchem einige Häuser hängen. Auf der Ostseite der Stadt, wo der Burgberg steil abfällt und ein hohes Riff vorliegt, sind keine Befestigungen. Ein Bogenthor und ein hoher, mit Ephen dicht umrankter Thurm beschirmen den schmalen Zugang.

Der Isthmus, auf welchem die Stadt liegt, ist kaum einen Kilometer breit. Er ist mäßig hoch und voller Gärten mit rinnenden Wassern und Sommerhäuschen. Von der mittleren Anschwellung der Landzunge gehen die Häuseranlagen zu den beiden Häfen hinab. Beschaut man dieses prächtige Städtebild von irgend einem erhöhten Punkte aus, so kommt zu der eigenthümlichen Lage noch der weitere Rahmen, das mit wilden Kirschbaumwäldungen dicht bestandene Ufergebirge. Auch sonst ist alles Land ringsum nichts anders als ein natürlicher Garten. Am üppigsten gedeiht die Haselnußstaude, auf deren Pflege übrigens die größte Sorgfalt verwendet wird. . . . Das Gartenland setzt sich ununterbrochen über die Küstenstädte Ordu und Unie bis Samsun fort. Zwischen den beiden letztgenannten Orten fällt der Iris oder Jeschil Irmağ mit mehreren Deltaarmen ins Meer. Das Gestadeland ist eine reichgesegnete Culturebene, das Thal ein einziger Naturpark von Cypressen, Myrthen, Lorbeer, Eschen, Sycomoren, Walnußbäumen, Ulmen und wildem Wein. In der Ebene gedeihen besonders Mais und Flachs.

Der Jeschil Irmağ hat im Laufe der Zeit ein beträchtliches Delta vorgebaut, das nun mit der westlich streichenden Küste eine tief ins Land eingebogene Bucht begrenzt. Am Westrande dieser Bucht liegt Samsun, mit einem mazedonischen armenischen Stadtviertel oberhalb des winkeligen Türkenquartiers, mit einem alten Castell und einem Kranze von Lorbeerhainen ringsum. Der Ort liegt unweit der milesischen Coloniestadt Amisos. Noch stößt man im Nordwesten derselben auf Mauertrümmer und verbaute Terrassen, Alles von urwaldähnlichem Dickicht, Dornen und Schlinggewächsen umrankt. Von anderer Seite wird angenommen, daß hier die Residenz Eupatoria des Königs Mithridates gestanden habe, doch ist hierüber Bestimmtes nicht ermittelt worden. Der alte Hafen von Amisos liegt dermalen trocken und dient als Saatsfeld. Sichtbar ist der ins Meer gesunkene große Hafendamm, den man unter dem Wasserpiegel verfolgen kann.

Ehe wir unsere Küstenfahrt fortsetzen, ist es unerlässlich, einen kleinen Abstecher nach dem Innern zu unternehmen. Nur 120 Kilometer von der Mündung des Jeschil Irmağ entfernt, thalaufl dieses Flusses, liegt das wahre Gartenparadies dieses anatolischen Pontusgebietes — Amasia. Schon der Weg dahin ist ein frohgemuthes Wandern im Schatten von Ulmen, Eschen und Walnuß-



bäumen, an Maulbeer- und Baumwollplantagen vorüber, durch Mais-, Mohn- und Flachsfelder neben dem sanft strömenden Flusse. Vielleicht ist nicht Jedermann bekannt, daß Amasia die Geburtsstadt Strabo's ist. Leider ist dieser uralte hellenopontische Binnenort bis auf den Namen, den wunderbarer Weise die langen Zeitläufe nicht verwischen konnten, vom Erdboden spurlos verschwunden. Ob die zweifellos uralte Bogenbrücke, welche über den Fluß spannt und beide Stadttheile mit einander verbindet, aus dem grauen Alterthume herrührt, läßt sich nicht erweisen. Dagegen fällt die alte Königsmetropole oberhalb des materiischen Castells zweifellos in eine entlegene sagenhafte Zeit. Der Abglanz aus ihr hat sich — wie dies bei Sagen immer der Fall zu sein pflegt — auf eine jüngere Generation herabgefenkt, die Osmanen nämlich, welche die altersgrauen Denkmäler für sich reclamiren.

Daß es hiebei mannigfache Verschiebungen in Raum und Zeit gibt, liegt in der Natur der Sache. Die Türken von Amasia lassen, entgegen den Ausführungen im eranischen Königsbuche, Isfendiar, den Heros von Erax (und speciell von Bisutum) seine Heldenthaten im Thale des Iris aufführen, und sind nur darüber im Unklaren, ob die alten Burgtrümmer von Isfendiar selber, oder von Ferhad herrühren. Daß an den Kolossalnischen der pontischen Königsgräber, welche die alte Burg überragen, griechische Inschriften zu lesen sind, hat die osmanischen Philologen nicht bewogen, von ihrer Annahme zurückzutreten. Unmittelbar im Norden von Amasia strömt der Iris durch eine wildromantische Felsklamm, in welcher den Abstürzen ein schmaler Steig abgerungen wurde, um von dieser Seite her nach der Stadt einen Zugang zu eröffnen. Nach türkischer Anschauung wäre nun die Klamm kein Product der Erosion, sondern ein Werk — Ferhads, der die Berge um Amasia »wie Wachs« entzweischchnitt und die Wasser nach den Gärten seiner geliebten Schirin leitete. Dort wandelte die halb überirdische Schönheit, wie eine solche kaum das verückte Auge der Seligen im vierten Himmel (dem Aufenthalte der schönsten Weiber) zu sehen sein mag, unter den ihr dienstbaren Riesen, die auf Befehl ihres Gebieters, Milchströme in großartigen Steinleitungen nach den Meiereien der Geliebten fließen ließen. Man hält die noch vorhandenen Trümmer von Aquäducten und anderen Kunstbauten für die Reste jener Riesenanlagen. Selbstverständlich sind es antike Ruinen aus verhältnißmäßig nicht zu entlegener Zeit.

Werfen wir nun einen Blick auf die Geburtsstadt des Strabo. Zwischen Felsen eingekesselt, erheben sich die Häuserterrassen theils an diesen, theils auf den hohen Ufern des Iris. Im Frühjahr oder Sommer, wenn die Gärten im Blütenprunk prangen oder unter der Last der Früchte sich beugen, hat dieses asiatische Städtebild etwas ungemein Anmuthiges. Anders im Winter, wenn Regengüsse die flachen Lehmächer erweichen und die Straßen nichts anderes



Amasia am Neshil-Yemak.

als Kothlachen sind. An der Stelle derselben baufälligen Lehmbauten standen einst die Paläste der griechischen Großen, standen späterhin stattliche Kirchen auf weitläufigen Plätzen. Hier und da stößt man auch auf verwitterte Prachtbauten aus türkischer Zeit: architektonische Mißgeburten von halb orientalischem, halb griechischem Styl. Auch die Paläste einiger der älteren Sultane sind, freilich halb in Ruinen liegend, vorhanden.

Das ist aber Alles Nebensache gegenüber den Dingen, welche man auf der Castellhöhe zu Gesicht bekommt. Wer dort hinauf klettert, findet die großartigen Grabkammern der pontischen Könige in einem so vorzüglichen Zustande,





Aus den Wäldern von Kasamuni (f. S. 595).





daß man meinen möchte, sie seien nicht vor Jahrtausenden, sondern vor etlichen Jahren in den Fels eingesprengt worden. Aber nicht die gewaltigen Nischen allein — fünf oder sechs an der Zahl, die Ruhestätte einer ganzen Dynastie — wurden dem Gestein abgerungen; in jeder dieser künstlichen Grotten wurde ein würfelförmiger Klotz in der Mitte ausgeparrt und zur Aufnahme eines Sarkophags kunstvoll behauen. Wann die Sarkophage verschwunden sind, ist nicht nachweisbar. Eine locale Ueberlieferung erklärt die Kammern, trotz der über ihnen angebrachten griechischen Inschriften, für die Grabstätten der Riesen Ferhads. Auf dieser Felsenhöhe läßt übrigens die Tradition noch eine andere Persönlichkeit, die aber nicht der Sage, sondern der Geschichte angehört, verweilen: die schöne Mihri, die osmanische Sappho. Dem lesbischen Vorbilde nachgezeichnet, weist jene Dichterin die gleichen Schicksale, wie diese auf. Auch Mihri stürzt sich, in heißer Liebe zu einem Treulosen entbrannt, von der Felsenhöhe in die Tiefe. An diese Liebestragödie anknüpfend, möchten wir beiläufig bemerken, daß Amasia für jene Stadt gilt, in welcher die schönsten Frauen angetroffen werden. Dazu gesellt sich noch ein anderer Schatz: das beste Obst, das in Anatolien wächst. Man zählt über vierzig Arten Birnen und die Äpfel sind die berühmtesten weit und breit im Türkenreiche. Sie fehlen niemals auf den Tafeln des Sultans.

Von den mit Amasia verknüpften geschichtlichen Ereignissen seit dem Auftreten der Türken, sind diejenigen die traurigsten, welche sich an die Tataren-Invasion knüpfen. Sultan Bajazid, das Opfer des grimmigen Temur Leng, hielt sich mit Vorliebe in Amasia auf; wäre er in seiner sicheren Burg verblieben, als die chorasm'schen Horden aus dem bezwungenen Mesopotamien durch die Tauruspässe in Anatolien einbrachen, das Schicksal des Sultans wäre ein anderes gewesen, als jenes, welches ihm die Entscheidungsschlacht bei Angora einbrachte. Bajazid war von Amasia aus bis zum Halys geeilt, um dort sein Heer zu sammeln und in Schlachtordnung zu stellen. Temur marschirte an Amasia vorüber, um sich mit voller Wucht auf seinen Gegner zu stürzen. In der mörderischen Schlacht, in welcher nur 100.000 Osmanen gegen 800.000 Tataren kämpften, sollen auf beiden Seiten bei 350.000 (?) Mann gefallen sein. Bajazid fiel als Gefangener in die Hände Temurs. Zwar nahm der Sieger den staub- und blutbedeckten Sultan mit Ehrerbietung auf, konnte aber doch nicht umhin, zu

lachen. »Warum?« fragte Bajazid. . . »Weil Gott die Herrschaft der Welt einem Lahmen, wie ich, und einem Sichtbrüchigen, wie Du, anvertraut hat; es scheint, daß er nicht viel Wert auf diese seine Welt setzt.« Gleichwohl sahen die Hoftheologen diesen »Lahmen« stets von überirdischer Gloriole umflossen, die sich in Form eines Regenbogens vom Prophetengrabe zu Medina bis zum Haupte des Weltbezwingers spannte.

In einen großen Käfig gesperrt, mußte es der tapfere Sultan und einstige Sieger über die vereinigten fränkischen Heere (bei Nicopoli) erleben, daß man ihn nach Amasia schleppte und unter seinen Augen die ungeheuerlichsten Grausamkeiten beging. Als sich nämlich Amasia durch mehrere Monate seiner Bedränger erwehrte, ließ Temur alles Landvolk — Christ oder Türke — dessen man habhaft werden konnte, zusammenfangen und in die Cisternen des Fehradberges werfen. In dem nahen Siwas aber, wo die geängstigte Bevölkerung dem Weltstürmer einige tausend Kinder mit aufgeschlagenen Koran-Exemplaren auf den Köpfen entgegen sandte, ließ Temur die heiligen Bücher mit aller Ehrfurcht von den entblößten Häuptern der Kleinen entfernen, diese selbst aber, als »Frucht der Sünde, des Ehebruchs und der Blutschande«, von seiner Reiterei in den Boden stampfen. Dem gefangenen Sultan brach ob solcher Gräuel das Herz und er verschied, anstatt auf dem Throne der Osmanen, in seinem — eisernen Käfig. In der Umgebung von Amasia siedelten damals, heißt es, zahlreiche Mongolenstämme, bei fünfzig kleine unabhängige Horden, die aus Hulagus Zeiten zurückgeblieben waren. Sie ließ Temur aus Rache für die Unbezwinglichkeit der Stadt, in die Gefangenschaft fortschleppen, um sie im Osten des Kaspienmeeres anzusiedeln.

In neuester Zeit wurde der Glanz der heruntergekommenen Stadt durch die Thaten eines osmanischen Generals aufgefrischt, der Amasia seinen Geburtsort nennt. Wir meinen Osman Pascha, den Vertheidiger von Plewna. Im Uebrigen genießt Amasia, welches noch die orientalischen Schriftsteller des Mittelalters die »Stadt der Philosophen« nennen, den Ruf, eine der intolerantesten und fanatischsten Städte in Kleinasien zu sein. Als sich vor mehreren Jahren eine schweizerische Firma in der Stadt etablirte, um die altberühmte Seidenindustrie, welche seinerzeit in Kleinasien unerreicht war, wiederzubeleben, betrieb man, wie selbstverständlich, die Tödtung der Cocons mittelst Dampf. Da erhob sich ein



gewaltiger Sturm im Kreise der gefinnungsstüchtigen Amasianer gegen »solche Eingriffe in die Ordnung Gottes«. Die Fremden mußten sich fügen und es erfolgte die Tödtung nach wie vor in der Sonnenhitze, also durch mehrtägige Qual, anstatt binnen wenigen Minuten durch heißen Dampf.

Von Amasia hatte zuerst ein Oesterreicher Kunde nach Europa gebracht. Unter der Regierung Ferdinand's I. entbrannte in Siebenbürgen ein heftiger Streit mit den dortigen Paschas des Sultans Sulejman I. Um dem Hader ein Ende zu machen, schickte der Kaiser den außerordentlichen Gesandten Busbek nach Constantinopel, wo dieser erfuhr, daß kurz vorher der Sultan mit seinem ganzen Hofstaate nach Amasia übergesiedelt war, um den Friedensschluß mit dem Schah mit allem Gepränge zu begehen. Busbek mußte daher weiter reisen, und er war somit einer der ersten Europäer, welcher Kleinasien fast seiner ganzen Länge nach kreuzte (1515).

Die Aufzeichnungen dieses Diplomaten, deren Originale in irgend einem Staatsarchive modern mögen, sind nicht uninteressant, im Großen und Ganzen aber erstreckt sich seine Bewunderung weniger auf die Alterthümer Amasias, als vielmehr auf den feenhaften Pomp, auf die rauschenden Festlichkeiten und die glänzenden Trachten am großherrlichen Hoflager. Drei Monate verweilte Busbek an diesem, dann kehrte er, anstatt des erwünschten Friedens, bloß die Einwilligung zu einem sechsmonatlichen Waffenstillstand in der Tasche, in seine Heimat zurück, Wunderdinge berichtend von seiner großen Reise ins Herz von Anatolien.

Wir kehren nun zur Küste zurück. Von Amasia führt ein directer Weg nach dem unteren Halys (Khyh Yrma), einem breiten Thale mit Waldansätzen an den Lehnen. Zulezt tritt man in das sumpfige Deltaland mit seinen brackischen Strandseen und der heruntergekommenen Stadt Basra ein. Anders, wenn man von Samsun her längs der Küste steuert und hiebei auf den nördlichsten Punkt der kleinasiatischen Halbinsel — genau in der Mitte der ganzen Küstenentwicklung vom Bosporus bis Trapezunt — auf das Vorgebirge Indsche-Burun, d. i. »Feigen-Cap«, stößt. Wie alle Uferlandschaften Paphlagoniens, stürzt es steil ins Meer ab, das weithin ein ödes Gestade bespült. Wenige tausend Meter weiter östlich tritt die Küste südwärts zurück und bildet mit einer schmalen, langgestreckten, durch ein massiges Vorgebirge jenseits abgeschlossenen Landzunge eine kleine Bucht.

Auf dem niederen sandigen Isthmus liegt, fast so wie Kerasunt, aber von diesem verschieden wegen des Mangels an Vegetation, eine unbedeutende Hafenstadt, Sinub mit Namen, das einstige glanzreiche Sinope, die Heimat des Cynikers Diogenes und die einstige Residenz des gewaltigsten Herrschers in Vorderasien vor der politischen Umwälzung durch Rom: jene des Mithridates Eupator IV., den die Geschichte den »Großen« nennt. Man vermuthet, daß dieser hier begraben wurde und seine letzte Ruhestätte zu finden wäre. Von größerem Werte als diese vage Hoffnung ist ein Blick in die älteste Geschichte dieses einst bedeutenden Punktes an der Pontusküste. Ein solcher Rückblick zumal in eine Zeit, die von der unseren um dritthalb Jahrtausende abliegt und das älteste assyrische und phönikische Leben betrifft, ist allerdings nur ein rein theoretischer. Denn die Umgestaltungen und Zerstörungen, welche Sinope im Laufe der Zeit erfahren hatte, waren so weitgehende, daß selbst eine Belebung milesischer oder spät-griechischer Erinnerungen durch örtliches Studium unmöglich wäre. Man führt das Alter einiger Bautenreste bis auf Mithridates zurück; das meiste aber ist byzantinischen oder genuesischen Ursprunges.

Wir haben an anderer Stelle ausgeführt (s. S. 11), wie in ältester Zeit das zweite assyrische Weltreich die Wellen seiner Macht selbst an den entlegenen Pontusküsten und an der Megäischen See fühlbar machte. Zur Zeit des Minos wurden die eingeborenen kleinasiatischen Fürsten (der Sage nach Enkel des Minos) zu Herrschern in den kleinasiatischen Ländern eingesetzt. Die berühmtesten ihrer Städtebegründungen waren Klion und Sinope. Nach anderer Version soll letztere Stadt ihren Namen entweder von einer Amazone »Sanopa«, oder von der Nymphe »Sinope« erhalten haben. Hiernach wäre dieses Emporium eine der ältesten, wenn nicht die älteste Stadt weit und breit im gesammten Pontusgebiete. Merkwürdig ist sie auch heute noch, schon ihrer Lage wegen. Vom Festlande erstreckt sich, wie bereits erwähnt, eine, einige Stunden lange niedere, nur am Seeende mässig ansteigende Landzunge, die an der schmalsten Stelle nur etwa 400 Meter (also schmaler als die Landzunge von Kerasunt) breit ist. Der Isthmus ist dort, wo er in das klotzige Vorgebirge übergeht, gänzlich durch die Stadtanlage verbaut, welsch' letztere, durch älteres und neueres Mauerwerk abgegrenzt, von Meer zu Meer reicht. Es sind also zwei Häfen vorhanden, einer im Norden, der andere im Süden der Stadt. Manches Mauerwerk ruht



noch auf uralten unterirdischen Traggallerien, welche die Römer des lockeren Sandgrundes wegen anlegten, auf. Andere, jüngere Bauten, wie die polygonalen genuesischen Thürme, welche des soliden Fundamentes entbehrten, haben sich mit der Zeit zur Seite geneigt und drohen seit Jahrhunderten mit dem Einsturze, ohne zu stürzen.

Sinope hat aber noch andere Denkzeichen als seine schiefen Thürme. Bekanntlich hatten die Russen am 30. November 1853 mit überlegenem, meist aus großen Linien Schiffen zusammengesetztem Geschwader die türkische Flotte angegriffen und gänzlich vernichtet. Noch ragen da und dort die Mastspitzen der verschiedenen Wracks aus dem seichten Uferwasser. Bei diesem Seekampfe kam auch die Stadt übel weg, denn die westliche Hälfte derselben wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Ueber den bösen Zwischenfall, der dem Krimkriege voranging, ist alles Mögliche gesagt worden, nur nicht die Wahrheit, und zwar mit gutem Grunde; denn das Unglück der türkischen Flotte ist von Niemandem mehr verschuldet worden, als von den angeblichen Busenfreunden der Pforte, und während man in den russischen Kirchen das Tedeum anstimmte, hatte Niemand mehr Ursache sich zu freuen, als eben Rußlands Gegner, die darüber scheinbar jammerten. In der That lag es ganz im Geiste Palmerston'scher Allianzpolitik, sich von Rußland den Dienst erweisen zu lassen, die brauchbarsten Schiffe der Türken und deren beste Seeleute in die Luft zu sprengen, wobei man allerdings bedauerte, daß die russische Flotte nicht auch Löcher in den Leib bekommen hatte.

Der Hafen von Sinope ist nach jenem von Balaklawa der beste im Schwarzen Meere. Gleichwohl hat man die vor Jahrhunderten eingestürzten Moli im Süden der Stadt, deren Verlauf nur wenige Meter unter dem Wasserspiegel zu verfolgen ist, bisher nicht entfernt, so daß Schiffe von größerem Tiefgange sich der Stadt gar nicht nähern können. Es ist somit erklärlich, daß der Handel, der trotz der natürlichen Vortheile, welche der Hafen von Sinope aufweist, gegen den vorerwähnten Uebelstand nicht anzukämpfen vermochte und gezwungen war, andere Wege zu nehmen. So blühte denn auch seit dem Bestehen der Dampfschiffahrt auf dem Schwarzen Meere das benachbarte Samsun rasch auf und von hier aus nahm der Binnenverkehr jene Richtung, nach welcher er durch zwei Jahrtausende von Sinope aus vermittelt worden ist.

Der Gewohnheit gemäß, daß nur Mohammedaner innerhalb von Stadtbefestigungen sich ansiedeln dürfen, hat diese auch in Sinope Geltung gefunden; die Castellmauern umschließen nur türkische Wohnstätten. Ein Vortheil mag dies heute, in einer Zeit, in welcher eine Bedrohung durch äußere Feinde so gut wie ausgeschlossen ist, freilich nicht sein; denn ist schon an sich die Stadt eine



Sinope.

der winkeligsten und schmutzigsten an der ganzen Pontusküste, so treten diese Uebelstände in noch erhöhtem Maße in einem winzigen Stadtviertel hervor, das zwischen hohen Wallmauern eingezwängt ist. Das östlich der Türkenansiedlung liegende Christenquartier (vorwiegend Griechen) ist weitaus luftiger und erträglicher. Von dort geht es auf leidlichem Felspfade zu einer frischen Quelle und weiter hinan auf die Plattform am Ostende der Halbinsel. Der Blick von dieser Höhe, welche nur spärliche Reste einstiger Befestigungen aufweist, auf die tief zu Füßen liegende, den größten Theil des Isthmus innehabende Stadt mit



ihren dicht gedrängten Holzhäusern, Thürmen und Ruinen ist einzig in seiner Art.

Gleichwohl mag diese Rundschau jenem anderen Bilde, welches sich die Einbildungskraft des Beschauers vergegenwärtigt, nicht die Wage zu halten. Es liegt zwei Jahrtausende von der Gegenwart ab. Damals, zur Zeit der Römer, besaß Sinope herrliche Paläste und geräumige Plätze, eine Agora, Gymnasien



Mauern der Keleger.

und Markthallen, wie Aehnliches noch zur Zeit der Komnenen, also vor wenig mehr als vier Jahrhunderten, dort zu sehen war. Das »jüngere«, von heute ab gerechnet, noch immer zwei Jahrtausende alte Sinope, erhielt seinen Todesstoß in den Mithridatischen Kriegen. Der große König war längst entflohen, als Sinope in die Hände der Römer fiel. Als sieben Jahre später dessen Sohn Pharnakes II. vollends an Pompejus sich angeschlossen, nahm sich der pontische Löwe das Leben.

Als Römerstadt — Colonia Julia felix — blühte Sinope noch eine Zeit lang, ebenso unter den Byzantinern und reich die Nachblüthe überhaupt bis in



die Zeit des Trapezuntischen Kaiserthums hinein. Erst nach dreihundertjähriger Anwesenheit der Seldschuken in Kleinasien fiel Sinope diesen zu. Von da ab ward die Stadt zum Vorposten des Piratenstaates Kastamuni. Das Gewerbe hatte, wie überall sonst, auch hier einen goldenen Boden. Beweis dessen die Wohlhabenheit der Piraten-Emire in Sinope. Noch zur Zeit Temurs nannten dessen Hofhistoriographen jenes östliche Vorgebirge, welches die Halbinsel von Sinope seeseits abschließt und auf dessen Grasebene dormalen Pferde und Kameele weiden — eine »Insel der Seligen«. Es fehlte nicht an üppigen Beschreibungen von Gartenpracht und Wildreichthum.

Seitdem die seldschukidischen Nomaden Anatolien in ihre Gewalt bekommen hatten, wurde Sinopes Pulsschlag matter. Die vereinzelt Anläufe zu regerer Bauhätigkeit, welche von einzelnen seldschukidischen Fürsten ausgingen, änderte die Lage nicht. Als vollends bald hierauf an Stelle der alten Marmorpaläste das lustige Zelt des osmanischen Hirtenvolkes trat und die Herden seidenhaariger Ziegen mit dem wandernden Turkstamme aus den Steppen von Transoxania in Kappadokien und Paphlagonien eingebrochen waren, da war Alles vorbei. Es gab keine Schätze Indiens und Persiens mehr, und statt der tausend Kiele der früheren pontischen Handelsflotten harrten im Hafen von Sinope die schweren Raubschiffe der Piraten-Emire von Kastamuni der vorübersegelnden Fahrzeuge der Genuesen, die noch den Verkehr zwischen den Pontus- und Mittelmeerlandern aufrecht erhielten. Die Bergwerke im Nachbardistricte Dschanik — dem einstigen Lande der Chalyber — geriethen in Verfall und keine rührigen Hände schmiedeten mehr den einst weitberühmten sinopischen Stahl.

Für den Charakter des unter der Osmanenherrschaft vor sich gegangenen Wandels ist es bezeichnend, wenn der Wandergelehrte Evlia Efendi gelegentlich seines Besuches der Stadt (1648) an ihr hauptsächlich zu rühmen wußte, daß sie an zweitausend Mädchen und Knaben besäße, welche den Koran auswendig herzusagen wußten. Aber in jener Zeit hatte den Osmanen in Sinope bereits ein äußerer Feind übel mitgespielt. Es waren die saporogischen Kosaken, von deren kühnen Freibeuterfahrten im Schwarzen Meere bis zu den anatolischen Küsten wir an anderer Stelle vernommen haben. Die letzte Nachlese in Sinope hatten die Saporogen im Jahre 1614 unter der Regierung des Sultans Murad IV. gehalten. Die Leistung war eine ganz außergewöhnliche, wenn man





Daphlagonische Landschaft.





erwägt, daß es den Kosaken gelang, die starkbefestigte Stadt anzugreifen, in Brand zu stecken und mit reicher Beute den Rückweg nach dem Azow'schen Meere anzutreten.

Von den Vertlichkeiten im Innern von Paphlagonien verdienen nur zwei erwähnt zu werden. Die eine derselben ist Kastamuni, einst eine Piraten-Residenz, dermalen Sitz eines osmanischen General-Statthalters. Die Stadt, die sich noch unter Sultan Bajazid hoher Blüte zu erfreuen hatte, ist ganz und gar in Verfall. In enger Thalschlucht gelegen (mit beherrschender Castellruine zu oberst), leiden die Bewohner nicht nur sehr unter ungünstigen klimatischen Einflüssen, sondern sie thun noch ein Uebriges zur Verschlimmerung der Lage, daß sie den kleinen Bach, der die Stadt durchfließt, Tag für Tag mit stinkendem Urath und Thiercadavern anfüllen und damit Epidemien fördern. Und wie leicht wären diese traurigen Zustände zu bessern, da in nächster Nähe das schöne Gjötkthal mit seinen anmuthigen Dörfern und zahlreichen Gärten sich befindet.

Die zweite Vertlichkeit ist Safranboli, der Mittelpunkt eines durch die Cultur des Safrans weitbekannten Gebietes. Das letztere ist mit der Thal ebene in der Richtung gegen Kastamuni identisch. Die im April angepflanzten Zwiebeln vermehren sich ungemein rasch und liefern nach dreijährigem Wachs thum einen reichen Ertrag. Beiläufig sei bemerkt, daß der *Crocus* die Charakter blume des Orients ist und daß kein anderes Gewächs in den Schriften des Morgenlandes so gefeiert wurde, wie er. Nicht nur in Vorder-Kleinasiens, auch in seiner Stammheimat war und ist der Safran hochgeschätzt. Der Nordrand des eranischen Hochlandes, Kaschmir und Thibet, sind die ältesten Pflanzstätten dieses Productes. Aus dem persischen und arabischen Zafarân ist die Form »Safran« entstanden. Hoch in Ehren steht der Safran noch heute in Kaschmir. Bei großen Festen werden die Stirnen der Gäste mit dem gelben Farbstoffe bestrichen. Den thibetanischen Fürsten dient derselbe zur Anbringung des Siegels auf wichtigen Urkunden. Auch zu Baku am Kaspienmeere war in früherer Zeit die Cultur der Blume im Schwange; zu Derbend wurden auf Befehl Peters des Großen Anbauversuche gemacht, welche gute Erfolge erzielten.

Das anatolisch-pontische Waldgebiet ist in seinem westlichen Theile identisch mit der gegenwärtigen osmanischen Statthalterschaft Kastamuni. Diese begreift ungefähr das Gebiet des einstigen Paphlagonien in sich. Entgegen den

meisten übrigen Landabschnitten im westlichen Kleinasien, welche einst als selbstständige Staaten eine Rolle spielten oder deren Völker durch historisches Alter und Eigenart ihrer Cultur das Interesse der Forscher bis auf den Tag lebendig erhalten haben, lag Paphlagonien außerhalb aller welterschütternden Vorfällen und wurde nur von deren ausbrandenden Wellen leicht gestreift. Noch immer das Waldland par excellence, scheint jener pontische Küstengau auch im Alterthume, ob der Romantik und Vereinsamung seiner Bergschluchten, seiner Waldhöhen und engen kalten Thäler, allenthalben gemieden worden zu sein. Es verlautet nicht, daß Eroberer bis in jene Wildnisse eingedrungen wären. Der Persersturm, Alexander's Heerzug, die Araber-Invasion gingen an Paphlagonien vorüber, von Seldschuken, Mongolen und Tataren wurde es nur vorübergehend besucht und erst die Osmanen haben — freilich etwas spät — dortselbst dauernd Fuß gefaßt.

Wesentlich anders war es mit den Gebieten im Hinterlande bestellt. Ueber sie haben wir flüchtige Umschau zu halten, ohne uns hiebei zu sehr in Einzelheiten einzulassen. . . . Das zunächst an Paphlagonien im Süden angrenzende Gebiet ist Galatien. Es hat seinen Namen von jenen Galiern erhalten, welche einst aus Europa dorthin zurückgeströmt waren, von wo sie einst gekommen. Es war der Keltenstamm der Tolistobojer, von dessen Kämpfen mit den Römern Livius berichtet. Die Galatier hatten das mächtige Olymp-Gebirge, an der Schwelle zwischen Mygien und Galatien, besetzt und seine Gipfel durch roh aufgeführtes Mauerwerk und riesige Felsblöcke geschützt. Sie waren der Meinung, daß ihre Feinde es nimmer wagen würden, diese Stellungen anzugreifen; aber nach vorangegangener Recognoscirung schritten die Römer zum Sturme, voran die Leichtbewaffneten, die kretensischen Bogenschützen und die thrakischen Schleuderer. Die wilden Galier warfen sich zwar (mit nackten Leibern, da sie im Kampfe die Oberkleider weglegten) den Angreifern mit unwiderstehlichem Elan entgegen; die kampfsgeübten römischen Truppen brachten ihnen aber gleichwohl eine Niederlage bei, die ihre vollständige Vernichtung zur Folge hatte.

Die Stämme, welche das übrige Galatien bewohnten, waren lange nicht so kriegerisch, so widerstandsfähig. Das Land selbst ist übrigens zu kriegerischem Zeitvertreib gar nicht geeignet, da es vorwiegend flach und nur von unansehnlichen Gebirgen durchschnitten ist. Man denke sich eine circa 150 Kilometer



lange und durchschnittlich 70 Kilometer breite Fläche, die im Mittel 1000 Meter über dem Meere liegt, in der Längnenmitte von einem mäandrisch gewundenen Strome durchrissen, so hat man das Bild von Galatien. Der Strom ist der



Augustustempel in Angora.

Halys, der gerade in Galatien durch schrecklich einsame, dörferlose Gegenden seine trüben Fluten wälzt. Nur in der Nähe von Angora bespült er freundliches Gartenland; andere Dasen liegen zerstreut auf der Hochfläche, meist in der Nähe des Halys. Das Klima ist excessiv continental, die Vegetation spärlich, die Bewohnerschaft ungemein dünn gesäet. Die Grassfluren dienen kurdischen

und turkmenischen Nomaden als Weideplätze, welche übrigens auch noch in das benachbarte Phrygien hinübergreifen. Beide Gebiete sind die Heimat der weit berühmten Angoraziege, deren Zucht eine Haupterwerbsquelle der Steppenbevölkerung bildet. Letztere ist der urwüchsigste Hirtenstamm geblieben, von den alten Zeiten Galatiens an, bis auf den Tag. Die Kleidung beschränkt sich zumeist auf ein doppeltes Ziegenfell, das, an den Seiten zusammengenäht, ein Loch zum Durchstecken des Kopfes freiläßt. Auch der gekrümmte Hirtenstab (Pedan) ist noch im Gebrauche, desgleichen die Leder sandals. Nach der Art ihrer Ausnützung, deckt die Angoraziege alle Bedürfnisse der central-anatolischen Hirten.

Galatien ist arm an beständigen, geschlossenen Niederlassungen; das lustige Zelt des Nomaden — welche übrigens auch mit Vorliebe in alte Ruinen unterkriechen — spielt die Hauptrolle. Städte zählt man nur zwei: Angora im Westen, Puzgat im Osten. Ersteres, im Alterthume unter dem Namen Ankyra weitberühmt, war eine phrygische Stadtgründung und reicht in das graueste Alterthum hinauf. Der fabelhafte König Midas soll ihr Erbauer gewesen sein. Die Römer richteten sich hier häuslich ein und aus ihrer Zeit stammt manches zertrümmerte Bauwerk, mancher Architekturrest, der da und dort in den modernen Gebäuden verbaut ist. Am besten erhalten ist der Ueberrest des Tempels des Augustus und der Roma, das vorzüglichste Denkmal Galatiens. Die Stadt selbst ist arg heruntergekommen. . . . Was Puzgat anbetrifft, das weit im Osten des Halys liegt, machen es seine räthselhaften Monumente merkwürdig. Dieselben bestehen in Ueberresten eines aus kolossalen Quadern erbauten Tempels, der von Mauern und Thürmen umgeben ist. Merkwürdiger noch sind die in der Nähe befindlichen Felsculpturen, welche einer entlegenen, verschleierte Zeit angehören. Es sind Relief-Darstellungen, welche nichts mit ähnlichen Werken der Assyrer gemein haben, wenngleich ihr Alter, wenn nicht weiter zurück, mindestens in die Zeit des zweiten assyrischen Weltreiches reicht.

Im Süden von Galatien und zwar zum größten Theile auf dem linken Halys-Ufer, erstreckt sich das Hochland von Kappadokien — das ungeheure Glacis des Taurus und Anti-Taurus, in nordwestlicher, beziehungsweise westlicher Richtung vorgelagert. Fast in der Mitte dieses Glacis erhebt sich das Schneehaupt des Argäus (Erdjas Dagh), eines 3840 Meter hohen, erloschenen Vulkanfegels. Weiterhin in seinem Bereiche besteht der Boden nur aus vulca-



nischen Gebilden, Tufflagern und Schlackefeldern. Am merkwürdigsten ist die Landschaft an der südlichen Ausbiegung des Halys, bei Newfcheher und Uergüb (siehe die Kopfleiste dieses Abschnittes). Dort zeigt sich bei Mondenschein ein Land voll weißer hochaufragender Kathedralen mit unzähligen Thurmspitzen; die Schattenkegel erscheinen hintereinander wie lange Processionen riesiger Mönche durch ein unabsehbares Labyrinth, in welchem kein Baum, kein Busch, kein Grashalm zu entdecken ist. Der Boden kracht unter dem Tritte der Pferde im Bimsstein, wie gefrorener Schnee. Bei dem hellen reinen Himmel verursachen die blendenden Reflexe dem Auge des Beschauers empfindlichen Schmerz.

Sämmtliche Felskegel sind im Innern ausgehöhlt, mit Kammern und Wohnräumen versehen, von denen manche mehrere Etagen, Treppen und Gallerien — Alles von merkwürdiger Art — besitzen. Diese Grotten zeigen, namentlich dort, wo sie an den besuchtesten Wegen liegen, vielfache Zerstörungen. An der Decke einer der zahlreichen Capellen sieht man noch eine kolossale Christusgestalt auf dem Throne sitzend, in einer zweiten die Kolossalbüste des Heilands, an einer Wand die Jungfrau mit dem Christuskinde. Alle diese Darstellungen tragen ein ursprüngliches Gepräge. Es hat sonach den Anschein, daß sich in diesen Troglodyten-Wohnungen, die jedenfalls in das graue Alterthum zurückreichen, zuletzt die kappadokischen Christen einnisteten, zu einer Zeit, in welcher das Land den Verheerungen durch asiatische Eroberer am meisten ausgesetzt war.

Die Hauptstadt dieses Gebietes ist Kaisarjeh, eine Stadt von noch immer 60.000 Bewohnern, am Nordfuße des Argäus und unweit der Stätte von Cäsarea, der älteren Hauptstadt von Kappadokien, gelegen. Vor der Herrschaft der Römer, welche ihr diesen Namen gaben, hieß sie Mazaka, in das Alexander, vom Halys kommend, seinen Einzug hielt. Die Bevölkerung dieser einst wichtigen Stadt zählte von den ältesten Zeiten an zu der widerhaarigsten von Kleinasien. Das ist, merkwürdigerweise, bis auf den Tag geblieben. In dem nahen Anti-Taurus haufen die wilden und kriegerischen Völkern. Jeder Fremde, der in ihre einsamen Bergschlupfwinkel eindringt, wird als Feind angesehen und dem entsprechend behandelt. Gelingt es gleichwohl einmal einem europäischen Reisenden (wie beispielsweise dem Russen P. v. Tschichatschew), mit einem der mächtigen Clanhäuptlinge auf freundschaftliche Weise sich auseinanderzusetzen, dann wird dieser darauf bestehen, daß der türkische Gendarm der Begleitung

sich sofort außer Land begeben, »da hier der türkische Sultan doch eine Null ist«, ... Zu Farasch halten sich versprengte Griechengemeinden auf, die mit der Zeit so verwildert sind, daß sie sich in nichts von ihren asscharischen Nachbarn unterscheiden. Sie sind immer bis an die Zähne bewaffnet, zahlen keine Abgaben und erkennen bloß die Oberherrlichkeit des Asscharen-Häuptlings an, den sie in dessen Unternehmungen gegen die Bewohner der Ebene, gegen Antheil an der



Brücke in Brussa.

Beute, unterstützen. Selbst ihre Priester, mit dem Kreuze auf Brust, nehmen an diesen Raubzügen Theil.

Wenden wir uns nun von Galatien nach Westen. Dort erstreckt sich vielleicht das interessanteste Land von Border-Kleinasien — Phrygien, der Eckpfeiler, von dem aus die Continuität der alten Völker eranischen Stammes (über Troja hinweg) nach Europa hinüber (Thrakien, Mykenä etc.) spannt. Auf einem völlig vereinsamten Steppenplateau am oberen Sakaria, dem Flusse, welcher in seinem Unterlaufe Paphlagonien von Bithynien trennt, stößt man auf ein uraltes, in einen isolirten Felsblock gehauenes Gewölbe, welches man das »Grab





Beussa.





des Midas« genannt hat. Die Inschriften im Innern, allerdings arg zerstört, bestehen aus eigenthümlichen Zeichen, welche bisher nicht enträthelt worden sind. Etwas weiter im Westen liegt die Stadt Kutaja, in der wir das alte Cotharum, die Heimat des Fabulisten Aesop und eines der ältesten phrygischen Emporien erkennen. Im Süden von hier ist jenes Kelänä zu suchen, das die älteste phrygische Hauptstadt war. Die Sage berichtet von einem Schlund, der sich auf dem Markte öffnete und nicht eher schließen wollte, bis des Königs Midas Sohn, Anchuros, sich zu Pferd hineinwarf. In Kelänä hatte Apoll den Marsyas geschunden.

Wo die interessanteste und bekannteste aller altphrygischen Städte — Gordium — gelegen, ist bisher nicht erforscht worden. Man vermuthet sie in dem Thale des Sakaria, und zwar an jener Stelle, wo dessen Nebenfluß Purşaf einmündet. Auf der Burg von Gordium stand bekanntlich der alterthümliche Wagen der phrygischen Urkönige, Foch und Deichsel so kunstvoll durch ein Band von Baumwollbast mit einander verbunden, daß Alexander der Große, wie die Berichterstatter melden, keine andere Lösung fand, als den Knoten mit dem Schwerte entzwei zu hauen. Das geschah deshalb, weil ein Orakel verkündet hatte, derjenige werde Herr in Asien sein, wer den Knoten löse. Alexander hatte sich Zeit gegeben, den Schritt vorher zu bedenken, bevor er mit den Seinen und den Einheimischen den verhängnißvollen Besuch auf der Burg machte. Höchst erwünscht kam in der Nacht ein gewaltiges Gewitter. Am Morgen opferte Alexander und dankte den Göttern, daß sie ihre Zustimmung zu seiner Art Lösung gegeben hätten.

Wir setzen unsere Wanderung nach Westen fort und gelangen nach Bithynien, dem Lande zwischen Sakaria und den beiden Meeren — Pontus im Norden, Marmarameer im Westen. Hier hat die Natur ein wahres Paradies geschaffen, denn unvergleichlich schön sind die Gefilde zwischen den romantischen Engen, den hohen Waldgebirgen und dem blütenreichen Gestade. Die Nähe des Meeres läßt ihren Einfluß auf die alten Emporien im Inneren des Landes nicht verkennen. Die berühmtesten derselben waren Prusias und Nikäa. Die alte Hauptstadt von Bithynien war aber Nikomedia (jetzt ein Türkenstädtchen Namens Ismid) im Hintergrunde des langen Golfes, der von Westen her in das Festland einschneidet. Prusias war die Gründung jenes gleichnamigen Königs,

bei dem der fliehende Hannibal Schutz gefunden hatte. Bekanntlich ließ Rom den nun in so weiter Entfernung Weilenden nicht in Ruhe. Der Gesandte L. Quinctius Flaminius, der anderer Angelegenheiten halber nach Prusias gekommen war, bot Alles auf, um die Auslieferung zu erwirken. Als sie nicht freiwillig erfolgte, schritten die Römer zur Gewalt. Das Schloß, in welchem Hannibal sich aufhielt, hatte zwar verschiedene, auch unterirdische Ausgänge, weil der Geächtete jederzeit auf das Schlimmste gefaßt sein mußte. Als aber ein Slave meldete, daß alle Ausgänge von Bewaffneten besetzt seien, nahm Hannibal das Gift, daß er immer bei sich führte.

Trotz dieser interessanten Vorgeschichte datirt die Bedeutung und Berühmtheit des alten Prusias erst aus jüngerer, nämlich osmanischer Zeit. Die Stadt hieß seitdem Brussa und war durch Jahrhunderte die gefeiertste im näheren Orient. Die Gegend steht an Lieblichkeit nur wenig hinter jener des Bosphorus zurück. Berühmt sind die Moscheen Brussas, ganz eigenartige orientalische Kunstschöpfungen, welche durch die Pracht der Gärten, in welchen sie liegen, oder vielmehr von denen sie umgeben sind, doppelt wirkungsvoll sich präsentiren. . . . Die Stadt muß aber bereits zur Zeit der Byzantiner sehr begehrt gewesen sein, denn zehn Jahre lang setzte der erste Sultan der Osmanen seine Bemühungen fort, in den Besitz dieses Städtekleinods zu gelangen. Er lag am Sterbebette, als er die Nachricht erhielt, daß sein Sohn Orchan die Stadt erobert und dem Reiche einverleibt habe.

Brussa, das auf den nördlichen Vorhöhen des Olymps erbaut ist und das schöne Culturland zwischen ihm und dem Küstengebirge beherrscht, macht einen ungemein malerischen Eindruck. Man unterscheidet deutlich die drei Abschnitte der Stadt, welche durch zwei Wildbäche von einander getrennt und durch Brücken verbunden sind. Zu oberst des mittleren Abschnittes, auf dessen Boden offenbar die antike Stadt gelegen hat, ragt der Burghügel, auf welchem Prusias ein festes Schloß hatte erbauen lassen. Auf diese Höhe müssen wir uns das jüngere Residenzschloß der ersten Sultane verlegt denken, einen Complex von Baulichkeiten und Kiosken nach persischem Geschmacke in Gärten versteckt. In diesem Schlosse herrschte zu Zeiten ein üppiges Leben, namentlich unter Bajazid Alderim. Dermalen ist Brussa eine wohlhabende gewerbtreibende Stadt, welche mit dem nahen Hafenorte Mudania durch einen Schienenweg in Verbindung steht.





Ein Theil der Ringmauern von Tiflä.





Das zweite große Emporium dieses Gebietes war Nikäa. Es hatte seit dem Erscheinen türkischer Völker in Kleinasien wiederholt eine ausschlaggebende Rolle gespielt; dreimal wurde die Stadt genommen; das erstemal durch die Seldschuken, das zweitemal durch die Schaaren des ersten Kreuzzuges, zuletzt wieder durch Türken, die Osmanen Sultan Orchans. Aber die Einzelheiten dieser drei Actionen waren verschieden. Die Osmanen, welchen es an Belagerungsmaschinen gebrach, hatten Nikäa einfach ausgehungert. Nach einer Niederlage des byzantinischen Entsatzheeres bei Philokrene, erschöpft durch Hunger und Epidemien, ergab sich die Festung an die vor dieselbe geeilte gesammte Heeresmacht der Osmanen, mit der Bedingung des freien Abzuges der Besatzung nach Constantinopel.

Ganz anders geartet waren die Verhältnisse, als die Seldschuken Nikäa gegen die Kreuzfahrer vertheidigt hatten. Sieben Wochen lang lag die ganze Macht des ersten Kreuzzuges mit ihren Führern Gottfried von Bouillon, Tancred, Boemund, Robert von Flandern und Robert von der Normandie vor der Stadt. Von den Wällen herab wurden die Angreifer mit siedendem Del und griechischem Feuer empfangen, ließen (wie bei den Belagerungen von Syracus) eiserne Fingarme sich herab, welche einzelne Kämpfer oder ganze Gruppen ergriffen, in die Höhe hoben und sie wieder in die Tiefe stürzen ließen, wo sie zerschmetterten. Endlich fiel ein Thurm und der Sieg schien gewiß. Da mengte sich der schlaue byzantinische Kaiser Alexios in den Handel und es gelang dem Commandanten seiner Flotte, Butumites, von der Seeseite her mit dem Sultan der Seldschuken, Sulejman, in Verbindung zu treten, und diesen zum freien Abzug zu bewegen, wofür als Lohn die Stadt in die Hände der Griechen übergehen sollte. Während die Kreuzfahrer von der Landseite her eben heftig angriffen, wehten plötzlich griechische Fahnen auf den Wällen und erschien Butumites, welcher den überraschten Befehlshabern des Kreuzheeres erklärte, daß er im Namen seines Kaisers von Nikäa Besitz ergriffen habe.

Wie der Besitz Nikäas durch griechische List den Kreuzfahrern verloren ging, fiel es aßermals durch Dazwischentreten der Byzantiner nur neun Jahre später wieder an die früheren Eigner zurück. Alexios hatte sich von den Kreuzfahrern getrennt und die berühmte Festung Bithyniens den Seldschuken zurückgestellt. Ein Jahrhundert darnach ward Nikäa die Residenz des byzantinischen

Kaisers Theodor Laskaris, als die Franken die bisherigen Herrscher aus Constantinopel vertrieben und dortselbst das lateinische Kaiserthum aufgerichtet hatten. Von Nikäa aus erfolgte auch der Sturz des letzteren und die Wiedereroberung Constantinopels, worauf die erstere Stadt noch hundert Jahre als griechische Grenzfestung fortbestand, bis sie an die Osmanen verloren ging. Dreimal also, wie erwähnt, ward Nikäa türkischen Händen übergeben: das erstemal unter Nikephoros Botoniates an Sulejman, dem Gründer des Seldschukenreiches, das zweitemal an dessen Sohn Kilidsharlan durch Friedensschluß unter Alexios, das drittemal unter Andronikos dem Jüngeren durch Capitulation an Orchan. Die Stadt, erst Antigona geheißt (von ihrem Erbauer Antigonus), dann Nikäa, zu Ehren der Gemalin des Dymachos, hat ihren in der türkischen Form »İznik« verstümmelten Namen bis auf den Tag erhalten.

Nikäa ist eine der interessantesten Ruinenstädte auf kleinasiatischem Boden. Noch stehen allenthalben die mächtigen Wälle mit ihren hervortretenden Rundthürmen und den breiten Thorwölbungen, durch welche man jetzt nicht mehr in Straßen und auf Paläste, sondern hauptsächlich auf Saatsfelder und Gärten blickt, zwischen denen etliche Ruinen von türkischen Moscheen und Bädern sich erhalten haben. Der Innenraum nimmt fast eine halbe Quadratmeile ein und läßt eine gute Vorstellung von der Anlage der Stadt zu. Wie das türkisch gewordene Nikäa gänzlich verschwinden konnte, ist unerklärlich; denn die Eroberer hatten die Stadt nicht nur geschont, sondern sie großmüthig mit Schulen, Moscheen, Spitalern, Brunnen u. s. w. ausgestattet. Nachdem das türkische Nikäa längst in Ruinen gesunken war, erstand unweit derselben eine neue Ansiedelung, auf welche der alte Name überging: İznik, ein armeliges Dorf.

Eine Tagreise im Norden von İznik, im innersten Winkel eines tief ins Land einschneidenden Golfes — des schönsten an den bithynischen Gestaden — liegt das Türkenstädtchen İsmid auf der Stelle der einstigen Hauptstadt des Landes, Nikomedien. Sie war die Residenz des Kaisers Diocletian und fiel noch etwas früher in die Hände der Osmanen, als Nikäa. Die Umgebung von İsmid ist, namentlich an der Südseite des Golfes, reizvoll. Unter den vielen Dörfern, welche von ihrem Hintergrunde von Cypressen übers Meer schauen, wäre in erster Linie Dschebizel's zu gedenken, hinter welchem Namen



ſich das alte Libyſſa verbirgt. Es heißt, Hannibal habe ein Orakel erhalten: »Libyſſas Erde deckt den Leib des Hannibal«, was er ſelber auf Libyen und das Grab in Karthago glaubte beziehen zu dürfen. Libyſſa war aber auch ein großes Dorf am Nordrande des Nikomedischen Golſes. In der Nähe jenes Diſchibizeh ragt ſeit alten Zeiten ein Grabhügel mit einer Cypreſſengruppe, den Julius Braum für das Grab jenes Mannes hält, »der das Abendland erſchütteret hat, wie Niemand vor ihm, noch nach ihm«.

Mit dem Ausblicke auf das im Sonnenlichte funkelnde Marmarameer und ſeinem Kranze grüner Randhöhen, beſchließen wir unſere knappen Mittheilungen über Bithynien. Wir haben noch in einem anderen Küſtengebiete Umſchau zu halten, mit welchem wir dieſe Abſchweifung, die uns von den Pontusküſten in das Innere von Kleinaſien geführt hat, beſchließen. Dieſes letzte Küſtengebiet iſt Myſien, im Süden und Weſten des von herrlichen Wäldern umgürteten und ſchneebedeckten Olymps mit ſeinen Derwiſch-Klöſtern und Anachoretentkäuſen. Myſien ſelber iſt ein wasserreiches, romantiſches Land. Es iſt erfüllt von mächtigen Gebirgen und in engen Waldthälern rauſchen ſtattliche Flüſſe dem Marmarameere zu. Südwärts der mächtigen Grenzberge von Myſien erſtreckt ſich ein anderes berühmtes Land des Alterthums — das liebliche Lydien, deſſen Waſſer bereits dem Aegäiſchen Meere zuſtrömen, ſonach über den Rahmen unſeres Gegenſtandes hinausfallen.

Wenn wir gleichwohl den flüchtigen Ueberblick noch bis an dieſes Geſtade ausdehnen, geſchieht es aus zweifachem Grunde: einmal, weil das myſiſche Land bis an den Hellespont reicht, alſo zum Waſſergebiete des Marmarameeres gehört, das einen »Vorhof« zum Pontus bildet; zweitens, weil wir es uns nicht verſagen können, an der denkwürdigſten Stätte von Kleinaſien — jener von Iſion — einige Augenblicke zu verweilen. . . . Wo die Küſte von Kleinaſien mit derjenigen von Europa das ſüdweſtliche Eingangsthor zum Hellespont — der Dardanellenſtraße — bildet, am äußerſten Ende des aſiatiſchen Welttheiles, ſteht ein gewaltiger Grabhügel, der des Proteſilaos, jenes erſten Hellenen, der einſt beim Angriffe auf trojanischem Boden fiel. Knapp daneben öffnet ſich die Thalebene des Skamander (weſtwärts durch eine Dänenreihe vom Aegäiſchen Meere getrennt) gegen den Hellespont, und eine mäſſige Strecke landeinwärts liegt ein niedriger Hügel, der den Namen Hiſſarlik führt.

Jeder Gebildete weiß, welches Bewandniß es mit diesem Namen hat. Es war aber nicht immer so; noch vor kaum anderthalb Jahrzehnten identifizierte man jenen Hügel mit der Lage von »Neu-Ilios«, jener Stadt, welche noch Alexander der Große gesehen hatte und in der er der Athene ein Opfer brachte, um den Schatten des Priamos zu versöhnen. Obwohl der makedonische Welteroberer der trojanischen Epopöe um fast zwei Jahrtausende näher stand,



Kutajia.

als unser Geschlecht, daher offenbar die Vergangenheit noch nach Ueberlieferungen, die nicht vollends verblaßt waren, beurtheilen konnte, hat unsere Gelehrtenwelt bis vor kurzer Zeit noch gleichwohl über die »Illusion« Alexander's gelächelt. Daß nicht er, sondern jene irrten, haben die großartigen Erfolge Schliemann's bewiesen. Aus den Tiefen des Hissarlik-Hügels hob Schliemann den »Schatz des Priamos«; die Lage der Burg, des skäischen Thores, eines Theiles der Stadt u. s. w. wurde unter den mehrfachen Schichten von Trümmersturz ermittelt und das Geheimniß gelüftet.



Diese Schichten aber bargen mehr, als man zu finden hoffte: sie ergaben das Vorhandensein von mehreren Niederlassungen aus verschiedener Zeit — eine über der anderen — jede erstanden auf den Ruinen der vorhergegangenen. Schliemann unterscheidet sieben solcher Ansiedelungen, von denen zwei noch über die Zeit des »homerischen Troja« hinaufreichen; es folgen darüber noch drei weitere Anlagen und zu oberst das »äolische Ilion« oder Neu-Ilion schlecht-



Antike Ruine auf der Marmara-Insel.

weg. Die wichtigste Entdeckung war selbstverständlich die dritte oder sogenannte »homerische Stadt«. Dieselbe liegt zwischen 7 bis 10 Meter unter der Oberfläche und enthält stellenweise bedeutende Brandschuttmassen. In einer solchen, etwa  $8\frac{1}{2}$  Meter tief, fand Schliemann jene merkwürdigen Kostbarkeiten, welche er den »Schatz des Priamos« nennt. Außer einer großen Anzahl von Geräthen aus reinem Kupfer, waren es besonders die Gefäße und Schmuckfachen aus Gold, welche den Fund zu einem äußerst kostbaren machten. Die Goldgefäße zumal zeichneten sich durch ihre erstaunliche Größe aus. Außerdem fanden sich vor: goldene Ohrringe, Diademe, Armbänder, Silberbarren, Schmuckketten mit Gold-

blättchen und nicht weniger als 8750 kleine Ringe, Knöpfe, Würfel und andere kleinere Gegenstände. Das Bemerkenswerte an diesen Funden ist, daß sie sowohl in Bezug auf die Form, als die ornamentale Ausschmückung weder mit griechischen noch mit orientalischen Kunstproducten irgend welche Verwandtschaft zeigen.

Alles übrige Detail gehört der Cultur- und Kunstgeschichte an und läßt sich sonach in den Rahmen dieses Buches nicht einfügen. Nur eine Bemerkung möchten wir hier anbringen: lange vor Schliemann, und noch ehe der Spaten die vorerwähnten Schätze als Beweismaterial für die Identität des Hissarlik mit der Lage des homerischen Troja aus der Erde gehoben hatte, war ein deutscher Kunst- und Culturforscher — der einzige von der ganzen Gilde — Julius Braun, unterstützt von einem wahrhaft divinatorischen Scharfsinn, für jene Identität eingetreten. Die Gegner — und hiezu zählten nicht nur sämtliche Kunstgenossen, sondern Jedermann, der als Tourist, oder Historiker, oder Militär die Troas bereiste — wollten von dem Troja auf Hissarlik nichts wissen und verlegten es auf den Bali-Dagh bei Bunarbashi, drei Stunden im Südosten der Stätte von Neu-Ilios. Das ist allerdings eine wunderbare Lage: das hohe Bergeshaupt mit seinen nach drei Seiten abfallenden Steilhängen, mit dem rauschenden Skamander und der Thalebene zu Füßen, welche letztere sich in flachen, üppig bewachsenen Stufen hinabsenkt. Da sind auch die Schluchten und Abgründe, das Buschwerk und die Schlinggewächse, von denen der Dichter gelegentlich der Schilderung des Wettlaufes zwischen Achill und Hector spricht. Und dann, die herrliche Aussicht hinaus aufs Meer bis zur Insel Tenedos, hinter der sich die griechischen Schiffe verborgen hielten!

Leider machen das »Buschwerk und die Schlinggewächse« noch kein Troja. Freilich haben auch die Ausgrabungen Schliemanns die Vorstellung von einer Stadt und einer besonderen Burganlage, wie die homerischen Gesänge sie vorführen, nicht befriedigt. Darauf besonderes Gewicht zu legen, wäre thöricht; denn fürs erste kann man von einer Dichtung nicht beanspruchen, daß sie sich genau den topographischen Thatfachen anschmiege, und zweitens hat Homer zwar ganz gewiß die trojische Gegend, nicht aber die schon dritthalb Jahrhunderte vor ihm zerstörte Stadt gesehen. Es konnte sich also in seinem Kopfe immerhin das Bild von einer Doppelanlage: einer Burg auf dem Hügel, und der Stadt rings um dieser in der Niederung festsetzen. Da für den Dichter die Dinge selber



durch die Entfernung in der Zeit verklärt sich zeigten, brauchte er in der Dichtung keinen Zwang sich zuzumuthen.

Daß Homer diese Gegenden aus eigener Anschauung kannte, ließe sich aus zahlreichen Stellen der »Iliade« nachweisen. Auch die Bezeichnung des »raschflutenden« Hellespont ist aus der unmittelbaren Anschauung bezogen. Wir werfen einen flüchtigen Blick auf diese politisch und militärisch so bedeutungsvolle Wasserstraße, welche als Thor nach Byzanz-Constantinopel durch alle Zeiten eine große Rolle spielte und sie auch in Zukunft spielen wird. Die größten Eroberer Asiens und Europas haben sie überschritten. Weltreiche sind von hier aus gegründet oder zerstört worden; Völkerfluten haben sie als Brücken zwischen zwei Erdtheilen benützt. Wie alt die Wacht an den »Dardanellen« ist, beweist der Name an sich; denn nicht von Dardanos, sondern von einem »Tartan«, d. h. einem assyrischen Statthalter, hat die Seestraße ihre Bezeichnung erhalten. Nun stehen allenthalben an ihren Ufern türkische Forts und Batterien, um die Kette von Thatfachen, wie sie Geschichte und Politik zu Wege gebracht haben, bis auf den Tag geschlossen zu erhalten.

Bevor wir unseren Einzug in Constantinopel halten, erscheint es uns zum besseren Verständnisse alles dessen, was mit dem Vollblut-Türkenthum zusammenhängt, nothwendig, das erste Aufkeimen der Osmanenmacht, die ja in Kleinasien ihre Wiege hatte, näher zu beleuchten. Der Leser befürchte keinen weitläufigen Geschichtscursus, es handelt sich nur um etwelche verblaßte, halb legendäre Erinnerungen, welche in jene Zeit zurückreichen, da Osman als Gründer eines neuen türkischen Staates auftrat, nachdem das ältere türkische Staatswesen — das der Seldschuken — in seine Atome auseinander zu bröckeln begann.

Wir müssen uns also zuvörderst mit diesen Seldschuken beschäftigen. Sowohl das kunstfreundige Schaffen der Herrscher dieses Turkstammes, als die Verwickelungen, in welche sie seit dem ersten Erscheinen der Kreuzfahrerheere in Kleinasien verstrickt waren, werfen ein interessantes Licht auf die Vorfahren der anatolischen Osmanen. Leider wissen wir im allgemeinen wenig von diesen »westlichen« Seldschuken. Sicher ist, daß die Herrschaft der sogenannten »östlichen«, an Stelle des abbasidischen Khalifats getretenen Seldschuken, den Höhepunkt und die Glanzepoche der Türkenherrschaft in Asien bildeten. Unter Melik Schah war es beispielsweise möglich, am Druß das Fährgeld in Anweisungen

zu bezahlen, die auf den Schatz von Antiochien, also eine Stadt lauteten, welche die Kleinigkeit von 400 Meilen vom Anweisungsorte entfernt lag. Der Bezirk Nizam Mulk war die Seele all' jener staatlichen Einrichtungen und socialen Schöpfungen, wie sie der moslimische Orient höchstens noch unter den ersten abbassidischen Khalifen gekannt hatte. Als das östliche Seltschukenreich durch die Mongolen unter Hulagu Khan, dem Enkel Dschingiskhans, zertrümmert wurde, fristete das westliche Seltschukenreich noch einige Decennien hindurch sein Dasein in Iconium und dessen Nachbargebieten.

Interessanter als diese letzte Epoche, welche dem Erstehen der Osmanenmacht unmittelbar vorausging, ist die Epoche, welche mit der Zeit der ersten Kreuzzüge zusammenfällt. Der Sultan Kilidscharzlan war bekanntlich aus dem Kampfe mit dem ersten Haufen der Kreuzfahrer, welche den Boden Kleinasiens betreten hatten, siegreich hervorgegangen; nach der Bezwingung von Nikäa aber erlitten die Seltschuken auch in offener Feldschlacht (bei Doryläum, unweit des heutigen Eskishehr) eine vollständige Niederlage. Für die Kreuzritter gab es kein Hinderniß mehr und sie zogen nicht nur in Iconium siegreich ein, sondern setzten auch ungestört ihren Marsch nach Cäsarea (Kaisarjeh) und über den Taurus nach Nord-Syrien fort. Schlimmer erging es dem Kreuzfahrerheere, welches 1101 den verwegenen Plan gefaßt hatte, durch ganz Kleinasien über das entlegene Sinvas direct auf Bagdad vorzurücken. Es hatte kaum den Halys überschritten, als die Streitmacht Kilidscharzlans, verstärkt durch die Contingente der Nachbar-Emire, über die zuchtlosen Horden herfielen und sie total aufrieben. Ein winziger Bruchtheil nur erreichte Sinope; die Hauptmacht, namentlich das Fußvolk, dann der Troß, die Weiber u. s. w., wurden theils niedergemacht, theils gefangen genommen.

Auch sonst ist mancher Kreuzfahrerhaufen im Innern von Kleinasien spurlos untergegangen. Die Wüsten und Steppen, im Sommer wasserlos, im Winter von ausgiebigen Schneefällen und Stürmen heimgesucht, forderten seit Jahren ihre Opfer. Um wie viel leichter war dies bei so gewaltigen Massen, deren Bedürfnisse selbst ein befreundetes und wohlcultivirtes Land nicht immer gedeckt haben würde. Daß die feindsliche und energische Haltung der Seltschuken wesentlich zur Verschlimmerung der Situation beitrug, ist selbstverständlich. Sicher wären ihre Erfolge viel bedeutender gewesen, wenn ihre Actionskraft nicht durch



Constantinopel.

Marmara-Inseln

Die Propontis oder das Marmara-Meer.

Gallipoli

Campsakus

Die Dardanellen

Hellespont

Asiatisches Schloss

Europaeisches Schloss

Die Dardanellen.  
(Facsimile eines Kupferstiches aus dem 17. Jahrhundert.)





Thronstreit und Bruderkrieg lahmgelegt worden wäre. Die Bedrängniß von außen und der Verrath im Innern zerrütteten die Herrschaft der Seltschukiden derart, daß bereits an der Reige des XIII. Jahrhunderts das kleinasiatische Reich nur mehr aus einem losen Bund von Vasallen-Fürstenthümern bestand, die wenige Tagreisen außerhalb der Mauern von Konja die Oberhoheit des Sultans Maeddin nur nothgedrungen anerkannten.

In diese Zeit fällt das erste Auftreten jenes Turkstammes, aus welchem die Dynastie der Osmaniden hervorging. Wir haben in unserem einleitenden Capitel hierüber kurz berichtet, möchten aber die betreffenden Vorfällenheiten nun weitläufiger ausmalen. Als Dschengiskhan die Vormauer — berichtet der berühmte Historiograph des türkischen Reiches, Hammer-Burgstall — des Chowaresmischen Reiches, welches sich der mongolischen Völkerflut entgegengestellt hatte, durchbrochen, wanderte Sulejman Schah aus dem Geschlechte »Kaji«, einem der edelsten Dghusen, aus Chorassan (am Ostende des persischen Hochlandes), wo er mit seinem Stamme siedelte, nach Armenien aus, wo er sich in der Gegend von Erzingian niederließ. Sieben Jahre später, nach dem mittlerweile erfolgten Tode Dschengiskhans, und nachdem Maeddin, der große Fürst der ikonischen Seltschuken, das heutige Turkestan bezwungen hatte, trat Sulejmans Stamm den Rückweg in die Heimat an. Auf diesem Rückzuge stürzte das Pferd Sulejmans mit diesem vom steilen Euphrat-Ufer in den Strom. Beim Schlosse Dschabbar heißt seine (angebliche) Grabstätte noch heute das »Türkengrab«.

Da zerstreuten sich die unter seiner Anführung gestandenen Familien. Ein Theil derselben blieb in Syrien, ein anderer zog nach Kleinasien, wo ihre Nachkommen noch heute als »Turkmanen« mit ihren Herden im Sommer auf hochgelegenen Grassluren, im Winter auf dem flachen Lande herumstreifen. Von Sulejmans vier Söhnen — Surturtekin, Güntoghdi, Dündar und Ertoghrul — kehrten die beiden ersten in ihr Vaterland Khorassan zurück, während die beiden letzteren mit nur 400 Familien den Weg in das obere Araxesthal einschlugen, von wo sie sich über Erzerum westwärts wandten, um in Maeddins Staaten Unterkunft und Schutz zu suchen. Während dieses Marsches wurden sie unerwarteter Weise Augenzeugen eines Kampfes. Aus der Entfernung konnten sie nicht unterscheiden, wer die Streitenden seien und um was es sich handelte. Ertoghrul — d. i. »der gerade Mann« — faßte den Entschluß, sich auf die

Seite des Schwächeren zu schlagen. Seine Hilfe verschaffte diesen den Sieg. Die Besiegten waren Mongolenhaufen, welche von der letzten großen Invasion zurückgeblieben waren, der Sieger aber war Alaeddin, der Sultan der Seltschuken.

Zum Danke wies der Sultan dem Ankömmling und seinen Familien den Alpenstrich von Tumanidsch und Ermeni zum Sommeraufenthalte, die Ebene von Söğüd (d. i. »Weideplatz«) zum Winteraufenthalte an. Ertoghruul aber erbat sich vom Sultan einen ruhigeren Wohnsitz, worauf er als solchen die Alpen von Karadschadagh angewiesen erhielt. Diese Wahl war aber eine noch schlechtere, denn alsbald gab es Streitigkeiten mit den Byzantinern und Tataren, in welche auch die Seltschuken verwickelt wurden. Durch Ertoghruuls kühnes Auftreten fiel auch diesmal wieder der Sieg dem Sultan zu. Aus diesem Anlasse erhielt Ertoghruul den Beinamen »Akindschi«, d. i. Renner oder Streifer. Der Sieg war so ausgiebig, daß die Feinde bis ans Marmarameer gedrängt wurden, wo sie sich nach Gallipoli einschifften. Der Hauptschlag wurde im Pässe Ermeni geführt. Als Alaeddin Nachricht von diesem Siege erhielt, nannte er die Gegend, wo er sich eben befand (bei dem heutigen Eskishehr, unweit von Doryläum), *Sultan öni*, d. h. »die Vorderseite des Sultan«, womit er andeuten wollte, daß dieser Strich von nun an als Grenzmarke gegen die Byzantiner anzusehen sei. Um dies zu ermöglichen, wurde Ertoghruul mit dem Landstriche belehnt.

Damit war der Keim zu einem neuen Reiche gelegt. Der Umfang des Lehens war gering. Es erstreckte sich von Sultan öni nordwärts über Söğüd und die Bergengen von Biledschik (wo die Trümmer einer alten Burg) zum Sakaria, etwa bis zum Defilé von Lefke. Von hier griff die Grenzlinie westwärts über Jenishehr hinaus, schwenkte dann nach Süden, um bei Minegöl die östlichen Ausläufer des Olympos zu überschreiten und, Inöngü einbezogen, südlich von Eskishehr zum Ausgangspunkte zurückzukehren. Dieses so umschriebene Gebiet hatte die Form eines von Südosten nach Nordwesten gestreckten Ovals, dessen größerer Durchmesser vierzehn, der kleinere zehn deutsche Meilen betrug. . . . Grabesstill ist's nun in diesem Gebiete. Zwar die kleineren Städte sind nicht ohne Leben, und obgleich der Boden vulcanisch und die Bauten fast durchwegs aus dunklem Trachyt aufgeführt sind, besitzen sie gleichwohl ein freundliches Aussehen, der vielen schattigen Gärten wegen, von welchen sie umgeben sind. Eine Ausnahme macht der östliche Strich, welcher durchwegs baumlose Steppe



ist und den herumziehenden Turkmenen und ihren Herden zum Tummelplatze dient. Hier gibt es keine geschlossenen Niederlassungen; der Boden ist wellig, hin und wieder ragt ein runder Hügel über den ebenen Steppenboden; meistens aber ist die Ebene von Felsklippen oder förmlichen Felsmauern, oder von spärlichen Dasen mit Baumwuchs (Fichten, Föhren) unterbrochen.

Außer diesen ersten Waffenthaten der künftigen Osmanen, der Ansiedelung im heutigen Sandschak Sultan öni (der Name ist bis auf den Tag erhalten geblieben), der Geburt und Vermählung Osmans, und der Geburt dessen Sohnes Orchans, meldet die Geschichte in dem langen Zwischenraume eines halben Jahrhunderts, welcher die Zeit der Regierungen des ersten und zweiten Alaeddins umfaßt, nichts von dem Leben Ertoghruls; die Sage aber, die es liebt, sich in die Ursprünge von Völkern und Dynastien einzunisten, hat auch in diesem Falle an die Erscheinungen eines Ertoghrul und eines Osman sich festgeklemmt. Beide hatten prophetische Träume, deren formale Aeußerlichkeiten ganz dem Geiste des Morgenländers entsprechen, da nach dem überlieferten Ausspruche des Propheten Mohammed nächtliche Erscheinungen mit dem Prophetenthum innig zusammenhängen und gute Träume überhaupt von Gott kämen. Die Fassung solcher Sagen deutet freilich darauf hin, daß sie ihrer Wesenheit nach gleichgeblieben sind und sich nur von älteren Häuptern auf jüngere herabgelassen haben.

So weist denn auch der Traum Ertoghruls seine nahe Verwandtschaft mit dem Traume Jacobs auf, dem bekanntlich mehr als einmal im nächtlichen Schlummer der Segen seines Geschlechtes verkündet wurde. Was Ertoghrul anbetrifft, war derselbe auf einer seiner Wanderungen im Hause eines frommen Mannes zur Nacht eingekehrt. Als man sich zur Ruhe begab, nahm der Hausherr aus einem Wandschränke ein Buch heraus und legte es auf die höchste Stelle im Zimmer; auf die Frage Ertoghruls, was für ein Buch dies sei, antwortete ihm der Hausherr, es sei Gottes Wort, das heilige Buch, durch den Propheten den Menschen verkündet. Nachdem sich Alles zur Ruhe begeben, nahm Ertoghrul das Buch und las es stehend die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen, wo er sich auf kurze Zeit niederlegte. Da, im Halbschlummer, hatte er eine prophetische Erscheinung und vernahm die Stimme: »Da Du mein von Anbeginn her bestehendes Wort so hoch ehrst, sollen hochgeehrt sein Deine Kinder und Kindeskinde durch alle kommenden Geschlechter und Zeiten.«

Nicht so einfach im Geiste patriarchalischer Ueberlieferung, sondern im Geiste romantischer Sage, und bereits mit geschichtlichen Begebenheiten verwebt, ist der Traum Dsman's, welcher seiner Vermählung mit »Malchatun« (d. i. Schatzfrau), der schönen Tochter des frommen Scheichs Edebali, vorging. Dem Traume selbst werden Scenen von Werben, Nebenbuhlerschaft und Kampf mit örtlicher Grundlage — im Gebiete von Sultan öni nämlich — eingeflochten. . . .



Anatolische Zigeunerinnen. (Nach einem alten Kupferstiche.)

Edebali war ein frommer und gelehrter Scheich aus Abdana (in Kilikien), der sich nach vollendeten Studien in einem Dorfe bei Eskishehr ansiedelte. Dsman besuchte denselben häufig und als er eines Abends dessen Tochter, die schöne Malchatun gesehen, entbrannte er zu ihr in heftiger Liebe. Seinem Begehren um ihre Hand willfahrte jedoch der Vater nicht, weil er die Gesinnungen des Jünglings nicht für gereift, auch seine Tochter demselben für nicht ebenbürtig hielt. Darob begann Dsman seine Herzens- und Leidensgeschichte seinen Gefährten und Nachbarn zu erzählen, worunter sich auch der Herr von Eskishehr befand,



der von Dsmans Erzählung so sehr angefeuert wurde, daß er nun seinerseits gleichfalls um die schöne Scheichs-Tochter warb. Da entbrannte Streit und Hader zwischen beiden Nebenbuhlern, was Edebali veranlaßte, sein Anwesen



Anatolische Türken.

zu verlassen. Dasselbe lag nämlich auf den Gründen des Herrn von Eskischehr, den Edebali glaubte fürchten zu müssen. Der Scheich siedelte in das Gebiet Dsmans über, in welchem alsbald der Herr von Eskischehr mit streitbaren Genossen erschien. Hier forderte er den Gauherrn (von Iconia) auf, Dsman auszuliefern, was verweigert wurde. Im Gegentheile, Dsman und sein Bruder

Gundusalp wagten einen Ausfall aus dem festen Schlosse, welches sie bewahrte und schlugen die Belagerer zurück. Hierbei traf es sich, daß einer der Genossen des Herrn von Eskischehr — Köse Michal — zu Osman überging und ihm Freundschaft gelobte. Er wurde nachmals eine der mächtigsten Stützen des Osmanenthrones und sein Geschlecht hat sich als ein durch Macht und Reichthum ausgezeichnetes, unter dem Namen der »Michalogli« (d. i. Söhne Michaels) bis tief hinein in die Zeiten osmanischen Glanzes erhalten.

Osman besaß nun einen streitbaren Freund, aber es fehlte ihm die heißbegehrte Geliebte. Sie wurde erst sein, als ein merkwürdiger Traum über Osman gekommen war. Das ging so zu: Eines Abends, als Osman im Hause Edebalis als Gast übernachtete, schaute er, im Halbschlummer versunken, das nachfolgende visionäre Bild. Er erblickte sich und seinen Gastherrn, den Scheich, auf der Erde ausgestreckt liegen; aus Edebalis Brust stieg der wachsende Mond auf, der, zu Osman neigend, als Vollmond in dessen Busen sich barg und versank. Da wuchs aus seinen Lenden ein Baum empor, und gedieh, an Schönheit und Größe, bis seine Aeste und Zweige Länder und Meere bis zum äußersten Gesichtskreis beschatteten. Unter demselben standen Gebirge — Kaukasus und Atlas, Taurus und Hämus — gleichsam als Pfeiler des unendlichen Laubzeltes. Unter den Wurzeln des mächtigen Baumes sprudelten lebendige Wasser, die Quellen von vier großen Strömen: des Euphrat und Tigris, des Nils und der Donau. Schiffe bedeckten die Flüsse, Flotten die Meere, Saaten die Felder und Wälder die Berge. Aus letzteren quollen Wasser in lebendiger Fülle und durchrieselten Paradiesesfluren im Rosen- und Cypressenschmuck. In den Thälern erhoben sich Städte, Dome mit Kuppeln, Pyramiden und Obelisken mit gewaltigen Thurmbauten, auf deren Spitzen der Halbmond funkelte. Auf den Gallerien dieser Thürme sangen unzählige Nachtigallen und kosteten tausendfarbige Papageien unter dem Schatten des Wunderbaumes, dessen Blätter die Form von Schwertern hatten. . . . Da erhob sich ein Sturm und senkte die Spitzen der Schwerter auf die Städte herab, zuvörderst auf die Kaiserstadt Constantins, »die am Zusammenflusse zweier Meere und zweier Erdtheile, als ein Diadem zwischen zwei Saphiren und zwei Smaragden gefaßt, den Edelstein des Ringes erdumfassender Herrschaft bildete. Alle Lichtstrahlen des Himmelsraumes flossen in diesem Edelsteine zusammen — ein Abglanz künftiger Größe und Macht. . . .«



Als Osman den Ring anstecken wollte, erwachte er. Die Auslegung des Traumes als Sinnbild der Weltherrschaft, hervorgegangen aus Edebalis und Osmans Tenden, beseitigte alle Schwierigkeiten, welche sich der geplanten Verbindung entgegenstellten. Die Hochzeit fand ohne Pomp statt. Der Traum selber aber beweist seine Abstammung aus dem morgenländischen Sagenkreise, innerhalb welches ähnliche Erscheinungen in Hülle und Fülle sich vorfinden. Wir erinnern nur an Mandane, die Urgroßmutter des Kyros, von der (nach Herodot) ihrem Sohne träumte, daß sie mit ihrem Wasser ganz Asien überschwemmte. Und die Mutter Dschengisghans wurde von einem Lichte, das sie mit dem Munde auffing, befruchtet.

Hammer-Burgstall führt aus, daß dem Morgenländer nebst Träumen auch das Schweben des Königsgeiers ober dem zu künftiger Herrschaft auserwählten Haupte eine glückbringende Vorbedeutung sei. Bei den Persern — und nach diesen bei den Türken — heißt der Königsgeier »Humai«. Das hieraus gebildete »Humajun«, welches im persischen und osmanischen Reiche gegenüber den Herrschern im Gebrauche ist, bedeutet so viel als »kaiserlich«. In Schahnameh tragen die Helden die Federn des »Simurgh«, welcher nichts anderes, als der dreifache Geier des Bendavesta ist, als Talismane auf dem Haupte. Was der Adler den Römern war, ist der Königsgeier den orientalischen Völkern. Glückliche das Haupt, über welches der Königsgeier seine mächtigen Schwingen ausbreitet. So war es mit Osman der Fall. Im Passe von Ermeni sah der fromme Derwisch Abdal Rumral, wie ein Königsgeier über dem Haupte des Jünglings schwebte und er legte ihm dieses Wahrzeichen als glückliche Vorbedeutung aus: Osmans Herrschaft werde sich bald über zwei Meere und zwei Erdtheile ausbreiten.

Unter Osman freilich sollte dies noch nicht der Fall sein. Die Eroberungen des ersten Fürsten der Osmanen waren räumlich nicht von Bedeutung. Er hatte einige feste Punkte in Bithynien und in Nachbarschaft seines Lehens errungen, ohne daß es sonderlich heftige Kämpfe abgesetzt hätte. Das byzantinische Grenzstädtchen Angelokoma (jetzt Ainegöl), dessen Nähe Osman für sein Herrschaftsgebiet sehr belästigend fand, berannte der Fürst mit nur 70 Reitern, welche überdies in einen Hinterhalt geriethen, der auf ein Haar die ganze osmanische Herrlichkeit noch in ihren Keimen tödtlich getroffen hätte. Nur durch den Ver-

rath eines Christen, dessen Namen die osmanischen Chroniken aus Dankbarkeit der Nachwelt erhalten haben (der Mann, ein Grieche, hieß Aratos) entrannten Dsman und seine Paladine der Vernichtung. Trotzdem ließ Dsman kurz hierauf seinem im Kampfe um Karadschahissar gefallenen Gegner Kalanos die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Das war die erste osmanische Barbarei gegen besiegte Christen.

Mit der Eroberung von Karadschahissar fallen zwei wichtige Ereignisse zusammen: der Tod Ertoghruks und die Geburt eines Sohnes Dsmans, Orchan mit Namen. Sultan Maeddin II. verabsäumte nicht, den Fürsten der Dsmanen auch mit der neuen Eroberung zu befehlen. Der Act, der damit verbunden war, hatte die Bedeutung einer förmlichen Souveränitäts-Erklärung, denn Dsman erhielt die Attribute derselben: Pauke, Fahne und Köpfschweif. Der neue »Beg« bezog Karadschahissar als seine erste Residenz. Dort wurde zum erstenmale eine christliche Kirche in eine Moschee umgewandelt, ein Vorbeter (Imam) und Kanzelredner (Chatib) bestellt, eine Marktordnung eingeführt und gesetzliche Zustände angebahnt. Gleich den Paladinen, welche den Glanz Karls des Großen erhöhten und deren Thaten in den Kämpfen gegen die Saracenen die Sage verklärt hat, bewahrte auch die älteste osmanische Chronik die Namen jener Helden, welche das unmittelbare Gefolge des ersten osmanischen Fürsten bildeten. Diese Begleiter waren: Dsmans Bruder Gundusalp, dann Torghudalp, Fassanalp Nighudalp, vor Allen aber Köse Michal, der damals noch nicht zum Islam bekehrt war. Auf Rath des letzteren wurde ein größerer Streifzug nach Norden hin unternommen, der aber ohne nennenswerte Erfolge blieb. Darauf hin vergingen viele Jahre ungestörter Ruhe. Das kleine osmanische Staatswesen festigte sich sichtlich im Innern, was den Meid der benachbarten Burgherren erweckte.

Da geschah es, daß Köse Michal seine Tochter dem Sohne jenes Kalanos zum Weibe gab, der im Kampfe am Pässe Ermeni gefallen war und dem Dsman die Eingeweide aus dem Leibe hatte reißen lassen. Die zu dem oben erwähnten Feste geladenen Feudalherren bemühten sich, Michal umzustimmen und ihn zum Treubruche an seinem Freunde zu verleiten. Besonders der Herr von Biledschik ließ es sich angelegen sein, eine allgemeine Action gegen die osmanischen Nachbarn zu organisiren. Die Gelegenheit hiezu sollte sich gelegentlich eines zweiten Festes ergeben, der Heirat des Herrn von Biledschik mit der Tochter des Herrn von



Zarhissar. Michals Treue wankte nicht; um jedoch den Freund von dem Vorhaben der Feinde verständigen zu können, ging er zum Schein in deren Macherschaften ein. Osman, durch ihn von dem geplanten Anschläge unterrichtet, nahm die Einladung an und verständigte den Herrn von Biledschik gleichzeitig, daß er (Osman) von dem ihm zustehenden Privilegium, seine beste Habe im Schlosse unterbringen zu dürfen, Gebrauch machen werde. Wir müssen nämlich nachtragen, daß Osman seinerzeit, um seine Schätze über die Zeit des Sommers, wo alles Volk auf die Alpenweiden zog, vor den gierigen Nachbarn zu schützen, den Herrn von Biledschik gebeten hatte, zu dem erwähnten Zeitpunkte sein Hab und Gut im Schlosse unterbringen zu dürfen. Die Einwilligung erfolgte unter der Bedingung, daß nur Weiber und Kinder, nicht aber Männer die Einstellung der Schätze besorgen dürften.

Als Osman diesmal sein Begehren stellte, war es ihm um eine List zu thun. Osman verkleidete 39 seiner tapfersten Waffengefährten, mit denen er (als vierzigster) die Pferdelaadungen von angeblichen Schätzen, die nichts als Waffen waren, ungehindert ins Schloß führte. Es gelang ihm um so leichter sich denselben zu bemächtigen, als der größte Theil der Bewohner und der Besatzung zur Hochzeit ausgezogen waren und der Schloßherr selber sich außerhalb seines Sitzes aufhielt. Dieser letztere, nichts Böses ahnend und seines Triumphes über den in die Falle gegangenen Fürsten der Osmanen sicher, ritt nach Biledschik hinein, ward aber in der Schlucht von Kaldiralik aufgelauert und getödtet. Seine Braut aber — eine schöne Griechin — wurde von Osman seinem Sohne Orchan (damals zwölf Jahre alt) zugesprochen. Es gelang ihr freilich, sich nach Zarhissar zu flüchten; aber fast zu gleicher Zeit mit ihr drangen auch die Verfolger ein und setzten sich in den Besitz der Burg. Desgleichen fiel die feste Burg Ainegöl in die Hände der Osmanen.

Dies geschah im Jahre 1299. Mit den drei festen Schlössern, deren Einnahme mit der gänzlichen Auflösung der Selbschukenherrschaft zusammenfällt, war die unabhängige Herrschaft der Osmanen begründet. Wie der letzte Selbschukide geendet, ist unbekannt. Nach den Einen soll er von Mongolen erschlagen, nach anderen von seinem eigenen Sohne (Ghajafeddin) vergiftet worden sein. Was aber das Ereigniß von Biledschik anbetrifft, trägt es unverkennbar die Züge ähnlicher Thaten aus früherer Zeit. Der Brautraub erinnert an die Sabine-

rinnen, die Ueberrumpelung des Schlosses an die Eroberung von Troja. Lange bevor Odysseus und seine Gefährten in die Stadt des Priamos sich einschwärzte, geschah Aehnliches nach uralter eranischer Sage bei der Einnahme von Rujundif.

So hatte denn Osman das Erbe des letzten Seldschukiden angetreten, in einem Jahre, dessen Zifferstellung sich zu kabbalistischen Kunststücken ausnützen läßt. Man zählt das Jahr 1299 n. Chr. Geburt, das Jahr 699 der Flucht, im Todesjahr des letzten Seldschuken-Sultans, Zweihundert Jahre nach der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. Osman schlug seine Residenz zu Jenischehr, an der äußersten nördlichen Spitze seines räumlich noch immer sehr unbedeutenden Reiches, auf. Auch sonst ging es bei Begründung des osmanischen Reiches hüben und drüben der Dardanellen bunt genug her: die Mongolen, deren Herrschaft ebenfalls zu Ende ging, verwüsteten Syrien, in Europa bebte die Erde, in Mesopotamien »regnete es Scorpionen«, in Kleinasien erhoben sich zwei Schwerter zum Kampfe, jenes Osmans und des Fürsten von Karamanien, den einzigen Rivalen in diesem Gebiete. Die türkischen Chroniken verabsäumen auch nicht, darauf hinzuweisen, daß jedes Jahrhundert der Hidschret vor Osman mit einem großen Manne eingeleitet wurde: das erste mit Mohammed dem Propheten selbst; das zweite mit Omar Ben Abdulaziz, dem gerechtesten Fürsten aus dem Hause der Ommejaden; das dritte mit dem Khalifen Mamun, dem mächtigen Beschützer Bagdads; das vierte mit Obeidullah, der das fatimideische Khalifat in Afrika gründete; das fünfte mit Kaderbillah, dem letzten Khalifen aus dem Hause der Abbassiden; das sechste mit dem Welteroberer Dschengiskhan, und das achte endlich mit Osman, dem Urahn der osmanischen Dynastie und Begründer des nachmaligen türkischen Weltreiches, das zur Zeit seiner höchsten Entwicklung unter Sulejman II., dem Prächtigen, vom Dnepr bis in die Sahara, von Ofen bis zum Persermeere reichte.

Die historische Vorbedeutung will aber noch mehr. Vor dem Begründer des Osmanenreiches hatte nur ein Fürst gleichen Namens den Glanz des Islams über die Welt verbreitet: der dritte Vertreter des medinesischen Khalifats — Osman (oder Othman). Unter seiner Regierung (die, beiläufig bemerkt, keine persönlich bedeutende war) trugen die Streiter des jungen Glaubens ihre Standarten bis an die Ufer des Oryx und des Bosporus; die Hauptstädte



Grans, dann Merw und Balkh, die Inseln des östlichen Mittelmeerbeckens bis nach Malta hinauf, wurden erobert, Constantinopel das erstemal (unter Moawias Oberbefehl) belagert. Damals wurde der letzte neupersische Herrscher — Fezdescherd — und der letzte Kathan der centralasiatischen Türken — Karen — in offenen Feldschlachten erschlagen. Das aufsteigende Reich der Araber schmetterte das nieder-sinkende der Perser in den Boden. Dieser Glorienschein, welcher den Khalifen Dsman als den »Vereiniger zweier Lichter« (als Gesetzgeber und Eroberer) umgab, sollte nach Ablauf von sieben Jahrhunderten in Dsman, dem Sohne Ertoghruls, und seinen Nachfolgern von neuem weltenentflammend aufstrahlen.

Der Beginn der Dsmanenherrschaft mag für die türkischen Schriftgelehrten in Bezug auf die Zusammenstellung bedeutsamer geschichtlicher Thatfachen von einer gewissen Gloriole umflossen sein; für den nüchternen Forscher ist er es nicht. Bedeutsam aber für die Art, wie diese Herrschaft sich entwickelte und welche Früchte sie gleich zu Beginn zeitigte, ist eine andere, minder rühmliche Vorfällenheit, welche türkische Chronisten keineswegs verschweigen. Als nämlich Dsman auf weitere Eroberung sann und zu diesem Ende besonders ein nahe gelegenes Schloß im Auge hatte, glaubte dessen eigener Oheim (ein neunzigjähriger Greis) ihn von diesem Schritte abhalten zu sollen. Dsman schien nicht gewillt, Widerspruch zu dulden. Als der Oheim, eingedenk seiner Stellung gegenüber dem jungen Neffen, etwas zu heftig wurde, legte dieser einen Pfeil auf den Bogen, zog an und erschloß seinen eigenen Oheim. . . . An solchen Morden unter Blutsverwandten sollte es im Hause Dsmans nicht fehlen. Das Beispiel war nun einmal gegeben und was vielleicht mehr als dieses selbst empört, ist die Thatfache, daß orientalische Geschichtsschreiber ausdrücklich bemerken, man habe sich jederzeit bemüht, alle unrühmlichen Geschehnisse aus der Zeit der ersten Dsmaniden zu verschweigen, und nur die rühmlichen der Nachwelt zu über-liefern. Da nun auch jene Mordthat Dsmans weiterschweifig erzählt wird, scheint man dieselbe für ganz besonders rühmlich, oder rühmenswert gehalten zu haben.

Bald hierauf brachte Dsman den Griechen eine ernste Niederlage bei. Reitereschwadronen schwärmten bis unter die Mauern von Nikäa, dessen Größe und Festigkeit die simplen türkischen Nomaden in Erstaunen setzte. Als aber die Türken einmal das Meer erreicht hatten, entwickelte sich bei ihnen alsbald eine Thätigkeit, für die man sie — das Steppenvolk par excellence — nimmer befähigt

gehalten hätte: die Piraterie. Türkische Piratenschiffe wagten sich weit in das Marmarameer hinaus, sie verheerten die Prinzeninseln dicht bei Constantinopel und vernichteten mit einem Schlage sogar das verhältnißmäßig entlegene Chios bei Smyrna. Freilich waren dies keine Osmanen, sondern die herrenlosen Freibeuter, welche die Auflösung des Seldschukenreiches zurückgelassen hatte. Einzelne Gebiete, wie beispielsweise Kastamuni (Baphlagonien), bildeten förmliche Raubstaaten, die sich zwar gegenseitig befehdeten, aber immer wieder zu einer vorübergehenden Verständigung gelangten, wenn es galt, auf das ohnmächtige byzantinische Reich loszustürmen.

Zwar der byzantinische Kaiser Andronikos versuchte, da er selber seiner Feinde sich nicht erwehren konnte, den damals mächtigsten Herrscher in Vorderasien auf die Türken und Osmanen zu hegen. Es waren dies die Mongolen, dessen Khan als Lohn für seine Intervention die natürliche Schwester des Andronikos zur Frau erhalten sollte. Aber der Mongolenkhan kam über Drohungen nicht hinaus und so hatte auch Osman alsbald die Furcht vor einer solchen Invasion überwunden. Er hatte Scharfblick genug, zu erkennen, daß dieses Anrufen von Hilfe seitens der Byzantiner ein Beweis für deren Schwäche sei und wurde nun noch offensiver. Er nahm zuvörderst mehrere feste Schlösser am unteren Sakaria (also in Bithynien) ein, wurde aber unangenehm überrascht von der Nachricht, daß an der südlichen Grenze des Reiches mongolische Horden eingetroffen seien. Sie hatten gewiß kein Mandat von ihrem obersten Befehlshaber und Gebieter, denn auch das gewaltige Mongolenreich war damals bereits in Stücke auseinandergefallen. Man hatte es hier mit verlaufenen Banden zu thun, welche der jungen Osmanenmacht kaum gefährlich werden konnten.

In der That gelang es dem blutjungen Orchan, Osmans Sohn, der noch unter der Obhut des mittlerweile Moslim gewordenen Köje Michal stand, die Eindringlinge abzuwehren. Das war die erste Waffenthat des Thronerben. Osman verabsäumte nicht, dem jungen Helden weitere Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. Er übergab ihm das Commando über die Streitkräfte am unteren Sakaria, von wo aus er ganz Rodscha Ili, die bergige Halbinsel zwischen dem Schwarzen Meere und dem Marmarameere (Golf von Nikomedien), eroberte. Dann wurde Nikäa umzingelt und Brussa regelrecht belagert. Es vergingen aber noch zehn Jahre (von 1317 an), ehe es gelang, die Hauptstadt Bithyniens zu



bezwingen. Osman war bis dahin nicht mehr der schneidige Held von früher, denn ein profaisches Sichtsleiden verhinderte ihn, an den Operationen persönlich Antheil zu nehmen. Nach kurzem Kampfe pflanzte Orchan seine Standarte auf der Ostseite der so heiß begehrten Stadt auf. Osman erhielt die Freudenbotschaft kurz vor seinem Tode. Mit der Beruhigung, daß die Hauptstadt Bithyniens ihm zur Grabstätte, seinen Nachfolgern zum Thronsiß gewonnen sei, starb er im



Anatolische Hütten.

27. Jahre seiner Regierung, im 70. Jahre seines Lebens. Sein Schwiegervater der Scheich Edebali, und seine Gemalin, Malchatun, waren ihm wenige Monate vorher vorausgegangen.

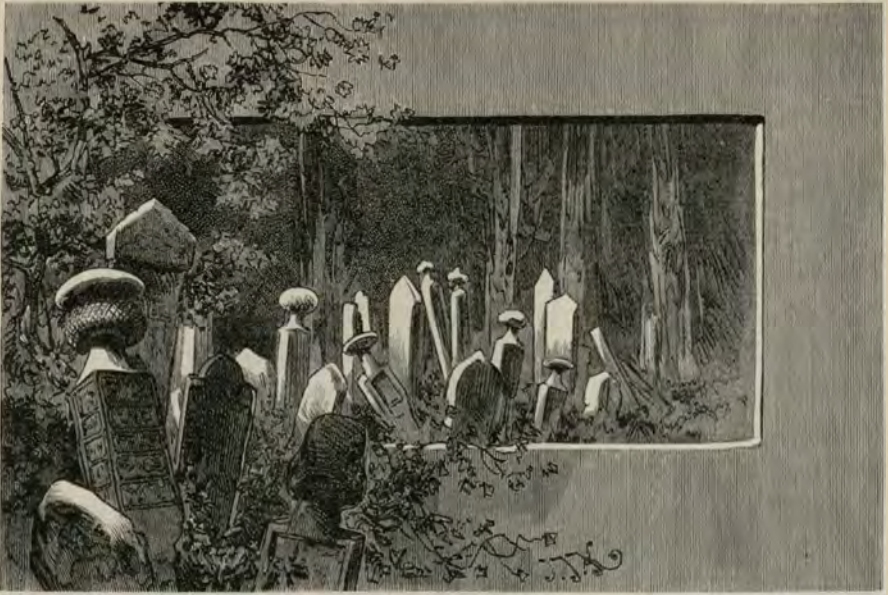
Mit dem Tode Osmans (1326) enden diese Mittheilungen über das Entstehen des osmanischen Staatswesens. Man wird aus dem Verlaufe der Ereignisse leicht entnehmen, daß der erste Fürst des nachmaligen Weltreiches keineswegs eine Persönlichkeit von hervorragenden Eigenschaften war. Seine Erfolge verdankte er zum Theile seinen tapferen Waffengefährten, hauptsächlich aber dem

Niedergänge zweier einst mächtiger Reiche, zwischen denen das Herrschaftsgebiet der Osmanen lag — das byzantinische auf einer Seite, das seldschukische auf der anderen. Wenn auf Seite des ersteren nur ein Funke von Thatkraft vorhanden gewesen wäre, hätten die Osmanen, die sich auf ihren Kriegszügen ohnedies nur mit der Eroberung einzelner fester Burgen begnügten, wieder in ihr früheres Nichts zurückgeworfen werden können. Wirkliche Großthaten zeichnen die Regierung Osmans nicht aus. Der blinde Zufall hatte ihn auf einen Posten gestellt, den nachmals die osmanischen Geschichtsschreiber als einen von Gott angewiesenen hinstellten, wobei man zur Legende und Fabel griff, um die Anfänge einer Macht und einer Herrschaft in jenem Dämmer des Wunderbaren und Außergewöhnlichen erscheinen zu lassen, der den Morgenländern besser zusagt, als die nüchterne Darlegung von Verhältnissen, wie sich solche gewöhnlich im ersten Aufkeimen von großen Staatswesen ergeben.

Wir wollen zum Schlusse noch bemerken, daß Orchan (nicht aber Osman) als der erste erobernde Sultan der Osmanen zu betrachten ist. Er bezwang Nikäa, dehnte sein Reich bis zum Hellespont aus und zwanzig Jahre nach dem ersten mißglückten Landungsversuche auf europäischem Boden auch über das südliche Thrakien. Auch Orchan starb, wie sein Vater, im 70. Lebensjahre. . . . Sein Nachfolger, Murad I. (zweiter Sohn), eroberte Angora auf kleinasiatischem Boden, Adrianopel in Europa und ebnete damit das Terrain zur späteren Bezwingung Constantinopels (73 Jahre nach Osmans Tode), mit welcher die Weltmacht begründet war.







Türkischer Friedhof.

## Constantinopel.



Türkin.

Wir kommen zu Schiff vom Pontus her an die nördliche Mündung jenes Meerescanals, dessen Gelände zu den herrlichsten Schaustücken zählen, welche rings um unseren Planeten an Uferwassern zu sehen sind. Wenn diese Thatsache unzertrennlich ist mit der Vorstellung — die sich beim Leser einstellt — daß die Vermittelung all' dieser Pracht in Wort und Bild einen außergewöhnlichen Aufwand von Geist und Phantasie erfordern, ist die Vorempfin-

dung auf Seite des Berichterstatters eine wesentlich andere. Er steht unterdem Banne von Eindrücken, die Unzählige vor und nach ihm gehabt, und die mit Tinte

und Farbe häufiger festgehalten wurden, als die meisten übrigen Herrlichkeiten der Welt. —

Unter solchen Umständen ist die Aufgabe des Schriftstellers, der diese begnadeten Orte, welche man Bosphorus und Constantinopel nennt, zu schildern hat, nicht so beneidenswert, wie es, leicht hin beurtheilt, scheinen möchte. Die Wiedergabe von Eindrücken, wie man sie an dem Sund zwischen Europa und Asien sammelt, ist ein Unternehmen, welches immer mit den Leistungen anderer Federn zu rechnen hat. Es ist eine Art Prüfungsaufgabe, ein Ringen in der Concurrnz um die Palme in der Schilderungskraft. . . . Wer wird die Prüfung leichten Muthes bestehen, wenn er an Jene denkt, die vor ihm das ausgesprochen, worüber er sich in selbstgefälligen Stilblüten ergehen will? Hat nicht ein Fallmerayer alle Einbildungskraft, deren ein menschliches Hirn fähig ist, wie die Strahlen des Lichtes nach einem Focus geleitet, in welchem sich seinem trunkenen Auge der schönste Ort der Welt mit all' seinen bestrickenden Gestaltungen zeigte? Und Byron, der alles Irdische, das sich im unfaßbaren Glanze einer seltsamen Verklärung von außen zeigt: hat er nicht in großartigen Zügen — lapidar kurz und dennoch ergreifend durch das zusammenfassende Bild von all' dem, was des Menschen Blick an Wunderbarem auf dieser Welt festzuhalten hat — denselben Einwirkungen, wie Fallmerayer, unvergleichlich beredeten Ausdruck gegeben?

Da bleibt dem Spätgeborenen wenig Nachlese. Ich habe fast ein Jahr in Constantinopel gelebt, die Cypressen des Skutarier Friedhofes unzählige Male rauschen, die blaue Flut branden gehört, den Glanz der Abendröthe auf unzähligen Kuppeln und Thurmnäusen schimmern gesehen. Ich habe Stunden schlafwandelnd durchlebt, ergriffen von den Lichtschauern der Mondnächte in den stillen Gärten, wo die Quellen murmeln — Tage durchschwärmt auf schaukelnden Wellen zwischen Blüthenüfern, wo das Märchen des Ostens selbst dem Nüchternsten mit weichen Liebkosungen naht. Gestalten aus waffenklirrenden Zeiten waren bei mir zu Gast, wenn das geistige Auge die Mysterien durchdringen wollte, welche an den Stätten walten, wo jetzt im geborstenen Gemäuer die wilde Rose wuchert und Nachtigallen klagten. Dann wieder waren es einsame Stunden im milden Glanze der Sternennacht, die sich auf Lusthaine und Schlösser, Garteninseln und Blütendächer, marmorne Altane und im Dickicht



liegende lustige Holzkioske herabsenkte: eine Umarmung des geheimnißvoll Irdischen durch die unfaßliche Weite der Ewigkeit.

Die Kette schöner Stunden und Tage, Wochen und Monate hatte sich niemals geschlossen, auch in der Ferne nicht, als längst nur mehr die Erinnerungen hieran den durch die Entlegenheit in Raum und Zeit verklärten Zauberkreis um des Lebens nachmalige Nüchternheit schlingen wollten. . . . Wie schön ist's wenn der goldene Tag über den Cypressenwipfeln auf der asiatischen Uferhöhe aufsteigt, die volle Lichtflut auf die blaue See fällt — gerade dort, wo aus Garteninseln die Kioske und Kuppeln des alten Serajs aufsteigen und ein zweifaches Wasserband, Strömen gleich, die Feuerlinien der Sonne von Welle zu Welle tief hinein in das goldene Horn und den Bosphorus tragen! Vielleicht hat der eine oder andere Leser eine Zauberstunde in Erinnerung, die er auf der Gallerie des Feuerturms von Galata zugebracht, gleichfalls beim Aufleuchten des Morgenroths hinter den bithynischen Bergen, im Banne des wallenden Lebens auf dem Lande und auf dem Wasser. Dann war alles Uebersehnte nicht mehr und nicht weniger, als traumhafte Geschäftigkeit, wunderliches Drängen von Wimpeln und Masten, Rähnen und Seglern, Wagen und Reitern — zwischen all' dem die Menschenflut auf den schwankenden Bohlen, welche die Pontons der Schiffbrücke über das Goldene Horn bedecken.

Wohin solche Bilder, wenn man sie dem Spiele der Einbildungskraft überläßt, führen, weiß am besten derjenige zu beurtheilen, der Nachschau im Schriftthum hält. Fallmerayer und Byron sind nur die Hauptstützen des lustigen Aussichtsthurmes der Phantasie, von dem herab sie eine bunte Mannigfaltigkeit ohne Grenzen, ohne einschränkenden Rahmen festhalten wollen. Auf diesem sinnbildlichen Aussichtsthurm, der nicht nur das Räumliche vermittelt, sondern auch den Einblick in zeitlich fernab Liegendes gestattet, haben auch andere Geister von weitem Flug sich eingefunden: Tournefort, der mit seinem Sprachschätze das Auslangen nicht fand, um das Geschaute wiederzugeben; Gautier, dem wie einem Träumenden wird, der nur an Spuk, nicht aber die Realität der Dinge glaubt; Lamartine, der den Boden unter den Füßen verliert und sich zu einem Hymnus auf die Gottheit emporschwingt; Pouqueville, der sich auf einen anderen Planeten versetzt wähnt; Berthusier, dem sich die Eindrücke derart vehement aufdrängen, daß das Gefüge seiner Sprache auseinanderfällt und das Vor-

gebrachte hart an Fieberphantasien streift. Damit ist der Kreis der Zeitstänzer noch lange nicht geschlossen. Auch moderne Schriftsteller, allen voran der feinfühligste Edmondo de Amicis, greifen mit beiden Händen in den Stambuler Farbentopf, um dem nüchternen Schwarz der Tinte aufzuhelfen. Es gibt freilich auch Schilderer, welche ihre Ruhe bewahrt haben, so Chateaubriand, der einen gemessenen aristokratischen Discurs über all' das Seltsame und Wunderbare führt, und seine wohlgedrillte Einbildungskraft nicht über den Ring der ästhetischen Wohlstandigkeit hinaushüpfen läßt; oder Lady Montague, die sich selber zu schön galt, um über den Rosenhauch in den Sultansgärten und dem blauen Augenausschlag der Bosporbuchten gar so viel Aufhebens zu machen.

Es gab schwachsinrige Köpfe, auf welche diese Wunder keineswegs rückend einwirkten, sondern vielmehr ein Gefühl des — Schreckens hervorriefen. War es das sinnbetäubende Durcheinander eines Lebens, dem nur wenig zu einem Vergleiche mit einer Carnevals-Narrheit fehlt? Oder die Rückwirkung einer vorwiegend reflexionären Anschauung, welche in den herrlichen Moscheen nur den Schweiß geknechteter Menschen, in den lustigen Marmorhallen der Sultansschlöffer nichts als die Verkörperung selbstherrlicher Brutalität — Denkmäler erpreßter und geraubter Reichthümer — erblickte? Vielleicht hat diesen philosophischen Schwarzsehern das Wispern der Uferwellen zwischen Jasmin und Rosen wie das Schluchzen erfäufster Haremschönen, die Klage Philomelens im Paradiesesthale bei Bujukdere wie das Leid vergewaltigter Christenmädchen geklungen. Gewiß ist, daß auch dieser Boden, welcher dem modernen Reisenden vorwiegend Nahrung für seine Träumereien bietet, des Schrecklichen genug gesehen hat: von der Zeit des Pausanias an, bis zu den Verirrungen des byzantinischen Schattenkaiserthums, von dem tollen Treiben griechischer Courtisanen im Purpur an, bis zu den schrecklichen Gräueln der türkischen Eroberung und was sich hieran durch die Jahrhunderte der brutalen Sultansherrschaft angeschlossen.

Aus diesem Grunde ist es von Vortheil, beim ersten Ueberblick auf Constantinopel nicht reflexionär zu sein, sondern sich den äußeren Einwirkungen hinzugeben. . . . Wir wollen daher vorläufig unsere oben unterbrochene Bilderreihe durch einige Farbenstriche ergänzen. Zu diesem Ende führe ich den Leser auf die Höhe von Skutari, spät Abends bei sinkender Sonne, wenn die Singvögel in den Cypressen des großen Friedhofes jubiliren und der röthliche Dunst der





Constantinopel.





Dämmerung die dunklen Moscheenkuppeln umhüllt, daß sie wie Schattenbilder von dem Goldgrunde des äußersten Gesichtskreises sich abheben. Dieselben goldfarbigen Dünste, wehenden Schleiern gleich, verhüllen uns abwechselnd die blaue Weitung des Bosporus mit seinem Barkengewimmel, das hochgelegene Pera, die Terrassen und Höfe des alten Serajs, um zuletzt den Blick über die weite Fläche des Marmarameeres abzulenken, wo aus dem grauen Hintergrunde von Flut und Wolken noch das weiße Haupt des mythischen Olymps wie aus einer andern Welt herüberschaut. In später Abendstunde ruhen wir vielleicht in einem der stillen Gärten, an deren Mauerrand die leichte Brandung schlägt, zu Häupten Stücke des blauen Himmels zwischen Ahorn- und Platanenlaub, den murmelnden Quell zur Seite, den Widerschein weißer Thürme und Kioske im ruhigen Wasser.

Die Phantasmagorie freilich kommt nicht allervorten auf. Aber auch überall dort, wo das laute Leben sich an uns herandrängt, wo ein Chaos von Stimmen hallt, die Straßen vom Hufschlag der Pferde erdröhnen, Reiter, Fußgänger, Wagen, Lastthiere, schwer bepactete Menschen, schreiende Jungen, Rudel von herrenlosen Hunden, Signalpfeife von Dampfern und Locomotiven, rufende Bootsleute, ambulante Händler, Zigeuner, Kinder, gleich Gänsen einherwackelnde Türkinen, Europäerinnen in unmöglichen Sommerhüten neben schweigjamen Derwischen, Selttreiber und Mohrenjungen, weißgekleidete Scheichs neben flanzierenden Soldaten — Griechen, Juden, Türken, Kurden, Araber — Alles im sinnlosen Durcheinander: auch in dieser chaotischen Wirrniß prägt sich eine Erscheinung aus, die dem Abendländer zum Mindesten das Gefühl der Ueberraschung und des Staunens aufdrängt.

Da wären wir also mitten d'rin, in einer Welt, die an Lärm und Buntheit auf der Erde ihres Gleichen nicht hat. Eine gewisse Gleichförmigkeit des Lebensbildes, wie man solche selbst in den größten Städten des Abendlandes antrifft, wo das bewegte Auf- und Abfluten des Menschenstromes in seinen steinernen Betten gemessen vor sich geht, kennt man in Constantinopel nicht. Hier läuft Alles auf Ueberraschungen hinaus: in der einen Gasse beschauliches Stillleben vor dampfenden Garfküchen mit herumschnuppernden Hunden von erbarmenswerther Magerkeit — in der anderen pomphafter Aufzug von Wagen und Vorreitern, fluchenden Eunuchen, schreienden Kindern, welche von unge-

stümen Reitern an die Wand gedrückt werden; hier ein Karitätenkrämer, der unerfahrene Touristen ins Garn lockt — dort ein halbnackter »Heiliger«, ein Berrückter, der dem Zulauf die ewige Seligkeit um fünf Para escomptirt; auf

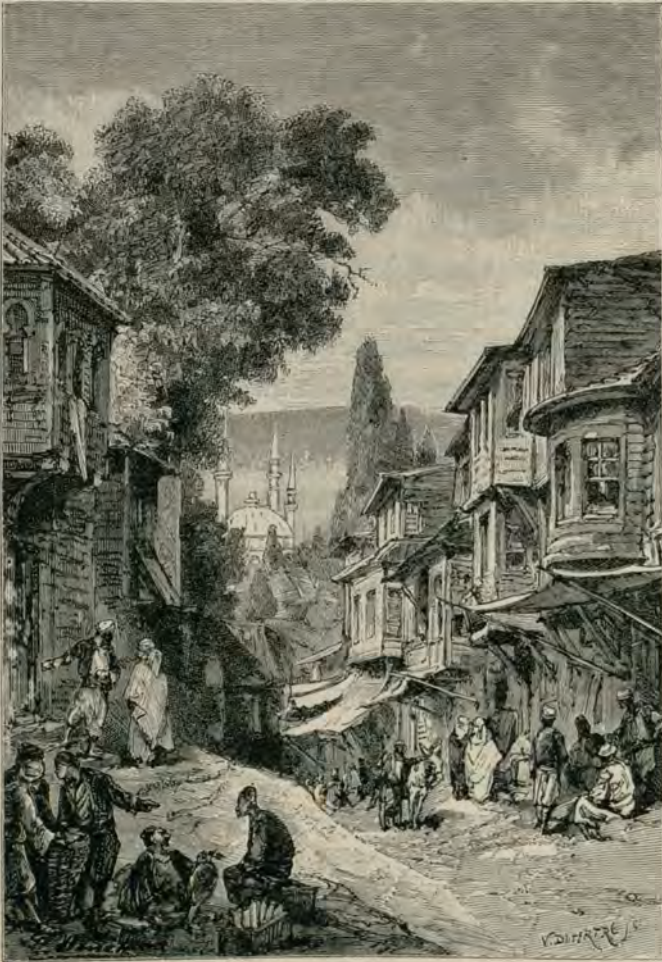


Galatathurm.

der großen Brücke die Via dolorosa des Elends, dargestellt von zahllosen Krüppeln und Ausfägigen — vor Pascha Kapussi die Auffahrt von Galacarossen, als Abschluß das großartige Bild der Aja Sophia hoch über kriechendem Volk und baufälligen Buden. Während am Landungsplatze der türkische Kaikdschi (Bootsmann) den Einsteigenden mit einem frommen Spruche begrüßt, wird man knapp daneben



von einem griechischen Hallunken kunstgerecht auf byzantinische Weise übervortheilt. Man hat also immer Alles zugleich vor Augen: orientalische Würde und abend-



Scutari.

ländische Lebendigkeit, Cloaken- und Jasminduft, verstümmelte Hunde und feurige Araberhengste, vergoldete Dschentkarren mit verschleierten Türkinnen und Pariser Phaëtons, mit dem ein hochmüthiger Effendi mitten in das Gewühl hineinfährt.

Die Zeiten, wo zum Gaudium des Stambuler Janhagels am Plage vor der Sultan Valide Moschee jenseits der großen Brücke aufgeknipte Griechen oder Bulgaren mit einem Cylinderhute gekrönt wurden, sind freilich vorüber. Desgleichen die Gemüthlichkeit, welche so weit ging, daß türkische Würdenträger während langwierigen diplomatischen Verhandlungen, plötzlich das Bedürfniß fühlten, sich zum Gebete zu stellen, um jeder Zumuthung weiteren Nachdenkens zu entgehen. Auch den Gewalthabern ist der Korb höher gehängt worden. Man wagt es nicht mehr, reiche Armenier zu erdroffeln, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen, oder einer scheinbar ungerechten Forderung seitens eines abendländischen Gesandten im Ministerrathe mit der Bemerkung: »Sind wir Mohammedaner?« kurz und energisch abzulehnen. Wenn noch unter Abdul Aziz ein Großvezir für lässigen Moscheenbesuch die Bastonnade dictiren konnte, ist man jetzt in den Ministerhotels froh, wenn es zu keinem Auflaufe der Weiber jener Soldaten kommt, welche seit Jahr und Tag keinen Pfennig Lohn zu Gesicht bekommen haben. Man hat es noch vor kurzem erlebt, wie aus einer Conferenz heimkehrende Minister beim Einsteigen in ihre Carossen ein Unwetter von Holzpantoffeln erdulden mußten.

Wie zahm dieses Volk geworden, beweist dessen Zurückhaltung in den aufregenden Monaten während des letzten großen Orientkrieges. Nicht einem einzigen Christen ist ein Haar gekrümmt worden. Das war noch vor wenig mehr als einem Jahrhundert anders. Damals — bei Enthüllung der »Prophetenfahne« anläßlich des Krieges gegen Rußland (1769) — soll der Anblick dieses Palladiums auf die Rechtgläubigen so aufregend gewirkt haben, daß viele Christen umgebracht oder geplündert, und der österreichische Gesandte thätlich mißhandelt wurde. Dafür hat auch das Volk den Vortheil milderer Behandlung seitens der Gewalthaber. Kuppler, Galeerensclaven und Bagabunden bilden keine eigene Gilde mehr, die man nach Gutdünken als Kanonenfutter verwendet. Auch die aufregenden Scenen der Janitscharen-Revolten, bei denen mancher Unschuldige sein Leben lassen mußte, haben — dank des gräulichen Gemetzels, welches Sultan Mahmud II. auf dem Etmeidan unter den osmanischen Prätorianern angerichtet hatte — keine Wiederholung zu befürchten. Auch werden die Zehntausende von Kaffeehausbesuchern sich nur mit Grauen an die Zeit Murads IV. erinnern, der einst — weil ein Aufstand, der seinem Bruder



Dsman das Leben gekostet, in einem Kaffeehause begonnen hatte — alle Kaffeehäuser weglegen ließ und das Tabakrauchen bei Todesstrafe verbot.

Um die Schuldigen aufzuspüren, ging der Sultan selber verkleidet unters Volk. Es wird erzählt, daß er einst einen Soldaten, den er im Fährboot von Scutari herüber rauchend traf und dem er sich vertraulich anschloß, bei der Landung in Topchana verlocken wollte, ihm zum gemeinsamen Genuß des verlockenden Krautes nach Hause zu folgen. Aber der Soldat meinte: »Entweder bist Du ein Spion, und dann verdienst Du den Strick, oder der Sultan, und dann verdienst Du noch mehr.« Damit begann er ihn tüchtig abzuprügeln und verschwand in der Dunkelheit. Nun ließ allerdings der Sultan den Polizeimeister von Topchana köpfen, allen Tschauhschen (Viertelmeistern) die Bastonnade geben; aber der Thäter, trotz der angebotenen Gnade und zehn Börsen Goldes, wurde nicht mehr gesehen. . . . Auch Opium war verboten, und als dem Sultan verrathen wurde, daß sein Leibarzt welches bei sich führe, zwang er ihn, alles auf einmal zu verschlucken und dann drei Partien Schach mit ihm zu spielen. Der Leibarzt starb noch am selben Tag.

Der Strom des Verkehrs drängt hauptsächlich von der Galatabrücke nach Pera herauf, auf jener Bergstraße, die bald als steiler Pflasterweg, bald in breiten Stufenabzügen zwischen thurnschlanken schmalen Häusern mit weit-ausladenden Altanen die Höhe hinaufklimmt. Wer dem Gedränge und dem Lärmen in dieser Straße ausweichen will, benützt die Tunneldrahtseilbahn nebenan, welche ihn in wenigen Minuten von der Börse in Galata nach der Municipalität von Pera, welche auf der Höhe dieses Viertels steht, befördert. Die Straße zieht derjenige vor, welcher entweder den Feuerthurm von Galata besteigen will, um die herrliche Rundschau zu genießen, oder im Kloster der Drehderwische zu verweilen gedenkt, um deren vielbeschriebene Tänze zu sehen. Wer aber gekommen ist, um Zeuge von aufregenden Scenen zu werden, wird sicher enttäuscht wieder das Freie auffuchen. Was hie und da als Hallucinationen, als heilige Verücktheit, als schwindelerregende Tollheit ausgeschrieben wurde, ist nichts anderes als ein theatrales Kommen und Gehen, ein Verbeugen, ein Drehen, mit geschlossenen Augen, ein Cotillon von hellen Kreiseln, die in symmetrischer Figur den schmucklosen Raum des Tanzlocales erfüllen.

Besser ist's, draußen auf der Höhe zu verweilen, wo der Gesichtskreis über das Goldene Horn hinweg bis zu den äußersten Stambuler Quartieren

sich öffnet. Dort flüstern die unzähligen Cypressen des »kleinen Friedhofes« und stehen Tausende von weißen und grauen Steinen auf der Abdachung. Man wird gerne hier verweilen, in verhältnißmäßiger Abgeschlossenheit und das merkwürdige Bild überschauen, das sich zu Füßen ausbreitet. Weit drüben, die braune Silhouette der Balens'schen Wasserleitung, wie eingeklebt zwischen den hochragenden Tempeln, welche die Namen der großen Sultane tragen. Wenn wir dann, vielleicht beim Schummergesang der Amseln und im Dämmerlichte des Abends auf die Terrassen der westlichen Vorstädte hinabschauen, wo ein luftiger Holzbau dem andern auf die Schulter steigt, alles farbig und mannigfaltig, wie nur der Pinsel eines Malers es zuwege brächte, dann kann auch in einer so bewegten Welt, wie diese, Sonntagsstille in das Herz sich einschleichen.

Die Hauptstraße aber führt hinaus bis auf die höchsten Ruppen der Uferhöhe, von wo abermals wundersame Rundschau in grüne und blaue Fernen ist. Man wird sich auf diesem Gange nicht durch die europäischen Läden, die komfortablen Hotels, die Miethwägen und abendländischen Spaziergänger beirren lassen. Dort, hinter dem Taxim-Platze, wo die Holzgitterfenster eines vornehmen Harems auf den neugierigen Fremden herabschauen, ist es ohnedies am schönsten. Man hat nicht nöthig, sich vor den schreienden Hamals, welche unglaubliche Lasten auf ihrem Rücken schleppen, unter ein Hausthor, oder in eine Seitengasse zu flüchten; dagegen möchte vielleicht das Angebot eines Surudschi — wie die zahlreichen Vermiether von Reitpferden an den belebtesten Plätzen heißen — willkommen sein, denn ein Ritt über die freie Höhe von Pankaldi, wo die türkische Militär-Akademie im Gartengrün liegt, und wieder hinab — dorthin, wo das Thal von Dolmabagdsche sich öffnet, ist ein fortgesetztes Schwelgen in der wechselnden Pracht des asiatischen Bosporusfers mit seiner Schmur von Dörfern, Schlöffern, Villen, Gärten und malerisch gefalteten Ufer-Coulissen.

Aber so eindringlich auch all' diese mannigfaltigen Schaustücke zu dem fremden Gaste sprechen mögen: Bedeutsames erzählen sie ihm nicht. Das vermag nur der Boden von Stambul, die Siebenhügelstadt des Ostens, welche mit ihrer Schwester am Tiber das eine gemein hat: die weltgeschichtliche Bedeutung der Lage. Jeder dieser Hügel trägt ein Denkmal der Osmanen-Herrschaft. Derjenige Hügel, welcher sich dem Fremden immer wieder in den Blick drängt und mit



fast magischer Gewalt eine Annäherung erzwingt, ist der östlichste, die Stätte des alten Seraj. Wer dort eintritt, hat sich zuvörderst darüber Rechenschaft abzulegen, von welchem Standpunkte er die Wirrnisse dieser Welt beurtheilt, ob von dem des Menschenverächters, oder von dem des Optimisten, der selbst über die gruseligsten Dinge den mildernden Schleier zu breiten bestrebt ist.

Wir denken, mit dem alten Sultanspalast zu Stambul hat der Optimismus nichts zu schaffen. Dort gedeihen keine Schäferidyllen, so sehr die Vorstellung von einstiger Gartenpracht dazu verleiten möchte; dort ist Alles nur steingewordenes Geheimniß, ein Mausoleum der untergegangenen Größe und Herrscherherrlichkeit, die gleichwohl in ihrem Bestande jedem Spiele des Zufalls ausgesetzt waren. Aus dem Gewirre von Höfen, Baulichkeiten, öden Plätzen und lauschigen Winkeln spinnt sich der Faden von ergreifenden und erschütternden Ereignissen, von blendenden Hofhaltungen und brutalen Acten der Gewalt, von traulichen Familien-Idyllen und gräßlichem Verwandtenmord, von Bardenspiel und Gesang bei Mondenschein in Blütengärten und wüsten Tumulten, in welchen Janitscharen mit schwingenden Fackeln und gezückten Schwertern auftreten, um von dem zitternden Padischah die Köpfe der im Volke mißliebig gewordenen Großwürdenträger zu verlangen. Vieles von diesem Leben war gleichsam als Erbe von den Byzantinern auf die Osmanen übergegangen. Denn auf jenem östlichen Hügel von Byzanz, welcher die älteste Niederlassung trug, erhob sich die Akropolis und standen die Kaiserpaläste der byzantinischen Constantinsstadt. Da die Machthaber des oströmischen Reiches in ihrer Prunksucht und Verweichlichung, in ihren Gewaltacten und Intriguen, dogmatischen Zwistigkeiten und Familienfehden so wenig Maß hielten, wie ihre Nachfolger, scheint der Boden gut gedüngt gewesen zu sein, um jene Saat aufwuchern zu lassen, welche ganz Europa mit Bangen erfüllte.

In der That hatte Sulejman der Große Recht, als er einst dem Schah von Persien schrieb: »Das kaiserliche Seraj ist der Mittelpunkt der Welt.« Die Blicke von drei Welttheilen waren dorthin gerichtet. Das Abendland schaute mit banger Scheu nach jenem Sanctuarium der politischen Macht aus, das bedrohte Asien zitterte, das eroberte Afrika fürchtete sich vor dem »Bruder der Sonne«. Eine üble Laune des Großherrn konnte — falls sie einen Krieg nach sich zog — Hunderttausenden das Leben kosten. Um die Wirkung zu erhöhen,

deckte ein Schleier des Geheimnisses die innersten Wohnsitze und Räumlichkeiten. Auch war die Anlage, wie noch immer zu erkennen, so weitläufig, daß ein Ueberblicken aller Vorfällenheiten in diesem größten Kaiserthron der Welt nicht möglich war. Dieser Umstand vermittelt der Einbildungskraft Gegensätze, welche an Drafistik nichts zu wünschen übrig lassen. Während draußen vor der Hauptpforte — Bab-i-Humajun — neugieriges Volk sich drängte, mit Gefühlen, die zwischen Zaghaftigkeit und Gleichgiltigkeit die Wage hielten, ward im Dunkelraume zwischen den zwei Thoren des zweiten Palasteinganges — das »Thor des Heils« nannte man es — in demselben Augenblicke vielleicht ein verurtheilter Würdenträger von den Häschern ergriffen und erwürgt. Im ersten Vorhofe, wo die riesige »Platane der Janitscharen« schattete, trieben sich die Prätorianer des Reiches umher, harrend der ungeheuren Reischüsseln und gebratenen Lämmer, welche für sie in den kaiserlichen Küchen bereitet wurden; unterdessen rissen vielleicht rohe Eunuchen einer Kadine (Sultansgattin) den neugeborenen Säugling von der Brust — auf Befehl des eigenen Vaters und aus Gründen der »Staatsraison«. Unter der Janitscharenplatanen schlug man Köpfe ab, während zur selben Zeit der Sultan hinter dem goldenen Gitter des Divan-Saales die Berathungen seiner Minister belauschte, in den zahlreichen Parkwegen eifersüchtige Weiber sich mit Dolchstichen tractirten, oder in einsam gelegenen Kiosk ein vor Kurzem geraubtes Christenmädchen in Gram und Kummer verging.

Welch' eine Welt des Hastens und Träumens, des Bangens und Uebermuthes, des kriegerischen Lärmens und des weichlichen Schäferspieles — der Gottähnlichkeit und Zerknirschung, des grenzenlosen Ehrgeizes und der slavischen Unterwürfigkeit! Derselbe Großvezier, welcher durch das Thor des Heiles schritt und die gebückten Sklaven keines Blickes würdigte, mußte gewärtig sein, im nächsten Augenblicke seinen eigenen Kopf zu verlieren. Was waren das für Schattengestalten von Machthabern, welche — gleich steinernen Idolen auf dem Divan des Rathssaales kauend — vor ihren Augen Angeklagte um einen Kopf kürzer machen ließen, indeß schon in der nächsten Secunde zitterten, wenn sie die grollende Stimme des Sultans hinter seinem Lauschgitter vernahmen! Und was war schließlich dieser Gottmensch, in dessen Sanctuarien der Wollust und des müßigen Zeitvertreibes kein Sterblicher, der nicht dahingehörte, eindringen durfte, der seine Liebesromane mitunter furchtbar jäh unterbrochen sah, wenn



# PLAN VON KONSTANTINOPEL. Maßstab 1:58 000



Karte ge. lith. Anst. C. Beyrath & Bernuth Wien.

A. Hartleben's Verlag.

..... Pferdebahn      ———— Locomotivbahn nach Adrianopel.

Friedhöfe für:

- Christen.
- Mohamedaner.
- Hebräer.





die empörte Soldateska das eine oder andere Lieblingsweib, welches sich vielleicht durch Staatsintriguen unliebsam bemerkbar gemacht hatte, zum Opfer begehrte.

Dort, in den innersten Räumen, ist auch mancher Platz, der die Nähe der Rosenhecken und Jasminwölbungen der Boskette nicht vertrug. So der Thronsaal, in welchem dem Padischah die abgeschnittenen Köpfe in Aegypten oder Asien, in Tunis oder Osen justificirter Statthalter vor die Füße geworfen wurden. Zu Zeiten waren es auch erlauchte Köpfe, solche von Brüdern oder Verwandten, welche man als staatsgefährlich abgethan hatte. Von dem vierfüßigen Throne mit seinem Baldachin, den goldenen Kugeln, Halbmonden und Kopfschweifen aus, sah Mohammed III. die abgeschnittenen Köpfe seiner sieben Brüder zu einem Haufen an den Stufen des Kaiserstuhls aufgethürmt. . . . Oder der berühmte »Prinzenkäfig«, wo aus denselben Gründen der Staatsraison die Brüder des Sultans gefangen gehalten wurden — in einem Raume ohne Fenster nach außen, nur mit Oberlicht versehen und einem einzigen kleinen Zugang, vor dessen eiserner Thüre von außen ein schwerer Stein angelehnt wurde. In diesen Prinzenkäfig war unter Anderen der abgesetzte Sultan Ibrahim eingesperrt, jenes ausschweifende Ungeheuer, der in priapischen Ausschweifungen das Höchste geleistet, was die menschliche Natur — oder richtiger Unnatur — zu ertragen vermag. Seine riesenhafte Armenierin, welche er all' den Tausend Schönen des Harems vorzog, konnte ihn freilich nicht vor der wohlverdienten Strafe retten. Als die Fehme mit dem Todesurtheil auf der Gallerie des dunklen Raumes erschien, in welchem der Sultan eben mit zwei Sclavinnen den Koran las, wußte er, um was es sich handelte und flehte um sein Leben. Es nützte nichts, daß er dem Oberrichter, welchen er unter den Anwesenden auf der Gallerie erkannte, betheuerte: er habe einst Beweise von dessen Schuld in Händen gehabt, aber sein Leben gleichwohl geschont; es sei nun an ihm, dieselbe Gnade zu üben. Das Argument verfing nicht; ein Wink und die durch die Pforte eingedrungenen Häscher stürzten sich auf den sich heftig wehrenden und wie ein wildes Thier heulenden Sultan und erdroffelten ihn.

Das gewöhnliche Schauspiel für das Stambuler Volk in früheren Jahrhunderten war die Aussetzung der Köpfe jener Personen, welche über Nacht hingerichtet wurden. Noch sieht man am Bab-i-Humajun die Nischen, wo mit

Morgenrauen die Köpfe der Justificirten an Hakennägeln befestigt wurden. Das Thor selber — ein hoher Bogen aus weißem und schwarzem Marmor



Gebetrüfer.

— öffnet sich nach dem Platze hinter der Soffienmoschee, wo der herrliche Brunnen des Sultans Achmed III. steht. Der Brunnen ist ganz aus weißem Marmor ausgeführt, mit Kiosken an den Ecken und vier Wasserbecken an den Façaden, deren Schmuck in reicher Vergoldung, capriciösen Ornamenten und





Der große Friedhof in Scutari.

Schweiger-Lerchenfeld. Zwischen Donau und Rautasus.





prachtvollen kalligraphischen Inschriften besteht. Das Dach, welches eine weit-  
ausladende pagodenhafte Schweifung besitzt, wird von vier kleinen Kuppeln  
gekrönt. Dicht nebenan erhebt sich die Rückseite der altersgrauen Sophien-  
Moschee. Wir kehren dort nicht ein, sondern lenken unsere Schritte durch die  
»Kaiserliche Pforte« nach dem ersten Hof des Serajs. Er ist verödet und  
wüßt. Als ergreifendstes Wahrzeichen steht dort die Irenen-Kirche, das  
älteste byzantinische Bauwerk der Stadt, da seine Gründung noch in die Zeit  
Constantins fällt. Sie wurde nie in eine Moschee verwandelt, war aber ursprünglich  
Kaserne oder Stall und dient heute als Waffenmuseum. Auffälliger als sie ist  
die bereits erwähnte Platane der Janitscharen, ein ungeheurer Baum, dessen  
Stamm ein Duzend Männer kaum umspannen können. Noch sieht man im  
Schatten dieses Riesen zwei Säulentorsi aus dem Boden ragen. Auf sie legten  
die Hinzurichtenden ihre Köpfe, um den Todesstreich zu empfangen. Wer auf  
diesem Richtplatze steht, von unheimlicher Stille umgeben, dem Wispern der  
Blätter, oder dem gedämpften Gesange nistender Vögel lauschend, wird sich  
einer ergreifenden Vision nicht erwehren können: dem stummen Geisterzuge all'  
der Unglücklichen, welche schuldig oder unschuldig hier ihr Leben aushauchten.  
Am erschütterndsten gestaltet sich vielleicht die Erinnerung an ein Königshaupt,  
welches hier fiel. Es gehörte dem letzten Herrscher des ersten Wahabitenreiches  
— Abdallah — der bei der Erstürmung von Deraje in Hocharabien durch  
Ibrahim Pascha von Aegypten gefangen genommen und nach Stambul geschickt  
wurde. Hier machte man dem König den Proceß und verurtheilte ihn »wegen  
Ketzerei« zum Tode durch Enthauptung.

Zu der Stille, welche dormalen im ersten Serajhose brütet, contrastirt  
wundersam die Vorstellung von dem einstigen Drängen und Lärmen in diesem  
Außenbezirke der kaiserlichen Residenz. Söhne von auserlesenen Würdenträgern  
hatten die Thorwache. Im Innern drängten sich — wie noch immer zu sehen —  
zahlreiche Gebäude in unregelmäßiger Anordnung um den weiten Raum, welcher  
nichts anderes als ein Janitscharenlager war. Kein Unberufener konnte hinein.  
Wenn draußen das Volk sich angesammelt hielt und mit schweigender Ehrfurcht  
den Eintretenden nachblickte, waren die »Kapidjschi« immer bereit, Zudringliche  
mit blanker Waffe abzuwehren. Im Hofraume selbst thürmten sich zu Zeiten  
Berge von erbeuteten Trophäen, kamen staubbedeckte Boten, Reiter und Läufer,

kamen in endloser Folge Würdenträger, Generale, Lieferanten, große und kleine Kirchenlichter, Künstler und Gelehrte, Dichter und Sänger, Streber und Kuppfer, Polizeimeister mit ihren Henkern, Audienzsuchende oder vor den Divan Geladene, in bunte, farbige Gewänder gehüllte Officiere, Fürsten, Repräsentanten aller Nationen u. s. w.

Der erste Serajhof war ein beständiger Jahrmarkt. Ganze Karawanen mit Lebensmitteln fanden sich ein und wurden von hunderten von Köchen und Küchenjungen empfangen. Denn abgesehen von der Schaar von Dienern, von Janitscharen, Wächtern, Beschließern, Pferdewärtern, Gärtnern, Sklaven und Eunuchen, die zusammen allein nach Tausenden zählten, handelte es sich um weitere Tausende, welche den engeren Hofstaat bildeten: Frauen, Favoritinnen, Slavinnen, Dienerinnen, den engeren Verwandten des Padiſchah, die gleichfalls einen Schwarm von dienstbaren Geistern, Palastofficieren, Wächtern und Kämmerern, Intendanten und Gehilfen u. s. w. um sich versammelt hatten. Um alle Chargen und Würden, vom General-Intendanten der kaiserlichen Haushaltung bis zum letzten »Wasserträger« oder »Suppenbereiter« der Janitscharenkaferne anzuführen, müßten wir Bogen anfüllen. Jedes Mitglied dieses ungeheuren Sultans-Convois unterlag dem Zwange einer peinlichen Kleiderordnung, einer bis ins kleinste ausgearbeiteten Dienstesvorschrift, welche in nicht weniger als — 50 Bänden (eine Kleinigkeit für den »Hausgebrauch«!) niedergelegt war. Und über all dieses wimmelnde Volk herrschte ein autokrater Wille, wie ihn selbst die Hofhaltung der größten asiatischen Despoten nicht aufweist.

Was aber mehr sagen will, ist, daß im Banne dieser ins Wahnwitzige getriebenen Selbstherrlichkeit nicht ein Welttheil — wie assyrische, persische oder ägyptische Despoten — stand, sondern mit Asien zugleich das Abendland und der vom islamitischen Banner beschattete Theil von Afrika. Damals war jede Audienz, welche ein Abgesandter irgend einer abendländischen Macht beim osmanischen Khalifen nahm, gleichbedeutend mit einer schweren Demüthigung. Obwohl die Schwäche nicht immer auf Seite der Gegner lag und mancher christliche Feldherr große Osmanenheere in wilde Flucht gejagt hatte, ging man in Stambul selbst gleichwohl von der Gewohnheit nicht ab, den Sendboten europäischer Potentaten den »Herrn zu zeigen«. Wiedervergeltung war ja nicht zu befürchten, denn Gesandtschaftsbefuche wurden nur in den seltensten



Fällen von Seite der Pforte erwidert. Gesah es gleichwohl und zeigte sich der betreffende Sendling zu nachgiebig, dann lief er Gefahr, hinterher die seidene Schnur zugeschnitten zu bekommen. In der Stambuler Residenz war das Selbstbewußtsein der fremden Gesandten immer ein gefährliches Spiel. Man antwortete mit Einsperrung in den »Sieben Thürmen«, wo es keine schwellenden Ottomane, ja nicht einmal genügend Licht und Luft gab.



Kiosk des Sultans im Thale von Samur.

Ein beliebter Zeitvertreib war es, vorgelassene Gesandte zwischen den beiden Thüren der Pforte des Heils, welche in den zweiten Palasthof führte — ein dunkler Raum, der zu heimlichen Strangulirungen benützt wurde — stundenlang warten zu lassen. Auch sonst war der Verkehr mit den Mächthabern kein solcher, daß er angenehme Empfindungen hervorrufen konnte. Wir erinnern an die stolzen Worte von Selims II. Großvezier Mohammed Sokolli, der nach der für die Türken unheilvollen Seeschlacht bei Lepanto den etwas selbstbewußt auftretenden venezianischen Gesandten anfuhr: »Ihr habt uns nur den Bart geschoren, wir

aber haben (durch Wegnahme des Königreiches Cypren) Euch einen Arm abgehauen. Den Verlust unserer Flotte betrauern wir nicht; wenn es sein muß, errichten wir eine solche mit Ankern von Silber, Tauen von Seide und Segeln von Atlas.« Kurz vorher war die Haut des bei lebendigem Leibe geschundenen Vertheidigers von Famagosta auf Cypren — des Venezianers Bragadino — nach Constantinopel gebracht und dort ausgestopft zur Schau ausgestellt worden. Es war also für die Herren, welche gekommen waren, auf Grund eines glänzenden Sieges Frieden zu dictiren, gewiß nur ein Act der Vorsicht, klein beizugeben und schließlich sich damit zu begnügen, überhaupt etwas erreicht zu haben.

War schon der erste Hof des Serajs nur einer beschränkten Anzahl von Besuchern zugänglich, so war dies noch mehr mit dem zweiten Hofe der Fall. In denselben führte, wie bereits mehrmals erwähnt, das »Thor des Heils«. Mit welchen Gefühlen dasselbe selbst von Auserwählten durchschritten wurde, wollen wir nicht untersuchen. In solcher Nähe der geheiligten Majestät wurden die Stimmen gedämpfter, die Blicke scheuer, der Gang gemessener. Begegnende sahen sich mißtrauisch an, Zaghafte verloren die Ruhe, Ehrgeizige hielten die Zunge im Zaume. Die Marmorhallen mit ihrer Goldzier, die strahlende Kugel des Divan-Gebäudes, die herrlichen Platanen, welche über den geheiligten Boden ihren mystischen Schatten breiteten und die langgestreckte Cypressenallee, welche zum dritten Thore — dem Eingange ins Allerheiligste — führte: Alles gab diesem Bilde das Gepräge von hehrer Feierlichkeit, die durch eine beständige Sonntagsstille niemals gestört wurde. Zuweilen freilich drang die wilde Flut der Janitscharen bis in diesen Vorhof des Allerheiligsten und der Boden, den die Sklaven jedesmal küßten, bevor sie Teppiche darüber breiteten, dampfte vom Blute der Opfer, welche dem eingeschüchternen Großherrscher abgepreßt wurden.

Das Mysterium in diesem zweiten Hofe gab sich in mancherlei Gestalten kund. Es prägte sich in den Mienen der Sterndeuter und Horoskopsteller aus, welche auf ihren Warten die Nacht durchwachten; es lag in den halb geschlossenen Augen des vorbeihuschenden kaiserlichen Leibarztes, dem eine schlecht wirkende Pille oder eine falsch angewendete Mixtur das Leben kosten konnte. Träger dieses Mysteriums waren ferner der oberste Chef der Eunuchen, dieser Vice-Kaiser voll brutaler Gewalt, Gewissen- und Herzlosigkeit, der mit Frauenleben



Fangball spielte und je nach Wunsch seinen Herrn in menschenfreundliches Entzücken oder blutheischende Wuth versetzen konnte; dann die Intendanten, deren Leben an den wichtigsten Dingen hing; die Mitglieder des Divan, von denen Niemand wußte, ob sie den nächsten Tag überleben würden; die Borgeladenen, welche es sich nicht versagen konnten, vor dem schweren Gange noch einmal nach dem blauen Himmel und der leuchtenden Sonne auszublicken, denn Keiner von ihnen, war sein Gewissen auch frei von aller Schuld, war sicher, Himmelsbläue und Sonnenlicht wieder zu schauen.

Und gleichwohl: welche Lebenskraft pulste bis in diese Klosterstille herein! Siegesboten aus drei Welttheilen entledigten sich hier ihrer Sendung, ruhmgekrönte Generale zogen ein, Friedenstractate, mit denen ganze Königreiche gewonnen wurden, harrten hier der allerhöchsten Sanction. Dann die bunte Bilderreihe der gefesselten Satrapen, von hohen Gefangenen, von erbeuteten Frauen und Mädchen, von keuchenden Slaven, welche die Beute dieser oder jener Stadt, eines ganzen Landes, eines langen blutigen Feldzuges bis vor das dritte Thor schleppten, von wo sie in die Schatzkammer des Großherrn geschafft wurde. Wir haben hier das Herz eines gewaltigen Reiches vor uns, den Lebensmittelpunkt eines ungeheuren staatlichen Organismus, von dem aller Wandel, alles Aufblühen und Versinken, alles Große und Niederträchtige, Glanz und Elend, Himmel und Hölle, ausgingen. . . .

Und nun zuletzt öffnet sich uns die »Pforte der Glückseligkeit«. Sie war seinerzeit selbst den Großen des Reiches und überhaupt Allen verschlossen, die nicht zum engeren Hofstaate des Padischah zählten. Von all' der bizarren Feenpracht aus der Zeit der großen Sultane ist nur ein kümmerlicher Rest vorhanden, der den Besucher enttäuschen wird. Anders freilich gestaltet sich der Eindruck, wenn man mit dem Aufgebote einiger Phantasie jene verschwundene Zauberwelt Gestalt annehmen läßt und auf die öden Plätze jenes geheimnißvolle Leben verpflanzt, von dem eigentlich Niemand umständlicher berichtet hat, das aber dem allgemein Menschlichen so nahe liegt, daß es keines besonderen Schlüssels zur Lösung des Räthfels bedarf.

Dieser innerste Hof des Serajs umfaßte die Wohnungen des Großherrn und seiner unmittelbaren Umgebung, dann den großherrlichen Harem und die Wohnungen der nächsten Verwandten des ersteren. Damit ist Alles und nichts

gesagt; denn wie wäre es möglich, auf diese kümmerlichen Daten hin, ein Bild zu beleben, das in seiner Gesamtheit von sinnverwirrender Buntheit, in seinen Einzelheiten eine Kette von Visionen ist, an welchen alles Seltsame, alles



Kastträger.

Wunderbare, Unerforschliche, Schmerzhaft und Berückende, was das Familienheiligthum eines asiatischen Despoten nur bergen kann, zur Geltung kommt. Und dieses Familienheiligthum an sich glich nur der Verkörperung eines bizarren Traumes. Waren es wirkliche Wunder oder Chimären, die dort zwischen engen Mauern erblühten, im Hauche einer Luft, aus welcher scheinbar alles Herbe ferngehalten



wurde und das Athmen nur ein Einfaugen von Blüthenduft war? Wer vermöchte ein Bild wiederzugeben von der märchenhaften Wirrniß dieser undefinirbaren Baulichkeiten: Pavillons mit goldverzierten Säulen und schimmernden



Korbflechter.

Dächern, im Innern das milde Licht, wie es durch die Farbenfacetten der Fenster einfällt; Terrassen mit der überquellenden Fülle von Blumen — ein Meer von Augensternen, benezt von springenden Wassern, über deren schwankenden Regenbogen hinweg das Auge in Schattengänge von dichtgeschlossnem Laub blickte. In diesen aber drängte sich Kiosk an Kiosk, bald von wunderbarer

Holzschneiderei, bald von Marmor, im Schmucke von persischen Fliesen oder Majolica, oder Gold strahlend, von leuchtenden Kuppeln überragt, da und dort ein weißes Minaret, ein farbiger Erker, von Kletterrosen umspinnen, an den Gittern glänzende Vogelkäfige, plaudernde Papageien, buhlende Nachtigallen.

Es war kein Palast, sondern eine Stadt für sich. Mancher Padiſchah hatte tauſend Frauen und darüber und für jede derſelben ſtand ein beſonderer Kiosk mit Baderaum, Blumengehegen, ſhattigen Lauben und Spazierwegen bereit. Alle dieſe Baulichkeiten waren aber nach keinem einheitlichen Plane angelegt, ſie waren auch verſchieden in Bezug auf ihre bauliche Ausführung im Einzelnen und in der örtlichen Lage zu einander. Je nach Bedürfniß, Laune oder Zufall entſtanden, bildete ſich im Laufe der Zeit ein bunter Knäuel von glänzenden Vogelkäfigen, in denen Freude und Schmerz, Frohſinn und Leid abwechſelnd die Stimmungen abgaben, die ebenſo ſehr von äußeren Anläſſen als inneren, heimlichen Vorfallenheiten abhingen. Wer durch Aufgebot der Einbildungskraft dieſe Stadt der Kioſke und chineſiſchen Pavillons in der lichten Weitung am Nord- und Oſthange des Serajhügels wieder erſtehen läßt, braucht der Vorſtellung keinen Zwang anzuthun, wenn er in dem Wiedergeſchaffenen die Belebung der Märchen aus »Tauſend und eine Nacht« erkennt. Dieſes zu Leben gewordene Gedankenſpiel von Stein und Holz, von Glas und Marmor, Roſen und Waſſerſtürzen, wie es das Gehirn türkiſcher Architekten erſonnen, ſah über das nahe Meer in dämmerige Fernen, in lauſchige Buchten und über das Gewoge einer nie ruhenden Lebenskraft bis zur Silberhöhe des myſiſchen Bergriesen, der am aſiatiſchen Ufer, fern im Südoften, den Geſichtskreis abſchloß.

Zu dieſem Blicke in die Außenwelt ſtand die Unmöglichkeit des Einblickes von dort her in einem förmlich beklemmenden Gegenſatz. Unnahbar dem Späherauge, der brennenden Neugier, und vielleicht höchstens dem Geruchſinne wahrnehmbar, der in den Dunſtwolken ſchwelgte, welche die leichte Briſe vom Vorgebirge des Serajs über das blaue Waſſer des Goldenen Horns in die benachbarten Behauſungen von Stambul trug. Ueberſieht man Alles mit prüfendem Blick, ſo iſt der Eindruck von einem glanzvollen Zeltlager in grüner Gartenherrlichkeit unankämpfbar. Die Sultane hatten keinen Palast, kein phantaſtiſches Bollwerk für ihre Selbſtherrlichkeit; das Bedürfniß nach großen Räumlichkeiten, endloſen Hallen, zahlloſen Prunkgemächern, in deren glanzvoller Dede der Tritt



des Einjamen widerhallt, war bei den großen Sultanen des XV. und XVI. Jahrhunderts niemals vorhanden. Sie lebten mit ihrem ganzen Volke in den Traditionen eines kaum überwundenen Nomadenlebens, das seinem Wesen nach sich erhalten und nur äußerlich durch unerhörte Triumphe unvergleichlich verschönt hatte.

Gewiß hatte zu dieser Gewohnheit auch die Phantasie des Orientalen das ihre beigetragen. Denn »türkisch« war das wenigste im Seraj; Anlehnungen an persische und arabische, ja selbst an indische und chinesische Vorbilder sind unverkennbar. Die geschweiften, buntbemalten Dächer, die Fayencefacaden, Marmortäfelungen und bunten Fensterfacetten; Springquellen und goldenen Gitterwerk zwischen Ranken von Ephen und Gaisblatt; im Myrtengebüsche vergrabene Altane und Goldkuppeln zwischen Laubwölbungen von Platanen, Ulmen, Ahorn und Feigen — dazwischen ganz von dichtem Geäst bedeckte Kieswege und Irppfade, die an Fontainen vorüberführten, oder in Laubnischen sich verloren — überall Durchblicke zwischen Blütenreißern von Oleander, Drangen, Rosen und Jasmin: das alles war nichts anderes, als eine Wiederholung jener körperlichen Phantasiegebilde, welche die Abbassiden zu Samarra, die Ommejaden in Damascus, die Fatimiden am Nil, die Morabiten am Fuße des Atlas und die granadinischen Herrscher auf dem Generalise erfommen hatten.

Jetzt ist von all' dem nur ein winziger Bruchtheil vorhanden. Wo der blasirte moderne Tourist umherwandelt und die reale Wirklichkeit mit ihren kümmerlichen Reizen auf sich einwirken läßt, lustwandelten die Favoritinnen eines Sulejman, Murad, Selim oder Mohammed, knirschte der Ries unter den leichten Schritten von tausenden graziöser Wesen; flossen die Thränen unbefriedigter Liebe oder wilden Zornes; ersannen Eiferjucht und Herrschbegierde ruchlose Rachepläne, klangen mit den Stimmen der Nachtigallen die Seufzer der Verlassenen und Trauernden aus. . . . Aber das allein ist es nicht. Dicht nebenan, von hoher Terrasse hinweg, sah der »Beherrscher zweier Welten und zweier Meere« über grünes Rankenwerk und blühende Wipfel nach der herrlichen Stadt, die trotz ihrer zweitausendjährigen Dauer nie so viel des Glanzes und der Macht gesehen, wie unter den Enkelkindern Osmans und Malchatuns. Bei solcher unwillkürlicher Selbstverherrlichung, die über die Machthaber kam, brüteten sie ihre Großthaten oder — Schandthaten aus.

Das Ausmaß der Gottähnlichkeit war freilich verschieden vertheilt. Ein Sulejman, der, einem Löwen gleich, sein ungeheures Revier von Ofen bis zum Perfermeere durchstreift hatte, brauchte nur seine Stimme zu erheben, um Todtenstille über diese wimmelnde Kaiserresidenz zu verbreiten. Es war die Ehrfurcht und Fügsamkeit vor der Größe. Wenn dagegen ein Selim II. oder Murad IV. in Grimm geriethen, wenn sie ihrem Despotenwahne eine kaiserliche Huldigung zu bringen gedachten, dann trat an Stelle der Ehrfurcht Schrecken, an jene der Fügsamkeit slavische Unterwürfigkeit. Es war nicht die Größe, die imponirte, sondern die gräßliche Laune, die ohne Wahl ihr Opfer traf. . . . Und wieder nahmen die Gestaltungen andere Formen an, indem kriegerischer Geist und Heldensinn, despotischer Uebermuth und Blutdurst Niemanden mehr in Bann und Schrecken hielten, da sie durch Weichmüthigkeit, Sinnenlust, Weiberregiment und individuelle Ohnmacht ersetzt wurde. Dann waren diese Gärten, wo keine Waffen, sondern Frauenschleier blizten, ein Lusthain, in dessen dämmerigen Vogelkäfigen der Becher kreiste, Augen glühten und das Freudenlächeln in Rüffen erstarrte.

Ein Oeffnen der Augen: Alles ist hinweg. Wieder knirscht der Ries, aber nicht unter dem Tritte der Odalisten, sondern unter unserem eigenen und dem unseres Begleiters, eines Polizeisoldaten. Die Marmortreppen, welche zum Meere hinabführten, sind verschwunden, denn dort verläuft jetzt ein Einschnitt der Eisenbahn. Sie hat die alte Schutzmauer, welche den kaiserlichen Bezirk umschloß, durchbrochen und zieht nun im großen Bogen hart unter den Abhängen im Norden, Osten und Süden des Serajs, zwischen Trümmerwerk und Grasflächen, wo einst Blumenterrassen sich abstaffelten und im Tanze der Springquellen Regenbogen schwanften. Nur die Singvögel nisten noch da und dort in den Platanen und erzählen von den Märchen der Vergangenheit. Seit vierzig Jahren dienen die Räumlichkeiten des alten Serajs nur mehr den Verwandten des Sultans als Wohnsitze. Die Großherren selber residiren seit Abdul Medschid in Dolmabagdsche, drüben am Bosporuser. . . .

Aus dieser Welt des Träumens und der Täuschungen kehren wir auf die Schaupläze des wirklichen Lebens zurück. Die Gestaltungen dieses letzteren sind freilich nicht darnach, uns alle Wahrnehmungen als solche erscheinen zu lassen, wie sie die Vorstellungen eines normalen Menschenkindes ausfüllen. Eine



Wanderung durch Stambul — die ungeheure, über sieben Hügel ausgebreitete Barackenstadt, aus welcher gleich Wegweiser die prachtvollsten Monumente türkischer Baukunst aufragen — ist und bleibt ein Gang durch die Irrgänge einer Welt, deren Schaustücke sich weit mehr als Hallucinationen, denn als reales Leben geben. Wer Derartiges ausspricht, muß sich darauf gefaßt machen, für überschwänglich, phantastisch oder vollends für unzurechnungsfähig gehalten zu werden. Trifft dies alles zu, dann ist immerhin der Beweis erbracht, daß die Einwirkungen solche außergewöhnlicher Natur sind, weil sonst der Zustand der Uberschwänglichkeit und Unzurechnungsfähigkeit nicht eintreten könnte.

Worin aber — wird der Leser fragen — bestehen die Wahrnehmungen, daß derlei Abweichungen von der normalen Function des Gehirns in Bezug auf Erfassen und Festhalten der Dinge beim Beobachter eintreten können? Die Antwort ist nicht gegeben. Sie liegt in der unmittelbaren Anschauung, in der Wirkung von Farbe und Licht, von Gegenständen aller Art; in Anknüpfungen, die sich von realen Dingen in die Dämmerung der Mystik verirren; in einer Ueberfülle des Lebens, zu dem uns der Schlüssel fehlt, weil Alles, was uns umgibt, fremdartig ist. Eine große Rolle spielt das Unvermittelte. Die lange Brücke, welche die beiden Bosphorufer mit einander verbindet, ist in zehn Minuten zurückgelegt, der Scenenwechsel aber, der hiebei vor sich geht, ein solcher, als lägen Meere und Länder zwischen den Gassen des unruhigen Frankenviertels Pera und der mysteriös stillen, im Banne eines Zauber Schlafes liegenden Türkenstadt Stambul.

Der Nomadencharakter, welcher allem Türkischen anhaftet, prägt sich auch in der Anlage und dem Eindrucke Stambuls aus. Alle diese bunten Holzhäuser mit ihren niederen Dachfirsten, ihren vorspringenden Erkern, von denen farbige Laken herabhängen, ihren Guirlanden von Ephen oder wildem Wein, mit den Durchblicken zwischen grünen Garteninseln nach dem Spiegel der Meerescanäle und den hochziehenden Wolken, sind nichts anderes als Hirtenzelte anderer Art, welche zu langen Reihen aneinander gerückt sind und schmale Gassen und Gäßchen bilden. Man steige beispielsweise vom lärmenden »Fischplatz«, welcher in einem Winkel neben der Moschee der Sultanin Valide (gegenüber der großen Brücke) hineingerückt ist, die schmalen Gäßchen zu den mittleren Hügeln der Türkenstadt hinauf. Wer auf einer solchen Wanderung allein ist, hat die

Empfindung eines Schlafwandelnden, dem die merkwürdigsten Dinge im Traume erscheinen. Es sind nicht so sehr die Vertlichkeiten als solche, welche derlei bewirken, als vielmehr die Seltsamkeit der Eindrücke.

bleiben wir in einer solchen stillen Gasse stehen und schauen wir um uns. Wir sehen keine Menschen, denn alles Lebende verkriecht sich hier hinter neidisch schützende Gitter und Thüren. Während die Straße den Eindruck der Ausgestorbenheit macht, wissen wir nur zu gut, daß hinter den Verschaltungen und dem Netzwerk von Gitterstäben Alles lebt, Frauen und Mädchen wispern, Vögel singen, die Wasserstrahlen murmeln und in Dickichten von Jasmin und Rosen dunkeläugige Kinder jubiliren und springen. Der fremde Gast freilich ahnt nur solche Dinge. Er ist der Ausgeschlossene, der Fremdling, der in eine Welt Einblick gewinnen möchte, welcher er weder Verständniß, noch Geschmac entgegenzubringen vermag. Neußerlichkeiten bilden also die einzige Zerstreuung. Dazu gehören die Laubwölbungen mit ihren geheimnißvollen Schatten, ein weißes Minaret, welches da und dort in der Halbdämmerung der Straße hereinschaut, eine vorüberhuschende schweigsame Gestalt, ein in einem Winkel zwischen grasbewachsenen Steinstufen kauender Mann, der an trockenen Früchten knuspert, oder sein defectes Kleid ausbessert. Unbestimmte Klänge, welche aus dem Boden, aus den Lüften, durch Mauerritzen oder Blätterdächer an unser Ohr schlagen, verleiten die Sinne zum Lauschen. Sie entdecken nichts als ein zurückgehaltenes Lachen, ein verwehendes Gewispser, das Rauschen einer Taubenschaar, die aus dieser Einsamkeit emporschwebt, um sich als gefiederte Wolke in einem benachbarten Moscheehofe niederzulassen, wo vorsorgliche Hände Futter streuen.

Wem dies Alles einförmig und langweilig vorkommen mag, hat nicht zu befürchten, von solchen Einwirkungen niedergedrückt zu werden. Eine Stadt von solcher Buntheit wie Constantinopel hat mehr des wunderbaren Wechsels zu bieten, als halbe Continente. Wir treten also aus der Gasse hinaus, vielleicht auf einen kleinen Platz, auf dem die graue Kuppel einer Moschee herabschaut, in den Schatten einer Platane, mit herumhockenden Türken, deren Aufmerksamkeit getheilt ist zwischen dem Ambrosiastoff, der ihren Kaffeetassen entsteigt, und den narcotischen Wolken ihres syrischen oder smyrnaischen Krautes. Auch hier ist die äußere Ruhe das Befremdende. Beim Plaudern der Wasser in einer



Fontaine lassen sich die Stunden behaglich verträumen. Auf Ruhe und Schlafbedürfniß läuft ohnehin hier Alles und Jedes hinaus. Man sieht dies nicht nur an den stillen Gassen und Plätzen, sondern weit mehr noch an den vielen Ruinen zwischen den immer wieder frisch in grüner Pracht aussprossenden Gärten, an den Grassflecken mitten auf unserem Wege, an einem Stück uralten Mauerwerkes, das von der Sonne mit einem Lustre von Goldbronze überhaucht wird und an dem wunderbare Rosen hängen. Dornen versperrern den Weg zu öden Schuttstätten, auf welche die Sonne ihre Glanzlichter wirft.

Da — es sind nur wenige Schritte zu machen — ist Alles anders. Wie eine Vision aus nächtlichen Schatten, steigt eine jener Riesenbauten vor uns auf, die Moschee Sulejmans oder Mohammeds, ein zu Stein gewordenes Phantasiespiel mit Säulenhallen und Kuppeln, Gartenhöfen, in denen eine bunte Menge sich drängt, und thurm hohen Pfeilerwarten, von deren Gallerien fünfmal des Tages die Wächter des Glaubens ihre Schutzbefohlenen zur Andachtsübung einladen. Von marmornen Portalen streicht der Blick über Rankenwerk und bunten Fliesen, goldenen Inschriften und durchbrochenen Ornamenten von wunderbarer Linienführung und Zartheit, bis zu den mächtigen Gesimsen, hinter welchen wie ein Gebilde aus Licht und Duft der Wolkenthron einer gigantischen Kuppel in das blaue Firmament aufsteigt, endlos wachsend bis zum funkelnden Halbmond auf dem flachen Gewölbschlusse. Und wer den Blick nicht aufwärts steigen läßt, sondern allen diesen steinernen Geheimnissen und Seltsamkeiten auf den Grund kommen will: er hat einen Weg zurückzulegen, auf dem das Auge unablässig an den wahrnehmbaren Dingen haftet, der Gedanke aber weit ab ist. Ist all' diese monumentale Pracht, dieses Spiel der Farben, die stolze Erhöhung steinerner Massen über wimmelndem Volke, die mystische Dämmerung im Allerheiligsten mit den das letztere einschließenden Hallengängen, an deren Saume die Sarkophage mächtiger Sultane stehen, nicht der trotzige Ausdruck einer Macht, welche einst furchtbar war und drei Erdtheile erschüttert hatte? ... Hier werden keine neuen Ideen, keine weltbewegenden Gedanken geboren. Der Stamm steht noch, während die Triebe längs abgestorben sind. Im zitternden Platanenlaub singen die Vögel und schwirren um verwitterte Mausoleen, in welchen jene schlummern, die einst Königreiche und Völker unter ihr Schwert beugten.

Daß alles Menschenwerk nur episodarische Bedeutung hat, erkennt man am besten an dem Wandel, welcher sich auf diesem Boden vollzogen hat. Die



Hja Sofia.

Denkmäler der osmanischen Vergangenheit, die nun selbst den Eindruck von Leichensteinen auf einem riesigen Kirchhof machen, sind nicht auf ereignisloser Erde entstanden. Lange Zeitläufe, bevor der schimmernde Schwarm sultanischer Haremsherrlichkeit in die Rosengehege der thrakischen Landstriche eingefallen war,



opferte man dort in griechischen Tempeln den olympischen Göttern und fanden hellenische Feldherren, wie Pausanias, Alcibiades und Lysander, mit vielem Kriegsvolke zum unwillkommenen Besuche sich ein. An diesem Gestade haben die Zehntausend des Xenophon geraftet und sah Alexander der Große zum erstenmale den Erdtheil, den er bis zur äußersten damals bekannten Grenzmarke, einem Meteore gleich, durchstürmen sollte. Dann fielen die Tempel und die Kuppeln der



Das »Genuejenschloß« am Bospor.

byzantinischen Basiliken sahen auf ein neues Geschlecht herab, welches im Glanz und Prunk aufgewachsen war und die Macht seiner Cäsaren für ewige Zeiten festgefügt wähnte. Der Ruhm setzte sich seine Standbilder, die längst von ihren Fußgestellen herabgestürzt sind, mitsammt den Bruchsäulen und Triumphthoren, deren Trümmer die Osmaniden dazu benützten, um die Denkmäler einer veränderten Weltordnung, einer unhemmbaren neuen aggressiven Macht, aufzurichten. Und wie lange noch werden diese aufrecht stehen? Ist der bevorstehende Wandel nicht deutlich vorgezeichnet in dem unheimlichen Stillstande dieses gleichmäßig

pulsenden, von keinen Erregungen beflügelten, von keinen befruchtenden Ideen neubelebten Organismus?

Das zukünftige Bild von Stambul ergibt sich vergleichsweise, wenn man daran denkt, wohin all' die byzantinischen Schätze, die Palasthallen, Goldkuppeln und Erzbilder, die Marmorthore und Amphitheater, der Statuenschmuck der öffentlichen Plätze und die Fontainen, denen das Wasser in gigantischen Leitungen zugeführt wurde, verschwunden. Einiges ist wohl noch da, wie der Hippodrom, auf dessen grassbewachsenem Boden zerlumptes Volk lagert; oder der schwankende Schaft der Constantinsäule, die unterirdische Halle des Brunnens der »Tausend Säulen«, nicht zu vergessen das verödete Mauerwerk des einstigen Kaiserpalastes, dormalen in trauriger Abgeschiedenheit im innersten Winkel des Goldenen Horns gelegen, eine Ruine mit faulenzendem Zigeunervolk als Inassen. Das mürbe Mauerwerk war einst der Palast Hebdomon, in welchem man den byzantinischen Kaisern die Krone auf das Haupt und den Purpur um die Schultern hängte. Auch im Blachernen, jenseits des Stambuler Ghetto — Galata —, wo bereits die kühlen Brisen aus dem »Thale der süßen Wasser« herüberwehen und die Aussicht nach dem fern gelegenen Pera und dem alten Seraj Bilder der Verklärung in goldenen Schleiern zeigt, ist alles Schöne und Große der Vergangenheit zu Schutt geworden. Dem einsamen Wanderer zeigt sich der Schatten der Kaiserin Pulcheria, welche unter vergoldeten Dächern lustwandelte, die längst verschwunden sind. Die Nachbarschaft von räubigen Hunden und Schlangen, das Geschrei nackter Zigeunerkinder, gibt hinlänglichen Stoff, darüber nachzudenken, wie der Geist der Geschichte seine Traumgesichte auffaßt.

Wenn die Stadt des Constantin durch elementare Gewalt zu Grunde ging, vom Erdboden hinweggefegt wie von Sturmesmacht, stehen mit dem osmanischen Stambul die Sachen anders. Die Moscheen und etliche Paläste ausgenommen, ist in der Türkenstadt nichts alt und nichts neu. Das mag paradox klingen, entspricht aber dem Charakter dieser riesigen Anhäufung von Holzhäusern, die alle Höhen und Einsenkungen einnimmt. Eine einzige Feuersbrunst kann binnen wenigen Stunden Tausende und Abertausende dieser lustigen Holzgeste vom Erdboden verschwinden machen. Dann bleibt ein Theil wohl auf lange Zeit hinaus verödete Brandstätte oder Ruinenhaufen, während dicht daneben in kürzester Zeit neue bunte Frauentäfige erstehen, die Bäume wieder grünen,



der Jasmin duftet, die Singvögel neue Nistplätzchen auffuchen und das Mondlicht wieder in den Springquellen glitzert. Was dieser Riesenstadt in wirklich auffälliger Weise ein fortschrittliches Gepräge gegeben hat, ist die Pferdebahn, welche ganz Stambul seiner Länge nach durchzieht, und der thrakische Schienenweg, welcher hart am Rande des Häusermeeres verläuft, bald innerhalb, bald außerhalb verfallener brauner Mauern. Das sind die einzigen Spuren der Civilisation; alles Andere liegt im Banne einer seltsamen Starrheit. Das sieht man in tausend Zeichen, die eindringlicher als ganze Bände völkerpsychologischer Abhandlungen zu uns sprechen.

Stambul ist die romantischste Stadt der Welt. Die Romantik liegt nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart und wird nur durch den visionären Blick in die Zukunft, die weder für Träumer, noch für antiquarische Schwärmer einen Tummelplatz abgeben wird, vernichtet. Die Romantik der Vergangenheit haben wir weiter oben andeutungsweise gekennzeichnet. Sie zeigt sich in jenen Schaustücken, welche von einer Zeit sprechen, die mit der osmanischen nichts zu schaffen hat; sie zeigt sich an der Schlangensäule des Hippodrom, im Blachernen und in der Wildniß um den hohen stillen Mauertrümmern des Hebdomon; sie spricht durch den gewaltigen Mauerwall zu uns, der vom Goldenen Horn bis zum Marmarameere läuft und Stambul von der Landseite abschließt. Die Romantik der Gegenwart spricht eine viel überzeugendere Sprache. Diese Stadt ist einzig in Bezug auf das Gegensätzliche ihrer wunderbaren Lauschplätze und dem lärmenden Leben in Bazars, auf Plätzen, in den Vorhöfen der Moscheen, vor den hohen, nüchternen Facaden der modernen Amtsgebäude, auf der großen Brücke und auf den beweglichen Wässern. Ein Bogenthor, das mit Kletterrosen umrahmt ist, die stillen Straßenwinkel, in die das Kleingewerbe sich eingenistet hat, eine Garteninsel mit dem seltsamen Blumenduft, der darüber lagert, verwehende Stimmen hinter Gitterfenstern, wandernde Schatten unter Laubwölbungen, einsame Mausoleen, auf denen die Sonnenfunken spielen, Gräber, Haine, Ruinen, weiße Thürme, das Summen der Rufe von Tausenden von Muezzins, die von hohen Warten zum Gebete rufen: das ist die sichtbare Romantik.

In dieser Stadt hat jeder Sinn anstrengende Prüfungen zu bestehen. Und was sie an Eindrücken festhalten, hat immer etwas von dem Zauber des Unenträthselten, des Mystischen. Der Geruchssinn spürt Geheimnissen nach und

gestaltet dieselben zu phantastischen Vorstellungen, wenn der Wanderer die lange gedeckte Straße des »Aegyptischen Bazars« durchschreitet, wo die Gedanken bis in die Frauenkäfige der Großen abirren, wo es gewiß noch duftiger ist, als hier. Ambra und Moschus schwimmen hier in der Luft. In diesen Buden haben sich die Wohlgerüche Arabiens und Indiens ein Stelldichein gegeben, zeigt sich Apothekerkrum zu Thürmchen gehäuft, in Säcken verwahrt, auf Gestellen ausgebreitet, in Form von Mixturen, Schönheitsmitteln, Salben und duftenden Essenzen, welche den Frühling in künstlichen Dunstwolken im Allerheiligsten der Mächtigen und Großen zu verbreiten haben. . . . Auf dieses Schwelgen kann aber auch die Reaction folgen, wenn der Wanderer plötzlich aus den Wolken von Moschus in den Dunstkreis von finsternen und schmutzigen Epelunken tritt, wo die Garfüßen des Volkes brodeln und dampfen; oder in kothigen, krummen Gäßchen, wo der Unrath die Passage sperrt, der blaue Himmel auf faulendes Nas herabsieht, die Gassen von stinkender Sauche erfüllt sind.

Alsdann treten die Functionen des Geruchsinnes zurück und fallen alle Eindrücke dem Gehörorgane zu. Vom Zwitschern der Singvögel in den Hainen der Friedhöfe bis zur lärmenden Musik vorüberziehender kaiserlicher Garden liegt die Stufenleiter aller Töne, welche durch Luftschwingungen vermittelt werden können. Auch auf diesem Felde der Beobachtung ist das meiste fremdartig, vieles störend, anderes belebend. Gefänge, langgezogen und schnarrend, Melodien, die das Ohr niemals vernommen, erklingen in Erfern oder hinter Moscheengittern: eintönige Cadenzen betenden oder psalmodirenden Volkes; dann das Schnarren von Trommeln, das Sauchzen von Trompeten, klingelnde Tramwaypferde, Glocken und Pfeifen auf Dutzenden von kommenden und abgehenden Dampfern, der Singfang der Muezzins und dazwischen wieder das wilde Aufheulen eines Rudels herrenloser Hunde, unter denen eines Knochens wegen der Krieg auf Leben und Tod entbrannt ist. Wer eine Vorstellung von der babylonischen Sprachenverwirrung bekommen will, braucht blos einen Gang durch den großen Bazar zu unternehmen, in welchem alle Idiome vernommen werden, die man auf dem weiten Erdraume vom Golfe von Bengalen bis zum Armeel-Canal, von den Nil-Katarakten bis Nischnej-Nowgorod spricht: Die rhythmisch klingende »lingua franca« neben den harten Gutturals des Arabischen, das harte Armenische neben dem jummenden Griechisch, die Agglutinationen der Neger-Idiome





Der Kaiserpalast (Hepdomon) in Stambul.





neben slavischen Kernflüchen, Spanisch, Türkisch, Kurdisch, Französisch, Italienisch bunt durcheinander mit dazwischen klingenden Sätzen aus englischem, französischem oder deutschen Munde. Man nehme ein Vergrößerungsglas und beschehe sich im Geiste das Jahrmarktstreiben zu Nischnej-Nowgorod — es ist ein Schattenspiel gegen diese Wirrniß von Völkern dreier Welttheile, von Repräsentanten aller Rassen, die zwischen dem Dngus und der Donau haufen.

Das ist die Welt der Töne in Stambul. Sie ist nichts gegen jene des Gesichtes. Ihm fällt auf dieser Stätte des beständigen, aber unfreiwilligen Carnevals der Löwenantheil zu. Das Sehorgan durchlebt zwischen Bosphorus und den sieben Thürmen die größten Schwelgereien, welche diese Welt überhaupt bietet. Wir heben zuvörderst die ästhetischen Einwirkungen hervor, welche ihre Entstehung dem Lichte verdanken, dem Glanze und den Farben, dem Schaustücke des Sonnenauf- und Niederganges, den Wechselwirkungen zwischen Wasser und Himmel, Gartengrün und Häusermassen. Wir haben schon in den einleitenden Zeilen des wunderbaren Schauspieles gedacht, welches das Erwachen des Tages im Gefolge hat. Wer es genossen, kennt den fast schemenhaften Vorgang, wie die leichten Nebel der Dämmerung zerfließen, wenn über den Cypressenhöhen von Scutari das aufflammende Licht hervorbricht und wie mit elektrischen Leitungen die höchsten Thurmspitzen entzündet, so daß sie gleich Leuchten über wallendem Meer aufzucken und den Feuerschein weitergeben, sei's über die hochschwebenden Kuppeln, über Laubwölbungen, Uferterrassen oder Palastgiebel. Allmählich sinkt der rothige Hauch tiefer, die Höhen werden weiß, die Minarete ragen wie helle Säulen auf, auf den grauen Kuppeln blitzen die goldenen Halbmonde und über das endlose Gewirre des Häusermeeres huschen nun, Flammen gleich, die vollen Lichtbäche der Sonne wie Feuersegnale, bis sie in Goldschuppen über den Meerescanälen auszittern. Jetzt endlich ist sie ganz entschleiert, diese von wunderbaren Dingen so reiche Stadt, dieser immense Tummelplatz eines halb mystischen Lebens, die Siebenhügelstadt des Ostens, in deren Mauern das Leben selbst in der Agonie nie erstirbt, sondern nur in stärkendem Schlummer liegt, um zu neuen Thaten zu erwachen.

Der Traum Osmans von dem Riesenbaume, dessen Krone drei Erdtheile beschattet, sucht uns heim, wenn wir hoch über dem blauen Wasser auf einer der Uferhöhen stehen und in dieses Meer von Farbe und Glanz blicken. Dort,

wo der Ausblick nach den stolzen Moscheenkuppeln von Stambul geht, liegt Asien. Zwar ist es nicht dessen Boden, aber der Widerschein alles dessen, was das asiatische Volk der Osmanen groß gemacht hat. Von dort steigen die Schatten der großen Sultane auf, zeigen sich ihre Fahnenräger und Panzerreiter, ihre damaftenen Prunkzelte, ihre endlosen Heerschaaren, deren Heimat wir an den Ufern der arabischen Zwillingströme, am Nil, in den Schluchten des Balkans, auf den kurdischen Hochweiden und armenischen Schneegebirgen zu suchen haben. Von dort gehen die leuchtenden Bogen des Ruhmes bis vor die Thore Wiens, in den Flugland der Sahara, unter die Palmehaine des glücklichen Arabien. Im Glanz der Waffen zeigen sich ungeheure Reichthümer, durch Farben und Lichtspiegelungen blitzen die unschätzbaren Geschmeide eines Heeres von Frauen und Mädchen, welche den Machthabern aus den turkmenischen Steppen das Leben versüßt haben. Sie sind dahin, wie jener Ruhm und Glanz verschollen gingen im Ringen mit einem Gegner, dem die Zukunft vorbehalten war.

Und diese Zukunft: welche Bilder vermag sie uns vorzugaukeln? . . . . . Wir haben wieder das Schaustück einer Lichtfeier vor uns — die des Sonnenunterganges. Nichts ist ergreifender, als dieses Versinken des Farbenhäuels zwischen dem Goldenen Horn und dem Marmarameere in die Schatten der Dämmerung. Er ist, als wenn eine Hand Schleier über die wirren Terrassen, über Gärten und Haine zöge. Noch flammt die Abendröthe zwischen den braunen Bogen der Balens'schen Wasserleitung hindurch und in dem hochgelegenen Pera blitzen tausend Fenster Scheiben auf. Die Silberlinien im Wasser gehen in Goldstreifen über und verhauchen dann in Purpur, bis ein stahlgrauer Nebel sich darüber senkt. Nur die Glaubenssymbole auf den Kuppeln funkeln noch; sie sind der letzte Lichtschein, der über Stambul auszittert. Ein schwüler, dämmeriger Hauch, der das Gewimmel von Häusern, Menschen und Schiffen allenthalben in schemenhafte Gebilde verwandelt, folgt, alsdann ein jähes Verblaffen aller Farben, den Widerschein ausgenommen, der von glühenden Dunststreifen des westlichen Gesichtskreises ausgeht.

Und nun geht eine seltsame Wandlung im Innern des Beschauers vor sich. Die Bilder, die noch geraume Zeit die Netzhaut festhält, nehmen andere Gestalt an. Wieder ist es der Geist der Geschichte, der uns seine Traumgesichte



zum Besten gibt, wenn sie auch für die Mehrzahl der Menschen noch von den Schleiern der Zukunft verhüllt sind. Alles ist verändert, die Romantik verwischt, das Farbenkaleidoskop durch die ruhige Pracht eines Städtebildes ersetzt, das uns in Bewunderung, aber nicht in Entzücken versetzt. Da liegen sie vor uns, die langgestreckten Quais mit den Schiffen aller Nationen, die Riesenkrähne, welche unter ihrer Last ächzen, die pustenden Locomobile, deren Geräusch sich in den Singfang von Trägern und Matrosen, Karren und Winden mengt. Das Chaos von buntbemalten Holzhäusern ist verschwunden und an seiner Stelle bauen sich von den Ufern des Goldenen Horns Terrassen auf, gewaltige Gebäude schauen übers Wasser und haben monumentale Treppen vor sich, welche nach der Tiefe führen. Ab und zu ragt ein mächtiger Kirchturm auf, oder drängen sich vergoldete byzantinische Kuppeln, welche den eintönigen linearen Verlauf der Häusermassen wohlthuend unterbrechen. Alles ist weiß und hell, bis auf die Gärten, die noch auf derselben Stelle grünen, wo einst ein starkes Geschlecht in seinen Träumereien und Racheplänen sich erging.

Und wenn wir dann hinabsteigen und uns dieses visionäre Bild in der Nähe ansehen, will uns bedünken, daß wir Jahrhunderte verschlafen haben. Zwar das Gedränge in allen Räumen und Gassen, auf Plätzen und Ufern ist noch daselbe, wie damals; aber was ihm fehlt, ist die Farbe. Einem grauen Strome gleich fluten die Menschenmassen über eiserne Brücken hin- und herüber, rollen Wagen auf Wagen. Die Finsterniß der alten Quartiere ist durchhellt von endlosen Reihen flackernder Candelaber, ja auf den weitläufigen Plätzen, welche von Prachtbauten mit Balconen und Arcaden gesäumt und mit Standbildern geziert sind, flammen elektrische Sonnen, in deren taghellem Schimmer Menschen sich ergehen, die wie durch Zauberhand hieher versetzt wurden. Musik und Gesang dringen aus hellerleuchteten Domen, die uns aus früherer Zeit her bekannt sind. Gewiß, da ragen die dunklen Kuppeln der Moscheen in die schwärzliche Bläue des Nachthimmels auf; aber drinnen rauschen Chorale und flimmern Kerzenlichter. Die Minarets sind verschwunden. Was wir im Zwielichte des Traumbildes als solche ansehen, sind ungeheure Fabrikschlote, die aus ruhigen Gelassen emporschweben, in denen tagsüber die Schwungräder sausen und Transmissionen knarren. Ein nervöses Zittern liegt in der Luft. Jede Secunde erfolgt ein schriller Pfiff, das dumpfe Rollen von Eisenbahn-

trains deutet auf die Hast und Größe eines Verkehrs, der vollkommen zu diesem Drängen und Schieben der Menschenmassen und deren lautem Leben an den Hafenuais stimmt, nicht aber zu der träumerischen Idylle in den stillen Haus-



Spanischer Jude (Sephardin).

gärten der Stambuler Straßen. . . Was ist vorgefallen, welche Zauberkünstlerin aus »Tausend und eine Nacht« hat diesen Schabernack vollbracht. . . Es ist die Civilisation, denn das visionäre Bild ist das Constantinopel der — Zukunft. Hundert Jahre sind vergangen, seit der letzte Muezzin von hoher Minaretgallerie die Gläubigen zum Gebete gerufen hatte. . .



Wenn einst Alles so fein wird, dann ist es auch um das merkwürdigste Stück des alten Constantinopel geschehen. Es sind dies die gewaltigen Mauern auf der Landseite, zwar Ruinen, aber solche von so malerischer Art und so



Im Vorhofe der Bajazidmoschee.

eindringlich zu dem Besucher sprechend, daß kein geschichtlicher Excursus einen Besuch jener verödeten und baufälligen Wälle ersetzen könnte. Es ist ein Gang, nicht um Jahrhunderte zurück, sondern um — anderthalb Jahrtausende, denn die »theodosianische Mauer«, deren ruinenhaftes Abbild man dermalen sieht, wurde zu Anfang des V. Jahrhunderts (413) aufgeführt. Sie ist fast 5 Kilo-

meter lang und erstreckt sich vom Goldenen Horn bis zum Marmarameer, von mehreren großen Thoren durchbrochen, von denen indeß einige zugemauert sind. Der Wallzug ist ein doppelter: ein innerer höherer und ein äußerer niederer, an welchem letzterem noch ein Wassergraben von beträchtlicher Breite sich anschließt. Beide Wälle sind durch Zinnenthürme verstärkt, deren größten die Thore flankiren. Die Wallzüge folgen den Unebenheiten des Bodens, so daß sie bald hoch ansteigen, bald gänzlich in tiefen Mulden verschwinden und verlaufen in einer vielfach gebrochenen Linie, obwohl sie lange Strecken eine vollkommen gerade Richtung haben.

Das ist Alles, was sich in dürren Worten von den Mauern sagen läßt. Wie ganz anders aber gestalten sich die Eindrücke, wie mannigfaltig werden die Bilder, die Farben, die phantastischen Formen der einzelnen Ruinen-Abschnitte, die Dickichte und Kletterpflanzen, die weiten Breschen und das die Gräben ausfüllende Mauerwerk, welches zu Fall gekommen ist, wenn man Schritt für Schritt den langen Zug außerhalb der Stadt abgeht. Man durchlebt eine verschwundene Welt, knüpft an glanzvolle Tage an, an den rauhen Wandel der Dinge und die Hinfälligkeit alles dessen, was die Menschheit groß und majestätisch wähnt. An diesen Mauern hat sich die Avarenflut gebrochen, ramnten sich Bulgaren und Slaven die Köpfe blutig, bis ein furchtbares Morden in die altherwürdigen Bollwerke Bresche legte und der Eroberer Mohammed in die bezwungene Stadt der Constantine seinen Einzug hielt. Wenig über tausend Jahre waren die Mauern gestanden, als die 40.000 Janitscharen am Thore des heiligen Romanus den Sieg entschieden und der letzte byzantinische Kaiser, der im Purpurmantel bis zum letzten Athemzuge gekämpft hatte, unter den Streichen der Stürmer fiel.

Wenn die Einwendung gemacht werden könnte, daß es auf orientalischem Boden noch weit merkwürdigere Ruinen gebe, weisen wir auf die Thatsache hin, daß es sich hier nicht um verlassenes Gerümpel, um eine Zufluchtsstätte von Schakalen und Tigerkaten, sondern um eine Befestigung handelt, die noch immer eine Weltstadt begrenzt und hinter deren verödeten Gelassen und Thürmen Hunderttausende von Menschen leben und kämpfen, träumen, lieben und sterben. Das findet sich nicht wieder, so weit man die Räume unseres Erdtheiles absuchen mag. Gerade der Gegensatz, der zwischen der Einsamkeit und Romantik der



Ruinen und der farbigen Nachbarschaft eines selbst in der Stagnation unendlich mannigfaltigen Lebens sich kundgibt, erhöht den Reiz, der an diesen Bildern haftet, ruft schwermüthige Erinnerungen wach und nimmt den Besucher nachhaltiger und mächtiger gefangen, als alle Trümmerhügel Mesopotamiens zusammengenommen.

Schauen wir uns nun die mehrerwähnten Bilder in der Nähe an. Der Gang beginnt bei dem bereits erwähnten Ruinenreste des Hebdomon-Palastes, welcher außerhalb der Mauer liegt. Schon nach den ersten Schritten sind wir vereinsamt. Unser Weg führt mitten zwischen Gräbern hindurch und dies im doppelten Sinne, denn rechts schauen die dunklen Mauerfluchten und geborstenen Thürme auf uns herab, während links schwarze Cyressen in den Himmel hinaufwachsen und ihre langen schmalen Schatten auf unzählige Leichensteine werfen. Hier muß man vor Sonnenuntergang weilen, um zu begreifen, daß es etwas Malerischeres als diese umdüsterten Stätten in Europa nicht gibt. Alles was der Rhein, was die Donau, was die maurischen Stätten Andalusiens, der Boden Latiums, der Golf von Taormina, die classischen Dertlichkeiten des Peloponnes bieten, nimmt sich wie todter Holzschnitt neben pastösen Farnebildern aus. Die untergehende Sonne, welche die braunen Gesteinsmassen, die dunklen Thürme vergoldet, der röthliche Hauch, der im Laub der Ephenwände glüht, das Spiel der Lichter zwischen den Cyressenlücken hindurch bis in die geborstenen Verließe hinein, aus denen es feucht heraufweht; die durchbrochenen Brustwehren, nun Staffeln, über die grüne Cascaden undurchdringlichen Buschwerkes abstürzen, daneben endlose Schutthalden, von blauen und weißen Blütensternen übersäet und von hunderten von Faltern umflattert: das Alles ist erst der Beginn.

Ein Maler — man findet selten einen, der sich dieses Gebiet für seine Studien aussuchte — hätte nicht Tage, nicht Wochen, sondern Monate zu thun, um ein erschöpfendes Bild dieses riesigen steinernen Denkmals zu liefern. Seine Mappen würden sich mit Skizzen füllen, deren Ausarbeitung die Spanne eines Lebens umfassen müßte. Vom Weltgeiste befruchtet, müßte die Einbildungskraft in die Geheimnisse des Wandels der Dinge eindringen, um jede Situation richtig zu erfassen, jede Ruinengruppe mit jenem Hauche zu beleben, mittelst welchem uns das Genie die unfaßlichsten Dinge glaubhaft macht. Es handelt

sich hier um keine Illusionen, um keine Ideale. Die Seele braucht nicht den Gott zu suchen, wie auf hellenischen Tempeltrümmern, braucht nicht vom Zwange antiquarischer, geschichtsgelehrter oder theosophischer Grübeleien beeinflusst, Luftgebilde zu schaffen, die flüchtig sind, wie die weißen Sommerwolken, die sich zeitweilig als helle Inseln über die Cypressenwipfel legen, um im Sonnenbrande in Dunst zu zerfließen. In dieser Einsamkeit ist Alles plastische Wirklichkeit, eine reale Welt voll berückender Romantik, in die sich unwillkürlich jene Schatten einnisten, welche all' diese wilden, großartigen, schwermüthigen, ehrfurchtgebietenden Steingebilde berühmt gemacht haben.

Das erste Thor, welches wir erreichen, ist Edirne-Kapu. Die mächtigen Thorthürme schauen über den schutterfüllten Graben hinweg auf türkische Leichensteine und christliche Grabkreuze. Eine ganze Hügelfläche weit sieht man nichts als schwarze Cypressen und grauweiße Kopf- und Fußsteine der moslimischen Ruhestätten. Ein flüchtiger Blick durch die Thoröffnung verräth, daß wir in unmittelbarer Nähe einer großen Stadt weilen, denn über die nahen Häuschen und Gärten hinweg, sieht man im fernen Dämmer ein schlankes Minaret, eine dunkle Kuppel, aufsteigenden Rauch und vernimmt unbestimmte Laute, wie ausflingende Seufzer. Bis hieher geht der Pulsschlag der Riesenstadt, aber er ist matt, kaum erkennbar, wie der Herzschlag eines Sterbenden. Vor uns scheinen Mauern und Thürme zu versinken, denn unweit unseres Standplatzes fließt der Lykus in einem Thälchen und in dieses hinab senken sich die Wallzüge, um jenseits wieder empor zu klimmen. Hier schließt an den Cypressenhain, der ein Todtenfeld ist, sich ein Nebenhügel und mitten hindurch verweht eine langgestreckte Staubwolke. Fußgänger, Reiter und Wagen wirbeln ihn auf. Es ist also wohl eine Straße, die dort vorüberzieht und sich durch ein Thor, welches uns noch nicht sichtbar ist, im nahen Häusermeere verliert.

Noch einige Minuten und wir stehen vor wirklichen Ruinen, und nicht bloß vor baufälligem Gemäuer, das sich vor der zernagenden Wirkung des Wetters und der Zeit in einen schützenden Epheumantel hüllte und auf den rostbraunen Zinnen Singvögeln Raum für ihre Nistplätze gewährt. Was wir jetzt sehen, ist die Zerstörung, das Trümmer-Chaos, das in Erstarrung liegende Schreckbild eines ungeheuerlichen Kampfes. Die Thürme sind niedergebrochen, die Schießscharten Breschen, die Breschen weit offene Lücken mit Geröllmassen und Dornen-



gestrüpp. Bis hoch hinauf liegen im Graben ganze Mauerstücke, noch fest im Gefüge, aber losgerissen aus dem ehernen Leibe des Walles. Ein Bergsturz könnte sich nicht wilder, drohender, beängstigender ausnehmen. . . . Und dieses Thor, wo der Nachtschatten in den Mauerritzen duftet, Tauben aus- und einfliegen, an feuchten Stellen Bergißmeinnicht sproßten, ist das »Kanonenthor«, durch welches der osmanische Sturm in die ConstantinStadt einbrach. All' diese Löcher und Breschen, diese Trümmerhügel und Schutthalden sind das Werk von Urban's Riesengeschütz, das auf dem nahen Hügel stand und das Bollwerk, an dessen Bezwingung Sultan Mohammed bereits gezweifelt hatte, niederstreckte. Von jenem Hügel ging auch der Ansturm aus, zuvörderst die wilde Flut der ersten Hunderttausend Freiwilligen, welche durch Pfeile, Wurfgeschosse, Feuer, siedendes Pech, Steine und einen Hagel von Schleudern untergingen und den Graben bis hoch hinauf füllten; dann der heulende Riesenstrom der Hauptmacht, welche wie ein Meer gegen das zitternde Mauerwerk anbrandete, vor- und zurückwogte, in unbeschreiblicher Wirrnis um Spanne und Spanne des engbegrenzten Bodens ringend, Leichenhügel zurücklassend, auf die das stürzende Mauerwerk niederkollerte, bis zuletzt der lebende Sturmbock von 40.000 Janitscharen Alles — Trümmerbahn, Leichen, Sterbende, Feuer und Dampf, gebrochene Sturmleitern und den prasselnden Geschosshagel überwand und in die eroberte Stadt eindrang.

So ist das Bild am Kanonenthore. Wir erwachen wie aus einem schweren Traume, wenn wir das Klingeln auf der nahen Endstation der Stambuler Pferdebahn vernehmen. Wenn minutenlange weder Fußgänger noch Reiter das Thor durchschreiten und Stille eintritt, gibt sich uns das Knistern im Schutt, wie das Nieseln von Blut. Hier irgendwo, zwischen den geborstenen Mauerbrocken, hat man die Leiche des letzten Paläologen gefunden. Die Stille ist fast beklemmender, als das vorlaute Geräusch des lebenden Menschenstromes, denn man glaubt Stimmen in diesem Massengrabe zu vernehmen. Wenn sich nichts regt, die scheidende Sonne rothe Lichtströme durch die Breschen sendet, die Cypressen leise im Winde schwanen, dünkt uns Alles um uns in geheimnisvoller Bewegung zu sein, als sollte urplötzlich das ganze graufige Schauspiel eines Kampfes ohne Gleichen vor unseren Blicken wieder erstehen. Wir blicken in die Runde, als suchten wir Gespenster am helllichten Tage. Aber es ist nichts.

Nur die Gräser wehen und die Blumen zwischen den Geröllrigen schwanke leise in der Brise, die mit melodischem Klingen durch die Breschen streicht: ein ergreifender Geisterchoral. Um die Eindrucksfähigkeit dieser Vertlichkeit voll zu erfassen, erwäge man, daß Alles noch so liegt und steht, wie damals, als die Osmanenschaaren durch diese Breschen und das eingeschossene Thor zogen. Man hat ein historisch denkwürdiges Kampfbild vor sich, das sich lebendig frisch in der Vertlichkeit selbst erhalten hat, trotzdem Jahrhunderte vergangen sind. Ob es ein Trost sein kann, daß die wilde Kraft, welche einst dieses Bollwerk brach, nun selbst erlahmt ist, mag dahingestellt bleiben. . . .

Vom Kanonenthore steigt man, am Kloster der tanzenden Derwische vorüber und durch den Friedhof, auf den »Schahhügel« (Maltepe). Dort stand während der Belagerung das Prunkzelt des Sultans und das Riesengeschütz Urbans. Auf der Stelle, wo dermalen sechs Wege zusammenlaufen, steht eine kleine Kaffeebude. Von ihr aus sieht man im Norden die große Kaserne Kamid Tschiftelik und näher herzu, jenseits des Likusthales, auf dem Abhange, der sich zum Adrianopler Thore hinablenkt, das Dorf Topdschilar. Der ungeheure düstere Wallzug erstreckt sich nach beiden Seiten, bis er hinter Bodenerhebungen oder Cypressenhainen verschwindet. Zu der feierlichen Stille ringsum stimmt das gespenstische Auftauchen einzelner Thürme hinter Laub oder Baumstämmen, das ferne Aufleuchten eines Minarets, die vorübergleitende Wolke eines Taubenschwarmes, das verwischte Bild einer grauen Moscheekuppel. Gerade vor uns ragt, wie aus einer anderen Welt, der obere Theil und die Gallerie eines mächtigen Thurmes aus dem Dunste der Ferne. Dort ist das Herz von Stambul, der Hügel von Eski Seraj mit dem großen Bazar, der Bajazid-Moschee und ihren Taubenschwärmen, die prachtvolle Sulejman-Moschee mit ihren Speisehäusern, Koranschulen, Bädern und Pilgerhäusern. Der Thurm, der allein über all die genannten steinernen Monumente emporragt, ist der Feuerthurm des Seraskierats, der höchste Auslug in der osmanischen Siebenhügelstadt.

Unsere Wanderung ist noch nicht zu Ende. Wir steigen hinab denselben Weg, den wir gekommen, halten noch einmal vor der gräulichen Verwüstung am Kanonenthore stille, und treten wieder in den Cypressenschatten an dem schutterfüllten Wallgraben der theodosianischen Mauer. Sie ist an dieser Stelle streckenweise ausgezeichnet erhalten. Manches Thor aber ist vermauert; an



anderen Stellen zeigen sich wieder Lücken, Wallbrüche, durch welche ein weißes Minarett, eine Gruppe brauner Holzhäuser, oder Garteninseln, im Dufte der Dämmerung liegend, herüberschauen. Was am meisten imponirt, ist die scheinbare Endlosigkeit dieser gewaltigen Schutzwehr mit ihren unzähligen Zinnenthürmen. Wenn es auch immer dasselbe Bild ist, so prägt sich dennoch in der Wiederholung desselben Details, in der Aufeinanderfolge von Ruinen gleichen Styls, von Bauwerken desselben Typus, von Epheumänteln, die lange Mauerfluchten bedecken, und Schutthalden, von Breschen und Zacken: Alles wunderbar zusammengestimmt in der Farbe und den Umrissen — ein Menschenwerk von außergewöhnlicher Großartigkeit aus. Der tiefblaue Himmel, die grellen Abendlichter, das seltsame Geräusch da und dort zwischen den Cypressen oder im Gewirre der Blöcke im Wallgraben, dann wieder die ungestörte Ruhe, welche die Brust einengt und den Athem zurückschlägt, als hielte man dieses Stillstehen alles Lebens nur für gespenstische Täuschung, und sollte der nächste Augenblick eine ungeheure Verwirrung uns vor Augen führen.

Wir gehen erregt weiter und nehmen Erscheinungen wahr, die am liebsten im Zwielicht der Dämmerung sich einstellen: phantastische Aufzüge von purpurgekleideten Kaisern, römische Cohorten, Reitereschwadronen mit blinkenden Tartischen und Helmen, die bunte Maskerade asiatischer Hilfsvölker, welche die Justiniane und Heraklios, die Constantine und Arkadios aufboten; dann wieder Hunnen und Avarn, Gothen und Bulgaren, Slaven und Osmanen — Alles in wildem Gedränge, ungeheuren Oceanwellen zu vergleichen, die an diese alten düsterbraunen Klippen anschlagen, daß die dumpfe Braudung meilenweit zu vernehmen ist und die gewaltigen Thürme in den Grundfesten erbeben. Aber auch die Wallzüge zeigen sich belebt von unübersehbaren Schaaren. Sie haben über ein Jahrtausend lang alle Bedrängniß abgewiesen, bis das unüberwindliche Heer Mohammeds den gigantischen Schutzwall umriß und die Riesenstadt in Feuer und Blut erstickte.

Vom Thore beim Derwischkloster zieht sich die Gräberstraße nach Süden fort. Schon senkt sich der siebente (westlichste) Hügel Stambuls gegen das nahe Marmarameer. Ein kleines Thälchen öffnet sich und neigt sich sanft nach der Richtung, welche wir einschlagen. An einer vermauerten Pforte vorbeischreitend, kommen wir zum Silvri-Thore und nach Verlauf einer viertelstündigen Wan-

derung sehen wir einen Streifen Wasser wie Silber aufblitzen — das Meer! Wo der graublau Dufte des Gesichtskreises in die lichtblaue Himmelswölbung übergeht, steht das »Schloß der sieben Thürme«, die Bastille von Stambul, eines der berühmtesten Staatsgefängnisse auf europäischem Boden. Von Sultan Mohammed II. erbaut, war diese Burg durch Jahrhunderte die Hölle in diesem Paradiese zwischen den stillen Wassern und dem ewig heiteren Himmel, der Ein-



Thor und Thurm des Seraskierats (Kriegsministerium).

gang zur Nacht neben den heiteren Blumenportalen, welche in die Gärten der Seligen führten. Nicht alle Thürme stehen mehr und die noch aufrecht über das andere Mauerwerk emporragen, sind geborsten, verödet, in feuchte Berließe hinabschauend, wo Kröten und Schlangen ihre Heimstätten haben. Finstere Gänge vermitteln noch immer den Zugang zu kasemattartigen Gewölbräumen, aber der feuchte Hauch, der dem Wanderer ins Gesicht schlägt, ist nicht darnach die Neugierde zu weiteren Entdeckungsgängen zu reizen. Man hat unheimliche Gesichte und trachtet im Sonnenlichte sie zu verschrecken.



Was menschliche Bosheit, brutale Gewalt, grausame Instincte und Hart-  
herzigkeit in dieser wimmelnden Stadt von Strebern, Intriguanten und Böse-  
wichtern an Opfern ausfindig zu machen vermochten, wanderte in die sieben



Anatolischer Türke.

Thürme. Schuldige und Unschuldige stiegen diese Treppen in finstere Abgründe  
hinab, um sie nicht mehr lebend zu verlassen. In Kellern, welche tief unter den  
Gefängnissen lagen, wurden die Opfer grausam zu Tode gequält, lebendig  
gefoltert, gerädert, mit Beilen zerhackt, strangulirt oder geköpft. Man schnitt  
den Unglücklichen Riemen aus der Haut, riß ihnen Zunge und Zähne aus,

peitschte gefallene Minister und Staatsfunctionäre zu Tode — kurz: ließ die menschliche Niedertracht und Wildheit Triumphe feiern, daß diese Feste selbst, diese aufgethürmten Steinmassen vor Jammer hätten zusammenbrechen mögen. Auch ein Sultan, Dsman II., ist hier von den rebellirenden Janitscharen erdroßelt worden.

Den seltsamsten Contrast zu diesen graufigen Bildern, liefert das wildwuchernde Leben von Bäumen, Büschen und Schlingpflanzen. Nur die Phantasie eines Walter Scott hätte solche Scenerien von alterstgrauen, geborstenen Truchthürmen mit dem üppigen Geranke des Epheu, die öden Fensterlöcher mit den Festons von Gaißblatt und Kletterrosen, die grasigen Mulden und aus ihrer Einschnürung erlösten Verließe, in denen die Sonne Lichtflecken zwischen Baumschatten breitet, und Ziegen umherklettern, ersinnen können. Türkische Wächter lungern gelangweilt auf den verfallenen Plattformen herum. Zwischen dem Dickichte von Dornen und Unterholz sind schmale Fußsteige ausgetreten, welche zu den verlassenen Bastionen hinaufführen. Da ist auch der Thurm, vom Sonnenlichte umflossen, mit einer Krone grünen Laubes geschmückt, in welchem die Gesandten der abendländischen Mächte eingesperrt wurden, mit denen der jeweilige Sultan eben Krieg führte. Die Schwermuth aber kommt nicht auf, angesichts des aromatischen Hauches, der den Gräsern entsteigt. Auf einsamen Zinnen zwitschern Vögel, bunte Falter umschwärmen die schwanckenden Blumen in den Mauerritzen. Ab und zu lugt auch eine Minaretspitze oder ein Grabstein, die Krone einer mächtigen Platane über die eingestürzten Mauern oder zwischen den Breschen hindurch. Auf den Plätzen, wo die Köpfe der Enthaupteten, die Leichen der Erdroßelten hingeworfen wurden, um von dem Todtengräber übernommen zu werden, ist träumerisches Dickicht mit Blüthenlichtern und sonnen sich Eidechsen neben rieselnden Wassern, die über das braune Gemäuer triefen.

Das ist ein Ort, wo Thatfachen und Erscheinungen der Einbildungskraft vereint dem darstellenden und schildernden Künstler eine unerschöpfliche Fülle des Stoffes darbieten. Wer aber nimmt sich die Mühe, diesen in sich aufzunehmen und zu verarbeiten? Hat je ein Maler es versucht, die graufige Legende der Sultansherrlichkeit an ihrem schrecklichsten Opferaltare zu belauschen, den Gestaltungen nachzuspüren, welche aus diesen unheimlichen Katakomben entsteigen und über das endlose Häusermeer, den Wald von Thürmen und den



Hügelwellen von unzähligen Kuppeln, nach dem östlichsten Hügel von Stambul hinüberweisen, wo dieselben Machthaber sich von lieblosenden Frauenhänden und Blumenduft einschläfern ließen, im selben Augenblicke, da in den Verliesen der sieben Thürme die Opfer eines Achmed, Selim und Murad unter den Sieben von Stahlruthen ihr Leben aushauchten? Und dann: kann die wilde Phantasmagorie von asiatischem Blutdurst, von Cäsarenwahnsinn und despotischen Launen, von falschem Glanz und auf Leichen errichteter Herrscherherrlichkeit, von Liebe und Haß, Undank und Treulosigkeit, endlosem Jammer im blendenden Lichte der Majestät, welches drei Erdtheile mit Ruhmesstrahlen erhellte, — kann dies Alles in Stambul irgendwo drastischer der Einbildungskraft sich aufdrängen, als gerade dort in den sieben Thürmen, beim einsamen Verweilen im Schatten der braunen Mauerfluchten, welche die letzten Seufzer so vieler Gemarterten vernommen haben? — —

Was ist das? Der Pfiff einer Locomotive, der Marmruf des Lebens inmitten dieses bedrückenden historischen Friedhofes? — In der That, knapp hinter den Thürmen und innerhalb der Stadtmauer, liegt der Bahnhof *Jedi Kuleh* des thrakischen Schienenweges. Welch' ein Contrast! Die Einbildungskraft muß sich Zwang anthun, um diesen gänzlich unvermittelten Uebergang nicht als Täuschung, als Spuk, als Hallucination zu nehmen. Da stehen die endlosen Wagenreihen, rauchen die Maschinenschlote und quirlt der Dampf aus den Ventilen. Gelangweilte Türken hocken herum, blasen Rauchwolken von sich und schauen theilnahmslos ins Blaue. Tief verschleierte Frauen wackeln heran, Wasserträger, Kuchenverkäufer, Fruchthändler, nacktbeinige Burschen mit Tabletten voll Süßigkeiten, Gruppen von Soldaten, ein dickwanstiger Ulemah, etliche europäische Touristen, gelbschmutzige Hunde, die herumschnuppern: das sind die ersten Staffagen, welche das veränderte Bild bietet. Im Oriente, wo Alles gemessen und mit Ruhe vor sich geht, hat auch ein solcher Bahnhofplatz eine ganz andere Physiognomie, als bei uns. Niemand beeilt sich, kein Drängen und Schreien beirrt den Ankömmling. Da Glocken an öffentlichen Orten in der Türkei verpönt sind, wird das Signal mit einer Handschelle gegeben, welche ein Stationsdiener schwingt und dann wieder auf ein Fenstergesims stellt. Dann wackeln aus allen Winkeln trägen Ganges die bunten Gestalten dieser verschlafenen Welt hervor, steigen traumwachend in die schmutzigen Kästen und hocken in ihnen

regungslos, bis es dem Stationsdiener einfällt, ein zweites und drittes Signal zu geben. Sogar der Pfiff der Locomotive nimmt sich wie der Seufzer eines Träumers aus. Dann huscht die Wagenreihe vorüber, wie ein Schemen, das sich — man weiß weder wie, noch von woher — in diese Einsamkeit hereingeschlichen hat. . . . Knapp neben dem Bahnhofe zieht die alte Wallmauer, welche die Seeseite Stambuls begrenzt. Auch sie ist verfallen. Durch die Lücken blüht es silbern auf, an Steinblöcken klangen leise die Wellen.

Die Landmauern von Constantinopel haben neben dem Schloß der sieben Thürme, den das Südde der selben einnimmt, noch einen zweiten charakteristischen Markpunkt auf der entgegengesetzten Seite, ganz im Norden, im innersten Winkel des Goldenen Horns. Dort ist der Bezirk von Ejub und befindet sich die gleichnamige Moschee, die heiligste Vertlichkeit auf Stambuler Boden. Auch an sie knüpft sich eine bedeutungsvolle Episode aus der Belagerungszeit. Ejub Nassari war der Fahnenträger des Propheten und soll bei der zweiten Belagerung Constantinopels durch die Araber (686) unter den Mauern der Stadt gefallen und dortselbst begraben worden sein. Die Ueberlieferung berichtet daß Scheikh Schemseddin, welcher unter Sultan Mohammed II. das Corps der Derwische anführte, in Folge einer Vision die Stelle, wo der heilige Mann ruhte, gefunden habe, und zwar gerade im Augenblicke der größten Entmuthigung. Durch dieses Wunder wurde der Fanatismus der osmanischen Schaaren von Neuem entflammt. Offenbar war dieser Zwischenfall ein frommer Betrug, die Moslemien aber griffen das Ereigniß mit Begeisterung auf und seitdem erhebt sich über dem vorgeblichen Grabe Ejubs eine prächtige Moschee aus weißem Marmor, in der jeder neue Padischah mit dem Schwerte des Propheten umgürtet wird und in welcher er den officiellen Schwur zu leisten hat, den Islam auf der Erde mit Feuer und Schwert zu verbreiten.

Es scheint eine feine Ironie des Schicksals zu sein, daß vom Kanonenthore ab, durch welches seinerzeit die siegreichen Osmanen ihren Einzug hielten, dermalen die Pferdebahn durch ganz Stambul in seiner ganzen Längenausdehnung zieht. Die ehemalige osmanische Via triumphalis ist also jetzt ein Verkehrsweg modernster Façon; er ist die einzige wirkliche Lebensader dieses riesigen scheinotdten Organismus, denn schon wenige Schritte abseits derselben verspürt man nichts von heftigen Regungen, zeigen sich die engen, gewundenen Gassen



verödet, Gärten wie Grabstätten vereinsamt, Grabstätten als lauschige Haine, in welchen weißbärtige Türken die kostbare Zeit verträumen, Frauen in bunten, blauen, grünen, gelben, rothen Ueberwürfen — riesigen Tulpenkelchen gleich — zwischen weißen Leichensteinen kauern und so leise flüstern, wie der Wind im Platanenlaub, die flüggen Vögelchen am Rande ihrer Nester.

Längs der Tramwaylinie nimmt man auf langer Strecke keine hervorragenden Baulichkeiten wahr. Es ist eine endlose Aneinanderhäufung von niederen Holzhäusern, mit kleinen Steingebäuden untermengt, mit weitausladenden Altanen und Erfern, kleinen verschlossenen Pforten — wie Siegel zu unenträthselbaren Geheimnissen — schattigen Bordächern und finsternen Durchblicken nach engen Seitengäßchen, in welchen da und dort plötzlich ein weißes Minaret aufleuchtet, der Schatten einer Garteninsel sich zeigt, oder der Lichtblitz eines goldenen Halbmondes auf hochschwebender Moscheekuppel wenige Secunden lang die Augen blendet. Durch eine dieser Seitengassen (nach Süden) würde man nach wenigen hundert Schritten, auf dem Hügel von Avret Bazar, den Rest eines byzantinischen Denkmals sehen, welches einst zu den herrlichsten der oströmischen Kaiserstadt zählte. Dort erstreckte sich das Forum Arcadii und erhob sich die gewaltige, 140 Fuß hohe Marmorsäule mit der Statue des Kaisers Arcadius — eine Nachbildung der berühmten Trajanssäule in Rom. Die Relief-Darstellungen enthielten — ähnlich wie dort — die Großthaten der Kaiser Arcadius und Theodosius. Noch im XVI. Jahrhunderte stand die Säule aufrecht, von der jetzt nur der gewaltige Unterbau und ein Stück des Schaftes erhalten sind.

Die Tramway fährt in der Folge an der kleinen, aber hübschen »Tulpenmoschee« vorüber und tritt auf den geräumigen Platz von Eski Seraj hinaus. Man kann diesen Bezirk das Herz des heutigen Stambul nennen. Abgesehen von seiner Lage auf dem höchsten Gipfel der Stadt, den Vorstädten Pera und Galata gegenüber, genau in der Mitte zwischen dem Goldenen Horn und dem Marmarameere, vom Serajhügel so weit entfernt, wie von dem (westlich) benachbarten zweithöchsten Gipfelpunkt, dem Bezirke der Mohammed-Moschee (einst der Platz der Apostelkirche), ist Eski Seraj auch sonst der Mittelpunkt des Stambuler Lebens. Er ist es in Bezug auf das gewaltige Seraskierats-Gebäude (Kriegsministerium), welches im Hintergrunde des Platzes steht, auf drei Seiten von Gittern eingeschlossen und von dem mächtigen Feuerthurm über-

ragt; er ist es im Hinblick auf die nahe Sulejman-Moschee, dem wirkungsvollsten Bau dieser Gattung, allen Bereich weit überragend, mit der ungeheuren Kuppel, den gewaltigen Minarets und einer ganzen Stadt von Nebengebäuden; er ist es zuletzt des großen Bazars halber, welcher auf der Ostseite den Platz abschließt und die zierliche Bajazid-Moschee mit ihren dichten Taubenschwärmen gewissermaßen vor den Eingangsthoren liegen hat.

Dieser Bazar — der »Befestan« — bildet eigentlich eine Welt für sich. Niemand, der das Leben Stambuls nur aus Wanderungen durch einsame Gassen, auf verödeten Plätzen, längs den stillen Ufern, oder aus den Bildern kennt welche sich in Moschee-Vorhöfen abspielen, vermag sich von vornherein eine Vorstellung von der Existenz eines ungeheuren, zum großen Theile unterirdischen Raumes zu machen, in welchem Tausende von Menschen wie Ameisen durch labyrinthisch verworrene Gänge, in finsternen, oder matt erhellten Gassen, unter dämmerigen Gewölben, in Nischen, Kammern, auf offener Straße, unter aufgespannten Dächern von Stoffen und Teppichen schalten. Ein Schacherbabel wie dieses, findet sich nirgend sonstwo auf unserem Planeten. Man wird sofort betäubt und würde ohne Führer Gefahr laufen, gleich einem treibenden Stück Holz auf erregten Meereswellen fortgespült zu werden, um schließlich in einem finsternen Winkel, in einer Sackgasse, oder bei einem Ausgange wie durch Zufall festzusetzen.

Es ist schwer, ein Bild von diesem Treiben zu entrollen. Abgesehen von der Unmöglichkeit, der Schilderung das entsprechende Localcolorit zu verleihen, vermöchte keine Feder der Welt Alles und Jedes in seiner unglaublich mannigfaltigen Scenenfolge, in seiner scheinbaren Verwirrung und thatsächlichen Ordnung in seinem unvermittelten Wechsel, in seinen Gegensätzen von wildem Gedränge und dämmeriger Lauschigkeit wiederzugeben. Hundert Augen würden nicht Alles überschauen und ein einziger Federzug soll Alles sagen! Nicht die Dinge als solche: die Typen und Gestalten, die Trachten, die Klangfarben unzähliger Idiome und Dialecte, die Seltsamkeiten, wie sie mit den Völker-Individualitäten verknüpft sind, die Scenen nach Nationen gruppiert, nach Handelsartikeln, nach äußerlichen Scenen, nach Schatten und Beleuchtung, nach den Stimmen und Zungen, nach dem Geruche, dem Gehör, dem Gesicht, dem Geschmacke — Alles in endloser Kette, in unentwirrbarem Knäuel: das ist's, woran jede Schilderung scheitern muß.



Wir haben, um von dem Treiben im Stambuler Bazar nur annähernd ein Bild zu geben, sonach zweierlei festzuhalten: die Händler und die Handelsartikel, welche jene feilbieten, oder die in ungeheuren Magazinen aufgespeichert liegen, um je nach Bedarf nach den eigentlichen Verkaufsbuden gebracht zu werden. Also die Händler. Die Hauptrepräsentanten beschränken sich auf wenige Rassen: Türken, Griechen, Armenier, Juden, Franken. Die Kette der orientalischen Völkerschaften ergänzt sich aus dem ungeheuren Zulauf, aus Maklern und Agenten, Neugierigen und Zwischenhändlern, Käufern aus allen Schichten der Bevölkerung, Dienern, Soldaten, Kameelfnechten, Lungerern und Gelegenheitsmachern. Nächst den Staffagen auf der Brücke über das Goldene Horn, deren Buntheit mit nichts Aehnlichem rund um die Erde herum zu vergleichen ist, findet man nirgends in Constantinopel eine ähnlich zusammengewürfelte Gesellschaft, wie in den Straßen und Gängen des großen Bazars. Das Geräusch, welches diese Menge verursacht, könnte sinnverwirrend sein, wenn es heftig, elementar, sturmartig vor sich ginge. Das ist aber nicht der Fall. Es ist ein mehr oder minder dumpfes Getöse, ähnlich dem ferneren oder näheren Rauschen der Brandung. Nur ab und zu hallt ein schriller Ton heraus, mengt sich verworrenes Rufen in den gleichmäßigen Verlauf der Stimmwellen. In manche Seitengallerien hallt das Summen und Sausen wie das unbestimmte Poltern eines in der Ferne vorüberziehenden Sturmes herein.

Die unglaubliche Abwechslung, welche die Bilder in diesen riesigen Kaufhallen darbieten, ergeben sich aus der Reichhaltigkeit der Waaren, ihrer Mannigfaltigkeit und Pracht. Dem Fremdling gehen die Augen über, sobald er sich von dem lauten Treiben fortgerissen sieht. Bald sieht er sich vor Bergen von Stoffen, Brocaten, bunten Teppichen, deren Farben wie unbestimmte coloristische Effecte in der tiefen Dämmerung verglühen, seidenen Geweben, goldgestickten Decken und Tüchern, von rothen, blauen, weißen, grünen und gelben Stoffen, deren Gewebe er nicht zu beurtheilen vermag, da diese flimmernden Sachen im nächsten Augenblicke unter Haufen von farbigen Gewändern, Gürteln, Schärpen, Gageschleiern und phantastischen Frauen-Toiletten verschwinden.

Dann ist das Alles dahin und der Beschauer sieht nichts, als die mannigfaltigsten Attribute des Rauchers: Pfeifenrohre und Cassetten, funkelnde Juwelen, welche unbezahlbare Bernsteinspitzen garniren. Mit der nächsten Wendung

in die benachbarte Gasse oder Gallerie ist abermals Alles verändert. Da gibt es nichts als Schuhe, Pantoffeln, solche aus rohem Leder, aus Damast, aus



Türkinnen.

Sammt, aus Seide, geschmückt mit Perlen, oder golddurchwirkt, mit feinsten Pelzstoffen garnirt, winzig kleine Dingerchen für Kinderfüße, über welche die eine oder andere Haremschöne verfügen mag. Aus der nächsten Gasse duften die Wohlgerüche Arabiens und Indiens, welche in langen Flaschen-Colonnen



eingestöpft sind, oder aus Salbentiegeln verflüchtigen, aus aromatischen Hölzern und Pflanzen aufsteigen. Dann sind es herrliche Waffen, Stücke aus allen



Kaifs (Boote) im Bosporus.

Zeiten, aus allen Ländern des Orients, kostbare Gewehre, unbezahlbare Säbel, funkelnde Dolche, Zaum- und Sattelzeug für ganze Regimenter, von wenigen Medschibies an bis zu Summen, welche ein kleines Vermögen repräsentiren.

Wie jede Waaren-Abtheilung ein Studium für sich bildet, ist auch jede einzelne derselben ein Cabinetsstück in Bezug auf malerische Wirkung, Arrangement und Mannigfaltigkeit der Gegenstände. Man meint die Reichthümer der ganzen Welt vor Augen zu haben, sei's, daß man in der Abtheilung der Juweliers die wunderbarsten Schätze an edlen Steinen, Perlen, Gold- und Silberfiligranarbeiten bewundert; oder in den flimmernden Kram von Geweben und Stoffen hineinschaut, seine Sinne an den wohlriechenden Essenzen labt, die Waffen des Kaufasus und Kurdistans, Persiens und Indiens mustert, die Blicke über das Tausenderlei Bric-à-Brac an allen Wänden, in allen Winkeln, im Schatten kostbarer Teppiche oder an hochbepackten Kisten, Schachteln und Cassetten schweifen läßt. Dazu kommen der lebende Strom der Besucher, die hunderte von verschleierte Türkinnen vor den funkelnden Schreinen der Gürtler und Seidensticker, der Goldschmiede und Pantoffelverkäufer; die Dragomans und Makler europäischer Besucher, welche hier Metallgefäße und Teppiche, dort tauschirte Säbelflingen und eifelte Pantoffelbügel, an einer dritten Verkaufsstelle Schnitzereien aus Elfenbein oder kalligraphische Curiositäten erhandeln. Um von Allem zu haben, hieße es ein Vermögen verausgaben.

Und all' dieses wunderbare Weben und Walten, dieses heißfiebernde Verlangen nach unerreichbaren Schätzen, dieses Schachern und Feilschen, Zusammenraffen von erworbenen Dingen und Wühlen in den Seidenwellen herrlicher Frauengewebe, wobei manche weiße Hand zittert: diese halb visionären Bilder, sie sind verklärt vom mystischen Schimmer einer Beleuchtung, die nicht Dämmerung und nicht Mondlicht, nicht grell und nicht verschwommen — die überhaupt etwas ausgesprochen Greifbares nicht ist und die dennoch etwas von den zitternden Lichteffecten eines von unsichtbaren Ampeln erleuchteten Schatzgewölbes hat — das ist das Märchenhafte in dieser Welt des Wirklichen und Greifbaren. Aber diese ganze Pracht kann wie durch Zauberhand verschwinden, wenn die Stunde des Marktschlusses herannahet, die Nischen sich schließen, vor den Gewölben eiserne Thüren zufallen, Teppiche und Seidenstoffe wie Flaggen eingezogen werden und die Massen wie ablaufende Wasser durch alle diese verworrenen Gänge abfluten, bis zuletzt auch die Lichter erlöschen und das ungeheure Labyrinth in Nacht und Finsterniß versinkt. Das ist das Ende des merkwürdigen Spuks.



Vielleicht geht er sich draußen auf der Straße fort, wenn wir durch die spärlich beleuchteten Straßen wandeln, die engen, stillen Gäßchen zum Hafen hinabschreiten und dann plötzlich in der schwarzblauen Fluth des Goldenen Horns den grellrothen Widerschein einer aufflackernden Lohe sehen, welche den dichten Knäuel von Holzhäusern ergriffen hat und der nun prasselt, als sei Alles nur dürres Reisig. Nichts in dieser Stadt von seltsamen Dingen und fremdartigen Zwischenfällen ist schauerlicher, als das Bild, welches die leider nur zu häufigen Feuersbrünste abgeben. Ungeheure Brände haben mitunter innerhalb weniger Stunden Tausende von Gebäuden vernichtet, Gärten ausgedörrt, Gräber zum Bersten gebracht, Zehntausende ihrer Habe beraubt. Eine jede Erinnerung daran ist wie das nervöse Nachzucken nach schwer bestandener Krankheit. Diese Stadt, welche von allen Elementen liebkoßt wird: vom Licht, das sie verklärt; vom Wasser, das die stillen Ufer in Schlummer fängt im leisen Anschlag der Wellen; von der Erde, welche gesegnet ist durch die religiösen und historischen Heiligthümer, die sie trägt: diese selbe Stadt hat einen furchtbaren elementaren Feind — das Feuer! Zwar die Zeiten, wo zur Bewältigung der Naturgewalt nur die elendesten Gegenmittel angewendet wurden, sind vorüber; man sieht nur selten mehr die feuchenden »Tulumbadschis«, welche früher meilenweit mit ihren winzigen Gartensprizen dahergerast kamen. Eine gut organisirte Feuerwehr hat das alte problematische Löschwesen ersetzt. Aber was will aller Fortschritt in dieser Richtung bedeuten, angesichts der ungeheuren Feuergefährlichkeit dieser riesenhaften Anhäufung von dünnen Holzbaracken, welche stundenweit alle Abhänge die Küstenufer, die sieben Hügel Stambuls, seine Mulden und Thalsenkungen bedecken. Im Nu sind ganze Gassen ein Flammenmeer, in welchem nichts mehr zu retten ist, kaum das nackte Leben der Bewohner.

Nehmen wir an, der glückliche Zufall hätte uns vor einem solchen Ereigniß verschont und wir stünden, auf dem Heimwege von Stambul begriffen, auf der großen Brücke. Schon flackern unzählige Lichter auf der Höhe von Pera, dessen Horizontlinie die hohe dunkle Masse des Feuerthurms von Galata schneidet. Darüber erglänzt der Sternenhimmel und zeigt sich die Mondessichel zwischen den schwarzen Säulen der Cypressen, welche die Gräber des Piccolo Campo beschatten. Die Friedensstimmung kommt aber gleichwohl nicht auf, angesichts des beispiellosen Durcheinanders, das in unserer nächsten Nähe herrscht. Das

ist kein großstädtisches Leben — es ist eine förmliche Völkerwanderung. Wer sich eine Typengallerie als unmittelbaren lebendigen Ausdruck eines wirren Völkergemenges wünscht, braucht bloß eine Stunde auf der großen Brücke des Goldenen Horns zu verweilen. Hier ist die Grenzscheide dreier Welten. Asiaten, Afrikaner und Europäer bilden einen unentwirrbaren Knäuel. Um das Bild, welches sich hier dem Beschauer einprägt, zu zeichnen, würde die Namensliste aller Völker des osmanischen Reiches und seiner Nachbarländer genügen. Die Kegelmütze des Persers neben dem wehenden Schleier des armenischen Mönches, der europäische Modehut zwischen grünen Kopfbünden und den flatternden arabischen Keffieh's, Damenhüte in unmittelbarer Nachbarschaft mit rothen Fez', riesigen Papachen der Kaukasier und nackten Negerköpfe; Kurden auf den Fersen eines fränkischen Dandys, Kameele und Pferde, Gallakarossen, Läufer, griechische Zeitungsverkäufer, türkische Scherbetverkäufer, Ausfähige und Krüppel, maronitische Mönche mit finsternen Derwischen Blicke wechselnd — Alles im Stimmengewirre der Sprachen des Ostens und Westens, Nordens und Südens — es ist einfach nicht zu beschreiben!

Um das Chaos zu vermehren, rufen die Raikdchis (Bootleute), pusten die Dampfer, schrillen die Dampfpfeifen und wälzen sich ganze Ströme auf die kleinen Dampfer, welche am Brückengeländer halten, um im Nu ganze Haufen dieser bunten, lärmenden polyglotten Gesellschaft den Blicken zu entführen. Dann lichtet sich auf Minuten der Wirwar. Eine freie Bresche liegt in der Masse. Aber schon im nächsten Augenblicke ist sie wieder ausgefüllt. Athemringend schreiten wir fort, von eilenden Soldaten gestoßen, in die grünen, gelben, rothen, blauen Farbenwolken einer türkischen Frauengesellschaft gerathend, von Kupplern belästigt, von arm- und heinlosen Bettlern angegröhlt, hilflos herumgestoßen, von hunderterlei Gerüchen umwoht, von schwerbepackten Lastträgern auf die Füße getreten, von Läufern angeschrien, hinter welchen buntbemalte Haremsgefährte einherrollen und die Brückenbahn in Schwingungen versetzen, als sei es ein Schiff. Betäubt klammern wir uns ans Geländer. Dort ist eine Lücke, einige Stufen führen hinab, kräftige Arme fassen uns an, ein Schwung und wir sind im schwankenden Raik. . . .

Endlich — erlöst! Einige Ruderschläge und diese ganze tolle Welt verschwindet hinter unbestimmten Schatten. Und wieder nach einer kurzen Zeit



verwehen die tausendfältigen Stimmen in auszitternden Tönen, Seufzern gleich, die über die Wasser ziehen. Während die Flut aufrauscht und jeder Ruder Schlag Lichtfurchen zieht, tanzen rings um uns tausend und abertausend Flammen wie Irrlichter über den glatten, umschatteten Spiegel. Zuweilen versperrt eine hohe, dunkle Masse den Weg — ein großes Dampfschiff, oder ein Hochseefahrer, von dessen Verdeck bekannte Weisen aus der fernen Heimat ausklingen. Eine Rauchwolke senkt sich herab, das Meer wallt auf, unser Kahn schwankt, denn dicht neben ihm gleitet einer der vielen Localdampfer vorüber, welche nach Scutari, nach den Prinzeninseln und dem Bosporus verkehren.

Immer weiter geht es hinaus, der Horizont aber scheint sich mehr und mehr einzuengen. Wir kommen zwischen dunklen Mauern hindurch, über welchen ein dunkler Wald emporstarrt. Wieder ist es ein Summen und Sausen und jetzt erkennen wir das Gewirr von Handelsschiffen, welche in endloser Folge am Ufer Galatas vor Anker liegen. Ein Warnungsruf da, ein aufblitzendes Licht dort, aufrauschende Wellen, schwermüthige Lieder durch den weichen Singfang von windbewegten Maaen hindurchklingend, zuletzt ein dämmeriges Rind von verschwimmenden Uferhöhen, Feuerpunkten über ruhigen Wassern, rechts der endlose Spiegel der See mit der dunklen Silhouette der Serajgärten — wir sind im Freien. Die Höhe vor uns ist Scutari, die dunkle Wand dahinter der Cypressenwald des großen Friedhofes, mit dessen Ausdehnung kein anderer auf der Erde sich messen kann.

Im Nu ist die nächtliche Feerie da. Schon zeigen sich die Höhen von Pera und Galata, die Ufer von Topchana, Dolmabahdsche und Fyndikly im blassen Widerschein jenes Schimmers, den ungezählte Tausende von Lichtern um sich verbreiten. Wie in einer Gloriole von unbestimmter Dämmerung zeigt sich das Marmorshloß des Sultans, steigen die weißen Minarets der Mahmud-Moschee über dem zitternden Uferwasser empor. Andere dunkle Hügel steigen auf, die Spitzen im Lichtthau des Mondes, der über den Cypressenwipfeln erscheint, gebadet. Wir kommen an Terrassen vorüber, die gleich hängenden Gärten über dem irrlichternden Wasser zu schweben scheinen; sehen die unbestimmten Umrisse von weißen Kiosken, dicht von schwarzen Laubwäldern umrahmt; lange Schattenzüge von Gebäudefronten legen sich über den schönsten Canal der Welt.

Schon ist Alles um uns Leben, rasch pulsend durch die dunkle Flut in Gestalt von ganzen Flottillen kleiner Rähne — ein Leben in Lichtumrissen und Schattenzügen, in verwehenden Liedern und ausklingenden Aeolstönen. . . Wir fragen überrascht: ist es wirklich der Ausdruck des Lebens, oder umschweben uns die Schemen eines Traumes, mit dem man eine Vorahnung von den Herrlichkeiten des Paradieses sich erwirbt? Wenn kein Traum, so ist es ein Gedicht ein Schauspiel für alle Stimmungen der Seele berechnet, die es liebt, sich aus Wolken von Rosendüften in die Abgründe von Schrecknissen zu verirren und wieder emporzuschweben zu den kalten Höhen, wo die Sterne funkeln und die Geheimnisse alles Wandels sich in nervösen Lichtzuckungen zeigen — unfaßbar jäh aufflammend und verlöschend.

So ist dieses Bild, so ist Constantinopel. Noch leuchtet das Wasser, gaukeln die Wellen unter uns, die von so mancher Haremstragödie wissen, schwanken fern über der grauen Meeresfläche die hohen Moscheenkuppeln, wie Wolken, vom Winde getragen, steigen thurmhohe Terrassen vor uns auf und versinken ganze Städte hinter uns — Alles seltsam still und gespenstisch, wie die Gestaltungen kommen und gehen, die einst drei Erdtheile im Banne hielten und jetzt selbst nur flüchtige Gedankenbilder sind.

Dann stehen wir mitten in der Alltäglichkeit. Straßenlärm schlägt an unser Ohr, wir haben festen Boden unter uns. Drüben leuchten die Lampen unserer Herberge. Der Portier wird nicht verabsäumen, uns eine erquickende Nachtruhe zu wünschen.

Der Schlaf soll lang und beruhigend sein. . .







Parthie bei Belogradschitz in Bulgarien.

## Das Land der Bulgaren.



Bulgarischer Pope.

welche sich bis zum Balkan-Gebirge erstreckt und den ganzen Raum von der letzten Donau-Enge bis zum Schwarzen Meere einnimmt.

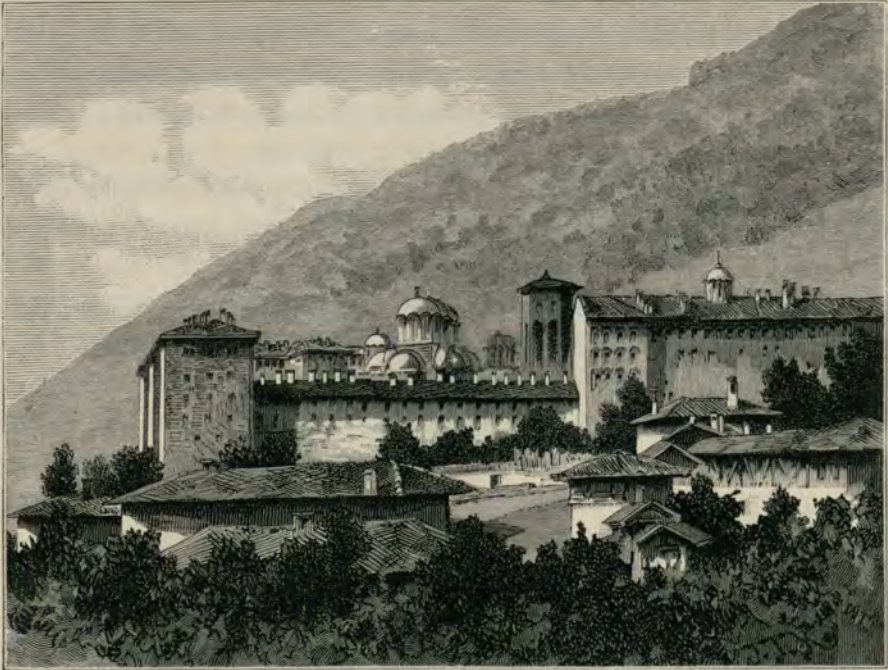
Als wir unsere langwierigen Wanderungen antraten und den Donau-  
strom hinabfuhren, der ältesten Bewohner  
zu beiden Seiten des mächtigen Gewässers  
gedachten\* und auch über das Auftreten  
der Bulgaren an diesen Gestaden einige  
Worte einfügten, hatten wir das Land  
der letzteren ununterbrochen vor Augen.  
Linker Hand (nördlich) die unbegrenzte  
daco-romanische Tiefebene, rechter Hand  
(südlich) die hohen Ufer des Stromes,  
die letzte Staffel der großen Löß-Terrasse,

Wir verblieben damals auf dem linken Donau-Ufer, um erst zum Schlusse unserer Wanderungen und Mittheilungen in dieses Gebiet zurückzukehren und so an dem gewaltigen Strome selbst den Ring zu schließen. Wer den Gesichtskreis, den er darstellt, noch einmal flüchtig absucht, wird gestehen, daß er weit und nicht bar an merkwürdigen Dingen ist. Von den Mündungen des Ister, von Argonauten und Kimmeriern, entwickelt sich eine reichgegliederte Kette von Erscheinungen und Gestaltungen, welche über Wolga und Kaukasus hinweg bis zum Gipfel des Demawend, in die Steppen des alten Turan und wieder zurück über Ararat und mythischen Olymp, bis zu den Sieben Hügeln von Byzanz reichen. Was Alles dazwischen liegt, hat der Leser erfahren. Wir stehen wieder auf europäischem Boden und rücken mit dem nahen Ziele der eigenen deutschen Heimat bis auf wenige Tagereisen nahe.

Gewiß ist, daß alles Große und Bedeutsame, alles Fesselnde, die Einbildungskraft Anregende erschöpft, die hervorragendsten Etappen in einer der reichsten Abschnitte der Geschichte des Menschenthums abgethan sind. Außerhalb Constantinopels, nach Westen und Nordwesten hin, auf dem Raume zu beiden Seiten des Balkan, ist die Nachlese gering. Lebhafteres Interesse werden die Dinge dortselbst beim Leser nicht erwecken. Er findet keinen Stoff für die Einbildungskraft, nur wenige Markpunkte, wo er vielleicht mit Vorliebe länger verweilt, um merkwürdige Gestaltungen aus der Vergangenheit festzuhalten. Zwar die Länder selbst, als Schauplatz jener mannigfaltigen Ereignisse, welche über die schmale Wasserschwelle zwischen Asien und Europa hinweg, bald dort bald hier ihren Verlauf nahmen, sind nicht ohne Interesse. Mancher Strich ist hochclassisches Gebiet, geweiht durch die ältesten Mythen der arischen Völkerschaften, durch Götterdienst und Kriegsthaten, welche in die hellenische Welt hinüberspielen. Auch die Erscheinung des makedonischen Alexander ist eine historische Staffage, welche uns allenthalben in den Weg tritt und selbst in den einsamen Balkanpässen als Lichtbild in die Wirrnüß tausendjährigen Völkerringens eintritt. Zuletzt darf nicht verschwiegen werden, daß das Hochland des Balkan mit seinen dunklen Wäldern, seinen Pfadwegen, Waldklöstern, Hainen und Rosengefildden des Anziehenden genug bietet, wengleich hier nicht an die Pracht anderer, weitaus gewaltiger Massenerhebungen, gleich jenen des Kaukasus, des iranischen und armenischen Hochlandes, gedacht werden darf.



Wenn wir den östlichen Abschnitt der Balkanhalbinsel »das Land der Bulgaren« nennen, bemerken wir sofort, daß diese Bezeichnung nicht ganz correct ist. Das Gebiet zwischen der Donau und dem Aegäischen Meere, dem Becken von Sofia und der Küste des Schwarzen Meeres, beherbergt mancherlei Völkerschaften, unter welchen namentlich die Griechen, welche das ganze Gestade-land vom Athos bis zum Bosphorus und einen Strich das Schwarze Meer



Das Hilvan-Kloster.

hinauf besiedeln, nicht übersehen werden dürfen. Der nächst beachtenswerte Stamm sind die osmanischen Türken, welche zum Theil mit den Bulgaren gemischt, zum Theil als geschlossene größere Enclaven mitten zwischen Slaven und Griechen siedeln. Das bulgarische Element aber überwiegt. In erster Linie entscheidend für die Wahl obiger Bezeichnung aber war die Stellung dieses Landes in der Geschichte. Mit dem Verschwinden der Urbevölkerung und jener Mischstämme, welche durch die großartigen Umgestaltungen und ethnischen Wandlungen in Folge der Völkerwanderung entstanden waren, treten die Bulgaren

als das maßgebende Element auf und ihre Geschichte auf dem Boden der Hämus-Halbinsel füllt gut ein Jahrtausend aus. Auch durch die Osmanen-Invasion ist an diesen Verhältnissen nichts geändert worden; denn die bulgarische Volks-Individualität blieb, trotz des gewalthätigen Auftretens des Siegers, trotz Umgestaltung alles Lebens nach turco-tatarischem Muster, trotz Heerlager und Städten mit moslimischen Tempeln, trotz Pfahl und Galgen, Feuer und Schwert, noch ein weiteres halbes Jahrtausend erhalten, bis zu ihrer schließlichen Erlösung. Die bedeutsame politische Veränderung, welche sich erst kürzlich unter unseren Augen vollzogen hat, zeigte uns nach vollbrachtem Scenenwechsel ein neugebildetes Reich — wenn auch gering von Umfang und politisch unreif — das an Stelle des früheren Sclavenpferchs getreten war.

Daraus ergibt sich von selbst die Grundlage zu unseren Schilderungen. Sie werden durch drei Etapen bezeichnet: Das Auftreten der Bulgaren und die Geschichte ihrer Herrschaft bis zum Erscheinen der Osmanen; Bulgarien als Bestandtheil des türkischen Reiches, und zuletzt die politischen Neugestaltungen seit dem letzten großen Kriege, welches das bulgarische Stamm-land seinem Volke zurückgab, und nur einen Theil der westlichen Balkanhalbinsel — das südöstliche Thracien — am morschen osmanischen Reichskörper beließ.

Wie dies Alles gekommen, mag nur in knappen Zügen erläutert werden. Der Rahmen ist eng und es liegt auch sonst nicht in unserer Absicht, das umfangreiche Material, das durch bewährte Forscher (Sejean, Ami Boué, F. Kanitz, C. Zircic) zusammengetragen wurde, in weitläufigen Paraphrasen, welche Bände füllen würden, wiederzugeben. Wir gliedern die östliche Balkanhalbinsel überhaupt nur der Form halber, um den bewußten »Ring« zu schließen, an unsere Mittheilungen an. Den Schlusseffect unseres Gemäldes bildet Constantinopel und es wäre — gerade dieses Effectes halber — vom culturgeschichtlichen und ästhetischen Standpunkte — gewiß gerechtfertigt gewesen, dieses Werk mit den letzten Stambuler Bildern ausklingen zu lassen. Ein gewaltiger Stoff bedarf eines mächtig nachwirkenden Scenenabschlusses. Was demnach hier noch folgt, ist lediglich als Anhang aufzufassen, der aus Gründen geographischer und zeitgeschichtlicher Natur nicht wegzustreichen war und überhaupt in diesem Werke von mancher Seite unlieb vermißt worden wäre.



Kehren wir also dorthin zurück, wo wir, soweit bulgarische Dinge in Betracht kommen, zuerst an sie angeknüpft haben. Wir haben in unserem ersten Abschnitte flüchtig des ersten Erscheinens des finnisch-ugrischen Volkes der heidnischen Bulgaren an der unteren Donau gedacht und greifen nun den dortselbst fallen gelassenen Faden wieder auf. Halten wir uns zuvörderst vor Augen, was H. Koesler in dieser Angelegenheit vorbringt. Nach ihm wäre im Jahre 489 n. Chr., als die Ostgothen unter Anführung ihres jugendlichen Königs nach Westen abzogen, das Loß der Balkanhalbinsel gefallen, nämlich, daß sie nicht germanisch, sondern slavisch werden sollte. Auf diesen Abzug harrete aber kein Volk sehnsüchtiger, als die Bulgaren, die unmittelbar hierauf in Thracien einfielen und das Land mit Feuer und Schwert verwüsteten. Sie drangen bis vor die Thore Constantinopels. Um ähnlichen Invasionen künftighin einen Damm entgegensetzen zu können, schnitt Kaiser Anastasios die äußerste Ostspitze der thrakischen Halbinsel zwischen Selymbria und Derkon (jetzt Siliwri und Terkos) durch eine gewaltige Mauer von dem übrigen Reiche ab. Noch sieht man dermalen Spuren dieser Befestigungen, gegen welche seinerzeit die Horden der Bulgaren vergeblich anstürmten. Als Belisar sie kurz hierauf unweit des heutigen Tschatalbtscha bei Constantinopel aufs Haupt schlug, blieb die Hauptstadt durch lange Zeit von ihren Besuchen verschont. Sie brandschatzten das Land und besetzten mit einigen herbeigerufenen Slavenstämmen (Anten und Sklawenen) die Reiche, welche durch den Gothenabzug frei geworden waren.

Das Einströmen slavischer Elemente in die Balkanhalbinsel ging der bulgarischen Invasion voraus. Schon in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts drängten slavische Stämme aus dem sarmatischen Tieflande nach den Gebieten an der unteren Donau. Sie schlossen sich dabei mit Vorliebe den türkischen Awaren an, mit denen sie unter anderem in Pannonien einfielen. Das Bündniß währte so lange, als die Awaren mächtig waren und die übrigen Völker in Schrecken hielten. Als es jedoch mit jenen zurückging, fielen die slavischen Stämme ab und schlossen sich enger an das byzantinische Reich. Unterdessen brachen neue bulgarische Stämme in Mösien ein. Sie stießen auf die »sieben Anten-Stämme«, also Slaven, welche an der unteren Donau siedelten, in Gemeinschaft mit den bulgarischen Utuguren und Sawiren. Auch auf ihrem weiteren Zuge stießen die Bulgaren durchweg auf slavische Stämme. In der zweiten Hälfte

des VII. Jahrhunderts war die Balkanhalbinsel bereits vollständig slavifirt. Schon Kaiser Constantin Pogonat wollte der gefährlichen Invasion entgegentreten, wurde aber geschlagen. Unterdessen vollzog sich etwas Seltfames. Der Slavismus hatte auf die neuen finnisch-ugrischen Ankömmlinge überwiegenden Einfluß genommen, der dadurch noch erhöht wurde, daß die heidnischen Bulgaren sich dem Christenthume zuzuneigen begannen. Aus der slavischen Liturgie wurde eine slavische Schriftsprache der Bulgaren. Ein Jahrhundert später gab es nicht mehr zwei verschieden sprechende Volksstämme — Bulgaren und Slaven — sondern nur ein Volk: Bulgaren mit slavischer Sitte und Sprache.

Dieser ethnologische Proceß war von großer Tragweite und sollte namentlich auf das byzantinische Reich von schwerwiegender Bedeutung werden. Dasselbe ahnte die Gefahr und war unablässig bemüht, die wachsende Macht des neuen Feindes zu brechen. Fast ein Jahrhundert schwankte die Entscheidung, als zu Beginn des IX. Jahrhunderts das Bulgarenreich in der Person des Khan Krum einen glanzvollen, mächtigen Eroberer erhielt, welcher von der — wie es scheint, damals noch nicht sehr glanzreichen — Residenz Groß-Preßlav aus fast das ganze byzantinische Reich in Europa überschwemmte. Zwar Kaiser Nikifor stieg über den Balkan und zerstörte die bulgarische Residenz, fand aber auf seinem Rückzuge alle Pässe in seinem Rücken besetzt, so daß aus der nun folgenden Mezelei nicht ein einziger byzantinischer Soldat entkam. Der übermüthige Sieger ließ aus dem Kopfe des gefallenen Kaisers einen Pokal anfertigen, aus welchem er bei festlichen Gelagen seinen Bojaren zutrank. Als aber bald hierauf Krum gegen Constantinopel zog, mußte er wahrnehmen, daß seine leicht bewaffneten, regellosen Horden gegen die gewaltigen Festungsmauern der Stadt nichts ausrichten würden. Zu Friedensunterhandlungen geneigt, brach er dieselben plötzlich ab, als er einem Mordplane auf die Spur kam, welchen Kaiser Michael angezettelt hatte. Aus Rache wurden alle byzantinischen Gefangenen niedergemacht und das Land mit Feuer und Schwert verwüstet. Im Begriffe, nochmals mit der Bezwingung von Constantinopel es zu versuchen, starb Krum ganz plötzlich am 13. April 815.

Nachdem einige Schattenherrscher gefolgt waren, ereignete es sich, daß unter der Regierung Radivoj Boris Michaels die beiden Slaven-Apostel Cyrill und Method das slavisch-bulgarische Mischvolk für das Christenthum



gewannen und jene merkwürdige ethnische Verschmelzung Platz griff, von der weiter oben die Rede war (Mitte des IX. Jahrhunderts). Dieselbe Ursache, welche den römischen Constantin, den russischen Vladimir und den magyharischen Stefan zur Annahme des Christenthums bewogen hatte, veranlaßte auch Boris dazu. Er sah ein, daß bei dem Uebergewichte der Christen eine heidnische Dynastie wenig Halt haben könne, umsomehr, als er rings von christlichen Fürsten umgeben war. Nach einem Siege über den Kaiser Michael stellte Boris an



Kamelisches Dorf.

diesen ganz unerwartet das Verlangen, mitsammt seinem Heere die Taufe zu empfangen. Der freudig überraschte Kaiser willfahrte sofort und stand bei dem Neophyten selber zu Gevatter, ihm seinen eigenen Namen »Michael« belegend.

Die nächste Aufgabe Boris' war nun die, mit seinem Volke ins Reine zu kommen und den religiösen Kultusdienst ins Leben zu rufen. Das erstere geschah nicht ohne Widerspruch von Seite der verstockten Heiden, deren Häufsführer zur allgemeinen Einschüchterung hingerichtet wurden. Dann unterhandelte Boris mit dem Papste, erreichte aber nicht seine Absichten, so daß er zuletzt

den Griechen sich angeschlossen. Nachdem der alternde Bulgarenherrscher noch seinen erstgeborenen Sohn Bladimir, dem er die Herrschaft abgetreten, züchtigen mußte, da er als verstockter Heide sich große Grausamkeiten hatte zu schulden kommen lassen, fiel die Krone Bulgariens dem zweiten Sohne — Simeun — zu.

Mit ihm tritt Bulgarien in seine glanzvollste Epoche ein. Der junge, ausgedehnte Staat consolidirte sich, geistiges Streben blühte. Zwar die ersten kriegerischen Händel, welche Simeun mit dem Kaiser Leo hatte, fielen für ersteren ungünstig aus, da die Byzantiner die Magyaren zu Hilfe gerufen hatten. Zuletzt aber blieben die Bulgaren Sieger und in der Residenz Preslav entfaltete sich ein glanzvolles Treiben, an das man freilich nur den Maßstab damaliger Zeit anlegen darf. Zeitgenossen schildern die Stadt als ein wahres Weltwunder, als einen Ort, wo Alles prächtig und groß ist. Auch des mächtigen Fürsten wird gedacht, »wie er dasitzet in seinem mit Perlen besäeten Gewande, mit einer Münzenkette um den Hals und mit Spangen an den Armen, umgürtet mit einem goldenen Schwert« u. s. w.

Die Conflicte mit den Griechen erneuerten sich bald. Immer wieder drängten die Bulgaren nach Constantinopel, dessen Besiß die Krone aller ihrer Wünsche und Pläne bildete. Aber das alte Bollwerk erwies sich noch immer zu stark für die leichtbewaffneten Heerhaufen, welche über keine Belagerungsmaschinen verfügten. Drei Jahre nach dem ersten Erscheinen Simeuns vor Constantinopel lieferte er den Byzantinern bei Mesembria (Misivri) eine blutige Schlacht, die mit der gänzlichen Auflösung des feindlichen Heeres endete. Dieser Triumph, welcher zur Folge hatte, daß Simeun den Titel »Kaiser der Bulgaren und Herr der Griechen« annahm, genügte dem ehrgeizigen Mann nicht, und er bedrohte ein zweites Mal die alte »Carenstadt«. Wenn auch diesmal die Bewältigung derselben nicht gelang, hatte der Bulgarenar gleichwohl die Genugthuung, daß Kaiser Roman im Bulgarenlager erschien und dem mächtigen Gegner auf den Knien huldigte (924). Drei Jahre später starb Simeun, das Erbe in die Hände seines Sohnes Petar legend.

Mit diesem Herrscher, der schwach, unfähig und zu religiöser Schwärmerei hinneigte, ging es mit dem Bulgarenreiche rasch herab. Zuwörderst griff ein einflußreicher Bojar aus Tirnovo — Sischman — zu den Waffen und errichtete sich im westlichen Theile von Bulgarien (Makedonien, Albanien) seinen Thron.



Dies ist die Gründung des »westbulgarischen Reiches« mit Ochrida als Residenz unter dem Usurpator Schischman I. Die nächste Zeit ist ausgefüllt von einer Kette von Aufständen und Kriegen, dazwischen von confessionellen Streitigkeiten, Annahmungen und Verfolgungen, in welcher letzterer Hinsicht das Auftreten des Geistlichen Jeremias oder Bogomil schon darum ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt, weil dessen Lehre der Zeitdauer nach zu mehrhundertjährigen Kämpfen und Stürmen Anlaß gab und der räumlichen Ausdehnung nach weit in den europäischen Westen hinübergriff und auch hier unter den verschiedensten Namen: Manichäer, Pataraner (in Italien), Katharen (daher das deutsche »Keyer«), Albigenjer (in Frankreich) ungewöhnliche Erscheinungen zur Folge hatte.

Größere Gefahren drohten von Constantinopel her. Dort hatte Kaiser Nikifor Phokas, der Besieger der Saracenen, im Jahre 963 den Thron bestiegen und seine Beziehungen zu den Bulgaren damit eröffnet, daß er die tributfordernden Gesandten des Czar Petar durchprügeln und an die Luft setzen ließ. Dann ging er sofort angriffsweise vor, nicht ohne zuvor die Russen einzuladen, an der Vernichtung der störrischen Bulgaren Theil zu nehmen. Dieser Zwischenfall ist von größter Bedeutung, weil er mit dem ersten Erscheinen der Russen auf der Balkanhalbinsel zusammenfällt. Unter Führung des Großfürsten Swjatoslaw erschienen 10.000 Russen an der unteren Donau und eroberten Drista (Silistria) und schickten sich an, über den Balkan zu steigen. Das schien den Byzantinern zu viel der Theilnahme, und mit Besorgniß sah Nikifor Phokas der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen. Zum Glück zogen die Russen diesmal ab, um Kiew vor den Petschenegen zu schützen. Sie kamen aber im darauffolgenden Jahre wieder, rannten die bulgarischen Heerhaufen nieder und erschienen unversehens jenseits des Balkan. In Philippopel beging Swjatoslaw unerhörte Grausamkeiten. Schon zitterte man in Constantinopel, als der neue byzantinische Kaiser — der kriegerische Armenier Johann Cimischces — sich aufraffte und den Russen entgegenzog. Bei Adrianopel kam es zu einer Schlacht, welche unentschieden blieb. Da aber die Russen über den Balkan stiegen, scheinen sie es nicht für geheuer befunden zu haben, in Thracien zu verbleiben. Das byzantinische Heer zog ihnen nach und nun kam es an der Donau zu furchtbaren verzweifelten Kämpfen, welche mit dem Abzug der übrig gebliebenen Russen endeten. Von den Bulgaren war nicht mehr die Rede. Im Jahre 971 —

47 Jahre nach dem Triumphe Simeuns vor Constantinopel — wurde das ostbulgarische Reich dem byzantinischen einverleibt.

Von diesem Zeitpunkte ab, tritt das westbulgarische Reich in den Vor-

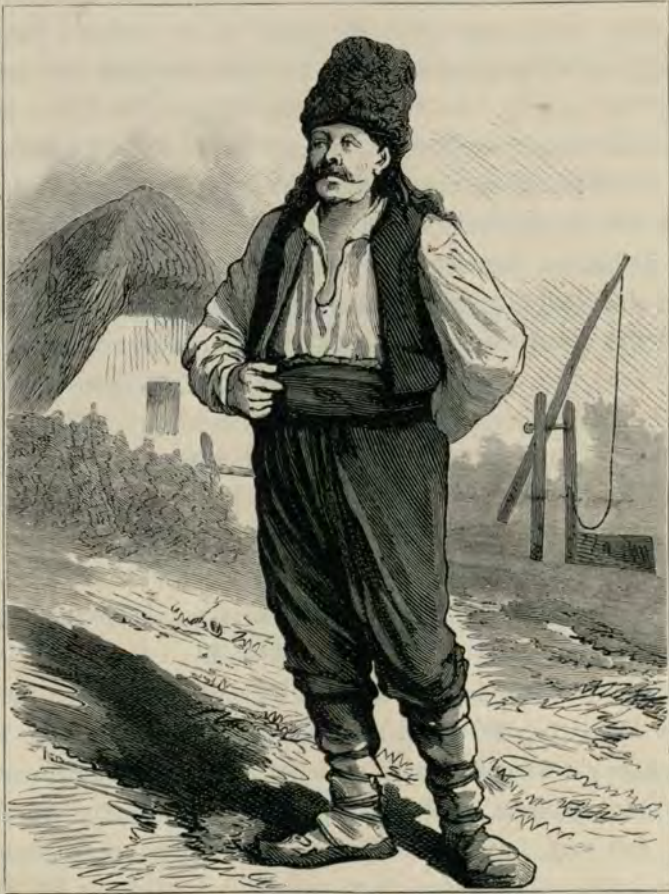


Bulgarin.

dergrund. Schischman's usurpatorische That hatte keinen Segen gebracht. Vier Söhne stritten sich um die Erbschaft, die zuletzt dem jüngsten, Samuil, zufiel. Er ward anerkannter Kaiser der Bulgaren und hatte aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone erhalten, ein Grund mehr, um die Rachelust der Byzantiner herauszufordern. Zur Befriedigung dieser Stimmung schien Niemand



geeigneter, als Basilios II., welcher 976 der Nachfolger Czimisches wurde. Die Geschichte hat ihm den Beinamen »Bulgarentödter« gegeben, eingedenk der furchtbaren Mezeleien und Grausamkeiten, zu denen er sich hinreißen ließ. Der



Bulgare.

Born Basilios' scheint noch heftiger dadurch angefaßt worden zu sein, daß seine erste Unternehmung gegen Car Samuil unglücklich ausfiel. Der Zug ging über Philippopol bis Sofia, das vergeblich belagert wurde. Als überdies der Hunger sich einstellte, trat das Heer den Rückzug an und zwar auf demselben Wege, den es gekommen — durch die Enge von Tschiman. Es war am

17. August 986, als die Byzantiner die Paßhöhe des »Trajansthores«, eine Enge zwischen Schluchten und Urwäldern, erreicht hatten. Der bisher so unheimlich stille Wald belebte sich plötzlich durch Kriegsgeschrei und Waffenlärm. »Das Bulgarenheer brach rechts und links aus dem Waldesdunkel hervor und warf sich unter einem fürchterlichen Pfeilhagel auf die entsetzten Romäer. Das ganze Gepäck, die Belagerungsmaschinen, die kaiserlichen Zelte und hunderte der schönsten Pferde geriethen in die Hände der Sieger. Die Pfeile der Mysier siegten über die Lanzen der Auserer. Der größte Theil der Truppen, die Tags zuvor an den Alpenwiesen von Sichtiman vorbeigezogen waren, fiel unter den Schwertern und Streifkolben der Bulgaren. Der Kaiser wurde noch rechtzeitig von einer Abtheilung armenischen Fußvolkes in die Mitte genommen, die dann Agmine quadrato auf Seitenwegen ins Freie durchbrach. Leo Diaconus galoppirte aus dem Kessel hinan auf die letzte Paßhöhe von Betren; selten hat wohl ein Sterblicher von dieser Stelle die thrakische Ebene in der Tiefe vor sich mit so freudigen Blicken begrüßt!«

Nicht so glücklich war Samuil auf seinem Zuge nach Griechenland. Sein Heer wurde in der Nacht am Spercheios überfallen und gänzlich aufgerieben. Zwei Jahrzehnte lang blieb Samuil vor den Angriffen der Byzantiner verschont. Im Jahre 1014 endlich eröffnete Basilios seinen dritten und letzten Feldzug gegen die Bulgaren. An der Strumiza kam es zur Entscheidungsschlacht, in welcher Samuil mit knapper Noth durch Flucht sein Leben rettete. Schrecklich war das Los der 15.000 in dieser Schlacht gefangenen Bulgaren. Das Scheusal im Purpur beging die Bestialität, ungefähr 14.800 Bulgaren beide Augen und den übrigen je ein Auge ausstechen zu lassen. Jeder der letzteren mußte dann 100 aneinander gefesselte Blinde in die Heimat zurückführen. Als Samuil in Prilip die 150 von Einäugigen geführten Compagnien der Blinden anrücken sah, fiel er besinnungslos nieder. Nach einiger Zeit erholte er sich zwar, starb aber unter heftigen Krämpfen zwei Tage darauf. . . Das westbulgarische Reich hatte aufgehört zu bestehen.

Basilios reiste nach Athen. An den Ufern des Spercheios zeigte man ihm Massen unbestatteter Gebeine, ein grauenhaftes Denkmal der Niederlage Samuils; in den Thermopylen sah er eine starke, gegen die Bulgaren aufgeführte Mauer. Im Parthenon, nunmehr einer Kirche der Mutter Gottes,



verrichtete er sein Dankgebet. Das Jahr darauf zog er im Triumphe in Constantinopel ein. Mit ungeheurem Jubel feierten die Griechen den Kaiser, der mit 64 Jahren ein so großes Werk vollführt hatte. Die Carin Maria, die Töchter Samuils und gefangene Bulgaren schritten vor dem Triumphator in Ketten einher.

Nun wiederholte sich, was auf der Balkanhalbinsel in jenem Jahrhunderte sich bereits mehrmals zutrug: kaum schloß der Sieger (diesmal ein byzantinischer Kaiser) die Augen, als Alles wieder außer Rand und Band gerieth. Die Ueberlebenden der Familie Samuils zerfleischten sich gegenseitig; Kumanen und andere wilde Horden fielen in die Balkanhalbinsel ein, auf der alsbald eine allgemeine Anarchie Platz griff. Ein Vierteljahrhundert dauerte dieser trostlose Zustand und es sollten noch weitere sieben Decennien vergehen, ehe die Bulgaren sich wieder zu rühren begannen. Nach der Ermordung des Andronikos im Jahre 1185 hatte sich Isaaß II. Angelos auf den blutigen byzantinischen Thron gesetzt. Unter seiner Regierung wurden die Bulgaren bis aufs Blut ausgefogen. Da geschah es, daß die Brüder Petar und Asen, angeblich Abkömmlinge der alten Caren, in der Demeter-Kirche zu Tirnovo das Volk versammelten und es aufforderten, das griechische Joch abzuwerfen. Der Aufstand war bald allgemein, doch blieben die erzielten Erfolge hinter den Erwartungen zurück. Die Bulgaren liefen vor den ersten griechischen Truppen auseinander, so daß Asen in seiner Verzweiflung an die Spitze der herbeigerufenen Kumanen sich stellte, mit denen er das Land nördlich des Balkan den Byzantinern entriß. Unterstützt von den Serben, welche Albanien und Makedonien für sich eroberten, konnte Asen bis nach Thracien vordringen und sich dort festsetzen. In der Folge\* blieb Asen fortgesetzt Sieger, schlug den Kaiser Isaaß bei Adrianopel, und seinen Nachfolger Alexis III. bei Seres, wurde aber bald hierauf (1196) durch einen Bojaren in Tirnovo menschlings ermordet.

Obwohl die nächsten Herrscher in unendliche Kämpfe mit den Griechen und dem lateinischen Kaiserreich verwickelt wurden, hielten sie ihren Besitz gleichwohl zusammen und festigten ihn mit aller Energie. Unter Car Joannes II. (1218—1241) gedieh das erneuerte Bulgarenreich zu seiner größten Ausdehnung: es berührte alle drei Meere, das Adriatische, das Aegäische und das Schwarze. Joannes' Hauptstadt und Residenz Tirnovo entfaltete an Profan- und Kirchen-

bauten eine Pracht und Fülle, welche Zeitgenossen nicht genug rühmen konnten. Der friedliebende Car sorgte dafür, daß sich der Handel in seinem Reiche entwickelte, und daß keine religiöse Unduldſamkeit vorkomme, welche letztere Haltung den Papst allerdings wenig befriedigte. Was aber zum Bruche zwischen beiden führte, war das feindselige Vorgehen Joannes' gegen das lateinische Kaiserthum. Alles Abmahnen des Papstes nützte nichts. Der Car zog vor Constantinopel und belagerte es, freilich, ohne etwas auszurichten. Die Bulgaren wurden vertrieben, blieben aber in ihren Ansprüchen auf Constantinopel so hartnäckig, daß einerseits die bulgarisch-griechische Freundschaft in die Brüche ging, anderseits der Papst den Magyarenkönig Béla IV. aufforderte, gegen die Bulgaren den Kreuzzug zu eröffnen. Bevor es jedoch dazu kam, brach über Europa der Tatarensturm herein, der die politische Lage vollständig veränderte.

Unter den Nachfolgern Joannes' II. ging es mit dem zweiten Bulgarenreiche mit Riesenschritten zurück. Familien-Streitigkeiten, Fehden mit den Nachbarvölkern, mit Tataren und Griechen, brachten zwar reichliche Abwechslung in die Wirren jener Zeit, schwächten aber zusehends das Reich, welches einer starken Hand dringender denn je bedurft hätte. Der letzte Menide Michael wurde von seinem herrschsüchtigen Vetter Kaliman erschlagen. Ein neuer mächtiger Gegner war den Bulgaren in dem benachbarten Bruderstamme, den Serben, geworden, welche unter ihrem Caren Stefan Duschan (seit 1331) zur ersten Macht der Halbinsel emporwuchsen. Wer schließlich allem Ringen zwischen Serben, Bulgaren und Griechen ein jähes Ende bereitete, waren die — Osmanen.

Wie das Osmanidenhaus entstand und sich auf kleinasiatischem Boden in beispielloser kurzer Zeit festigte, hat der Leser bereits vernommen (s. S. 627). Unsere Mittheilungen schlossen mit dem Hinscheiden Orchan's ab. Schon unter der Regierung dieses zweiten Sultans der Osmanen hatten wiederholt Landungen auf europäischem Boden stattgefunden, aber die kleinen Heerhaufen kamen über die Ufer des Hellespont nur wenig hinaus. Das sollte mit der Uebnahme der Herrschaft durch Sultan Murad I. (1359—1389) anders werden. Der Sohn Orchan's eroberte zuerst Angora und setzte dann mit einem großen Heere nach Europa über, um gegen Westen und Nordwesten vorzudringen. Tschorlu, eine kleine Stadt auf dem Wege nach Adrianopel, fiel zuerst. Dann marschirte eine Colonne der Türken gegen Demotika im Thale der unteren Mariza, welches



rasch eingenommen wurde, und eine zweite Abtheilung, bei der sich auch der Sultan befand, nach Burgas, also in der Richtung gegen den Balkan. Auch hier gab es keinen Widerstand. Adrianopel, eine Gründung des Kaisers Hadrian und Hauptstadt von Thrakien, sollte nun an die Reihe kommen. Beide Colonnen rückten gegen dieselbe an und das Erscheinen des Feindes genügte, um in der stark befestigten Stadt alle Bande der Ordnung zu lösen. Sie wurde förmlich im Stiche gelassen, so daß die Einnahme binnen wenigen Stunden erfolgte.

Mit diesem Triumph waren die Türken Herren alles Landes diesseits des Balkans. Sultan Murad schlug vorläufig sein Hoflager in Demotika auf, wo noch das Schloß stand, welches seinerzeit dem Kaiser Cantakuzen zur Sommerresidenz gedient hatte, da in Adrianopel erst ein großer Palast erbaut werden mußte. Die Generale des Sultans vollendeten unterdessen die Eroberung des Landes. Nach dem Falle von Philippopel wurde das vom Serbenkönige Urosch IV. und König Ludwig von Ungarn befehligte serbisch=boznisch=ungarisch=walachische Heer unweit von Adrianopel vollständig aufgerieben, und ein Jahr später (1366) fand an der oberen Maritza eine zweite große Serbenschlacht statt, in welcher der osmanische Feldhauptmann Hadjschi Ilbeki dem Gegner eine schwere Niederlage bereitete. Der Schauplatz dieses Gemetzels führt noch heute die Bezeichnung »Sirb sindinghi«, d. h. Niederlage der Serben.

Nun folgten mehrere bedeutame Ereignisse Schlag auf Schlag. Fortgesetzte Fehden mit den Serben führten zur Eroberung von Nisch, die Dämpfungen bulgarischer Aufstände zur Besitzergreifung alles Landes bis zu den Vorhöhen des Balkans und zu den Ufern des Schwarzen Meeres. Auch Albanien und Makedonien fielen in die Hände der Türken, so daß mit dem Falle von Serez die Eroberer nunmehr auch an den westlichen Gestaden des Aegäischen Meeres Fuß faßten. Gleichwohl war die osmanische Herrschaft in den eroberten Gebieten noch immer nicht vollkommen gefestigt. Die Bulgaren zettelten Aufstände an und ein boznisch=serbisches Heer, das die Offensive ergriffen hatte, besiegte die Türken an der Toplitza. Dadurch ermuthigt, gedachten die Serben mit den ihnen befreundeten Walachen und Albanesen einen großen entscheidenden Schlag zu führen und sammelten ein gewaltiges Heer von mehr als 200.000 Mann unter dem Oberbefehl des Serbenkaisers Lazar.

Solcher Uebermacht schienen selbst die Osmanen nicht gewachsen zu sein. Sie verfügten kaum über ein halbes Hunderttausend Streiter. Gleichwohl war an ein freiwilliges Nachgeben nicht zu denken und so fiel jene denkwürdige Entscheidung, welche im Großen und Ganzen das Schicksal der Balkanhalbinsel besiegelte.

Dem bedeutamen Ereignisse Rechnung tragend, müssen wir desselben etwas ausführlicher gedenken. Das Osmanenheer schlug den uns aus einer anderen Mittheilung wohlbekannten Weg durch die »Trajanspforte« und die walddüsteren Engen der »Succi« herauf und erreichte zuvörderst Shtiman. Hier theilt sich der Weg; der eine führt in nordwestlicher Richtung weiter nach Sofia und Nisch bis Belgrad an der Donau, während der zweite westwärts durch die Engen von »Suluderbend« und über Köstendil nach Makedonien zieht. Auf den Rathschlag seines christlichen Vasallen Saradsch schlug der Sultan die letztere Route ein. Schon unterwegs war ein Bote des Serbenkönigs erschienen, der die Kriegserklärung desselben überbrachte. Das selbstbewußte Auftreten des Gesandten machte die osmanischen Heerführer stutzen. Gleichwohl wurde im Kriegsrathe der Weitermarsch beschlossen und auch sofort angetreten. Das letzte Lager wurde an den Ufern des Morawaflusses aufgeschlagen und Tags darauf dieser von den sechs Corps der Türken unter klingendem Spiele überschritten. Das erste befehligte der Großvezier, das zweite Prinz Bajazid, das dritte Minebeg, das vierte Prinz Jakub, das fünfte Saridscha-Pascha, das sechste Murad in eigener Person. Von der Morawa ging der Marsch in westlicher Richtung weiter, dem verbündeten Heere entgegen, welches auf dem Umsel-felde (serbisch »Kossovo Polje«) Stellung genommen hatte.

Dieser denkwürdige Schauplatz ist eine Thalebene von ungefähr einem Kilometer Breite und zwanzig Kilometer Länge, von mäßig hohen Bergen umrahmt und vom Flüsschen Sitniža durchrieselt. Als die Osmanen der ungeheuren Uebermacht, mit der sie den Kampf aufnehmen sollten, gewahr wurden, war guter Rath theuer. Mehrere Generale machten den Vorschlag, die mitgebrachten Kameele vor die Front zu bringen, um den Gegner durch diesen ungewohnten Anblick einzuschüchtern, doch wurde von anderer Seite ganz richtig bemerkt, daß die arabischen Lastthiere wahrscheinlich ihrerseits vor den Panzerreitern erschrecken und in die Reihen der Osmanen ungeheure Verwirrungen



bringen würden. Allen Berathungen machte der feurige Prinz Bajazid mit der Einwendung ein Ende, daß die Waffen des osmanischen Hauses, welche Allah so oft zum Siege geführt hatte, solcher kleinlichen Auskunfts Mittel nicht bedürften und der Kampf Brust gegen Brust aufzunehmen sei. Derselben Meinung war der Großvezier, welcher in der vergangenen Nacht vorher das Koran-Drafel befragt hatte. Die »aufgestochenen Stellen« lauteten: »O Prophet, bekämpfe die Ungläubigen und Gleißner«, und: »Fürwahr, oft wird eine große Schaar besiegt durch eine kleine.«

Das gab den Ausschlag. Am Abend vor der Schlacht war Murad trostlos darüber, daß der Wind von der Seite des Feindes her wehte und ungeheurere Staubwolken brachte. Im Laufe der Nacht aber, welche der Sultan in Gebeten durchwacht hatte, ging ein erfrischender Regen nieder, welcher auch den vielen Staub zu Boden schlug. Mit Einbruch der Morgendämmerung standen sich beide Heere kampfbereit gegenüber. Das christliche Heer war so geordnet, daß der Serbenkönig das Centrum, sein Neffe Buk den rechten, der König von Bosnien den linken Flügel befehligte. Auf Seite der Osmanen befand sich Murad im Centrum, vor sich das Geschütz und die Janitscharen, am rechten Flügel Prinz Bajazid, am linken dessen Bruder Jakub.

Als bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. Der türkische Chronist Seadeddin schilderte die Wirkungen des verzweifelt Ringens in der den Orientalen eigenthümlichen schwulstigen Schreibweise, wie folgt: »Schon waren durch Ströme von Blut die diamantenen Klingen in hyacinthene, und der Speere spiegelnder Stahl in Rubin, schon war durch die Menge abgeschlagener Köpfe und rollender Turbane das Schlachtfeld in ein vielfarbiges Tulpenbeet verwandelt.« Der rechte Flügel der Osmanen war bereits ins Wanken gekommen aber der unwiderstehliche Bajazid hieb mit seiner eisernen Keule Alles vor sich nieder. Da geschah etwas Seltsames. Mitten durch das Gewühl der Kämpfer vorstürmend, die ihm in den Weg tretenden Leibwachen beiseite schiebend, nahte ein serbischer Edler, nach dem Sultan verlangend, dem er ein Geheimniß anzuvertrauen habe. Er wurde vorgelassen, stürzte sich zu Füßen Murads, als wollte er dieselben küssen, ergriff jedoch rasch dieselben, so daß der Sultan zu Fall kam. Ehe es die Umstehenden verhindern konnten, hatte der Serbe sein Schwert dem Sultan in den Unterleib gebohrt. Sofort fielen die Leibwachen

über den Mörder her, aber dieser, der kräftig und außergewöhnlich behende war, entzog sich dreimal durch mächtige Sätze seinen Verfolgern und war eben im Begriffe, sein Pferd, das er am Ufer der Sitniha zurückgelassen hatte, zu besteigen, als ihn die Verfolger erreichten und niederhieben.

Der Held dieser That hieß Milosch Kobilowitsch. Der Zwischenfall selbst wird verschieden erzählt. Außer der vorstehenden türkischen Fassung, ist die



Bulgarisches Dorf.

serbische Ueberlieferung, welche in dem berühmten Nationalepos »Die Schlacht auf dem Amselfelde« mit allen Einzelheiten erzählt wird, die bekannteste. Darnach soll Kobilowitsch aus gekränkter Ehrliche die That begangen haben. Wukaschawa und Mara, die beiden Töchter Lazars, die erste mit Milosch Kobilowitsch, die zweite mit Wuk Brankowitsch vermählt, stritten über den Werth ihrer Gatten, wobei es sich zutrug, daß Wukaschawa ihrer Schwester einen Schlag ins Gesicht gab. Daraus wurde ein Zweikampf zwischen den beiden Gatten, der damit endete, daß Kobilowitsch den Brankowitsch aus dem Sattel warf. Ob dieser Niederlage ergrimmt, verleumdete letzterer seinen Rivalen beim König und verdächtigte ihn des Einverständnisses mit den Türken. Als nun am Vorabend der





Philippopol.





Schlacht Car Lazar mit seinen Edlen zechte, trank jener dem Kobilowitsch mit den Worten zu: »Trink auf meine Gesundheit die Strawika (Becher), wenngleich Du der Verrätherei beschuldigt bist«. . . . Kobilowitsch verlor die Fassung nicht und antwortete: »Dank Dir, für die Strawika, der morgige Tag wird meine Treue bewähren.« Am folgenden Tag trug sich dann das oben Mitgetheilte zu. Eine andere Version geht dahin, daß Murad Abends nach dem Kampfe das Schlachtfeld abgeritten habe und von einem der auf dem Boden liegenden Serben plötzlich angefallen und ermordet worden sei.

Trotz seiner schweren Verwundung überlebte Murad noch den Tag der Schlacht. Er sah die Seinen siegen, nachdem in den Reihen der Christen das Gerücht sich verbreitet hatte, daß die Albanesen zum Feinde übergegangen, was in den Schlachthausen der Bosnier eine ungeheure Verwirrung hervorrief; dem Sultan sollte auch die Genugthuung werden, seinen mächtigen Gegner, Car Lazar, vor ihm sterben zu sehen. Nach der Flucht der Bosnier wurde der Serbenkaiser nämlich so exponirt, daß er den Janitscharen in die Hände fiel. In das Zelt des sterbenden Sultans geführt, erfuhr Lazar erst, wie Milosch Kobilowitsch die bei der Strawika geschworene Treue am entscheidenden Tage bewiesen hatte. »Großer Gott!« rief Lazar mit gefalteten Händen, »nimm meine Seele zu Dir, da Du mir vergönnt hast, vor meinem Tode den des Feindes zu schauen!« Aber ehe noch Murad verschied, wurde Lazar mit den mitgefangenen Edlen hingerichtet (1389).

Milosch Kobilowitsch ist nicht nur bei den Serben, sondern auch bei den Osmanen in mehr als einer Weise verewigt. Im Waffnenmuseum zu Stambul wird seine Rüstung mit der seines Pferdes aufbewahrt. Auf dem Amselfelde bezeichnen drei, in Entfernungen von circa 35 Metern von einander eingesezte Steine die drei Stellen, wo Kobilowitsch mit kühnen Sprüngen den ihn umdrängenden Leibwachen entkam, und eine kleine Turbe (Mausoleum) bezeichnet den Ort, wo Murad gefallen war. Sein Grab befindet sich aber nicht hier, sondern in Brussa, bei der von diesem Sultan erbauten und nach ihm benannten Moschee.

An den tragischen Vorfall sollte auch eine Ceremonie erinnern, die bis in unsere Zeit herauf in Uebung war. So oft nämlich Jemand beim Sultan Audienz nahm, durfte dies nur unbewaffnet geschehen und die assistirenden

Rämmerlinge hatten den Vortretenden rechts und links an den Armen zu halten. Das war im Anfange gewiß eine gebotene Vorsichtsmaßregel, die in der Folgezeit zu einem ceremoniellen Brauche herabsank.

Sultan Murad hat im Großen und Ganzen ein gutes Andenken in der Geschichte hinterlassen. Er lebte einfach, war streng und gerecht und großmüthig gegen Besiegte. Grausamkeiten hatte er sich nur ausnahmsweise zu Schulden kommen lassen und am meisten angerechnet hat man ihm wohl die bekannte Episode aus der Eroberung von Seres, als Murad gefesselte griechische Edle paarweise von den Stadtmauern in die Tiefe stürzen ließ. Dagegen hatte der Sultan, wie der Zwischenfall mit dem Sohne des byzantinischen Kaisers, der einen Anschlag auf das von den Türken eroberte Seres plante, beweist, sogar für Verräther kaiserliche Nachsicht, wenn sie ihren Fehltritt reumüthig bekamen.

Dreißig Jahre waren von dem Einfalle der Osmanen in Thrakien bis zum Tode Murads auf dem Amselfelde verstrichen. Man kann nicht behaupten, daß die räumlichen Erfolge der Eroberer innerhalb dieses verhältnißmäßig langen Zeitabschnittes besonders groß gewesen waren. Mit dem Regierungsantritte Bajazids I. (1389—1403) erstreckte sich das Türkenreich in Europa über Thrakien bis zum Balkan, das Gebiet von Sofia, Alt-Serbien und einen Theil von Makedonien mit Ausschluß der Küste. Bajazid wurde noch auf dem Schlachtfelde von dem sterbenden Murad zum Thronerben und Sultan erklärt. Der neue Gebieter der Osmanen beeilte sich, seine Person sicher zu stellen, indem er seinen tapferen Bruder Isak, der mit ihm in der Amselfeldschlacht focht, erdrosseln ließ. Damit nahmen jene scheußlichen Mordthaten ihren Anfang, durch die das Haus Osman sich besleckte, indem fast alle nachfolgenden Sultane nach ihrer Thronbesteigung die eigenen Brüder, mitunter auch die nächsten Verwandten aus dem Wege schafften, um ihrer Herrschaft sicher zu sein.

Zu Bezug auf die weiteren Ereignisse auf der Balkanhalbinsel müssen wir uns kurz fassen. Es handelt sich nur darum, mit wenigen Worten die Fortschritte der osmanischen Eroberungen auf der Balkanhalbinsel zu erläutern. Einen bedeutenden Schritt nach Vorwärts machte bereits Bajazid I., der über den Balkan stieg und in der Ebene von Nikopolis ein abendländisches Heer von 100.000 Mann unter König Sigismund von Ungarn und mehreren deutschen



Fürsten fast gänzlich aufrieb. Nun waren die Türken an der Donau, aber sie wagten noch nicht, den Strom zu überschreiten. Bald hierauf aber erschien Bajazid an der Save (unterhalb Belgrad) und fiel in Ungarn ein, alles Land bis zur Drau plündernd und versengend. Auch auf Constantinopel hatte es der schneidige Sultan abgesehen, als der Tatarensturm allen seinen weiteren Anstrengungen ein Ende machte. Wie man weiß, gerieth Bajazid in der Schlacht von Angora, in welcher 80.0000 Tataren über eine Viertel Million Türken vernichteten, in Gefangenschaft. Bajazid, von seinem übermüthigen Besieger, Timur Lenk, in einen Käfig gesperrt, starb bald hierauf aus Gram (1402).

In dem neunjährigen Thronstreite, welcher nach Bajazids Tode unter dessen sechs Söhnen ausbrach, wäre auf ein Haar die ganze osmanische Herrschaft zusammengebrochen. Serben, Griechen und Bulgaren scheinen aber bereits zu stark eingeschüchtert gewesen zu sein, um nochmals mit vereinten Kräften die Befreiung aus den osmanischen Krallen zu versuchen. Auch später noch, als Mohammed I. (1412—1421) — der letzte von den sechs Söhnen Bajazids — nach glücklicher Entscheidungsschlacht in der Ebene von Sofia auf den Thron gelangte und dem Interregnum ein Ende machte, waren die Aussichten so schlecht nicht. Türkische Truppen, welche in Steiermark und in die Walachei eingefallen waren, wurden aller Orten besiegt und verjagt. Aber auch diese Zeit wurde veräuht und unter dem nächsten Sultan, Murad II. (1421—1451), nahmen die osmanischen Unternehmungen wieder ein energischeres Tempo an. Zwar von Constantinopel wurden die Schaaren des neuen Sultans diesmal noch abgewiesen, trotzdem der Emir Bolkhari mit seinem Gefolge von 500 wildfanatischen Derwischen, vom Pferde herab, den Fall der Stadt feierlich vorhergesagt hatte (1422). Auch Belgrad widerstand und jene Heerhaufen, welche in Ungarn und Slavonien hausten, wurden von Johann Hunyadi gründlich auf's Haupt geschlagen. Hierauf organisirte Papst Eugen IV. einen »Kreuzzug gegen die Ungläubigen«, und das hiezu aufgebotene Heer siegte in zwei aufeinanderfolgenden Schlachten, worauf es zum Frieden kam. Der Bruch desselben seitens des Papstes trug indeß ihm und der aufgebotenen christlichen Armee unter König Wladislaw die Niederlage bei Varna ein (1444). Ein Jahr später war der Peloponnes in osmanischer Gewalt, während in Albanien sich die Generale Murads erfolglos mit dem Parteigänger Georg Castriota (Skanderbeg) herum-

schlugen. Das letzte christliche Heer, welches auf lange Zeit hinaus in die Balkanhalbinsel eindrang, war jenes Hunyadi's, der bis auf das Ansfelfeld vorrückte hier aber geschlagen wurde (1448).

Das Werk der Eroberung auf der Balkanhalbinsel beschloß Murads Nachfolger, Mohammed II. (1451—1481). Nach dem Falle Constantinopels im Jahre 1453 fiel Stück für Stück des illyrischen Landgebietes den Osmanen zu: 1461 Serbien, 1462 Bosnien, 1475 Albanien u. s. w. Mit Ausnahme etlicher Küstenstriche in Griechenland und Dalmatien, welche von den Garnisonen der venezianischen Republik gehalten wurden, reichte nun die Osmanenherrschaft über das ganze illyrische Dreieck. Alle Kriegsthaten der nächsten Jahrhunderte fielen außerhalb der Balkanhalbinsel vor, auf welcher letzterer die Sultane unbesrittene Herren blieben, bis die große Rückflut eintrat und nach fast vier Jahrhunderten wieder Stück für Stück vom Erbe Mohammeds II. abbröckelte: die Donaufürstenthümer, Griechenland, Bosnien, Bulgarien mit einem Theile von Thrakien (Rumelien).

Nach diesem geschichtlichen Rückblick wird der Leser darnach fragen, wie es dermalen zwischen der Donau und dem Aegäischen Meere aussieht. Eine geographische Schilderung möchte kaum den erwünschten Eindruck hervorrufen und überdies beträchtlichen Raum in Anspruch nehmen. Wir halten daher an der bisher geübten Gepflogenheit fest und versuchen es, dem Leser etliche Bilder, wie sich solche an den hervorragendsten Reiserouten ergeben, zu vermitteln. Eine solche Hauptroute ist in erster Linie die Strecke durch Thrakien und einen Theil von Bulgarien, von Constantinopel über die Hadrians- und Philippsstadt bis Sofia und darüber hinaus bis zur Donau. Sie ist identisch mit einem uralten Völkerwege; zahlreiche Erobererheere — Römer und Griechen, Gothen und Awaren, slavische Völker und Byzantiner, Kreuzzügler und Osmanen und zuletzt Russen, haben ihn eingeschlagen. Nun ist diese Heerstraße durch die Eisenbahn ersetzt, welche fast ihrer ganzen Ausdehnung nach vollendet ist und nur noch bei Sofia nach beiden Anschlußrichtungen eine Lücke aufweist.

Wir halten uns also zunächst an den Schienenweg. Die Stambuler Hauptstation liegt unweit der großen Brücke, zwischen dieser und dem Serajbezirk, dessen Gärten und Mauern dem Bahnbaue zum Theile zum Opfer gefallen sind. Wenn irgend eine Zerstreung in Constantinopel zu seltsamen Gedanken-



anknüpfungen führt, ist es die Fahrt im Waggon rings um die byzantinische Siebenhügelstadt herum, beim schrillen Klange der Dampfpeife und dem lärmenden Rasseln des eisernen Gefährts zwischen vereinsamten Baulichkeiten, welche glanzvollere Tage gesehen haben. Die Fahrt geht um die Serajspitze herum, dann an dem Riosk von Gülhane vorbei, wo am 3. November 1839 jene denkwürdige Staatsaction vor sich ging, durch welche der osmanische Staat in das »europäische Concert« aufgenommen wurde. Der Sultan Abdul Medschid, strahlend von Diamanten, erschien unter den versammelten abendländischen Vertretern und den hohen Würdenträgern der Pforte und sandte von seinem Platze am Fenster des oberen Saales aus in rothseidenem Beutel eine mit ehrfurchtsvoller Verbeugung und feierlichem Schweigen begrüßte Urkunde, welche Reschid, der Minister des Aeußern, von der Tribüne in der Mitte mit lauter Stimme verlas. Man hörte mit steigender Befriedigung die verschiedenen Versprechungen und die Bosphorbatterien lösten ihre Geschütze, um der ganzen Hauptstadt den neuen Abschnitt in der Reichsgeschichte anzukünden. Damals glaubte noch Europa an die schönen Versprechungen und der »Hattischerif von Gülhane« — wie das Document hieß — stellte goldene Zeiten in Aussicht.

Das Alles ist langwieriger erzählt, als der Anblick des berühmten »Rosenhauses« währt. Schon faust der Zug an den zusammengesunkenen oder geborstenen Mauern vorüber und der Reisende begrüßt das blaue Meer, das dicht herantritt. Vier- oder fünfmal hält der Zug an kleineren Stationen innerhalb des riesigen Stadtbezirkes, dann verschwinden die hohen Kuppeln, die Minarets, die Gärten und Holzhäuser, und mit einem letzten Blick auf das berühmte Schloß der Sieben Thürme, nimmt uns das Hüggelland von Thrakien auf. Dort stehen noch Landhäuschen, schatten Cypressenhaine und liegt der Duft der südlichen Beleuchtung auf Gärten und Matten. Die Stationen, welche nun berührt werden — Makriköj, San Stefano u. a. — sind belebt von Städten, welche hier, begünstigt durch das bequeme, moderne Verkehrsmittel, die heißen Sommermonate verbringen. Es sind angenehme Aufenthaltsorte am Saume der Küste mit lustigen bunten Holzhäusern, die über grünes Buschwerk aufragen, und etlichen Villen, in denen griechische und armenische Bankiers Zuflucht suchen, wenn sie die Sorgen fehlgegangener Speculationen oder auf den türkischen Fiscus aufgebauter Zukunftspläne heimsuchen. Auch in Stambul angesiedelte

Fremde halten hier Sommerfrische. Es folgt noch Tschekmedsche am Saume einer kleinen Bucht mit Schilfsufern.

Dann ändert sich das Bild. Allmählich verschwindet die blaue Wasserflut des Marmarameeres und die öde thrakische Steppenlandschaft beginnt. Nichts, gar nichts vermag hier den Blick zu fesseln. Auf dem braungelben Grasboden kriecht da und dort niederes Buschwerk, zeigt sich hin und wieder eine Mulde



Russisches Denkmal in Plewna.

mit Culturen, Baumwipfeln und Häusergiebeln, in der Höhe kreisende Geier, fernab weidendes Vieh, einzelne Reiter, oder ganze Karawanen, Heerden von Büffeln, welche zuweilen den Bahndamm absperren, so daß die Dampfseife in Thätigkeit gesetzt werden muß, um den Zug ungefährdet durch die schwarze Masse der stumpfsinnig vor sich glohenden Hörnerträger hindurchführen zu können. In diesem Bereiche und zwar auf dem höchsten Punkte zwischen dem Bosphorus und dem Wasserhystem der Maritza, liegt auch der Ort Tschatuldscha, berühmt als Schlachtfeld in den Zeiten, da die ersten Horden der Völkerwanderung gegen



Byzanz vordrangen. Hier war die Mitte jener Mauer, welche von Meer zu Meer lief und die Kaiser Anastasios gegen die andrängenden Bulgaren hatte aufführen lassen. Belisar erfocht hier den ersten großen Sieg über die finnisch-ugrischen Eindringlinge.

Die erste Stadt, die man auf dieser Fahrt erreicht, ist Tschorku, das eine Strecke entfernt in einem Thälchen liegt, so daß nur die dünnen weißen



Moschee in Plewna.

Minarets über die Bodenerhöhungen emporragen. Bald verschwinden auch die Hügel und von nun ab ist alles Land um uns trostlos öde, flache Steppe, auf der im Sommer versengende Glut liegt, im Winter Schneestürme toben. Meilenweit ist keine Ortschaft zu sehen. Ueber unsichtbaren Rinnsalen erheben sich gewölbte Steinbrücken, der Form nach an die Rialto-Brücke erinnernd, Buschwerk und Haine wechseln mit Grasflecken und etlichen Culturen ab. Plötzlich sehen wir ein Wasserband aufblitzen — die Maritza, nächst der Donau der größte Fluß in der östlichen Hälfte der Balkanhalbinsel, der, von den Berg-

strömen Arda und Tundscha, von denen die erstere vom Rhodope-Gebirge, die letztere vom hohen Balkan herabkommt, gespeist, zu Zeiten sein breites Kinnjal mit mächtig angeschwollenen Wassermassen füllt. Jenseits des Stromes liegt die Kreuzungsstation Kuleli-Burgas, von wo ein Schienenweg, die Mariza begleitend, über Demotika (der einstigen provisorischen Residenz Sultan Murads I.) nach Dedagafsch-Eneos am Negäischen Meere abgeht.

Zwölf Stunden währt diese Fahrt, bis ihr Ziel — Adrianopel — erreicht ist. Schon aus einiger Entfernung sieht man über das wellige Land niedere Höhen aufragen, im Schmucke einer herrlichen Moschee mit weithin schimmernden weißen Minarets, eine unübersehbare Fläche von grauen und rothen Dächern zwischen zahllosen Garteninseln: ein Bild von bestrickendem Reiz. In der Nähe freilich wird auch diese Stadt voreilige Illusionen raschestens zerstören. Sie ist nichts als ein Labyrinth enger, schmutziger Gassen, welche von Holzbaracken und unansehnlichen Steinbauten eingeschlossen werden — nicht ohne malerischen Effect, aber keineswegs von imponirender Wirkung auf den, der in der Stadt, welche noch unter Mohammed IV. und Sulejman II. im XVII. Jahrhundert vorübergehend Residenz, etwas anderes sucht, als Genrebilder für die Staffelei des Malers, die er sich gerade so gut in obskuren Dörfern zusammensuchen kann.

In der That besitzt Adrianopel auffallend wenig hervorragende Bauten. Die vorzüglichsten sind natürlich die Moscheen, alsdann etliche Karawanjerajs, der Iki-Kapuli-Han und der Rustem Pascha-Han, als stattlichste Repräsentanten dieser Art von Kaufhallen. Es sind massige, vierschrötige Gebäude, mit weitläufigen Höfen, welche von Arkaden (in mehreren Stockwerken) gesäumt sind und in der Mitte einen großen, eingedachten Brunnen stehen haben. Alle Gesimse zeigen sich von zahlreichen Taubenschwärmen belebt. Die Bedachung der vier Tracte setzt sich aus zahlreichen kleinen Kuppeln zusammen. Neben dem Karawanjeraj, das den Namen Rustem Paschas trägt, befindet sich eine Kaffeebude, die insoferne unser Interesse erweckt, als sie durch Jahrzehnte jenen Janitscharen-Veteranen zum Versammlungsorte diente, welche dem graufigen Massacre, welches Sultan Mahmud II. im Jahre 1826, am 15. Juni, auf dem Et-Mejdan zu Stambul in Scene gesetzt hatte, entkommen waren. Sie waren immerdar die glühendsten Reformhasser des Reiches. Da sie der Zeiten Lauf nicht ändern



können, groffen sie im Stillen über den Verfall des Osmanenthums und klagten die Machthaber zu Stambul an, daß sie das Reich dem abendländischen Erbfeinde in den Rachen geschoben haben. Hier glimmt noch der Funke nationalen und religiösen Bewußtseins. Still genährter Haß facht ihn zeitweise an, wenn aber der letzte Janitscharen-Veteran sein Auge schließt, ist auch diese ohnmächtige Opposition erstorben.

Weitans prächtiger als die Profanbauten sind die Moscheen. Die älteste, von Murad I. gegründet, ist Andersgläubigen nicht zugänglich, denn wie die Eub-Moschee zu Stambul, dient auch die Adrianopeler »Muradjeh« als Aufbewahrungsort der von den Mekkapilgern heimgebrachten Kaaba-Reliquien. Nicht weit von diesem Heiligthum steht die »Moschee der drei Minarets«, bei welcher jedes der letzteren in Form, Höhe und Styl von dem anderen abweicht. Der geräumige Moscheehof hat hohe, weiß-grün gemusterte Bogengänge und einen Marmorbrunnen mit Kuppeldach und Rundgitter.

Diese beiden Bauwerke werden indeß von einer dritten Moschee vollständig in den Schatten gestellt — von der herrlichen »Selimjeh«, die, abgesehen von ihrer erhöhten Lage über dem ganzen Dächergewimmel der ungemein ausgebreiteten Stadt, auffallend ist durch ihre riesige Kuppel (der Durchmesser ist um 2 Fuß länger, als jener der Kuppel der Sofienmoschee) und die vier wunderbar schlanken Minarets zu je drei Gebetrüser-Balconen. Die Kuppel wird von acht mächtigen Pfeilern getragen. Erbauer der Moschee war jener Sinan — der größte aller türkischen Architekten — der außer zahllosen geringwerthigen Bauten den Prachtdom der Stambuler »Sulejmahjeh« und die heutige Bajazid-Moschee erbaut hatte. Man muß im Innern der Selimjeh stehen, etwa wenn die scheidende Sonne durch die zahllosen Fenster am Kranzgesimse ihre letzten Lichtgrüße in den gewaltigen Raum sendet, um diesen Prachtbau in gehöriger Stimmung bewundern zu können. Da man die zwischen den unzähligen Fensteröffnungen unter der Kuppel ausgeparte Mauerkrone von unten herauf nicht bemerkt, hat man die Täuschung, als sei dort ein fortlaufender, kreisrunder Schlitze und schwebe die Kuppel frei über dem höchsten Mauerkranz. Dazu kommt die Einfachheit der inneren Ausschmückung, welche die großartige Wirkung des Raumes in seinen harmonischen Verhältnissen nirgends stört. Nur das schwer-

fällige eiserne Lampengerüst, das von der Kuppel tief zum Beschauer herabschwebt, wirkt störend, gerade so wie in der Sofienmoschee.

Die dritte Gruppe hervorragender Bauten in der alten Sultansresidenz begreift der ehemalige Palastbezirk in sich. Wie verlautet, soll während des letzten Orientkrieges der Rest der Ruinen von den Türken selbst vernichtet worden sein, angeblich durch eine Pulverexplosion. Es ist dem Verfasser nicht bekannt, wie es sich damit verhält und da er über den jetzigen Zustand des einstigen Serajs nichts in Erfahrung bringen konnte, so hat die nachfolgende Beschreibung — sofern sie nicht mehr zutreffen sollte — zum mindesten ein historisches Interesse, da sie dem Zustande entspricht, in welchem der Verfasser den Sultanspalast noch vor dem letzten Kriege sah. . . . Der Serajbezirk befindet sich auf einer Insel des Tundscha-Flusses außerhalb der Stadt. Gruppen von Platanen beschatten frische Matten und stille Auen, zwischen denen die Reste jener Baulichkeiten liegen, in welchen die ersten Sultane ihre Eroberungspläne ausheckten.

Noch bevor man die Insel betritt, gewahrt man zwischen den Laubwölbungen einen mächtigen achteckigen Thurm. Ueber eine steinerne Bogenbrücke gelangt man vor das Portal der alten Serajmauern. Trümmerhügel nehmen den zunächstliegenden Raum ein, dann gelangt man in einen arg verfallenen Kiosk, der ein Audienzsaal gewesen sein mag, denn noch gewahrt man daselbst den mit prachtvollen Ornamenten geschmückten Thronbaldachin und die mit Email ausgelegten Träger. Den seiner Marmorplatten beraubten Boden bedeckt meterhoher Schutt, während die Wände grüner Glaskrystall, der dem Majolika täuschend ähnlich sieht, ziert und die Decke im reichsten Farbenschmucke von Arabesken auf Goldgrund prangt. Auf der anderen Seite des Thurmes liegen die Baderäumlichkeiten. Man betritt zuerst das Soukuk (Küchzimmer), in dessen Mitte ein prachtvolles Marmorbassin eingelassen ist. Auch hier sind die Wände mit majolikaähnlichen grünen Glastafeln ausgelegt. Das anstoßende Ruhezimmer trägt eine Kuppel. Wer nach oben blickt und sich in das graziöse Liniengewirr von Goldarabesken und Incrustationen vertieft, wird der Phantasie des Decorateurs, der dies Alles zu Wege brachte, seine Bewunderung nicht versagen können. Das Auge verweilt gerne bei diesem phantastischen Spiele, wo die bildende Hand ein ganzes Blütenbeet geschaffen, dessen Krystall- und Goldfelche aus geschwärzten und verwitterten Ornamenten hervorsplimmern. In eine





Adrianopel.

GÜNTHER & RÜCKER





der Wände des Schlafräumcs, welcher durch facettirte Gesimsfenster Licht erhält, ist der Plan der Kaaba (Majolikaarbeit) eingelassen. Zur Zeit, als der Verfasser diese spärlichen Reste einstiger Sultansherrlichkeit in Augenschein nahm, wurden allenthalben Renovirungen vorgenommen, da man seit Eröffnung der Eisenbahn eines plötzlichen Besuches seitens des Sultans (Abdul Aziz) gewärtig sein mußte. In der That wurde bald hierauf der Sultan angejagt. Zur Verherrlichung des Ereignisses beehrte sich der damalige Gouverneur Yzzet Pascha unter den Platanen auf der Tundscha-Insel einen Marmor-Kiosk <sup>errichten zu</sup> lassen, welcher in Goldinschrift die Widmung zu Ehren des kaiserlichen Besuches erhielt. Der Sultan kam aber nicht und so verkündete Jahre hindurch ein Denkmal eine Vorfällenheit, die — sich nie zugetragen hatte.

Sieht man in Bezug auf die Lage von Adrianopel näher <sup>zu</sup> ist <sup>schwer</sup> zu erkennen, daß dieselbe eine vorzügliche ist. Dort vereinigen sich drei Ströme, im Mittelpunkte von Thrakien, von dem aus man noch in weiter Ferne die blaugrünen Silhouetten der Gebirge sieht. Die Ströme sind die Mariza (der Hebros der Alten), die Arda und die unter dem höchsten Balkangipfel (dem Maragedük, 2350 M.) entspringende Tundscha, an deren Mündung bei Adrianopel einst das Hauptbollwerk Uskudama der thrakischen Ddryjer lag. Nördlich der Stadt ist das Schlachtfeld zu suchen, auf welchem am 9. August 378 die Westgothen, welche schon geraume Zeit in den umliegenden Bergen gebrandschaft hatten, auf das Römerheer unter Kaiser Valens fielen und dasselbe gänzlich aufrieben. Gefährlicher als die Gothen wurden die Bulgaren der Stadt. Im Jahre 813 erschien der furchtbare Rathan Krum und eroberte es, wobei ihm griechische Ueberläufer in der Händhabung der Belagerungsmaschinen behilflich waren. Indes fiel Adrianopel bald wieder an das byzantinische Reich zurück und zur Zeit der höchsten Blüte des ostbulgarischen Reiches verlief die griechisch-bulgarische Grenze halbwegs zwischen Adrianopel und Philippopel. Dagegen fiel die Stadt 1002 dem westbulgarischen Caren Samuil zum Opfer. Sie wurde damals gänzlich ausgeraubt. In der Mitte des XV. Jahrhunderts — also bereits unter türkischer Herrschaft — war Adrianopel eine blühende Handelsstadt, in welcher sich zahlreiche ausländische Kaufleute aufhielten. Es ist also ein Irrthum, wenn man annimmt, daß die Osmanen alles Leben in der altehrwürdigen Stadt vernichtet hätten.



Selbstverständlich erfuhr Adrianopel, als sie zur Residenz der Sultane erhoben wurde, erst ihre volle Entwicklung. Schilderungen aus jener Zeit ergeben sich weitläufig über die Pracht der öffentlichen Bauten, der vielen herrlichen Moscheen, der starken Befestigungen, luxuriösen Bäder, monumentalen Brücken und großartigen, immer von vielem Volk aus Nah und Fern belebten Karawanenstraßen. Die osmanische Despotie scheint nicht besonders drückend gewesen zu sein, da im türkischen Adrianopel gerade ausländische Kaufherren eine große Rolle spielten. Sie bewohnten übrigens nicht die Stadt, sondern einen Vorort — Karagatsch, jenseits der Maritza — wo noch dormalen die Ausländer und Consuln ihre Landhäuser inmitten hübscher Gärten, mit dem Ausblicke auf die verdämmernden Berghöhen, bewohnen. Dicht bei diesem Villendorfe steht nun auch der Bahnhof des thrakischen Schienenweges.

Wir benötigen diesen letzteren, um unsere Fahrt fortzusetzen. Anfangs umgibt uns noch hügeliges Land, welches den bisherigen landschaftlichen Charakter wenig verändert. Bei der Station Mustafa Pascha überschreiten wir die Grenze zwischen der türkischen Provinz Thracien (Edirne) und dem vereinigten Bulgarien. Wir befinden uns von da ab in dem Gebiete, welches die Diplomatie und Politik in den letzten Jahren unter der nichtsagenden Bezeichnung »Ost-rumelien« in die Geschichte eingeführt hat. Allmählich treten die Vorhöhen der nördlichen und südlichen Gebirgszüge näher. Das Thal der Maritza ist breit mit Culturen bedeckt, von Wassern durchströmt, welche in der Nähe von Philippopel, wo der Thalboden seine größte Ausdehnung erlangt, die unübersehbaren Reispflanzungen befruchten. Ist der Reisende einmal so weit, dann gewahrt er schon aus beträchtlicher Entfernung die malerisch gelegene Stadt mit ihren Thürmen und Häuserterrassen — eine der schönsten gelegenen Städte auf der Balkanhalbinsel.

Die Lage von Philippopel ist so eigenartig, daß sie sich dauernd der Erinnerung einprägen muß. Es ist eine Bergstadt inmitten der Ebene. Einige mächtige Felsen ragen aus der Niederung auf und tragen die Häuserstaffeln, von deren obersten weite Ausschau nach den blaugrünen Höhen des Rhodope in die weiten Thalmündungen desselben, auf die Culturen, Landhäuschen und Dörfer sich darbietet. Nordwärts ist das Bild weniger ansprechend. Dort ist nackte, heiße Ebene, bis zu den Abhängen der Sredna Gora (d. i. Mittel-



gebirge), welches mit dem Balkan das obere Thal der Tundscha einschließt.

Wie der Name der Stadt besagt, war Philipp II. von Makedonien der Gründer derselben. Die Idee zu dieser Gründung entsprang aber nicht seinem Kopfe, denn abgesehen davon, daß wir eine ältere Stadt Namens »Eumolpias« kennen, welche einen oder zwei der drei Felsgipfel einnahm, ist es erwiesen, daß eine uralte thrakische Ortslage mit der Philippsstadt identisch ist. Die Thraker kamen wieder, als das makedonische Reich zerfiel. Philippopel wurde nun Residenz der Könige des Volkes der Odryser, jenes Thrakerstammes, welcher, nächst den Geten, weitaus die größte Rolle in der antiken Geschichte der östlichen Hämushalbinsel spielte. Wie nicht anders zu denken, behielt die Stadt auch unter römischer Herrschaft ihre angestammte Bedeutung. Aus Beschreibungen aus jener Zeit wissen wir, daß die Anlagen auf den Felsgipfeln eine mauerungürtete Akropolis bilden, zu deren Füßen sich die eigentliche Stadt in Terrassen abstaffelte.

Vom Ausgange des Mittelalters an ist wohl kaum eine zweite ostbalkanische Stadt so schwer heimgesucht worden, als Philippopel. Den Reigen der Verwüster und Brandstifter eröffneten die Gothen, dann kamen die Hunnen, die Avarn und Bulgaren. Am gräßlichsten hausten die Russen unter Svjatoslav, der nach furchtbarem Kampfe die Stadt der Vernichtung preisgab und bei 40.000 Bewohner pfählen ließ. Im weiteren Verlaufe des Mittelalters gewann Philippopel unter der Fürsorge der byzantinischen Kaiser bald wieder ihren früheren Glanz und gestaltete sich wieder zu einem widerstandsfähigen Bollwerke mit starken Mauern und Thürmen aus. An Kirchen und Palästen war kein Mangel. Die Konnenen pflegten hier vorübergehend zu residiren. Dem entsprechend überwog die griechische Bevölkerung, während die Slaven nur einen verschwindenden Bruchtheil der Gesamtbewohner ausmachten. In der Folgezeit freilich änderte sich dieses Verhältniß insoferne, als der slavische Zuwachs größer wurde und neben dem antiken Namen der Stadt nun auch der slavische allgemein gebräuchlich wurde — Filipov Grad, das später in Plovdiv verwandelt wurde. Heute heißt die Stadt bei den Bulgaren Plovdiv.

Eine neue Schreckenszeit brach für Philippopel in der Zeit nach der Neugründung des Ostbulgarischen Reiches durch die Aseniden herein. Die fortgesetzten

blutigen Kämpfe ließen die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen. Erst im Jahre 1344 gerieth die Stadt wieder in die Hände der Bulgaren, doch war ihr alter Glanz dahin, die Bewohnerzahl erheblich zusammengesmolzen. Auch sonst waren die Verhältnisse so desolater Natur, daß die Türken, welche von dem fast ohne Kampf eroberten Adrianopel heraufzogen, auch die Philippstadt im ersten Anlaufe nahmen. Wenige Jahre später fand jene denkwürdige »Schlacht an der Mariza« eine Strecke weit westlich von Philippopel statt, in welcher das letzte große serbische Aufgebot von den Osmanen auseinander gesprengt wurde und diesen der Weg nach der Donau frei stand.

Die Türken scheinen auf Philippopel, das in der Geschichte eine so große Rolle gespielt hatte und dessen vorzügliche Lage am Eingange zu der Bergwelt im Herzen der illyrischen Halbinsel von unverkennbarer Wichtigkeit ist, keine besondere Sorgfalt verwendet zu haben. Reiseberichte aus der Mitte des XV. Jahrhunderts, also aus einer Zeit, in welcher in denselben Quellen des blühenden Zustandes von Adrianopel gedacht wird, erwähnen Philippopels als einer Stadt, in welcher die auf einer der Felspitzen gelegene Castellruine das Auffallendste sei. Dieser Zustand scheint sehr lange angehalten zu haben, denn noch gegen Ende des XVII. Jahrhunderts war die Stadt halb Ruine, halb Heerlager, mit Magazinen für Kriegsbedarf und Stallungen für Transportthiere. Befestigungen gab es keine; sogar die alten Castelltrümmer waren verschwunden, an Stelle der Steinhäuser elende Baracken getreten, welche fast ausschließlich von Türken bewohnt wurden.

Malerisch als Städtebild aus der Ferne, ist Philippopel auch heute noch eine wenig anheimelnde Stadt. Sie macht noch durchwegs den Eindruck einer türkischen Niederlassung und hat seit den wenigen Jahren, daß sie der osmanischen Herrschaft entrückt ist, blutwenig Fortschritte gemacht. Neubauten gibt es wenige und sind dieselben unansehnlich. Der Bazar erstreckt sich von der Marizabrücke, welche von Holz und ohne Geländer ist, bis zur großen Moschee in einer Länge von circa 1500 Meter und bildet eine einzige, enge, krumme, elend gepflasterte Straße, deren Schmutz jeder Beschreibung spottet. Von der Brücke rechts ab gelangt man durch ein Thor in eine Gasse, welche zum Konak (Regierungsgebäude) führt, einem ebenerdigen Gebäude mit schönem Garten. Hervorragende Gebäude sind die große Moschee, die Kathedrale und das »Com-



missariat«. Der Fels­hügel der einstigen Akropolis ist durch eine Häuseranlage verbaut, in welcher das neue stattliche Gymnasium am meisten auffällt. Auf einem anderen Fels­hügel befindet sich das Denkmal zur Erinnerung an den russischen



Bulgarische Soldaten.

Sieg, der dicht bei der Stadt über die Armee Sulejman Paschas erfochten wurde, worauf die Russen am 17. Januar 1878 in die Philippsstadt einrückten.

Von Philippopol erstreckt sich die Ebene, welche mit unzähligen Grab­hügeln (Tumuli) besäet ist, noch eine Strecke weit nach Westen, bis Tatar-

Bazardschik, worauf Rhodope und Balkan rasch zueinanderrücken und jene wildromantischen Engen der Succii und des Trajansweges bilden, in welcher zu Zeiten so verzweifelt gekämpft wurde. Die Engen münden westwärts in den Berg- und Waldkessel von Ichtiman hinaus und zuletzt in einen zweiten, großartigeren und geräumigeren Kessel, in welchen gewaltige Bergmassen hereinschauen. Mitten in der Hochebene liegt Sofia, die moderne Hauptstadt von Bulgarien.

Die Stadt hat eine lange ereignisreiche Geschichte hinter sich, deren Einzelheiten wir aber nicht ausführlicher hervorheben möchten, da sie mit den übrigen, von uns bereits mehrmals erwähnten Vorfällen zusammenfallen. »Mein Rom ist Sardika«, soll Constantin der Große ausgerufen haben. Es war gewiß schon damals ein sehr bescheidenes »Rom«. Aber die geographische Lage der Stadt ist so bedeutsam — sie bezeichnet fast geometrisch genau den Mittelpunkt der Balkanhalbinsel — daß die große Rolle, welche sie zu allen Zeiten spielte, sich aus ganz natürlichen Ursachen ergibt. Besonders seit dem Beginne der Völkerwanderung und während den hierauf fortgesetzt sich abspielenden Kämpfen zwischen den verschiedenen Völkern, welche sich die Herrschaft auf der Balkanhalbinsel gegenseitig streitig machten, war Sardika ein heißumstrittener Punkt. Ein grausiges Schicksal ereilte die Stadt zu Ostern des Jahres 809 als der grimmige Bulgarenkhan Krum sie eroberte und unter den Bewohnern ein furchtbares Blutbad anrichtete. Um die Mitte des X. Jahrhunderts wurde Sredec — wie nun die slavifirte Stadt hieß — vorübergehend die Residenz der westbulgarischen Caren, und zwar in derselben Zeit, da die europäischen Russen unter Svjatoslav die östliche Balkanhalbinsel mit Feuer und Schwert verwüsteten. Die Osmanen ergriffen im Jahre 1382, also sieben Jahre vor der Schlacht auf dem Amselfelde, von der Stadt Besitz. Das letzte christliche Heer, welches dieselbe sah, war dasjenige Hunyadyis, der 1443 durch dieselbe dem Sultan Murad II. mitten im Winter entgegenzog, bald hierauf aber unverrichteter Dinge umkehren mußte. Vom XIV. Jahrhundert an hieß die Stadt »Sofia«, angeblich nach ihrer Sophienkirche. Im XII. Jahrhundert noch war sie eine stattliche Festung, welche unter der Osmanenherrschaft gänzlich verfiel, obwohl die Stadt durch volle vier Jahrhunderte die Residenz des »Beglerbegs von Rumelien«, also nach Stambul und Sarajewo die wichtigste Stadt der europäischen Türkei war.



Das Sofia, wie es sich darbot, ehe es zur Hauptstadt des neugeschaffenen bulgarischen Fürstenthums erhoben wurde, machte einen wenig günstigen Eindruck. Eigentlich war es ein großes Dorf. Die Bazarstraße war eine der verwahrloseten Trödlergassen der Welt; allerorten ineinandergezwängte Buden und Spelunken, baufällige Eindachungen, ein Gewirr von schreienden »Spanniolen« (spanischen Juden), feilschenden Griechen und Bulgaren, brüllendem und meckerndem Vieh und herumirrenden Kindern. Bei schlechtem Wetter verwandelte sich die Straße in einen bodenlosen Schlammstrom, auf dessen Erhöhungen ausgehungerte Straßenhunde sich zusammenschaarten. Dünnstämmige Bäumchen, die man längs eines halbsbrecherischen Trottoirs gepflanzt hatte, wuchsen in die Fenster der buntbemalten, regellos aneinandergereihten Holzhäuser hinein. Vollends ein Bild orientalischer Ursprünglichkeit boten die zahllosen Nebengassen und Seitengäßchen. Hier traten die Dächer so nahe heran, daß die Sonne die Straßenspfützen nur nach Wochen auszutrocknen vermochte.

Und dennoch war Sofia schon damals ein malerischer Punkt, ein »Bild« wie jedes andere orientalische: von außen farbig, im Innern ein wüstes Chaos von Schmutz, Ruinen, Pfützen, Zigeunerbuden und Staffagen der bedenklichsten Art. Von Weitem ist Sofia ein höchst anmuthiges Städtebild. Aus der Ferne schauen die weißen Schneefelsen des Rylgebirges herein, wunderbar contrastirend zu der dunklen Masse des Vitosch, dessen Schattengegel sich über die Stadt legt wenn im Westen die Sonne untergeht. Dann glühen alle Bergspitzen im Umkreise wie viel farbige Lohe, ist das Schneefeld des Ryl von rothen Gluthen überhaucht, als läge dort flüssige Lava in den Klüftungen.

Seit Sofia Hauptstadt des Fürstenthums Bulgarien ist, hat sich daselbe sehr zu seinem Vortheile geändert. Die türkische Altstadt ist in den Hintergrund getreten und alle Sorgfalt wird auf die im Wachsen begriffene »Neustadt« angewendet. Sie enthält gerade breite Straßen, mit ein- und zweistöckigen Häusern; erstere führen Namen nach berühmten Slaven oder hervorragenden Städten. Der fürstliche Residenzpalast ist einstöckig und erinnert in nichts, daß er durch Umbau aus dem ehemaligen Konak des Pascha hervorgegangen ist. Vor dem Palaste befindet sich ein großer Hof, der gegen den Volksgarten zu mit einem kleinen Gebäude abgeschlossen ist, in welchem die Palastwache untergebracht ist. Die innere Einrichtung ist nicht sehr luxuriös, aber geschmackvoll. Der schönste

und anmuthigste Theil des Palastes ist eine Art Orangerie, ein dreieckiger großer Erker mit Glaswänden nach außen und Blumengärten im Innern. Dem Palaste gegenüber erstreckt sich der von Dondukow-Korjakow angelegte Volksgarten mit künstlichen Hügeln, schattigen Promenaden und einem Kaffeehanse. Erwähnen wir noch den »kleinen Konak«, die Residenz des Hofmarschalls, einzelne Amtsgebäude, das Haus der »Sobranje« (Nationalversammlung), die Junkerschule und Artilleriekaserne, und das eine oder andere neue, comfortabel eingerichtete Hotel, so haben wir so ziemlich die Liste der wichtigsten Bauwerke erschöpft. Beiläufig bemerkt sei, daß in der früheren Hauptmoschee jetzt das Museum und die Nationaldruckerei untergebracht sind.

Nachdem wir die wichtigsten Punkte zwischen Constantinopel und Sofia, im Herzen des illyrischen Dreiecks, kennen gelernt haben, wenden wir uns dem Balkan zu, dem Gebirge, von welchem die südöstliche Halbinsel sowohl im Alterthum (Hämus), als in neuerer Zeit den Namen erhalten hat. Vor Zeiten galt dieses Gebirge als eine der imposantesten Massenerhebungen von Europa. Moderne Forschungen, unter welchen diejenigen des Oesterreichers F. Kanitz obenan stehen, haben ergeben, daß der Balkan zwar ein bedeutender Schutzwall zwischen den beiden Landgebieten ist, welche er nord- und südwärts begrenzt, daß seine Unwegsamkeit durch den Mangel niedriger gangbarer Pässe erhöht wird, im Uebrigen aber gleichwohl von relativ geringer Höhe ist, namentlich wenn man sich dem Gebirge von Norden her nähert. Von der Donau herauf steigt nämlich die breite und mächtige Lößterrasse allmählich aber beständig an, so daß zuletzt für den aufragenden Centralkamm die relativen Höhen gering ausfallen. Von Süden aus macht der Balkan — da dorthin keine Abstufelung stattfindet — stellenweise den Eindruck einer mächtigen Mauer. Der höchste Gipfel im Balkan ist der Maragedüf (2350 M.) in der westlichsten Hälfte gelegen, während der Ryl bei Sofia bis zu 2750 Meter, der Culminationspunkt im Rhodope-Gebirge bis zu 2700 Meter ansteigt, und der prächtige Bitosch (gleichfalls im Sofianer Becken) die gleiche Höhe wie der Maragedüf aufweist. Auch sonst übertreffen die letztgenannten Gebirge den Balkan an Wildheit, der Berge Montenegros und Albaniens nicht zu vergessen.

Die Sagen über die fabelhafte Größe und Ausdehnung des Hämus waren auch in alter Zeit im Schwange. Ja, man kann behaupten, daß diverse irr-





Bulgarisches Militär.





thümliche Vorstellungen erst vor ungefähr 40 Jahren endgiltig beseitigt wurden. Sogar nach dem russisch-türkischen Kriege in den Jahren 1828 und 1829, in welchem doch ein russisches Heer das Gebirge überschritt und bis Adrianopel vordrang, bestand zum Mindesten die eine irrige Auffassung fort, daß der Balkan ein in gerader Linie von Westen nach Osten streichender Gebirgswall sei. Erst Lejean berichtigte diesen Irrthum und seitdem weiß man, daß der Balkan genau genommen eine Fortsetzung der Karpathenkette der transylvanischen Alpen ist, von welchen er durch den großen Donau-Durchbruch zwischen Bazias und Orsova abgetrennt ist. Darnach stellt sich der Balkan von seinem westlichen Ausgangsorte als ein durch Südosten nach Osten sich erstreckendes bogenförmiges Bindeglied zwischen der cis- und transdanubischen Gebirgswelt dar, welches in der Folge eine lineare westliche Richtung bis zu seinem Westende am Schwarzen Meere nimmt.

Noch im Mittelalter galt der Hämus allgemein für unzugänglich, trotzdem die Geschichte zahlreiche Beweise des Gegentheiles geliefert hatte. All die zahlreichen Völkerhorden von den Gothen angefangen bis zu den Bulgaren, welche in Thrakien einbrachen, mußten ja zu diesem Ende den Balkan überschreiten, was auch thatsächlich der Fall war. Und sind nicht die Perser unter Dareios bis in die skythischen Einöden vorgedrungen, hat Alexander nicht die thrakischen Stämme an der Donau gebändigt? Daß man dies alles übersehen konnte, ist unerklärlich, oder erhärtet vielmehr die Thatsache, daß einmal eingewurzelte Irrthümer selbst durch die drastischsten Gegenbeweise nicht ausgemerzt werden können.

Wie die Dinge liegen, ist der Balkan an zwanzig bis fünfundzwanzig verschiedenen Stellen zu überschreiten. Größere Wichtigkeit haben freilich nur jene Passagen, welche als »Pässe« gelten können, von denen immerhin ein volles Duzend vorhanden sind. Sie sind mehr oder minder berühmt durch kriegerische Ereignisse, welche sich an sie knüpfen. Der westlichste aller dieser Uebergänge ist der sogenannte »Küstenpaß« bei Barna, der schon im Alterthum von den Römern benützt wurde. Im X. Jahrhundert ging durch ihn die Handelsstraße von Constantinopel nach Rußland. In unserer Zeit ist der Küstenpaß hauptsächlich durch den Zug der Russen im Jahre 1829 bekannt geworden. Ausgeführt wurde dieser Marsch bekanntlich durch den General Diebitsch (in Folge

seiner That »Sabalkanski« — der Balkanüberschreiter genannt), der im Winter von 1828 auf 1829 den Oberbefehl über die russische Donau-Armee übernommen hatte. Unter Diebitschs Befehl standen 300.000 Mann, welche das ganze östliche Donau-Bulgarien besetzt und, nachdem sämtliche Colonnen vereinigt waren, die Türken bei Madara geschlagen hatten, so daß der Großvezier nach Schumla hineingeworfen wurde. Bald darauf fiel Silistria. Es entspannen sich nun zahlreiche Kämpfe, die zu keinem Ausschlag führten. Des Scharmügelns müde, ließ Diebitsch ein Beobachtungscorps bei Schumla zurück und überschritt mit 50.000 Mann das Gebirge, schlug bei Slivno das Corps des Seraskiers und erschien neun Tage später vor Adrianopel, in welches er Tags darauf seinen Einzug hielt.

Was den nächsten Paß, den zwischen Pravady und Aidos, anbetrifft, wird angenommen, daß es derselbe ist, durch welchen Dareios seinen Vormarsch nach dem Skythenlande bewirkte. Von den Römern und Byzantinern wurde er häufig benützt, desgleichen mehrmals von den Avaren, dann von türkischen Armeen unter Mohammed II. und Mohammed IV. Die Osmanen legten ihm den Namen »Nadir-Debend« (Enge von Nadir) bei, im Alterthume hieß er »das Hämusthor« . . . . Der dritte Paß geht von Schumla aus (im Mittelalter von Groß-Preßlav, der Bulgarenresidenz); das heißt, der Weg führt von dort durch das Thal des »Wilden Kamtschyk«, wobei er drei, nicht sehr hohe Wasserscheiden zu überwinden hat. Endpunkt dieses Weges ist Karnabad. Durch diesen Paß, welcher bei den Türken »Demir Kapu« (das ist »Eisernes Thor« heißt) zog Kaiser Mikifor, als er auszog die Residenz des Kaschans Krun zu verwüsten, den Rückweg aber verrammelt fand, so daß seine Armee total vernichtet und er selber getödtet wurde. Es ist gleichzeitig der Paß, durch welchen die Petschenegen und Kumanen in Thrakien einbrachen, Kaiser Czienisches den abziehenden Russen unter Svjatoslav folgte.

Der nächste Paß ist jener von Kazan (oder Kotel), was so viel als »Kessel« bedeutet. Es ist eine Felspforte im Quellbecken des »Wilden Kamtschyk«, ohne historisches Interesse. Das gleiche gilt von dem nächsten Passe — »Bratnik« — auf der Route von Tirnovo nach Slivna. Durch ihn stiegen die Bulgarenheere nach Thrakien herab, als die Arsen'sche Dynastie Tirnovo zu ihrer Residenz erhoben hatte. Berühmter als alle diese ist der Paß von Schipka, in und an



welchem im letzten Balkankriege so verzweifelt gerungen wurde. Nach verheerenden Kämpfen gelang es in der ersten Januarwoche 1878 dem Fürsten Minski und dem General Skobelew, den Paß zu forciren und in der Ebene an dessen Fuße das circa 30.000 Mann zählende Corps Achmed Gjub's gefangen zu nehmen. Die Folge davon war, daß die Russen elf Tage später (20. Januar) in Adrianopel ihren Einzug hielten.

Der Schipkapafß ist 1440 Meter hoch und von seinem südlichen Ausgange genießt man den herrlichen Anblick des bergumrahmten Beckens der oberen Tundscha, mit der Stadt Kazanlyk und zahlreichen Dörfern. Dieses Thal welches im Norden von der Hauptkette des Balkan, im Süden von dessen Zweigkette »Sredna Gora« eingeschlossen wird, ist berühmt durch seine Rosencultur, welche uralten Ursprunges ist. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, bei diesem Gegenstande länger zu verweilen und einige einschlägige Mittheilungen einzuflechten.

Wie so vieles, was zur Vervollkommnung der weiblichen Reize bestimmt ist, kommen auch die meisten unserer Wohlgerüche und Schönheitsmittel aus dem Orient. Je lebhafter im Laufe der Zeit der Verkehr zwischen Abendland und Morgenland wurde, desto lebhafter gedieh der Geschmack in dieser Richtung. Dort, im Orient, ist der Sinn für Gerüche uralte und allgemein, wiewohl er seit dem Verfall aller Cultur erheblich abgenommen hat. In früherer Zeit brannte man bei Festen in kunstvoll gearbeiteten und kostbaren Räuchergefäßen duftende Holzgattungen, von denen Aloe- und Sandelholz die bekanntesten sind. Gleichzeitig war der Gebrauch von Wohlgerüchen zu Toilettezwecken außerordentlich verbreitet. Das Rosenöl, das feinste dieser orientalischen Erzeugnisse, hat man zuerst von den Saracenen kennen gelernt, und es kam deshalb auch dessen arabischer Name nach Europa; denn das englische »Otto of roses« ist nichts anderes, als das arabische Wort »Oto«.

Nächst dem Rosenöl, dessen Erzeugung auch in die europäische Türkei übertragen wurde, hat das Rosen- und Veilchenwasser noch bis jetzt seine alte Rolle behauptet. Immerhin ist der Orient, wenn auch seine feinsten Wohlgerüche längst verduftet sind, nach wie vor die Erzeugungsquelle exquisiter Artikel dieser Art, wie beispielsweise das Geraniendöl aus Dschidda, das in Europa zu Parfumeriezwecken und nebenbei zur — Fälschung des Rosenöls verwendet wird. Dagegen

sind bei uns so viel wie gar nicht bekannt: das weitberühmte Palmenblütenwasser, die Lilien- und Ledbojenöle. Die große Vorliebe der Orientalen für Blumen hat sie naturgemäß zu deren Verwendung in allen Formen für das Haremsleben geführt. Zur Zeit der höchsten Blumenliebhaberei — sie hat sich mit allem Blutdurst und allen grausamen Sultansspäßen sehr wohl vertragen — gab es am Hofe des Sultans zu Constantinopel sogar einen »Obersten Blumenmeister« ,



Haus in Gornj Studen.

(Von Kaiser Alexander II. während der Belagerung von Plewna bewohnt.)

dessen mit goldenen Rosetten und farbigen Blumenarabesken reich ausgeschmücktes Diplom im »blumigsten« Stile abgefaßt war. Es schloß mit dem Befehle ab: »Daß alle Blumenzüchter den Vorzeiger dieses Diploms als ihren Zunftobersten anerkennen, für sein Wort wie die Narcisse ganz Auge, wie die Rose ganz Ohr, nicht wie die Lilie zehnzüngig sein sollen; daß sie nicht, wie die frühzeitig mit ihren Düften kosende Hyacinthe, zur Unzeit sprechen, sondern wie das Weilchen bescheiden sich neigen, und sich nicht widerspänstig zeigen sollen« — und dergleichen »blühenden« Unsinnes mehr.





Tirmovo.





Der Blumencultus wurde nicht wenig gefördert durch die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts am türkischen Hofe in die Mode gekommenen, seitdem längst wieder vergessenen Blumenfeste. Nach dem Koran sollen die Rosen erst während der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten entstanden sein, und zwar die weißen aus seinen — Schweißtropfen, die gelben aus denen seines Thieres, die rothen aus denen des Erzengels Gabriel, der bekanntlich dem Propheten auf dessen Fahrt durch die sieben Himmel als Führer diente. . . . Uebrigens ist der Rosencultus und Alles, was damit zusammenhängt, ein Product der alten semitischen Culturwelt. Dionysos Anthios — »der Blumige« — war bei den Hellenen der Gott des Weines, der Bäume und Blumen. Er hatte seine Residenz bald in den Rosengärten Makedoniens und Thraciens, bald auf dem rosenreichen Pangeios, bald im Blumenlande Phyllis. Die Rose hatte bei den Hellenen unter allen Blumen den Vorzug und ihr Aroma wurde für das edelste gehalten. Schon Homer führt als das auserwählteste Del das Rosenöl an, mit welchem wie man weiß, Aphrodite den Leichnam des Patroklos salbte. Es war jedoch dieses nicht das heute gebräuchliche ätherische Del der Rose, sondern durch Imprägnirung der Rosenblätter mit fettem Del bereitet.

Die großartigste Verwendung fanden aber Rosenöl und Rosenwasser gleichwohl erst bei den Arabern und überhaupt den moslimischen Völkern. Die christlichen Kirchen wurden, ehe man sie in Moscheen umwandelte, mit Rosenwasser gewaschen; Salaeddin sandte auf 500 Kameelen Rosenwasser, um die durch die Kreuzfahrer in eine Kirche umgestaltete Omar-Moschee zu Jerusalem zu reinigen; desgleichen ließ Sultan Mohammed II. die Sofienkirche mit vielen Tausend Pfunden Rosenwasser reinwaschen, ehe sie dem Islam geweiht wurde. Die Bewohner Asiens besprengen Kleider und Gemächer, Straßen und Wege mit Rosenwasser, desgleichen den in die Wohnung tretenden Fremden, zum Zeichen des Willkommens. Noch in allerjüngster Zeit kam es in Aegypten vor, daß beispielsweise gelegentlich der Vermählungsfeierlichkeiten einer Tochter des Ex-Rhedive Ismaël alle Zufahrtsstraßen nach dem Palaste mit Rosenwasser so ausgiebig begossen wurden, daß man meinen konnte, ein duftiger Regen sei aus Paradiesesfernern niedergegangen. Einer der beliebtesten Parfümerie-Artikel im Oriente ist dermalen der Roseneßig, und zwar hauptsächlich als Schutzmittel gegen Krankheiten und Ohnmachten. Kataplasmen aus Rosen sollen gegen Frauen-

krankheiten schützen. Des Rosenessigs bedienen sich vorwiegend beleibte Damen, theils um sich vor Fallsucht zu schützen, theils um eine sentimentale, sogenannte interessante Gesichtsfarbe zu erhalten, ein Mittel, welches namentlich zu dem letztgenannten Zwecke auch bei uns häufig Anwendung findet, und böse, langwierige Leiden — wie im Orient — hervorruft.

Für Europäer sind übrigens die dermaligen Erzeugungsmengen von Rosenöl und Rosenwasser in asiatischen und afrikanischen Ländern fast ohne alle Bedeutung, da das meiste im Lande selbst verbraucht wird. Dagegen sind die Rosengärten von Kazanlik — auf welche wir nun zum Schlusse zurückkommen — unererschöpflich, und von dort gelangt auch das so hoch gepriesene »Türkische Rosenöl« auf die Toiletetische unserer Damen — freilich nicht immer unverfälscht, was aus Gründen der Dekonomie nur gutgeheißen werden muß, da das echte Kazanlik'sche Rosenöl zu Zeiten fast unersehwingliche Preise aufweist. Im Tundschabecken sind es keine Rosengärten, sondern unübersehbare Rosenäcker, welche jenen köstlichen Artikel liefern. Wenn ein Maler diese Pracht darstellen wollte, würde man ihn der abenteuerlichsten Uebertreibung beschuldigen. Man zählt dort die Rosenstöcke nach Millionen. Diese enorme Menge erklärt sich wohl am besten, wenn man erwägt, daß zur Erzeugung eines einzigen Kilogrammes Del über 3000 Kilogramm Rosenblätter nöthig sind. Und ein Kilogramm Rosenöl kostet an Ort und Stelle selten unter 500 Gulden, so daß also zwei Pfund Rosenöl-Ernte genügen, um einen häuerlichen Rosenpflanzler ein Jahr hindurch zu ernähren.

Der Schipka-Paß spielte auch zur Römerzeit eine große Rolle, denn durch ihn zog eine stets im guten Zustande erhaltene, durch Castelle geschützte Pflasterstraße, welche von dem starken Waffenplaze *Novae* an der Donau über das Trajanische »*Nikopolis ad Haemum*« direct nach *Adrianopel* gelangte. Diese Route schlugen nachmals (250) die Gothen unter *Ariva's* Führung ein, um den Kaiser *Decius* am Südfuße des Balkan aufs Haupt zu schlagen. . . . Auf den Schipka-Paß folgt nach Westen hin der, nur in schöner Jahreszeit gangbare *Rosalitapaß*, welcher der höchste aller Balkanübergänge ist (1930 M.) und unter dem höchsten Gipfel (*Maragedük*) des Gebirges hinwegführt. In der Geschichte spielt er offenbar seiner hohen Lage und Unwegsamkeit halber, keine Rolle, während sein westlicher Nachbar, der Paß von *Trajan*, in dessen Namen



noch der des Straßenbauers Trajan nachklingt, an Bedeutung alle übrigen Balkanpässe übertraf. Der »Trajansweg« verband Novae mit Philippopolis und war allenthalben durch Castelle geschützt, welche das Römerthum lange überdauerten, da noch im Mittelalter in ihnen bulgarische Bojaren hausten. Umso auffälliger ist es, daß dermalen dieser Uebergang fast gar nicht mehr benützt wird.

Als besondere historische Merkwürdigkeit, welche mit diesem Pässe verknüpft ist, erwähnen wir den Zug Alexanders des Großen, der von seiner Residenz Pella aus durch Thracien und über jene Sattelhöhe des nachmaligen Trajansweges in das eisbalkanische Gebiet einfiel, um die Geten zu züchtigen. Ein Thrakerstamm hatte den Uebergang besetzt und hofften Alexanders stürmende Phalangen durch Wagen, die man von steiler Höhe auf sie herabrollen ließ, zu brechen. Aber Alexander ließ theils Gasse öffnen, als die Wagen heranstürmten, theils mußten die Makedonier sich unter ihre Schilde ducken, so daß die Wagen über sie wegsprangen. Die Höhe wurde genommen, die Thraker (Triballer), die im Thale des zur Donau strömenden Vescus (jetzt Isker) zurückwichen, eingeholt, von den Schwadronen der Ritterschaft gesprengt, in die Wälder gejagt. Alexander erreichte die Donau und zögerte nicht, mit Hilfe der zahlreich aufgefundenen Baumkähne und der in Schläuche verwandelten Felle seiner Lagerzelte über diesen Strom zu setzen. Drüben erwarteten ihn die Geten vor ihrer schlecht gebauten Stadt mit überlegener Macht zu Roß und zu Fuß. Aber der Uebergang erfolgte bei Nacht, an einer Stelle, wo das jenseitige Ufer mit hohem Getreide bedeckt war, und als am Morgen Phalanx und Ritterschaft aus den dichten Halmen hervorrückten, fanden es die Geten für besser, Feld und Stadt zu räumen und mit Weib und Kind landeinwärts zu flüchten. Ohne einen Mann verloren zu haben, kehrte Alexander nach Verbrennung der Stadt aufs südliche Ufer zurück.

Westlich des Trajanpasses nimmt die Balkankette, deren Richtung bis hieher, vom Schwarzen Meer aus, eine vollkommen lineare ost-westliche ist, jene Krümmung an, welche den Uebergang zu dem weiteren Verlaufe des Gebirges nach Nordwesten bis zum Timok, beziehungsweise bis zur Donau bezeichnet. Der erste Theil dieser Krümmung scheidet das Hochbecken von Sofia von der eisbalkanischen Donauterrasse; drei Pässe führen hinüber: jener von

Etropol, von Berkovica und die Stromenge des Isker. Die letztere, am weitesten nach Westen gerückt, ist die einzige Stelle im Balkangebirge, wo ein Fluß den Hauptzug desselben durchbricht. Einst, zur Römerzeit, viel begangen und, wie die vorhandenen Ruinen bezeugen, durch zahlreiche Castelle geschützt, wird das Isker-Defilé dermalen fast gar nicht mehr begangen. Als Schaustück zählt dasselbe, wegen der hohen nackten, meist wildzerklüfteten Felsen, welche das enge Strombett, in welchem die Wasser pfeilschnell dahinjagen, einschließen, zu den romantischsten Partien des Balkan. Der Etropolpaß ist einer der niedrigsten im ganzen Gebirge und ist die bequemste Verbindung zwischen dem unteren Iskerthal (beziehungsweise der Donau) und Sofia. Sein westlicher Nachbar, zwischen jenem und dem Isker-Durchbruche gelegen — der Uebergang von Berkovica-Balkan — ist um circa 500 Meter höher (1500), aber gleichwohl viel begangen als Handelsweg zwischen Sofia und der Pom-Begend.

Der Etropol-Paß, früher nie genannt, hat erst in allerneuester Zeit historische Berühmtheit durch den Zug der Russen aus Donaubulgarien nach Sofia und von hier nach Thracien erhalten. Es erscheint daher am Platze, einige Notizen aus jener bewegten Zeit hier anzuschließen. . . . Wie man weiß, war es im Kriege von 1877 die Absicht der Russen, nach vorgenommenem Uferwechsel, womöglich die türkische Front zu umgehen und mit Benützung eines geeigneten Balkan-Ueberganges rasch nach Thracien vorzustößen, um unmittelbar Constantinopel zu bedrohen. In der That rückte das Gros der russischen Truppen nicht wie in früheren Balkankriegen im untersten Abschnitte der Donau über diesen Strom, sondern bei Zimniza, also weit weg von dem türkischen Hauptwaffenplatz Schumla, welcher ganz im Osten von Donau-Bulgarien liegt. Die feindliche Hauptarmee, welche um Schumla Stellung genommen hatte, sollte durch die Diverfion eines Theiles der Angriffsarmee gegen die Zantra (also nach Osten) festgehalten, die Hauptmacht aber geradeaus gegen Süden den Balkan gewinnen und das Gebirge überschreiten. In der That war General Gurko blitzartig über den Schipta-Paß in das Tundschabecken und bis nach Eski-Saghra vorgestoßen, ohne daß das Gros der Russen in der Lage gewesen wäre, nachzufolgen.

Es trug sich nämlich etwas zu, auf was die Russen gar nicht gerechnet hatten. Osman Pascha, der weit im Westen des Kriegsschauplatzes, in Widdin,



stand, rokirte längs der Donau und erschien unversehens in der rechten Flanke der russischen Aufmarschstellung. Da auch die türkische Hauptarmee von Schumla aus über den Lom bis zur Jantra vorgerückt war, wurden die Russen zangenartig umklammert, so daß sie nach zwei Seiten (nach Osten und Westen) Front machen mußten. Osman Pascha hatte in Plewna Stellung genommen und dieses im Laufe der Zeit zu einem schier uneinnehmbaren Bollwerke umgestaltet. Die Folge war, daß zunächst Gurko über den Balkan zurück mußte, und die Angriffslinie eine Verschiebung nach Westen erhielt. Als bald kam es, neben größeren Gefechten und Treffen am Lom, gegen die Hauptarmee Mehemet Alis zu wiederholten opferreichen Stürmen gegen das heldenmüthig vertheidigte Plewna. Immer größere Truppenmassen stauten sich auf Seite der Angreifer. Die Garden trafen ein; ein Entsatzversuch der Türken nahm bei Telişch ein klägliches Ende und nach großen Anstrengungen gelang es endlich, Plewna auf allen Seiten zu cerniren. Den einzigen handgreiflichen Erfolg während der fast fünfmonatlichen Belagerung erzielten die Rumänen durch Erstürmung der »Griviza=Redoute«. Unter der Anleitung des nach dem Kriegsschauplatz berufenen Genie-Generals Tottleben wurde zur regelrechten Belagerung des Platzes geschritten. Nach einem letzten Ausfallsversuche Osman Paschas fiel Plewna in die Hände der Russen. Bei 40.000 Türken wurden gefangen genommen, ungerchnet die Kranken und Verwundeten, deren Zahl sich auf weitere 20.000 belief. Außerdem erbeuteten die Sieger 70.000 Gewehre und eine große Zahl von Geschützen (10. December).

Schon während der Einschließung Plewnas rückte ein Corps unter dem General Gurko auf der Straße nach Sofia vor. Am 31. October fiel Teteven, am 23. November Bratscha, am 2. December Bratschesch, dann Orchanie in seine Hände. Letzterer Ort liegt etwas westlich von Stropol und eröffnet von Norden her den Zugang zu dem gleichnamigen Pässe. Hier, sowie in der Nachbarschaft, nahmen die Türken starke Vertheidigungsstellungen ein, so daß sich die Russen zu einem Umgehungsmanöver entschließen mußten, welches nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten, verknüpft mit den Schrecken des Winters, gelang. In der Neujahrsnacht 1878 erschienen die Russen jenseits des Balkans im Rücken des Feindes. Am 3. Januar zogen die ersteren als Sieger in Sofia ein.

Wir müssen noch des letzten der gangbaren Balkanpässe, jenes von St. Nikolaß, gedenken. Er liegt in 1384 Meter Seehöhe und vermittelt den Verkehr zwischen Widdin und Nisch, also zwischen dem westlichen Theile des ehemaligen »Donau-Bulgarien« und Serbien. Dieser Paß ist geschichtlich ohne Interesse, aber militärisch wichtig, da er an der serbisch-bulgarischen Grenze liegt.

Was nun die bulgarische Donauterrasse, das letzte ostbalkanische Gebiet, dessen wir noch zu gedenken haben, anbetrifft, stellt sich daselbe vorherrschend aus Kreide- und Lössplateaux zusammen, welche von dem gleichfalls vorwiegend aus Kreide bestehenden Balkangebirge in Stufen bis zur Donau abfallen. Zwischen diesen Plateaux fließen meistens in engen, oft tief eingeschnittenen Thälern die Nebenflüsse der Donau: Lom, Dgust, Skit, Isker, Wid, Dsma, Jantra u. a., sowie auch der direct ins Schwarze Meer strömende Devnosfluß und wenigstens auf der Nordseite auch der mit diesem parallel fließende Kamtschyk, während dessen Südseite schon zum Berglande gehört. Das Gebiet des hohen Balkans enthält ausgedehnte Waldungen, die Abdachungen sind besäet mit Obstgärten. Nebst seinem fetten Weideboden besitzt die bulgarische Donau-Terrasse in den höher gelegenen Bezirken ein ausgezeichnetes Culturland — die Kornkammer der Balkanhalbinsel. Außerdem blüht die Schaf- und Bienenzucht und beschäftigt sich ein großer Theil der Bevölkerung mit der Erzeugung von Alba-Tuch, Filigranarbeiten (Widdin), Sattelzeug und Thonwaaren (Kustschuk), Teppichen (Berkovag), Lederwaaren (Tirново) und rohen Eisenwaaren (Gabrovo).

Im ganzen Gebiete des ehemaligen Donau-Bulgarien befindet sich nicht eine hervorragende Stadt. Die volkreichste von allen ist Kustschuk an der Donau, doch zählt dieselbe kaum 30.000 Bewohner. Historisch merkwürdig ist nur Tirново — ehemals Residenz der bulgarischen Care aus der Asen-Dynastie — auch sonst die malerischste in Bezug auf Lage und Umgebung: in eine Stromenge eingebettet, mit einem Chaos von Häuserterrassen, die den scharfen Windungen der Jantra folgen. Längs der Donau finden wir von Westen her die nachfolgenden Festungen, Städte und kleineren Ortschaften, welche erst in den russisch-türkischen Kriegen unseres Jahrhunderts in den Vordergrund traten: Widdin, Lom, Rahova, Nikopolis, Swistov, das schon genannte Kustschuk, Tuturkai, Silistria — die älteste der Donau-Festungen, welche schon Svjatoslav mit Sturm nahm. Im Innern des Landes sind, außer den bereits



oben genannten Industrieorten, zu erwähnen: Schumla, in der Türkenzeit das Bollwerk des Balkans, in vorzüglicher strategischer Lage und stark befestigt; Varna, der einzige Seeplatz Bulgariens von Bedeutung, aber ohne schützenden Hafen, da die offene Rhede den Stürmen empfindlich ausgesetzt ist; Kasgrad und Bazardschik, sämmtlich in der östlichen Hälfte der Donau-Terrasse. Alsdann Selvi, Lowca, Plewna, Etropol, Orhanié und Wratscha in der westlichen Hälfte.

Was das Volk der Bulgaren anbetrifft, haben sich bewährte Forscher — allen voran F. Kanitz — eingehend mit demselben beschäftigt und deren Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten in weitläufigen Mittheilungen beleuchtet. Für uns genügen einige charakterisirende Striche. Nach seinem architypischen Bau, den spizen Schädel ausgenommen, der ihn von allen Völkern der Balkanhalbinsel charakterisirt, ist der Bulgare ziemlich wohlgestaltet. In seiner Haltung liegt nichts Edles und Würdiges; im Ausdruck seines Angesichts liegt nichts Freimüthiges, Offenherziges, sondern in der Regel etwas Zurückhaltendes, Zaghaftes und doch zugleich Verschmitztes. Das Auge, aus dem Verschlagenheit, niemals aber Bosheit spricht, ist in der Regel klein und stechend. Der Bulgare im Allgemeinen hat nichts Aufgewecktes, Lebenslustiges; er liebt nicht Gelage, Aufzüge, Spiel und Tanz und andere Lustbarkeiten, wie seine Nachbarn die Walachen, Serben und Griechen.

Der Grundzug am Charakter des Bulgaren ist der Eigennutz, oder richtiger der Geiz. Das mag daher kommen, daß die Bulgaren unter der türkischen Herrschaft gewohnt waren, von den Paschas beständig geplündert zu werden. Die gewohnheitsmäßige Knauserie hat auch seit der veränderten politischen Lage keine wesentliche Aenderung erfahren. Grundzug des Lebens ist noch immer die Mäßigkeit. Der Patriotismus ist schwach entwickelt (man halte sich nicht an die paar Verschwörer und Politikafter), die Opferwilligkeit gering — entgegen den Griechen, welche gerade in letzterem Punkte Großartiges leisten. Auch die Gastfreundschaft wird unter den Bulgaren weniger geübt, als unter den übrigen Balkanvölkern. Dagegen sind Familiensinn und Häuslichkeit unantastbar, desgleichen die Sittlichkeit. Auffallend ist auch die seltene Gleichstellung zwischen Frau und Mann, Mutter und Sohn. Bei dem wenig offensiven Charakter des Bulgaren findet man nicht selten die größere Energie auf Seite des Weibes.

Leider kann nicht behauptet werden, daß die Bulgarinnen über ein vortheilhaftes Aeußere verfügten; als Mädchen nicht unschön, altern sie früh unter der Last schwerer Arbeit.

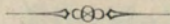
Ihre politische Unabhängigkeit — das Souveränitätsverhältniß zur Pforte wog niemals schwer — haben die Bulgaren bisher schlecht zu verwerten verstanden. Zwar in der Person des Fürsten Alexander von Battenberg ward dem Fürstenthume ein energischer, umsichtiger, durch seine soldatischen Tugenden namentlich von der Armee hochgeehrter Landesverweser, aber die Intriguen seiner Rathgeber und ein wüstes Parteigetriebe hatten den hochherzigen Fürsten schließlich in Verhältnisse gebracht, die ihn gebieterisch zwangen, das Land wieder zu verlassen. Ohne politische Schulung, von Strebern und Conspiratoren geleitet, bietet das bulgarische Volk das trostlose Bild von der inneren Haltlosigkeit einer staatlichen Neuschöpfung, die mit einem Rucke aus der Nacht jahrhundertelanger Sklaverei emporgerissen wurde.



Bulgarischer Dorfbrunnen.



Anhang.









Türkischer Teppich.

## Die Balkanhalbinsel.

Begleitworte zur großen Uebersichtskarte.

### I. Allgemeiner Ueberblick.

**D**ie Karte der Balkanhalbinsel, welche diesem Werke beigegeben ist, steht nur in Bezug auf seinen östlichen Theil — Bulgarien und Thrakien — in unmittelbarem Zusammenhange mit dem behandelten Gegenstande. Damit nun der Leser nicht ohne alle Orientirung über den weitaus größeren Rest des auf der erwähnten Karte dargestellten Gebietes bleibe, folgt der nachstehend erläuternde Text, welcher in knappen Zügen die geographischen Verhältnisse aller Balkanländer — die im Haupttheile des Werkes bereits geschilderten inbegriffen — enthält.

Das Kartenbild der Balkanhalbinsel stellt sich als ein ungemein mannigfaltiges und reich gegliedertes dar. Es ist daher begreiflich, daß sie — ganz abgesehen von

ihrer geographischen Lage zu dem benachbarten asiatischen Continent — berufen war, in der Geschichte eine große Rolle zu spielen. Sie ist das südöstliche Völkerthor von Europa, wie die iberische Halbinsel das südwestliche, das ponto-kaspische Tiefland das östliche. Zwischen den beiden ersteren und dem letzteren besteht indeß gleichwohl ein wesentlicher Unterschied; während hier immer eine einseitige Völkerbewegung, ein continuirliches Schieben und Drängen von Osten nach Westen, doch niemals eine solche Bewegung nach der entgegengesetzten Seite stattfand, lehrt uns die Geschichte und Völkerkunde, daß auf den beiden genannten Halbinseln die Richtung der Strömungen wechselte. Ueber die Meerengen von Byzanz und Gibraltar sind erobernde Heere und Völker herüber und hinüber gezogen, bald aus Asien und Afrika nach Europa, bald von hier dorthin zurück. Indeß machen sich Erscheinungen dieser Art ungleich intensiv geltend, indem der Balkanhalbinsel diesbezüglich weitaus die größere Rolle zufällt. Den beiden mächtigsten Eroberervölkern, die es — nächst den hochasiatischen Mongolen — je gegeben: den Makedoniern und Osmanen, ward jenes Gebiet zum Ausgangs-, beziehungsweise Endpunkte ihrer Machtbestrebungen. Vom Strymon und der Donau zog der Sohn der Olympias bis in die Steppen Mittelasiens, und von dort her führten die Enkel des Dghus Khan ihre Reiterhorden in umgekehrter Richtung bis an die Donau und darüber hinaus.

Was geschichtlich und ethnologisch von Bedeutung oder Interesse ist, haben wir nicht nur in unserem einleitenden Abschnitte, sondern überall im Texte, wo die Gelegenheit hiezu gegeben war, auseinandergesetzt. Wir gehen daher sofort auf die geographischen Verhältnisse der Balkanhalbinsel über und halten uns zuvörderst die Umrißlinien — also die horizontale Gliederung — dieses Gebietes vor Augen. Die Küsten sind in ganz eigenthümlicher Weise zerissen und ausgebuchtet, meist steil und in großartigen Formen aus dem Meere emporragend, bei einer Entwicklung von mehr als 4850 Kilometer. Nur die Ostküste, d. h. das Gestade des Schwarzen Meeres, macht hiervon eine Ausnahme; es ist einförmig, wenig gegliedert und hafenam. Auf die ausgedehnten Sumpflandschaften des Donau-Deltas folgt nach Süden hin der geradlinige hochstufige Küstenrand der Dobrudscha bis zum Cap Caligra, wo das Meer sich nach Westen einbuchtet und die Küste bogenförmig bis zum Ostende des Balkan — dem Cap Eminel — verläuft. Südlich des Balkan ist die vielfach gegliederte



Bucht von Burgas bemerkenswert. Von hier bis zum Bosphorus erstreckt sich der einförmige hafendarmer thrakische Küstenstrich mit mehr oder weniger hoher Uferstufe, welche allmählich zu dem Küstengebirge Strandža Gora ansteigt.

Die Südküste der Balkanhalbinsel unterscheidet sich wesentlich von der Ostküste. Sie schließt im Südosten mit der gegenüberliegenden Küste von Kleinasien das Marmarameer ein, und säumt alsdann Thracien — von dem flachen, verjumpten Mündungsgebiete der Mariža abgesehen — als buchtenreiches Hochufer. Der an der Mündung des Mesta beginnende makedonische Küstenrand ist in erster Linie ausgezeichnet durch die große Chalkidische Halbinsel, welche aus der flachen festländischen Ebene nach der Seeseite hin rasch ansteigt und sich an dem Endpunkte der östlichsten der drei, fingerartig ausgreifenden Halbinseln, im Berge Athos (Hagion Dros) bis 1935 Meter Seehöhe erhebt. Die Athoshalbinsel hängt nur mit einem flachen Isthmus mit der eigentlichen chalkidischen Halbinsel zusammen; es ist dies die Stelle, wo Xerxes den Schiffahrtskanal graben ließ, um seine Flotte nicht um das stürmische Vorgebirge des Athosberges führen zu müssen. . . . Auf der Westseite der chalkidischen Halbinsel greift die vorzüglich geschützte Bucht von Saloniki tief ins Festland hinein, worauf alsbald die Küste scharf nach Süden und in der Folge nach Südosten abshwenkt.

In diesem Küstenabschnitte — dem makedonisch-thessalischen — treten bereits mächtige Gebirge hart an die Küste heran, deren bedeutendste Olymp und Ossa sind. Zwischen ihnen öffnet sich das romantische Defilé des Salambria-Flusses, im Alterthum als »Thal Tempe« gefeiert. Noch weiter nach Südosten zeigt sich das dörferreiche Pelion-Gebirge als hohe Halbinsel, die sich an ihrem Ende einwärts krümmt und den herrlichen Golf von Volo bildet, ein, mit Ausnahme eines schmalen Seethors, ringsum von Land umschlossenes geräumiges Wasserbecken. Dem Seethore selbst liegt das Nordende der großen Insel Euböa (Megroponte) vor. Zwischen ihr und dem griechischen Festlande windet sich ein schmaler Meeresarm, welcher die Verbindung mit dem Meeresabschnitte herstellt, der zwischen jener Insel und den griechischen Nordostprovinzen sich erstreckt. Hier ist die Küste hafensreich, aber vereinsamt. Bei den weltberühmten Thermopylen ist Sumpffeld. Bei der durch ihre merkwürdigen Gegenströmungen bekannten Meerenge von Euripos tritt die Insel Euböa so

nahe an das Festland heran, daß beide durch eine Brücke miteinander verbunden werden konnten.

Die übrigen Küsten Griechenlands bieten ein Bild mannigfaltigster Gliederung. Der an sich reichlich durchbuchtete und zerrissene Peloponnes hängt nur durch die schmale Landenge von Korinth mit dem attischen Festlande zusammen, ist aber dermalen durch Schöpfung des maritimen Canals von Korinth eigentlich eine Insel. Zu beiden Seiten der genannten Landenge erstreckt sich östlich der Golf von Megina mit zahlreichen Nebenbuchten, westlich der langgestreckte, im Hintergrunde von hohen Gebirgen (im Norden der Parnass, im Süden das arkadische Hochland) erfüllte Golf von Korinth, der nur durch eine 4 Kilometer breite Meerenge mit dem Golfe von Patras, beziehungsweise mit dem Ionischen Meere in Verbindung steht. Die Südhälfte des Peloponnes zeigt drei tiefe Einbuchtungen: den Golf von Nauplia-Argos — etwas nach Norden gerückt — und die Golfe von Maratoniji und Koron, welche von drei weitgestreckten Halbinseln — der lakonischen im Osten, der mainotischen in der Mitte und der messenischen im Westen — eingeschlossen werden. Die mittlere dieser Halbinseln reicht am weitesten nach Süden und endet mit dem Cap Matapan, dem südlichsten Punkte des europäischen Festlandes. Im Westen des Peloponnes liegt der flache Golf von Arkadia, welcher nordwärts in die Inselcanäle übergeht, die den Ionischen Archipel vom Festlande scheiden.

Die Küste dieses Festlandes — Epirus — ist förmlich zerfällt, besitzt aber nur eine größere Einbuchtung, den Golf von Arta mit meist flachen, sandigen und sumpfigen Ufern. Im Hintergrunde dieses Golfes steht der hohe, finstere Pindos. Von Prevesa, an der Einfahrt des Arta-Golfes gelegen, wendet die Küste nach Nordwesten und gestaltet sich allmählich zum Steilrande des epirotischen Festlandes, dem hier die herrliche Insel Corfu vorliegt. In den »Kerannien« — wo nach antiker Vorstellung die Pforten zur Unterwelt sich befanden — bildet das Küstengebirge einen, in Tschika-Berg bis über 2000 Meter ansteigenden ungeheuren Wall, an welchem das von den Südwinden aufgewühlte Meer mit hausshoher Brandung anschlägt. Wo dieses Gebirge an seinem nordwestlichsten Ende in eine Halbinsel übergeht, öffnet sich nach innen die Bucht von Valona. Hier wendet die Küste nach Norden. Sie ist durchwegs flach, sandig oder durch versumpfte Flußmündungen bezeichnet. Im Hintergrunde



stehen die Hochgebirge von Albanien. Erst bei der Drin-Mündung greift ein flacher Golf in das Festland ein. Von hier ab ist der Verlauf der Küstenlinie ein nordwestlicher und begreift von Spizza ab das dalmatinische Gestade, ein getreues Abbild griechischer Ufergliederung, mit unzähligen Buchten und Baien, Halbinseln und vorzüglichen Häfen, der vielen Inseln, welche dem Festlande vorgelagert sind, nicht zu vergessen. Der Vollständigkeit halber müssen wir auch noch die kroatische, bei Fiume endende Küste (durchweg Steilküste mit versteckten Hafensbuchtungen) nennen, mit der die maritime Umgrenzungslinie der Balkanhalbinsel fern im Nordwesten endet.

Mit Ausnahme des Schwarzen Meeres — welches überhaupt nur ein einziges winziges Eiland, die »Schlangeninself« vor der Mündung der Donau, besitzt, erscheint die Balkanhalbinsel auf den übrigen Seiten durch eine fast ununterbrochene Schnur von zahlreichen Inseln garnirt. So sind der thrakischen Küste die Eilande Thasos, Samothrake, Imbros und Lemnos, der thessalischen Küste die »Nördlichen Sporaden«, dem nordgriechischen Festlande die große Insel Euböa vorgelagert. An letztere schließt nach Südosten hin das Inselgewirre der Kykladen, während von der Südspitze des Peloponnes die Insel Cerigo und das Felseneiland Cerigotto sich wie Pfeileransätze zu einer idealen Brücke nach dem nahen Candia, der größten aller griechischen Inseln, darstellen. Zwischen dieser und den Kykladen erstreckt sich das insel freie »Meer von Candia«. Wohl nur geographisch, nicht aber geologisch lassen sich die östlich der Kykladen liegenden, der Küste von Anatolien vorgelagerten Inseln der »Südlichen Sporaden« von jenen trennen. In der Tertiärperiode sank das Land, an dessen Stelle dermalen das Aegäische Meer flutet und blieben nur die höchsten Spitzen als Inseln zurück. Da aber gleichzeitig die Hebung Kleinasiens und das Aufsteigen vulkanischer und neptunischer Inseln erfolgte, zeigen sich in der Gesamtheit der fraglichen Inselbildungen wesentliche geologische Unterschiede. Vormalis im Zusammenhange mit dem Urgebirgsfestland standen: Thasos, Samothrake, Imbros, Lesbos, Samos u. a. einerseits und theilweise die Kykladen andererseits, während Candia, Karpatho, Rhodus u. a. der Kreide-Epoche angehören. Als vulkanische Eilande nennen wir Santorin, Milo, Polinas, Nisyros u. a. als Vertreter in der Tertiärperiode durch langsame Hebung entstandene Inseln.

Wie im horizontalen Sinne, zeigt die Balkanhalbinsel auch in Bezug auf die verticale Gliederung eine so große Mannigfaltigkeit, wie sie wenige andere Länder Europas aufzuweisen haben. Der scheinbar so entwickelte Gebirgsbau der Halbinsel läßt sich leicht überschauen, wenn man beachtet, daß in demselben wesentlich nur zwei Hauptrichtungen vorkommen, und daß durch die Durchkreuzung der in diesen Richtungen verlaufenden Bergzüge der größte Theil des Landes schachbrettartig abgetheilt wird. Das eine dieser Gebirgssysteme verläuft von Nordwest nach Südost, das andere in der Richtung von West nach Ost. Ersteres begreift das bosnische und albanesisch-griechische System, letzteres den Balkan und die Rhodope in sich. Jenes beginnt mit den Dinarischen Alpen am Felsen Klek, oder richtiger dort, wo von der Hauptkette des Belebich der Ast des Zadovnik landeinwärts abgeht. Mittelsst des Sotor-Berges mit der Bitorgo-Planina an der Unnac-Quelle in Verbindung tretend, ist er der westliche von den drei Aesten, welche, vom Haupttrücken abgehend, fast senkrecht gegen die Save streichen und die großen Hauptthäler Nord-Bosniens bilden. Der Hauptzug des westlichen Astes scheidet in seiner nördlichen Fortsetzung die Sanna vom Verbas; der zweite oder mittlere Ast bildet bei Travnik mit der Hochfläche Blaschić einen Knotenpunkt und breitet seine Zweige innerhalb des Raumes zwischen Verbas und Bosna. Der dritte, östliche Ast, windet sich um Sarajevo im Süden herum, und bildet eine natürliche Scheidewand zwischen Bosnien und der Herzegovina.

Die bodenplastischen Verhältnisse der letzteren sind von jenen Bosniens grundverschieden. Das Land fällt in großen Stufen gegen das Meer ab und jede derselben bildet eine Hochebene für sich, von Randgebirgen untergeordneter Bedeutung kraterartig umzogen und ausgestattet mit, den Karstländern eigenthümlichen Schlundflüssen, die plötzlich aus dem Gestein hervorbrechen und ebenso wieder verschwinden. Die wichtigsten Hochebenen sind: jene von Glamoč, dann, an diese anschließend, jene von Livno im Süden und Kupres im Osten. Ferner im Bereiche der Narenta die von Duvno, Pojusje und Brotužo. An die Karstfläche zwischen Mostar und Konjica grenzt die Hochebene von Nevesinje, die ausgedehnteste des Landes, und westlich an sie die Hochebene von Gacko. Im Süden der letzteren erstreckt sich das Plateau von Bilek, das allmählich in das Hochland von Montenegro übergeht. Hier ragt der Dormitor bis zu



2600 Meter auf. Das Land ist wild, öde, karstig zerfressen und von großartiger Mannigfaltigkeit der Detailformen. Nur Pässe der beschwerlichsten Art stellen die localen Verbindungen her. Jenseits des Sees von Scutari erhebt sich als äußerster Eckpfeiler der »Schwarzen Berge« der Rom bis 2450 Meter Höhe.

Südwestlich des montenegrinischen Hochlandes erhebt sich der mächtige Schar=Dagh mit dem Ljubatrin als höchsten Gipfel (3050 M.). In diesem Hochlande können wir den Centralknoten erblicken, wo die beiden großen balkanischen Gebirgssysteme zusammentreffen. Zu beiden Seiten des Schar-Gebirges entspringen Flüsse, welche den drei Wassergebieten der Adria, des Schwarzen Meeres und der Megäischen See angehören: der weiße Drin, der Ibar, die serbische Morava und der Bardar. Im Süden liegt auf der Ostseite des Bardar die nur circa 300 Meter hohe Ortsche-Polje (Mustafa Dwasj), westlich hiervon das bis 400 Meter hohe Bardarbecken, nördlich von diesem, jenseits des Schargebirges, die vom weißen Drin durchströmte, über 300 Meter hohe Ebene Metoja, und östlich hiervon, nur durch unbedeutende Hügelreihen von ihr getrennt, das bei 500 Meter hohe Kossovo Polje (Amjelsfeld). Von hier gegen Osten zieht sich ein Gebirgsland, welches durch das Thal der bulgarischen Morava durchbrochen ist und durch die bulgarische Sucha=Planina und Snegpolje begrenzt wird. Dem Thale der Morava folgend, treten wir in das Gebiet des serbischen Königreiches ein, welches an seinem südlichen Rande hohe Ketten — durchwegs zum bosnisch-dinarischen System gehörig — aufweist, im Osten gleichfalls mit zum Theile beträchtlichen Zwischengliedern, den Uebergang zum Balkansystem vermittelt, im Innern aber von keinen bedeutenden Gebirgszügen erfüllt wird.

Das albanisch-griechische System, welches am Schar=Dagh südwärts anschließt, erfüllt mit seinen Verzweigungen das ganze Südwestdrittel der Balkanhalbinsel. Dazu gehört das westmakedonische Binnenland oder das Gramos und Peristerigebiet mit mehreren Zwischenbecken, deren absolute Höhe zwischen 300 und 600 Meter variirt. Westlich des durchschnittlich 2300 Meter hohen Peristeri liegen die Becken des Preska- und Ochridasees mit den Quellgebieten des Devol und Schwarzen Drin, welche beide ins Adriatische Meer fließen. Alle diese Hochländer, welche sich enge aneinanderfügen und gegen die Umgebung deutlich abgegrenzt sind, werden als »westmakedonisches Hochland«

bezeichnet, dessen Basis gewissermaßen der Gramos und dessen Mittelpunkt der Peristeri ist. . . . Im Westen schließt nun das albanische Küstengebiet an, welches von der griechischen bis zur montenegrinischen Grenze reicht und im Südosten durch das lange Pindosgebirge — den Gebirgsknoten von Nordgriechenland — abgeschlossen wird. Letzteres fällt ostwärts in das thessalische Becken der Salambria ab. Thessalien selbst ist rings von hohen Gebirgen eingeschlossen; im Norden sind es die fast ungangbaren »Kabunischen« Berge, vielgenannt in den großen Heereszügen des Alterthums; im Osten Olymp (2973), Ossa (jetzt Kiffavos Buni, 1953 M.), welche die Salambria zwischen sich nehmen), und Pelion (jetzt Plejssidi, 1618 M.); im Süden der Othrys (1728 M.), die frühere Grenze des Königreiches Griechenland. Der Olymp reicht nicht, wie ab und zu behauptet wurde, in die Region des ewigen Schnees. Der Irrthum rührt daher, daß man mitunter Schneelöcher für Schneelager hielt. Trotzdem konnte Homer mit vollem Rechte dem Olymp die Epitheta *ἀγέρνυμος* und *νιφόεις* geben, da er den größten Theil des Jahres, vielleicht auch unter gewöhnlichen Verhältnissen das ganze Jahr hindurch, etwas Schnee hat.

In seiner Fortsetzung nach Südosten füllt das Pindos-System ganz Nordgriechenland aus. Dem Othrys gegenüber erhebt sich der Oeta (jetzt Oita, 2511 M.), weiterhin folgt der Parnax (2459 M.), an den sich die böotisch-attischen Gebirgslieder des Helikon, Kithäron, Parnes, Pentelikon und Hymettos anschließen. . . . Die Hauptmasse des Peloponnes wird durch das centrale Hochland von Arkadien gebildet, das im Norden und Osten zu hohen Randgebirgen ansteigt. Die Nordwestecke des Hochlandes ist durch den Erymanthus (2220 M.) bezeichnet; östlich von ihm steht der 2355 M. hohe Olymos (Aroania); den nordöstlichen Eckpfeiler bildet das bis zu 2781 M. ansteigende Kyllenegebirge. Vom arkadischen Hochlande gehen südwärts zwei Bergketten ab, von denen die östliche — Parnon, 2000 Meter — Arkadien gegen den Golf von Nauplia zu vom Festland scheidet, während die zweite, ungleich längere, wildere und mächtigere Kette, der Taygetos (jetzt Pentedaktylos, 2470 M.) die mittlere der drei peloponnesischen Halbinseln erfüllt. Dies ist die von der Außenwelt fast abgeschlossene »Maina«, der Tummelplatz der rohen, der Blutrache ergebenden Mainoten, welche für Ueberreste der alten Dorer angesehen werden. Die Fortsetzung des Parnon erstreckt sich bis ans Südennde der östlichen



(Iakonischen) Halbinsel des Peloponnes und endet mit dem Cap Malia gegenüber der Insel Cerigo. Westwärts verflacht sich der Taygetos allmählich, Messenien und die westliche Küstenprovinz Moreas mit niederen Gebirgen erfüllend.

Die griechischen Inseln, welche ja, wie wir gesehen haben, geologisch größtentheils dem Festlande angehören und theilweise in früheren Erdepochen mit demselben verbunden waren, sind durchwegs gebirgig. Die meisten freilich bestehen nur aus einem Bergkegel. Besonders muß Candia erwähnt werden, dessen bodenplastische Verhältnisse besonders charakteristisch sind. In gleichmäßigen Entfernungen thürmen sich drei Gebirgsmassen bis zu 2000 Meter auf; der höchste Gipfel der Insel ist der Ida mit 2450 Meter. Der westlichste Theil der Insel wird von dem unwegsamen, durch die Tapferkeit seiner Bewohner bekannten »Sphakia« erfüllt. In ihnen hausen, wie angenommen wird, die Nachkommen jener Kureten, welche im grauen Alterthum die Urbevölkerung der Insel bildeten. Auch in den Sphakioten soll sich, wie in den Mainoten, dorisches Blut erhalten haben.

Der Uebergang von dem bosnischen und albanesisch-griechischen Meridional-system zum Balkangebirge, das im Großen und Ganzen von Westen nach Osten verläuft, bildet das centrale Hochgebirge des Bitusch und Rylodagh, welche mit ihren höchsten Gipfeln (bis 2750 M.) den Balkan weit überragen. Auch das südöstlich anschließende Despotogebirge (Rhodope) ist höher als der Balkan (Seltepe 2681 M.). Das letztgenannte System füllt den ganzen Raum zwischen der am Ryl entspringenden Mariza (wenn man von der Donau abieht, der größte Fluß der Balkanhalbinsel) und dem Mesta, welcher bereits zu Makedonien gehört. Die letzten Ausläufer treten bis an die aegäische Küste heran.

Ueber das Balkan-Gebirge haben wir uns im Haupttexte weiterschweifiger ausgelassen und wollen hier jede Wiederholung vermeiden. Im Westen ohne merklichen Entwicklungspunkt, dürfen wir die Wurzel dieses Gebirges an der Donau suchen, dort, wo dieser Fluß das wilde Desfilé der »Kataraktenstrecke«, welche nichts anderes als die Bruchstelle zwischen dem Karpathen- und Balkan-system ist, durchströmt. Der westliche Theil des Balkan nimmt also einen bogenförmigen Verlauf nach Süden und Südosten und geht später nach Osten über. Die höchsten Erhebungen — der Zimructschal (2308 M.) und der Maragedück (2330 M.) — liegen im Mittelbalkan. Wir haben an anderer Stelle ausge-

führt, daß der hohe Balkan, im Gegensatz zu den Pyrenäen und den Alpen, ziemlich weglam ist. Im Ganzen hat der Balkanreisende F. Kaniz 30 Paßwege angeführt: 6 im West-Balkan, 15 im Central-Balkan, 9 im Ost-Balkan. Der Ost-Balkan ist verhältnißmäßig der niedrigste Theil.

Was nun das Flußnetz der Balkanhalbinsel anbelangt, so ist dasselbe, Dank der reichen orographischen Gliederung des Gebietes, ein ungemein verzweigtes. Sämmtliche Gewässer sind drei Meeren tributär — dem Schwarzen Meere, der Aegäischen See und der Adria. Außer dem Balkan, welcher die Hauptwasserscheide bildet, sind es namentlich der centrale Knoten des Bitosch-Nyl-Systems und der Schar Dagh, welche als wasserscheidende Massivs eine große Rolle spielen. Die vielen Wasseradern namentlich anzuführen, halten wir für überflüssig, da die Wasserstraße der Donau und die bulgarischen Flüsse andernorts allenthalben in unsere Mittheilungen eingeflochten erscheinen. Mehrere der bedeutenderen Flüsse der centralen und westlichen Balkanhalbinsel wurden weiter oben bereits erwähnt.

Auch in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse ist eine große Mannigfaltigkeit zu constatiren und kommen Gegensätze vor, welche in anderen Erdräumen auf so nahe Entfernungen sich kaum wiederfinden dürften. Von den rauhen Hochländern Montenegros und Albaniens bis zu den subtropischen Strichen Griechenlands, von der strengen Winterkälte im Balkan, Nyl und Schar Dagh bis zu den heißen Strichen am Golfe von Messenien, und den gemilderten klimatischen Verhältnissen der Inseln, liegen alle Abstufungen und Uebergänge, Sprünge und Gegensätze, welche bei Fragen klimatischer Natur in Betracht kommen. Einen merkwürdigen Anhaltspunkt in Bezug auf Gegensätze bietet Albanien, dessen Küsten im Sommer zu den heißesten Strichen der Balkanhalbinsel gehören, während im rauhen Hinterlande, das kaum eine Tagreise entfernt ist, im Winter das Thermometer zu Zeiten bis 25° C. unter Null sinkt. Der strengen Winter im Balkan wurde bereits gedacht. Besser daran sind die nach Süden sich öffnenden Thäler und die Ebenen am Meere. Die Donauterrasse hat heiße Sommer und kalte Winter, ist aber ein äußerst fruchtbares Land. Die Südseite des Balkan hat milderes Klima und ist zum Theil ausgezeichnet durch üppigen Pflanzenwuchs (Rosen, Wein, Walnuß). Von Winterstrenge an den griechischen Küsten zu reden, geht natürlich nicht an. Dort kommt



Schnee — der noch in Constantinopel Verkehrsstörungen hervorrufen kann — nur mehr auf den höchsten Bergspitzen vor. Verüchtigt ist das Schwarze Meer durch seine Stürme und tiefe Wintertemperatur. Ufereis kommt bis in die Nähe von Constantinopel vor. Dagegen preist man die unbeschreibliche Schönheit des klaren griechischen Himmels und die Durchsichtigkeit der Luft — im Gegensatz zu der monatelangen Bewölkung in den nördlichen Balkangegenden und den gefürchteten undurchdringlichen Nebeln an den Küsten des Schwarzen Meeres.

Freilich hat auch Griechenland — und das ist bezeichnend genug — auf engstem Raume große klimatische Gegensätze aufzuweisen. Während die Küstenstriche dem wohlthätigen Einfluß des Seeklimas ausgesetzt sind, erreicht in den bergumschlossenen Thälern des Innern die Hitze mitunter  $50^{\circ}$  C., die Kälte  $12^{\circ}$  C. unter Null. Manche Gegenden sind, ihrer Sümpfe wegen, im Hochsommer ungesund als irgend eine Dertlichkeit im mittleren oder nördlichen Theile der Balkanhalbinsel. In Bezug auf Gleichmäßigkeit des Klimas läuft die nördliche albanesische Küste allen anderen Gebieten auf der Balkanhalbinsel den Rang ab. In Antivari, Dulcigno u. a. D. blühen die Rosen das ganze Jahr hindurch und herrschen klimatische Verhältnisse, wie man sie in unserem Erdtheile nur noch an der weltberühmten Riviera antrifft. Die Annehmlichkeiten eines bosnischen Sommers in schattigen Wäldern, an fließenden Wassern und auf kühlen, mattenreichen Höhen, lernt man erst in unseren Tagen allmählich schätzen.

Entgegen der reichen bodenplastischen Gliederung und der großen Mannigfaltigkeit in Bezug auf Vegetation und klimatische Gegensätze, stellen die ethnographischen Verhältnisse der Balkanhalbinsel lange nicht jenes bunte Völkergewirre dar, welches gemeinhin als thatsächlich vorhanden angenommen wird. Ein größeres Verbreitungsgebiet kommt nur drei Elementen zu: dem slavischen, griechischen und skiptarischen (albanesischen). Wohl macht man einen Unterschied zwischen Serben und Bulgaren, wie etwa zwischen Serben und Kroatien; aber alle diese Volksstämme gehören derselben Familie, dem Zweige der Südslaven an, die sich sprachlich von einander scheiden und zu einander verhalten wie etwa Ober- und Niederdeutsche. Von anderen Volksstämmen, welche die Balkanhalbinsel besiedeln, sind die osmanischen Türken und die Rumänen, letztere als Kuzo-Blachen oder Zinzaren, zu nennen. Die kleineren Colonien von Tscherkessen, Tataren u. s. w. kommen als Bevölkerungselement nicht in Betracht.

Dagegen hat die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses zwischen den einzelnen Völkern und Rassen mancherlei Spaltungen und Zerklüftungen, geschaffen und in dieser Richtung eine Buntheit hervorgerufen, wie man sie nirgend sonstwo in Europa wiederfindet. Es gibt mohammedanische Türken, mohammedanische, griechisch-orthodoxe und katholische Albanesen, mohammedanische und griechisch-orthodoxe Serben, katholische Serbo-Kroaten, Gräco-Albanesen, griechisch-orthodoxe Serbo-Bulgaren; griechisch-orthodoxe Gräco-Bulgaren, katholische und mohammedanische Bulgaren (Pomaken), griechisch-orthodoxe Griechen; Rumänen, Zinzaren und Makedo-Blachen, hellenisirte Zinzaren, Zigeuner.

Ohne die Verbreitungsgebiete der einzelnen Volksstämme im Detail auszuführen, bemerken wir Folgendes: das serbische Element nimmt Dalmatien, Bosnien, die Herzegovina und den größten Theil von Serbien ein; das bulgarische Element sitzt in ursprünglicher Reinheit zu beiden Seiten des Balkan, indem es im Norden bis an die Donau, im Süden stellenweise bis ans aegäische Meer reicht. Im östlichen Donau-Bulgarien und der Dobrudscha ist das bulgarische Element mit türkischem, im eigentlichen Thrakien mit griechischem, westlich von Branja mit albanesischem Element gemischt. Das Volk der Albanesen (Stipetaren) siedelt in dem Raume von Montenegro bis zum Epirus, und von der Küste der Adria bis nach Alt-Serbien und Makedonien hinein. Das griechische Element endlich erfüllt die ganze hellenische Halbinsel, einschließlich von Epirus und Thessalien, und verläuft mit einem schmalen Streifen, die Chalkidische Halbinsel in sich begreifend, bis zum Marmara-Meere und Pontus. In den Grenzgebieten der einzelnen Elemente herrschen die Mischrassen und Spielarten vor. Inselartig mitten im griechischen Element sind die Ruho-Blachen im Pindus-Gebirge abge sondert. Albanesishe Elemente, abgetrennt von ihrer Stammheimat, finden sich in Attika und Böotien und im Bezirke von Nauplia, ferner im südöstlichen Theile von Negroponte (Euböa).

In politischer Beziehung umfaßt die Balkanhalbinsel:

1. Die Provinzen der Türkei, und zwar Thrakien (Wilajet Edirné = Adrianopel), Makedonien (Wilajet Saloniki und Kossowo), Albanien (Wilajet Skutari und Janina) und die Inseln Thajos, Samothrake, Imbros und Lemnos (einen Theil des »Wilajets der Inseln des Weißen Meeres« bildend); zusammen circa 180.000 Quadratkilometer, 4,800.000 Bewohner.



2. Das Königreich Griechenland mit circa 52.000 Quadratkilometer, 1,680.000 Bewohnern.

3. Das (mit Ost-Rumelien vereinigte) tributäre Fürstenthum Bulgarien — und zwar: Bulgarien mit circa 64.000 Quadratkilometer und 2 Millionen Bewohnern; Ost-Rumelien (bis Ende September 1885 autonome Provinz der Türkei) mit circa 35.000 Quadratkilometer und circa 1 Million Bewohnern.

4. Das Königreich Serbien mit 48.700 Quadratkilometer und 1,866.000 Bewohnern.

5. Das Fürstenthum Montenegro mit 9480 Quadratkilometer und 290.000 Bewohnern.

6. Bosnien-Herzegovina (und Novibazar) mit 52.000 (8380) Quadratkilometer und 1,142.147 Bewohnern (Zählung vom 16. Juni 1878).

Rumänien, welches außerhalb der natürlichen Grenzen der Balkanhalbinsel liegt, kann selbstverständlich nicht unter die Balkanländer rangirt werden, wie dies in politischer Hinsicht gewöhnlich zu geschehen pflegt.

## II. Staaten und Länder.

### 1. Die Provinzen der Türkei.

Die europäischen Provinzen des ottomanischen Kaiserreiches umfassen Theile von Thrakien und Alt-Serbien, dann Makedonien und Albanien, und sind der Rest eines vormals wohl arrondirten und stramm zusammengehaltenen Besitzes, von dem im Laufe des letzten Jahrhunderts durch Revolutionen und unglückliche Kriege fast zwei Drittel verloren gingen. Die Urproduction in diesem Gebiete ist, trotz der reichen natürlichen Hilfsquellen, arg vernachlässigt. Der Ackerbau wird höchst primitiv betrieben. Bemerkenswert ist nur die Cultur des Tabaks, die in Makedonien eine Quelle des Wohlstandes bildet. Unter den Baumgewächsen, welche sich der Cultivirung erfreuen, steht der Olivenbaum obenan; in den Küstenländern des Archipels und des Adriatischen Meeres, sowie auf der Insel Candia gehört er zu den wichtigsten Zweigen der Landwirtschaft. — Die Viehzucht bildet eine Haupterwerbsquelle, desgleichen die

Zucht der Seidenraupe. Seefischerei wird allenthalben an den Küsten und von den Inseln aus getrieben; die Forstwirtschaft dagegen besteht kaum dem Namen nach. Auch der Bergbetrieb ist ganz ohne Belang.

Weitaus bedeutender als die Urproduction ist die gewerbliche Thätigkeit. Constantinopel, Adrianopel, Saloniki, Seres zeichnen sich durch hervorragenden Gewerbefleiß aus. Die wichtigsten fabrikmäßig oder auf dem Wege der Hausindustrie erzeugten Artikel sind: Teppiche, Baumwollmanufacturen, Türkisch-Rothfärbereien, Geschmeide und Schmuckgegenstände, alsdann Leder- und Seidenfabrikate. Der Handel liegt im Großen und Ganzen darnieder; von der handelsgeschichtlichen Bedeutung Constantinopels und einiger anderer Seestädte profitiren in erster Linie die Fremden. Der allgemein herrschenden Indolenz entsprechend, hat die Hohe Pforte es nicht dazu gebracht, nach Ablauf von fünfzehn Jahren seit Eröffnung der ersten Schienenwege von Constantinopel und Saloniki aus nach dem Binnenlande zu, die Anschlußlinien an das Eisenbahnetz Mitteleuropas fertig zu stellen.

Im Jahre 1878/79 liefen in den Häfen der Türkei 83.737 Schiffe von fast 20 Millionen Tonnen Gehalt ein, davon entfielen 17.319 (darunter 4787 Dampfer) von fast 5 Millionen Tonnen auf Constantinopel. Von dieser Gesamtzahl der im Hafen von Constantinopel eingelaufenen Schiffe waren jedoch 6344 Küstenfahrzeuge. Für Ende Juni 1879 wird die Zahl der türkischen Handelsschiffe (Hochseefahrer) zu 231 mit 37.850 Tonnen Gehalt angegeben. Man ersieht aus den vorstehenden Ziffern, daß die Betheiligung der Türkei an der maritimen Handelsbewegung eine verschwindend kleine ist.

## 2. Das Königreich Griechenland.

Die Urproduction erfreut sich in Griechenland keiner hohen Blüte. Ackerland ist höchstens der sechste Theil des Gesamtareals, und hat die Bodencultur nie besondere Fürsorge erfahren. Zwar hatte Capodistrias eine höhere Ackerbauschule gegründet, sie zählte aber so wenig Besucher, daß sie sich alsbald als unnütz erwies. Der Grund, weshalb die Griechen die Scholle nicht bearbeiten, ist in der geographischen Lage des Landes zu suchen. Die große Küstenentwicklung, die große Zahl von meist vorzüglichen Häfen, die vielen



Inseln und die uralten überseeischen Beziehungen zu den asiatischen Ländern der Levante weisen die Hellenen auf ihre natürliche Beschäftigung — den Handel. Immerhin hat sich in letzterer Zeit die Cerealienerte bedeutend gehoben. Im Jahre 1846 betrug dieselbe im Ganzen nur 6 Millionen Kilo, im Jahre 1876 hingegen 12 Millionen Kilo — also genau das doppelte. — Von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist der Weinbau, welcher überall, wo es Bodenverhältnisse und Klima zulassen, getrieben wird. Man zählt hundert verschiedene Sorten; die besten sind die Inselweine — süß, feurig, aber geringwertig, wegen der primitiven Behandlung. — Mit dem Weinbau in Verbindung steht die Production der Korinthen, welche eine bedeutende Einnahmsquelle bildet. Außerdem kommen in Betracht: Tabak, Mohn, Krapp und Baumwolle.

Die Waldkultur liegt sehr im Argen, von rationeller Forstwirtschaft ist nicht die Rede. Zwar giebt es in Griechenland mindestens 5000 Quadratkilometer Wald; gleichwohl bezieht man das Holz beispielsweise aus Triest, da der elenden Communicationen wegen der locale Transport unmöglich ist. Im ganzen Lande kommt nämlich auf je 17 Quadratkilometer ein Kilometer fahrbarer Weg. So begreift man auch, wie es vorkommen kann, daß die in Arkadien reichlich über den Bedarf geernteten Cerealien verfaulen, in dem benachbarten Argos aber Mehl importirt wird, da die arkadischen Vorräthe, des dazwischen liegenden Gebirges wegen, nicht zu erreichen sind.

Die Viehzucht ist gering, dagegen die Bienenzucht so bedeutend, daß Wachs und Honig Ausfuhrartikel bilden. Der Bergbau ist im Aufschwunge begriffen und umfaßt hauptsächlich die Silber- und Bleiminen von Laurion, alsdann Kupfer, Braunkohlen (Cuböa, Antiparos), Marmor, Schmirgel und Salz.

Die gewerbliche Thätigkeit hat erst in allerjüngster Zeit (seit zwei Decennien) größere Bedeutung erlangt. An Industrien sind hauptsächlich vertreten: Gewebe, Glas-, Thon- und Steingutwaren, ferner Seife, dann Artikel der Hausindustrie: Seidengewebe, Gold- und Silberstickereien und Schmuckgegenstände.

Der Handel ist die starke Seite im wirtschaftlichen Leben Griechenlands. Nach Beendigung des Freiheitskrieges zählte man Alles in Allem 1000 Seefahrzeuge; im Jahre 1840 bereits 3000, fünfundzwanzig Jahre später bereits 5000 und Anfangs der Siebziger Jahre 6000. Hand in Hand mit der Vermehrung des Flottenmaterials ging der Warenaufsatz. Im Jahre 1875 betrug

der Gesamtwert des Exports circa 145·5 Millionen Drachmen, der des Imports circa 89 Millionen Drachmen. Ausführartikel sind: Korinthen, Olivenöl, Häute, Blei, Feigen, Knopperrn, Wein, Tabak, Baumwollwaren, Seide, Seife. — Einfuhrartikel: Manufacturen, Zucker, Holz, Eisen, Steinkohlen, Kaffee, Reis, Schwefel, Salzfleisch.

### 3. Das tributäre Fürstenthum Bulgarien.

(Mit Ost-Rumelien.)

Bulgarien ist in Bezug auf die Urproduction das reichste Land der Balkanhalbinsel. Donaubulgarien speciell ist die »Kornkammer« der letzteren. Den Balkan bedecken stellenweise dichte und ausgedehnte Wälder. Die Viehzucht erstreckt sich hauptsächlich auf das Kleinvieh. Dagegen sind die Montanproducte ohne Belang. Verhältnißmäßig hoch entwickelt ist die gewerbliche Thätigkeit, zumal die Hausindustrie. Tirnovo betreibt die Seidenindustrie in größerem Maßstabe; außerdem sind beachtenswert: Tuche, Lederwaren (Sattelzeug) Pelzwerk, Thonwaren, Shawls (Schamakow), Seile, Filigranwaren aus Gold und Silber.

Der Handel erstreckt sich hauptsächlich auf den Export von Getreide. Im Jahre 1879 betrug der Wert der Gesamtausfuhr circa 20 Millionen Francs, von welcher Summe ungefähr ein Drittel auf Getreide entfiel; der Wert der Einfuhr betrug circa 32 Millionen Francs.

### 4. Das Königreich Serbien.

Die Hauptnahrungsquelle ist die Landwirtschaft, doch stehen Ackerbau und Viehzucht, obschon sie die fast ausschließlichen Ausführartikel des Königreichs liefern, keineswegs auf hoher Stufe. Obst (Pflaumen), Hanf und Tabak werden allenthalben cultivirt, Wein zumeist in der Donaugegend. — Die Viehzucht erstreckt sich hauptsächlich auf das Borstenvieh, das die erste Einnahmsquelle des Landes bildet. — Ein großer Theil von Serbien ist von dichtem, hochstämmigem Wald bedeckt, doch zeigen sich auch viele entwaldete Strecken, die Folgen einer kaum dem Namen nach bestehenden Forstkultur. Der Bergbetrieb ist ohne Belang. Das bedeutendste Bergwerk im Lande



(Majdan Pek) — Kupfer und Eisen — ist im Betriebe einer ausländischen Gesellschaft.

Ohne Bedeutung ist ferner die Großindustrie, während, Dank der mechanischen Fertigkeiten der Serben, die Hausindustrie die mannigfaltigsten Zweige umfaßt und fast alle Bedürfnisse der Bewohner deckt.

Die Handelsbewegung in Serbien steht etwas höher als jene im benachbarten Bulgarien, doch überwiegt nicht, wie hier, der Import, sondern der Export. Im Jahre 1875 betragen die Einfuhrwerte nur circa 31·2 Millionen, die Ausfuhrwerte dagegen 35 Millionen Francs. Einfuhrartikel sind: Eisen und Eisenwaren, Web- und Wirkwaren, Glas- und Thonwaren, Seife, Kerzen, Papier, Weine, Petroleum, Mehl, Zucker, Kaffee, Reis, Holzwaren, Leder, Lederwaren, Kochsalz. — Ausfuhrartikel: Schweine, Hornvieh, Schafe, Ziegen, ferner gedörrte Pflaumen, Knoppeln, Faßdauben, Wachs und Branntwein.

### 5. Das Fürstenthum Montenegro.

Das wilde, rauhe und nur in einigen kleinen Thalmulden dem Anbau günstige Hochland der »Schwarzen Berge« producirt so wenig, daß ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung sein Fortkommen außer Landes suchen muß. Was in der Heimat verbleibt, fristet sein Fortkommen mit den Producten der Viehzucht und Gartencultur. Alle übrigen Nahrungsmittel müssen von Außen beschafft werden. Durch die Erwerbung des adriatischen Uferstriches bei Dulcigno kann das kleine Ländchen seine Bedürfnisse nun ohne Transit direct besorgen. Der Handel erstreckt sich über die Einfuhr von Korn, Salz und Tuch; zur Ausfuhr gelangen Ziegenselle, Wolle, Honig und geräuchertes Fleisch. Von einer Industrie ist nicht die Rede; alle Bedürfnisse dieser Art werden durch die Hausindustrie — die übrigens sehr bescheidener Natur ist — gedeckt.

### 6. Bosnien-Herzegovina

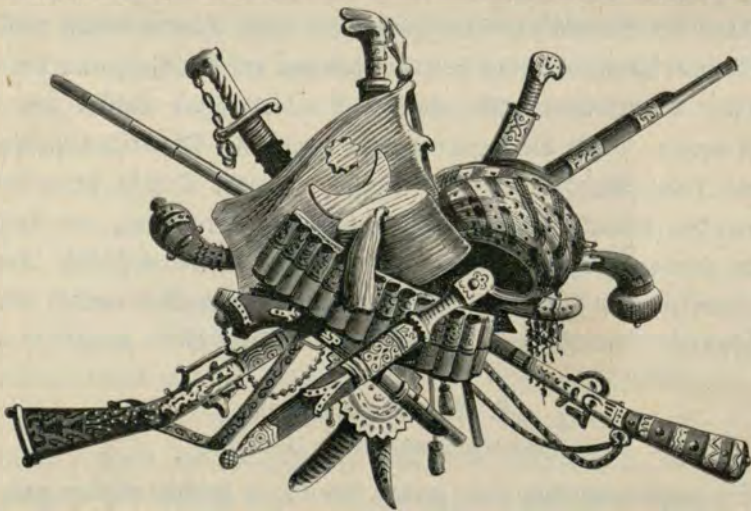
mit dem Sandschak von Travnik.

So grundverschieden diese beiden Gebiete in bodenplastischer und klimatischer Beziehung sind, prägt sich dieser Gegensatz auch in der Urproduction aus. In der Herzegovina gedeiht die Olive, Maulbeere, Granate, Feige, der Reis und der Weinstock, während in Bosnien keines dieser Gewächse fortkommt,

dagegen die Pflaume die Herrschaft behauptet. Fast die Hälfte des Gesamtgebietes ist Waldboden, der vierte Theil Culturarea, ungefähr ein Zwölftel steriles Land. An dem letzteren participirt die nur 8727 Quadratkilometer große Herzegovina mit 4300 Quadratkilometer.

Hauptproduct des Landes ist die Pflaume, deren jährliche Erntemenge ungefähr 25 Millionen Kilo beträgt; die Cerealienerte umfaßt circa 1,800.000 Hektoliter. Die Tabakproduction ist sehr bedeutend, jährlich circa 300.000 Kilo. — Sehr entwickelt ist die Viehzucht, welche besonders in der Schafwolle einen bedeutenden Exportartikel liefert. — Auch die Bienenzucht wird sehr eifrig betrieben. — Montanproducte sind reichlich vorhanden.

Von einheimischen Industrie=Artikeln sind zu nennen: Schafwollmanufacturen, Email= und Filigran=Arbeiten rohe Eisen=, Kupfer= und Thonwaren, Seiler= und Kürschnerartikel. In den kleineren Ortschaften ersetzt das Kleingewerbe alle mangelnde industrielle Thätigkeit. — Sehr lebhaft ist die Handelsbewegung, welche den Austausch zwischen den einheimischen Rohproducten und den ausländischen Industrie= und Luxusartikeln besorgt. . . .



Orientalische Waffen.





# Inhalt.

Seite  
V

Vorwort . . . . .

## Einleitung.

(Geschichtlicher und geographischer Ueberblick.)

Älteste Nachrichten (1). Herodot und die Völker im Norden des Pontos (3). Griechische Colonien (5). Die Zeit der Völkerwanderung (7). Chazaren, Kumanen, Petschenegen (9). Die alten Völker Kleinasiens (11). Mythen-Zeitalter; die Argonautensage (13). Topographische Grundlage der Argonautensage (15). Semitische Einflüsse in Kleinasien (23). Phöniker und Griechen (25). Mithridates der Große; das »Bosporanische Reich« (27). Die Mithridatischen Kriege (29). Die Byzantiner (31). Das Auftreten der Türken (33). Die Entwicklung des osmanischen Reiches (35). Vordringen der Russen seit Peter d. Großen (37). Das letzte Jahrhundert (39). Von Sewastopol bis Plewna (41). — Zur Geographie der Pontos-Länder (43). Die ältesten kartographischen Darstellungen (45). Die Uralo-Kaspische Depression. Südrussisches Steppengebiet (47). Der Kaukasus. Das kolchisch-anatolische Küstenland (49). Der Bosporus und das thrakische Küstenland (51) . . . . . 1

## An der unteren Donau.

Allgemeines über die Donau (53). Stromentwicklung (55). Das »Eiserne Thor« (57). Die Dobrudscha (59). Sulina (61). Die Donaumündungen (63). Das walachische Tiefland (71). Das Volk der Daker (73). Die dakischen Kriege Roms (75). Ereignisse nach dem Untergange Dakiens (79). Zur Geschichte der Dakoromanen (81). Die Blachen (83). Die Makedo-Blachen (85). Bukarest (87). Jassy (95) . . . . . 53

## Südrußland.

(Vom Pruth zum Don.)

Vorbemerkung (97). Das sarmatische Tiefland. Eintheilung in Regionen (99). Die Ströme Südrußlands (101). Das Steppengebiet (102). Die Vegetationsformen der Steppe (103). Steppe mit Pampas-Charakter (105). Steppenstürme (107). Die Nutztiere des Steppengebietes (109). Lebensbilder der Steppe (110). Die Kurgane (111). Die alten Völker Südrußlands (115). Völkermosaik in Ostrußland (117). Die Russen (119). Die dialectischen Unterscheidungen im Russenthum (121). Die kleinrussischen Kosaken, Zaporoger (123). Mazepa (125). Geschichte des Russenthums; die Waräger (137). Rurik's Nachfolger (129). Swjatoslaw (130). Großfürst Wladimir (131). Bis Zwan IV. (132). Von Zwan IV. bis Michael Romanow (133). Die Städte Südrußlands. (134) . . . . . 97

## Die Krim.

Geographische Lage (137). Falsche Auslegung der Odysee (139). Cherjones (141). Sthyische Denkmäler in der Krim (143). Gräberfunde (145). Völkerwanderungen in der Krim (147). Die Genuesen in der Krim (149). Die Krim-Tataren (151). Die »Karaitischen Juden« (153). Die Bodengestalt der Krim (155). Flüsse und Communicationen (157). Eisenbahnen (159). Die Südküste der Krim (163). Balaklava (165). Alupka (167). Von Alupka nach Livadia (169). Jalta (170). Orianda (171). Griklik (173). Alushta und Jurzuf (175). Sudak und Feodosia (179). Arabat (180). Kerisch und Jenikaleh (181). Von Kerisch landeinwärts durch die Krim (183). Stari Krim (185). Simferopol (187). Batschiferaj (189). Dschufut Kaleh (192). Zinjerman (195). Sewastopol (196). Der Krim-Feldzug (197). Landung der Allirten. Schlacht bei Zinjerman (199). Schlacht an der Tschernaja (201). Sewastopols Fall (203) . . . 137

## Südost-Rußland.

(Vom Don zur Wolga.)

Geographische Lage (205). Alte Völker dieses Gebietes: Die Sarmaten (207). Die Alanen (211). Die Wolga-Bulgaren und Chazaren (213). Völker-Mosaik an der Wolga (215). Das Land der Don'schen Kosaken (219). Nowo-Tscherkask (221). Geschichte der Don'schen Kosaken (223). Militärische Organisation der Don'schen Kosaken (225). Der militärische Wert der Don'schen Kosaken (227). »Kaskol« und Sectirerwesen (231). Dostojewskijs »Kaskolnikow« (233). Extreme Secten (235). Die Skopzen (237). Die Wolga (243). Die Kama (245). Kasan (246). Die deutschen Colonien an der Wolga (247). Sarepta und Sybran (251). Saratow und Zarizin (252). Fischfang auf der Wolga (253). Astrachan (258). Die Wolga-Kalmüken (259). Die Astrachan'schen Kosaken (261). Das Wolga-Delta (262). Die Kirgisen (264). Die Wolga-Steppen (269). Die Jahreszeiten in der Steppe (270) . . . . . 205

## X Ciskaukasien.

Feststellung des geographischen Begriffes »Ciskaukasien« (277). Das kaspische Depressionsgebiet (279). Die Kalmüken (281). Die vier Horden der Kalmüken (283). Das Kumys (285). Wohnung und Hauswirtschaft bei den Kalmüken (287). Die Altai-Kalmüken (288). Stawropol (291). Die Nogai (293). Wladikaukas (295). Die kaukasischen Völker (297). Die kaukasischen Kosaken (298). Die ersten Kriege Rußlands in Kaukasien (301). Rußland erobert Transkaukasien, 1801 (303). Die kaukasischen Kosaken und die Bergvölker (305). Lebensweise und Organisation der kaukasischen Kosaken (307). Die Kabarda (309). Die kaukasischen Juden (311) . . . . . 277

## X Der Kaukasus.

Allgemeiner Ueberblick (317). Das Kaukasus-Relief (319). Zur Charakteristik des Kaukasus (323). Daghestanisches Gebirge (325). Die Schnee- und Gletscherregion (327). Die Pässe (331). Der Dariel-Paß (332). Das Kaukasusbahn-Project (333). Die kaukasischen Völker (334). Die Daghestaner (340). Die Tschetschenzen (342). Die Tschetschenzen (354). Die Dseten (357). Die Abighe- (Tscherkessen-) Stämme (363). Die Ab-



hasen (374). Die Tscherkessenküste. Anapa (375). Sudschut Kaleh, Golowinsk u. a. Küstenorte (376). Pigunda (377). Kämpfe der Russen im Kaukasus (378). Schamyl (379). Topographische Erläuterung zu den Kaukasuskriegen (381). Methode der Russen bei der Occupation des Kaukasusgebietes (386) . . . . . 317

### Transkaukasien.

Das asiatische Vorland des Hohen Kaukasus (389). Geographischer Ueberblick (391). Die Vegetationsverhältnisse (393). Weincultur (395). Die alten Koldzier (397). Iberier und Albaner (399). Die Bagratiden (400). Eroberung Transkaukasiens durch die Osmanen im Jahre 1549 (403). Poti und der Mon-Phasis (404). Gurien (406). Petra (407). Batum (408). Die Georgier (410). Die Abdsharen (419). Tiflis (421). Umgebung von Tiflis (429). Die Duchoborzen (430). Die Molokanen (435). Jelisabethopol (437). Das Karabagh-Gebiet (439). Schuscha (440). Die transkaukasischen Tarenten (442). Die Halbinsel Apscheron und Baku (444). Das Petroleumgebiet (445) . . 389

### Im Süden des Kaspimerees.

Persiens Vergangenheit (449). Topographie des eranischen Hochlandes (451). Das Elburs-Gebirge (453). Die Provinz Azerbeidschan (455). Teheran (457). Masenderan und Ghilan (459). Zur Völkerverstellung der Perser (461). Ferdußi und das »Königsbuch« (463). Zoroaster und sein System (465). Persische Könige (467). Die Saffaniden und die Araber (469). Die Parsis (471). Die moslimischen Perser (475). Armenier und Kurden (477). Bachtianer und Luren (479). Die Schia. Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten (489). Die Babi (491). Persien unter der Safiden-Dynastie (495). Schah Abbas (497). Nadir Schah (499). Feth Ali Schah (503). Der Friede von Turfmanfchai (505). Nass'r Eddin Schah (507). Der englisch-persische Krieg (515). — Ueberblick auf Centralasien: Chiwa (519). Buchara (521). Die Turkmener (525). Afghanistan (327) 449

### Das armenisch-pontische Gebiet.

Armenien und die anatolische Halbinsel (529). Geographischer Ueberblick (531). Die Abstammung der Armenier (533). Weitere geographische Rundschau (535). Die armenischen Hochsteppen (537). Die älteste Geschichte Armeniens (539). Die altarmenische Kultur (543). Die Saffaniden (547). Die Gründung von Etschmiadzin (549). Die altarmenische Literatur (541). Der Mechitaristen-Orden (555). Der Patriarchenitz Etschmiadzin (557). Die altarmenischen Königsresidenzen (559). Karß (565). Erzerum (571). Die Armenier der Gegenwart (573). — Das pontische Küstenland (582). Trapezunt (583). Kasistan und die Lasen (589) . . . . . 529

### Von Trapezunt nach Stambul.

Das pontische Waldgebiet (590). Die westliche anatolische Pontusküste (595). Tripoli (596). Kerasunt (697). Samsun (598). Amassia (699). Das Halys-Delta (605). Sinope (606). Paphlagonien (611). Galatien (612). Angora (614). Kappadokien (615). Phrygien (616). Bithynien (619). Brussa (620). Nikaa (621). Nikomedien (622). Mysien; Ikon (623). Der Hellespont (627). Die Seltschuken (627). Das erste Auftreten der Osmanen (629). Ertoghrul (631). Osman (632). Osmans Nachfolger (641) . . . . 593

## Constantinopel.

|  |     |
|--|-----|
| Ankunft (643). Allgemeine Eindrücke (645). Gegenfäg: (649). Pera (651). Das Seraj (653). Stambuler Bilder: Die Gassen (669). Die Moscheen (671). Mienen (673). Einwirkungen aller Art (675). Eine Vision (679). Die Stadtmauern (681). Das Schloß der »Sieben Thürme« (688). Ein Stambuler Bahnhof (691). Eski Seraj und das Seraskierat (693). Der Große Bazar (694). Feuerbrünste (699). Die große Brücke (700). Im Hafen (701). Abend (702) . . . . . | 643 |
|--|-----|

## Das Land der Bulgaren.

|   |     |
|---|-----|
| Vorbemerkung (703). Bulgarien im weiteren Sinne (705). Geschichtlicher Ueberblick. Die Einwanderung der Bulgaren finnisch-ugrischen Stammes (707). Khan Krum (708). Radivoj Boris (709). Das ostbulgarische Reich. Car Simeun (710). Schischman I. (711). Das westbulgarische Reich (712). Basilios II., der »Bulgarentöbter« (713). Die Asen'sche Dynastie (715). Das Auftreten der Osmanen. Sultan Murad I. (716). Die Schlacht auf dem Amjelsfelde (718). Bajazid I. (724). Mohammed I. und Murad II. (725). Mohammed II. (726). — Von Stambul nach Sofia (727). Tschorku (729). Adrianopel (730). Philippopel (734). Sofia (738). — Der Balkan (740). Die Pässe über den Balkan (741). Der Schiptapaß (742). Das Rosenthal von Kazanlik (743). Der Rosalita- und der Trajanpaß (748). Die Pässe des Westbalkans und das Isker-Defilé (750). Plewna (751). Die Donau-Terrasse (752). Bulgarische Städte (753). Schlußbemerkungen (754) . . . | 703 |
|---|-----|

## Anhang.

### Begleitworte zur Karte der Balkanhalbinsel.

|   |     |
|---|-----|
| Horizontale Gliederung (758). Verticale Gliederung (761). Das dinarische System (761). Centrale Gebirgsknoten (762). Das albanesisch-griechische System (763). Vitosch-Nylogruppe (765). Der Balkan (765). — Klimatische Verhältnisse (766). Die Bewohner (767). — Länder und Staaten: Die türkischen Provinzen (769). Das Königreich Griechenland (770). Bulgarien und Ost-Rumelien (772). Das Königreich Serbien (772). Das Fürstenthum Montenegro (773). Bosnien-Herzegovina (773) . . . . . | 757 |
| Verzeichniß der Illustrationen und Karten . . . . .   | 779 |
| Namen-Register . . . . .  | 785 |





# Verzeichniß der Illustrationen und Karten.

## Illustrationen:

|  | Seite         |
|--|---------------|
| 1. Frontispice . . . . .   | Vor dem Titel |
| 2. Titelbignette . . . . .   | VII           |
| 3. Kopfleiste: Kaiserliches Lustschloß Criklit in der Krim . . . . . | 1             |
| 4. Bignette: Bettelsberwisch . . . . .                               | 1             |
| 5. Stythe aus dem V. Jahrhundert v. Chr. . . . .                     | 8             |
| 6. Bulgare finnisch-ugrischen Stammes . . . . .                      | 9             |
| 7. »Circassier« (Carton-Vollbild) . . . . .                          | 10            |
| 8. Die Symplejaden . . . . .   | 16            |
| 9. Kolchischer Wald. Landschaft in Abchasien (Vollbild) . . . . .    | 17            |
| 10. Phönikisches Kriegsgeschwader . . . . .                          | 24            |
| 11. Kaiser Alexs III. und seine Gattin Theodora . . . . .            | 25            |
| 12. Mithridates der Große . . . . .                                  | 28            |
| 13. Schlendermaschine für griechisches Feuer . . . . .               | 29            |
| 14. Türken aus dem X. Jahrhundert . . . . .                          | 32            |
| 15. Das Goldene Horn. Galata . . . . .                               | 33            |
| 16. Das Goldene Horn. Stambul . . . . .                              | 40            |
| 17. Fischer im Schwarzen Meere . . . . .                             | 41            |
| 18. Kopfleiste: Landschaft in der Dobrudscha . . . . .               | 53            |
| 19. Bignette: Rumänisches Mädchen . . . . .                          | 53            |
| 20. Einfahrt in den Kazan=Paß (Carton-Vollbild) . . . . .            | 54            |
| 21. Das Eisene Thor . . . . .  | 56            |
| 22. Tultscha . . . . .   | 57            |
| 23. Sulina (Vollbild) . . . . .                                      | 65            |
| 24. Donaumündung: St. Georgs=Arm (Carton-Vollbild) . . . . .         | 68            |
| 25. Landschaft in der Dobrudscha . . . . .                           | 72            |
| 26. Die Donau bei Matschin . . . . .                                 | 73            |
| 27. Der Rothethurmpaß . . . . .                                      | 80            |
| 28. Trajansweg mit der Trajanstafel . . . . .                        | 81            |
| 29. Rumänische Landschaft . . . . .                                  | 88            |
| 30. Rumänische Volkstypen . . . . .                                  | 89            |
| 31. Bukarest (Carton-Vollbild) . . . . .                             | 92            |
| 32. Kopfleiste: Südrussische Steppe . . . . .                        | 97            |
| 33. Bignette: Kleinarussischer Kutscher . . . . .                    | 97            |
| 34. Dorf in Bessarabien . . . . .                                    | 104           |
| 35. Steppe am Dnepr . . . . .  | 105           |
| 36. Tarantapß . . . . .  | 112           |
| 37. Schneesturm in den südrussischen Steppen (Vollbild) . . . . .    | 113           |

|  | Seite |
|--|-------|
| 38. Kleinrussin . . . . .  | 120   |
| 39. Kleinruffe . . . . .   | 121   |
| 40. Hafentreppe in Odessa . . . . .                                  | 128   |
| 41. Boulevard in Odessa . . . . .                                    | 129   |
| 42. Poje . . . . .   | 136   |
| 43. Kopfleiste: Dschufut-Kaleh in der Krim . . . . .                 | 137   |
| 44. Bignette: Krim-Tatar . . . . .                                   | 137   |
| 45. Balaklava . . . . .  | 144   |
| 46. Kertsch . . . . .  | 145   |
| 47. Krim-Tataren . . . . .   | 152   |
| 48. Karawanenlager . . . . .   | 153   |
| 49. Alupka . . . . .   | 160   |
| 50. Ein Theil der Festungsruinen von Sewastopol (Vollbild) . . . . . | 161   |
| 51. Alupka, Façade des Schlosses . . . . .                           | 168   |
| 52. Jalta . . . . .  | 169   |
| 53. Orianda (Carton=Vollbild) . . . . .                              | 172   |
| 54. Simferopol . . . . .   | 176   |
| 55. Schlammvulkane von Zenikaleh (Vollbild) . . . . .                | 177   |
| 56. Baktischjaraj . . . . .  | 184   |
| 57. Sewastopol vor dem Krim-Feldzuge . . . . .                       | 185   |
| 58. Injerman (Vollbild) . . . . .                                    | 193   |
| 59. Cupatoria . . . . .  | 201   |
| 60. Kopfleiste: Landschaft an der mittleren Wolga . . . . .          | 205   |
| 61. Bignette: Kirgisenknabe . . . . .                                | 205   |
| 62. Großrussin . . . . .   | 208   |
| 63. Bojar aus der Zeit Peters des Großen . . . . .                   | 209   |
| 64. Tataren . . . . .  | 216   |
| 65. Nowo-Tscherkask (Vollbild) . . . . .                             | 217   |
| 66. Stari-Tscherkask (Carton=Vollbild) . . . . .                     | 220   |
| 67. Kosaken des Don'schen Heeres . . . . .                           | 224   |
| 68. Kosaken des Don'schen Heeres (Garde) . . . . .                   | 225   |
| 69. Dorf in Südost-Rußland . . . . .                                 | 233   |
| 70. Wald an der Wolga (Vollbild) . . . . .                           | 241   |
| 71. Tschuwaschen . . . . .   | 248   |
| 72. Kirgise . . . . .  | 249   |
| 73. Russisches Dorf an der Wolga (Carton=Vollbild) . . . . .         | 252   |
| 74. Astrachan . . . . .  | 256   |
| 75. Bettler aus Astrachan . . . . .                                  | 257   |
| 76. Kirgisin . . . . .   | 265   |
| 77. Rofsheerde an der unteren Wolga (Vollbild) . . . . .             | 273   |
| 78. Kopfleiste: Kosaken-Staniza am Kuban . . . . .                   | 277   |
| 79. Bignette: Nogaiier . . . . .                                     | 277   |
| 80. Kalmükenlager . . . . .  | 281   |
| 81. Kalmükenlager in der eiskaukasischen Steppe (Vollbild) . . . . . | 289   |
| 82. Kalmütische Kosaken . . . . .                                    | 296   |



|   | Seite |
|---|-------|
| 83. Kosakenposten am Teret . . . . .                                | 297   |
| 84. Kabardiner . . . . .  | 304   |
| 85. Russisches Lager am Kaspimeer . . . . .                         | 305   |
| 86. Kuban'sche Kosaken (Carton-Vollbild) . . . . .                  | 308   |
| 87. Kaukasisches Boot auf dem Kaspimeer . . . . .                   | 312   |
| 88. Kaukasische Waffen . . . . .                                    | 313   |
| 89. Kopfleiste: Aus dem centralen Kaukasus . . . . .                | 317   |
| 90. Bignette: Lesghier . . . . .                                    | 317   |
| 91. Derbend . . . . .   | 321   |
| 92. Gibrus (Carton-Vollbild) . . . . .                              | 324   |
| 93. Daghestanische Landschaft am Kaspimeer (Vollbild) . . . . .     | 329   |
| 94. Swanethier . . . . .  | 336   |
| 95. Dffetendorf . . . . .   | 337   |
| 96. Lesghier (Officier der kaiserlichen Garde) . . . . .            | 344   |
| 97. Kaukasische Garden (Vollbild) . . . . .                         | 345   |
| 98. Tschetschenze (Carton-Vollbild) . . . . .                       | 348   |
| 99. Cheffurin . . . . .   | 352   |
| 100. Dffete . . . . .   | 353   |
| 101. Tscherkesse . . . . .  | 361   |
| 102. Kaukasier mit Frau . . . . .                                   | 368   |
| 103. Kaukasische Kinder . . . . .                                   | 369   |
| 104. Suchum-Kaleh (Carton-Vollbild) . . . . .                       | 372   |
| 105. Garde-Tscherkesse . . . . .                                    | 377   |
| 106. Kosaken und Tscherkessen im Kampfe (Carton-Vollbild) . . . . . | 380   |
| 107. Schamyl (Vollbild) . . . . .                                   | 385   |
| 108. Kopfleiste: Motiv aus Transkaukasien . . . . .                 | 389   |
| 109. Bignette: Gurier . . . . .                                     | 389   |
| 110. Mingrelier . . . . .   | 392   |
| 111. Mingrelierin . . . . .   | 393   |
| 112. Grusiner . . . . .   | 400   |
| 113. Gasthaus im Kaukasus (Vollbild) . . . . .                      | 401   |
| 114. Batum . . . . .  | 409   |
| 115. Georgierinnen . . . . .  | 416   |
| 116. Burgruinen in Georgien (Vollbild) . . . . .                    | 417   |
| 117. Straße in Tiflis . . . . .                                     | 424   |
| 118. Tiflis (Vollbild) . . . . .                                    | 425   |
| 119. Badeort Vorschom bei Tiflis (Carton-Vollbild) . . . . .        | 428   |
| 120. Molokanen . . . . .  | 432   |
| 121. Duchoborzen (Vollbild) . . . . .                               | 433   |
| 122. Baku . . . . .   | 440   |
| 123. Petroleum-Brunnen bei Baku . . . . .                           | 441   |
| 124. Kopfleiste: Jagd auf das Argil in Schorassan . . . . .         | 449   |
| 125. Bignette: Kurde . . . . .                                      | 449   |
| 126. Nestorianer (Carton-Vollbild) . . . . .                        | 452   |
| 127. Tatarenwohnung in Azerbeidschan . . . . .                      | 456   |

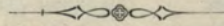
|   | Seite |
|---|-------|
| 128. Partie aus dem Semschanthale . . . . .                         | 457   |
| 129. Ein persischer Palaß . . . . .                                 | 464   |
| 130. Saffabad . . . . .   | 465   |
| 131. Begräbnißstätte der Parfen (Carton-Vollbild) . . . . .         | 468   |
| 132. Persische Frau . . . . .                                       | 472   |
| 133. Kurbe . . . . .  | 473   |
| 134. Schiite am Hosseinstage . . . . .                              | 480   |
| 135. Aufzug der Schiiten am Hosseinstage (Vollbild) . . . . .       | 481   |
| 136. Reliquienschrein für den Hosseinscult . . . . .                | 488   |
| 137. Perser . . . . .   | 489   |
| 138. Persisches Karawanserai . . . . .                              | 497   |
| 139. Thor in Teheran . . . . .                                      | 504   |
| 140. Hof im Palaß des Schah . . . . .                               | 505   |
| 141. Palaß des Schah in Teheran (Vollbild) . . . . .                | 513   |
| 142. Persischer Gardesoldat . . . . .                               | 520   |
| 143. Persische Zigeuner . . . . .                                   | 521   |
| 144. Kopfleiste: Motiv aus den Ruinen von Ani . . . . .             | 529   |
| 145. Vignette: Armenisches Mädchen . . . . .                        | 529   |
| 146. Wald am pontischen Gestade . . . . .                           | 536   |
| 147. Armenisches Troglodytendorf . . . . .                          | 537   |
| 148. Karawanserai an der Küste von Lajistan . . . . .               | 544   |
| 149. Samal (armenischer Lastträger) (Vollbild) . . . . .            | 545   |
| 150. Karß . . . . .   | 552   |
| 151. Straße in Erzerum . . . . .                                    | 553   |
| 152. Armenisches Büffelgespann . . . . .                            | 560   |
| 153. Ruinen der Königsstadt Ani (Vollbild) . . . . .                | 561   |
| 154. Armenierin . . . . .   | 568   |
| 155. Armenische Musiker . . . . .                                   | 569   |
| 156. Griechische Basilika bei Trapezunt . . . . .                   | 576   |
| 157. Trapezunt (Vollbild) . . . . .                                 | 577   |
| 158. Landschaft in Lajistan (Carton-Vollbild) . . . . .             | 580   |
| 159. Trapezunt: Das Schloß am Meere . . . . .                       | 584   |
| 160. Trapezunt: Die Burg . . . . .                                  | 585   |
| 161. Lajische Bauern (Carton-Vollbild) . . . . .                    | 588   |
| 162. Kopfleiste: Höhlenwohnungen zu Uergüb . . . . .                | 593   |
| 163. Vignette: Griechin . . . . .                                   | 594   |
| 164. Amasia . . . . .   | 600   |
| 165. Aus den Wäldern von Kastamuni (Vollbild) . . . . .             | 601   |
| 166. Sinope . . . . .   | 608   |
| 167. Mauern der Beleger . . . . .                                   | 609   |
| 168. Paphlagonische Landschaft (Carton-Vollbild) . . . . .          | 610   |
| 169. Augustustempel in Angora . . . . .                             | 613   |
| 170. Brücke in Brussa . . . . .                                     | 616   |
| 171. Brussa (Vollbild) . . . . .                                    | 617   |
| 172. Ein Theil der Ringmauern von Nikäa (Carton-Vollbild) . . . . . | 620   |



|   | Seite |
|---|-------|
| 173. Kutajia . . . . .  | 624   |
| 174. Antike Ruinen auf der Marmara-Insel . . . . .  | 625   |
| 175. Die Dardanellen (Carton-Vollbild) . . . . .  | 628   |
| 176. Anatolische Zigeunerinnen . . . . .  | 632   |
| 177. Anatolische Türken . . . . .   | 633   |
| 178. Anatolische Hütten . . . . .   | 641   |
| 179. Kopfleiste: Türkischer Friedhof . . . . .  | 643   |
| 180. Vignette: Türkin . . . . .   | 643   |
| 181. Constantinopel (Carton-Vollbild) . . . . .   | 646   |
| 182. Der Galatathurm . . . . .  | 648   |
| 183. Scutari . . . . .  | 649   |
| 184. Gebetrüfer (Muezzin) . . . . .   | 556   |
| 185. Der große Friedhof in Scutari (Vollbild) . . . . .   | 657   |
| 186. Kiosk des Sultans im Thale von Hamur . . . . .   | 661   |
| 187. Lastträger . . . . .   | 664   |
| 188. Korbflechter . . . . .   | 665   |
| 189. Aja Sophia . . . . .   | 672   |
| 190. Das »Gemeinenschloß« am Bosphor . . . . .  | 673   |
| 191. Der Kaiserpalast in Stambul (Carton-Vollbild) . . . . .  | 676   |
| 192. Spanischer Jude . . . . .  | 680   |
| 193. Im Vorhofe der Bajazidmoschee . . . . .  | 681   |
| 194. Thor und Thurm des Seraskierats . . . . .  | 688   |
| 195. Anatolischer Türke . . . . .   | 689   |
| 196. Türkinnen . . . . .  | 696   |
| 197. Kariks (Boote) . . . . .   | 697   |
| 198. Kopfleiste: Gegend bei Belogradschik in Bulgarien . . . . .  | 703   |
| 199. Vignette: Bulgarischer Pope . . . . .  | 703   |
| 200. Das Khylo-Kloster . . . . .  | 705   |
| 201. Rumelisches Dorf . . . . .   | 709   |
| 202. Bulgare . . . . .  | 712   |
| 203. Bulgarin . . . . .   | 713   |
| 204. Bulgarisches Dorf . . . . .  | 720   |
| 205. Philippopol (Vollbild) . . . . .   | 721   |
| 206. Russisches Denkmal in Plewna . . . . .   | 728   |
| 207. Moschee in Plewna . . . . .  | 729   |
| 208. Adrianopel (Carton-Vollbild) . . . . .   | 732   |
| 209. Bulgarische Soldaten . . . . .   | 737   |
| 210. Bulgarisches Militär (Carton-Vollbild) . . . . .   | 740   |
| 211. Haus in Gornj Studen (Von Kaiser Alexander II. während der Belagerung von Plewna bewohnt.) . . . . . | 744   |
| 212. Tirnovo (Vollbild) . . . . .   | 745   |
| 213. Bulgarischer Dorfbrunnen . . . . .   | 754   |
| 214. Handleiste: Türkischer Teppich . . . . .   | 757   |
| 215. Schlußvignette: Orientalische Waffen . . . . .   | 774   |

## Karten :

|   | Zwischen | Seite |
|---|----------|-------|
| Tafel I. Völkertarte der Länder am Schwarzen Meere (doppelseitig) . . . . . | 118      | 119   |
| » II. Verbreitung der Skoyzen in Südrußland . . . . .                       | 236      | 237   |
| » III. Karte der unteren Wolga . . . . .                                    | 260      | 261   |
| » IV. Karte des Kaukasus (doppelseitig) . . . . .                           | 300      | 301   |
| » V. Das Kaspiemeer und die angrenzenden Länder (Doppelseitig) . . . . .    | 396      | 397   |
| » VI. Umgebung von Tiflis . . . . .   | 436      | 437   |
| » VII. Nordpersien . . . . .  | 448      | 449   |
| » VIII. Teheran . . . . .   | 458      | 459   |
| » IX. Constantinopel . . . . .  | 654      | 655   |
| Große Uebersichtskarte des Schwarzen Meeres } am Schlusse des Werkes.       |          |       |
| Große Uebersichtskarte der Balkanhalbinsel }                                |          |       |





## Damen-Register.

### A.

- Abbas 497.  
Abbas Mirza 502.  
Abchazen 374.  
Abgabenverweigerer 237.  
Abuschir 515.  
Achalkalaki 411.  
Acharan 551.  
Ada Kaleh 57.  
Adighe 360.  
Adrianopel 730.  
Adscharen 419.  
Afghanen 526.  
Agathyrjen 4.  
Agthamar 555.  
Agurin 559.  
Ainegöl 635.  
Aju-Dagh 175.  
Alfermann 135.  
Alanen 7, 210.  
Albaner 399.  
Alma 188.  
Altai-Kalmlüken 288.  
Altaier 116.  
Altgäubige 230.  
Altun Dbo 146.  
Alupta 167.  
Aluschta 174.  
Anahid 549.  
Amasia 598.  
Amisos 598.  
Amol 461.  
Amselfeld, das 718.  
Anapa 375.  
Anden 338.  
Andisches Gebirge 324.  
Angoraziege, die 614.  
Ani 563.  
Apjcheron, Halbinsel 444.  
Arabat 180.  
Araber 469.  
Arda, die 733.  
Ardashat 560.  
Ardebil 461.  
Argäus, der 614.  
Argonautenfahrt 13.  
Arier 2.  
Armavir 559.  
Armee, persische 510.  
Armenien 529.  
Armenien, Geschichte 539.  
Armenier, Abstammung der 533.  
Arpatschai 563.  
Artwin 420.  
Arzdrunier 539.  
Arzen-er-Rum 572.  
Asdinger 6.  
Asen'sche Dynastie 715.  
Aschabad 525.  
Asterabad 461.  
Astrachan 258.  
Atref 461.  
Awaren 7.  
Awaren 338.  
Azerbeidschan 454.

## B.

- Babi 491.  
 Bachtieren 478.  
 Bafra 604.  
 Bagratiden 399, 540.  
 Baidar-Paß 166.  
 Bajazid I., Sultan 724.  
 Bajdo 102.  
 Baktschijarai 189.  
 Baku 444.  
 Balaklava 165.  
 Balkan, der 740.  
 Barbez 570.  
 Barferusch 461.  
 Bajschiren 215.  
 Basilios II. 711.  
 Batum 408.  
 Bazar in Stambul, der große 694.  
 Belgrad 56.  
 Bender 135.  
 Berkowica, Paß von 750.  
 Bessarabien 47.  
 Bilebschik 630, 636.  
 Bithynien 619.  
 Bogomilen, die 713.  
 Bojer 6, 74.  
 Boris Gudunow 133.  
 — Radivoj Michail 708.  
 Bosporanisches Reich 27.  
 Brdjansk 135.  
 Brussa 620.  
 Bug 101.  
 Butarest 87.  
 Butchara 520.  
 Bulgaren 7, 212, 752.  
 Bulgarien 703.  
 Burvista 74.

## C.

- Cäjärea 615.  
 Chamgor-Tataren 438.  
 Chazaren 8, 213.  
 Cheffuren 322, 354.  
 Cherfon 134.  
 Chersjones 141.

- Chiwa 519.  
 Chlyfii 238.  
 Choschoten 283.  
 Ciskaukasien 277.  
 Constantinopel 642.

## D.

- Daghestaner 340.  
 Daken 6.  
 Danubius 54.  
 Darbanellen, die 623, 627.  
 Darginer 338.  
 Dariel-Paß 332.  
 Dastagerd 468.  
 Defebalus 76.  
 Demawend, der 453.  
 Demir Kapu 742.  
 Demirdschii-Paß 175.  
 Derwend 324.  
 Deutsche Colonien an der Wolga 247.  
 Dewe Bojun 571.  
 Diebitsch, General 741.  
 Dimbowiza 93.  
 Djuneid 496.  
 Dnestr 101.  
 Dobrudscha 58.  
 Don 220.  
 Donau-Bulgarien, das frühere 752.  
 Donek 220.  
 Don'sche Kosaken 219.  
 Doryläum 628.  
 Dost Mohammed 512.  
 Dragosch 86.  
 Dschanis, das 588.  
 Dschufut-Staleh 154, 192.  
 Duchoborzen 430.  
 Dürbet 283.  
 Dunkelmänner 235.  
 Dwina 245.  
 Dyhtan 319.

## E.

- Ebebali, Scheich 632.  
 Edrisi 20.  
 Eisenbahn Stambul-Abrianopel 727.  
 Eisernes Thor 57.



Gjub 692.  
 Gkbatana 466.  
 Gkbrus 319.  
 Gkburß-Gebirge 453.  
 Gktonsee 252.  
 Englisch-persischer Krieg 515.  
 Gnzeli 461.  
 Gratosihenes 19.  
 Grifflit 173.  
 Growantagert 559.  
 Growantafchad 559.  
 Grtoghruß 631.  
 Grzerum 571.  
 Gski Seraj in Stambul 693.  
 Gtropol, Paß von 750.  
 Gtschmiadsjin 557.  
 Gupatoria 201.

F.

Farsifan 452.  
 Feodosia 179.  
 Ferdaußi 462.  
 Ferhad 599.  
 Feth Ali Schah 502.  
 Finnen 115.  
 Firdufi 462.  
 Fifchfang auf der Wolga 253.  
 Flutfage 534.

G.

Gaiane 549.  
 Galatien 612.  
 Galak 59.  
 Garin 571.  
 Gelendjik 376.  
 Gemuefen 149.  
 Georgier 411.  
 Georgiewsk 292.  
 Geten 4.  
 Ghilan 459.  
 Gleifcher im Kaukasus 326.  
 Göktepe 525.  
 Goldene Horn, das 700.  
 Golowinsk 376.  
 Gordium 619.  
 Gregorios Illuminator 543.  
 Gregor Magiftros 551.

Griechen in der Krim 151.  
 Großruffen 119.  
 Gülhane 727.  
 Gümüfch-Ghana 596.  
 Güterbrüder 235.  
 Gurien 406.

H.

Hämuß, der 740.  
 Haik 533.  
 Hahß, der 604, 613.  
 Hamadan 452.  
 Hamun=See 527.  
 Heidar 396.  
 Heldenfagen der Perjer 462.  
 Heflespont 627.  
 Herat 526.  
 Heri Rud 527.  
 Hilmend 527.  
 Hirfowa 59.  
 Hochfteppen, die armenifchen 537.  
 Hoffein, Schah 499.  
 Hoffeinfcult 485.  
 Hripfime 548.  
 Hunnen 7, 212.

I.

Iberier 399.  
 Ibn al Wardi 20.  
 Ifion 623.  
 Indfchidschean 555.  
 Inkferman 195.  
 Isker, der 749.  
 Isker-Defile, das 750.  
 Ifaak II. Angelos 715.  
 Isfendar 599.  
 Ismail 496.  
 Ismid 622.  
 Isnik 622.  
 Ispahän 453.  
 Iftria 5.  
 Iftros 54.  
 Ifalta 170.  
 Ifaffy 95.  
 Ifazygen 6, 74.  
 Ifedi Kuleh 691.

Zekaterinograd 295.  
 Zekaterinoslaw 134.  
 Zelijawetgrad 135.  
 Zelijabethpol 437.  
 Zenikaleh 181.  
 Zenischehr 638.  
 Zeschil Ormat 598.  
 Zezd 470  
 Joannes, Car 715.  
 — Tzimiszes 130.  
 Zomura 590.  
 Juden, kaukasische 311.  
 Jurzuff 175.

## S.

Sabarda 309.  
 Kämpfe der Russen im Kaukasus 378.  
 Staffa 149.  
 Saifarjeh 615.  
 Salmüken 281.  
 Sama 244.  
 Stappadofer 11.  
 Stappadokien 614.  
 Karabagh 439.  
 Karadschahissar 636.  
 Karaiten 153.  
 Kara-Kaleh 563.  
 Karajubazar 186.  
 Karer 23.  
 Karz 565.  
 Kasan 246.  
 Kasbek 319.  
 Kaschtantau 319.  
 Kastamuni 611.  
 Kaswin 456.  
 Kaukasus, der 317.  
 Kaukasus-Bahn 333.  
 Kaukasische Völker 334.  
 Kazanlik 743.  
 Kerafunt 596.  
 Kerim Khan 501.  
 Kertsch 143, 180.  
 Kharnei 558.  
 Kiskamündung der Donau 63.  
 Kilkow 63.  
 Kirgisen 264.

Kirman 470.  
 Kirmanschah 451, 469.  
 Kischeneu 135.  
 Kleine Christen 236.  
 Kleinrussen 119.  
 Kobilowitsch, Milosch 720.  
 Körs-Dghlu 570.  
 Koifu 334.  
 Kolschier 397.  
 Kolschich=anatolisches Küstenland 49.  
 Konstantin der Große 30.  
 Kosaken, asrachanische 122, 261.  
 — der Ukraine 122.  
 Kostroma 244.  
 Krasnojarsk 262.  
 Krestowaja Gora 333.  
 Krim, die 137.  
 Krim'sche Tataren 151.  
 Krobizzen 4.  
 Krum, Khan der Bulgaren 708.  
 Ktesiphon 468.  
 Kuban 278.  
 Kuban'sche Kosaken 298.  
 Küstengebirge der Krim 155.  
 Kuhendil Khan 512.  
 Kul-Obo 143.  
 Kumanen 9.  
 Kumiken 338.  
 Kumys 284.  
 Kurgane 111.  
 Kutaja 619.  
 Kutuguren 7.  
 Kuszo=Blachen 84.

## L.

Lafen 419.  
 Laffistan 589.  
 Lazar, der Serbenkaiser 723.  
 Livadia 170.  
 Lom=Palanka 752.  
 Lovca 753.  
 Luren 479.  
 Luristan 452.  
 Lybien 623.



## M.

- Magyaren 8.  
 Mamigonier 541.  
 Manjisch 278.  
 Maragedük 740, 748.  
 Mariga, die 733.  
 Marsanda 174.  
 Marucha-Pas 331.  
 Masenderan 459.  
 Massageten 4.  
 Mazepa 125.  
 Mechitar und die Mechitaristen-Congregation 554.  
 Meber 466.  
 Mendzil 456.  
 Mesrog 550.  
 Mijane 456.  
 Milefer 5.  
 Missori 710.  
 Mithribates der Große 27.  
 Mohammed Aga 501.  
 — Schah 506.  
 — I., Sultan 725.  
 — II., Sultan 726.  
 Mohammerah 517.  
 Moldau 86.  
 Molokanen 435.  
 Moltchalinki 228.  
 Mordwinen 215.  
 Morelschikis 235.  
 Moses von Chorene 550.  
 Mozdok 295.  
 Mzscheth 399.  
 Murad I., Sultan 716.  
 — II., Sultan 725.  
 Mundauffperrer 235.  
 Mutualisten 237.  
 Myser 23.  
 Mytien 623.

## N.

- Nadir-Derbend 742.  
 Nadir Schah 499.  
 Naphtaquellen in Transkaukasien 445.  
 Napoleonisten 237.

- Nasir' Eddin Schah 507.  
 Nasaschi 238.  
 Nestorianer 454.  
 Nestorius, Patriarch 554.  
 Newschy, Alexander 132.  
 Nichtbeter 236.  
 Nifaa 621.  
 Nifita 174.  
 Nikolajew 135.  
 Nifomebia 619, 622.  
 Nifopolis 752.  
 Nischni-Nowgorod 244.  
 Nogaier 117, 293.  
 Nogaisk 135.  
 Nogaische Steppe 48, 108.  
 Novo Kossits 376.  
 — Troitskoje 376.  
 — Tscherkask 221.  
 Nutztiere in der Steppe 109.

## O.

- Odessa 134.  
 Odessos 5.  
 Of 590.  
 Oghus-Schan 33.  
 Oka 240.  
 Olbia 5.  
 Olymp, mythischer 623.  
 Orchanie 751, 753.  
 Orchan, Sultan 640.  
 Ordu 598.  
 Orianda 171.  
 Ormus, Straße von 453.  
 Osman, Sultan 632.  
 Osseten 357.

## P.

- Pässe im Kaukasus 331.  
 Pantaran 563.  
 Pantikapaion 143.  
 Papyrus von Alexandria 552.  
 Paradies, das biblische 534.  
 Parsis 470.  
 Parther 29, 468.  
 Pera 651.  
 Peresop 135.

Persien 449.  
 Persien unter der Safiden-Dynastie 495.  
 Perser, die heutigen 475.  
 Perſische Könige 467.  
 Perſiſcher Golf 453.  
 Peſkennios Niger 30.  
 Petrev Gffendi 556.  
 Petroma 569.  
 Peſchenegen 9.  
 Pfahldörfer 2.  
 Pharnakes 609.  
 Phafis 404.  
 Philippopel 735.  
 Philippbrüder 235.  
 Phokaſ, Miſſor 711.  
 Phryger 11.  
 Phrygien 614, 616.  
 Piätigorſk 292.  
 Piğunda 377.  
 Platana 595.  
 Plevna 42, 751.  
 Plovdiv 735.  
 Pomponius Mela 20.  
 Podolien 47.  
 Podrätſchetniks 235.  
 Pontische Küſtenland, das 582.  
 Pontiſches Waldgebiet 593.  
 Paphlagonien 611.  
 Poti 404.  
 Pripet 101.  
 Pſchad 377.  
 Pſchek-Paß 331.  
 Pſegajſko-Paß 331.  
 Ptolemäos 19.

## R.

Radul Negru 83.  
 Raſembil Khan 512.  
 Raſova 752.  
 Raſgrad 763.  
 Rejcht 461.  
 Rhodope, die 734.  
 Rion 404.  
 Rizeh 590.  
 Rokitno-Sümpfe 101.  
 Roman 94.

Romanow 133.  
 Roſalitapaß 748.  
 Roſenöl, bulgariſches 743.  
 Rogolanen 6.  
 Rumkaleh 555.  
 Rurik 127.  
 Ruſſiſch-Turkeſtan 518.  
 Ruſſiſchuk 752.  
 Ryl-Gebirge 739, 740.

## S.

Sadden-Gddin 496.  
 Saſiabad 460.  
 Saſi-Gddin 495.  
 Safranboli 611.  
 Sagen, altarmeniſche 542.  
 Salum 551.  
 Salzſteppe 103.  
 Salzwüſte, perſiſche 453.  
 Samara 247.  
 Samar-Kaja 175.  
 Samjun 598.  
 Samuil, Gar 713.  
 Sanct Georgsmündung der Donau 63.  
 San Stefano 727.  
 Santicharo-Paß 331.  
 Saratow 252.  
 Sarepta 253.  
 Sarmaten 206.  
 Sarmizigethuſa 76.  
 Saſſaniden 468.  
 Saſſunier 539.  
 Sauromaten 4.  
 Sawakan 461.  
 Schamyl 379.  
 Schebulosmita 320.  
 Schemekonsky'iſche Höhen 98.  
 Schetlib-Paß 331.  
 Schipka, Paß von 742, 748.  
 Schiiten 483.  
 Schiras 492.  
 Schirin 599.  
 Schlammvulkane von Zenikaleh 181.  
 Schneestürme in der Steppe 107.  
 Schumla 653.  
 Schuſcha 439.



- Schwarzes Meer 43.  
 Sectirerwesen 231.  
 Sebſcheſtan 527.  
 Seſid Rud 456.  
 Selbſchukiden, die 627.  
 Selvi 753.  
 Sendſchan-Thal 456.  
 Septimius Severus 30.  
 Seraj in Stambul, das kaiſerliche 653.  
 Sereth 94.  
 Sewaſtopol 192.  
 Siliftria 752.  
 Simbirsk 247.  
 Simeiß 166.  
 Simeun der Bulgaren-Car 710.  
 Simferopol 187.  
 Sinope 606.  
 Sir Darapäſſe 454.  
 Sis 555.  
 Sivas 548.  
 Skolothen 4.  
 Stopzen 238.  
 Strymiaden 4.  
 Stythen 3, 115.  
 Sügd 630.  
 Sofia 738.  
 Soghanly-Gebirge 570.  
 Sredna Gora 734.  
 Stari Krım 179, 185.  
 — Tſcherkaſt 220.  
 Stavropol 247, 291.  
 Steppentheze 107.  
 Steppenſtürme 107.  
 Swanethien 378.  
 Subbotniki 238.  
 Suchum-Kaleh 331, 378.  
 Sudak 179.  
 Sudſchuk-Kaleh 376.  
 Südost-Rußland 205.  
 Südrußland 97.  
 Südruffiſches Steppengebiet 102.  
 Sürmanly 563.  
 Suginner 4.  
 Sulejman ſchah 629.  
 Sulkina 60.  
 Sultan öni 630.  
 Sunniten 483.  
 Sura 240.  
 Suſa 480.  
 Suſflonzen 238.  
 Sveti Nikola-Paß 752.  
 Sviftov 752.  
 Svjatoslav 129, 711.  
 Syſran 251.
- T.
- Tabris 455.  
 Taſſchikſ 527.  
 Taganrog 135.  
 Tataren des Karabagh 442.  
 Tauriſker 74.  
 Teheran 457.  
 Tekkingen 525.  
 Terek 278, 323.  
 Terek'ſche Koſaken 298.  
 Theodoſia 149.  
 Theodoſianer 234.  
 Theodoſiopolis 572.  
 Thrafer 4.  
 Thraſiſches Küſtenland 51.  
 Tiſſis 421.  
 Timaniſche Tundra 98.  
 Tirizen 4.  
 Tirnovo 752.  
 Tolſtobojer, die 612.  
 Torgoden 282.  
 Trajanpaß 748.  
 Trajanſtafel 57.  
 Trajanſweg 57.  
 Tranſkaukaſien 389.  
 Tranſſylvaniſche Alpen 71.  
 Trapezunt 583.  
 Tripolis 595.  
 Troja 625.  
 Tſchatyr-Dagh 157.  
 Tſcheremiſſen 215.  
 Tſcherkeſſen 461.  
 Tſcherkeſſen-Stämme 339.  
 Tſchernaja 192.  
 Tſchernawoda 58.  
 Tſchernobolen 238.  
 Tſchernoje-Sem 99.  
 Tſchetſchenzen 342.

Tschorlu 729.  
Tschuwaischen 215.  
Türken 32.  
Tundscha, die 733.  
Turkmanischai, Friede von 504  
Turkmenen 524.  
Tuturkai 752.  
Tzanen, die 596.

## U.

Ukraine 47.  
Ungern 213.  
Unie 598.  
Ural 264.  
Uralier 116.  
Urumiah 454.  
Urzuff 175.  
Utuguren 7.

## V.

Vagharischabad 558.  
Valarsaces 558.  
Varna 741, 753.  
Veterani-Höhle 57.  
Vitosch, der 739, 740.  
Vulgär-armenische Sprache 542.

## W.

Walachai 71.  
Walbai-Plateau 98.  
Waräger 127.  
Wasdychanzy 238.  
Wassiljewitsch, Swan, 132.  
Weincultur in Transkaukasien 395.  
Widdin 750, 752.  
Wladikawkas 292.  
Wladimir, Großfürst, 191.  
Wolchonsky-Wald 98.  
Wolga 240.  
Wolga-Delta 262.  
— Finnen 116.  
— Kalmüken 250.  
— Steppen 269.  
Wotjaken 215.

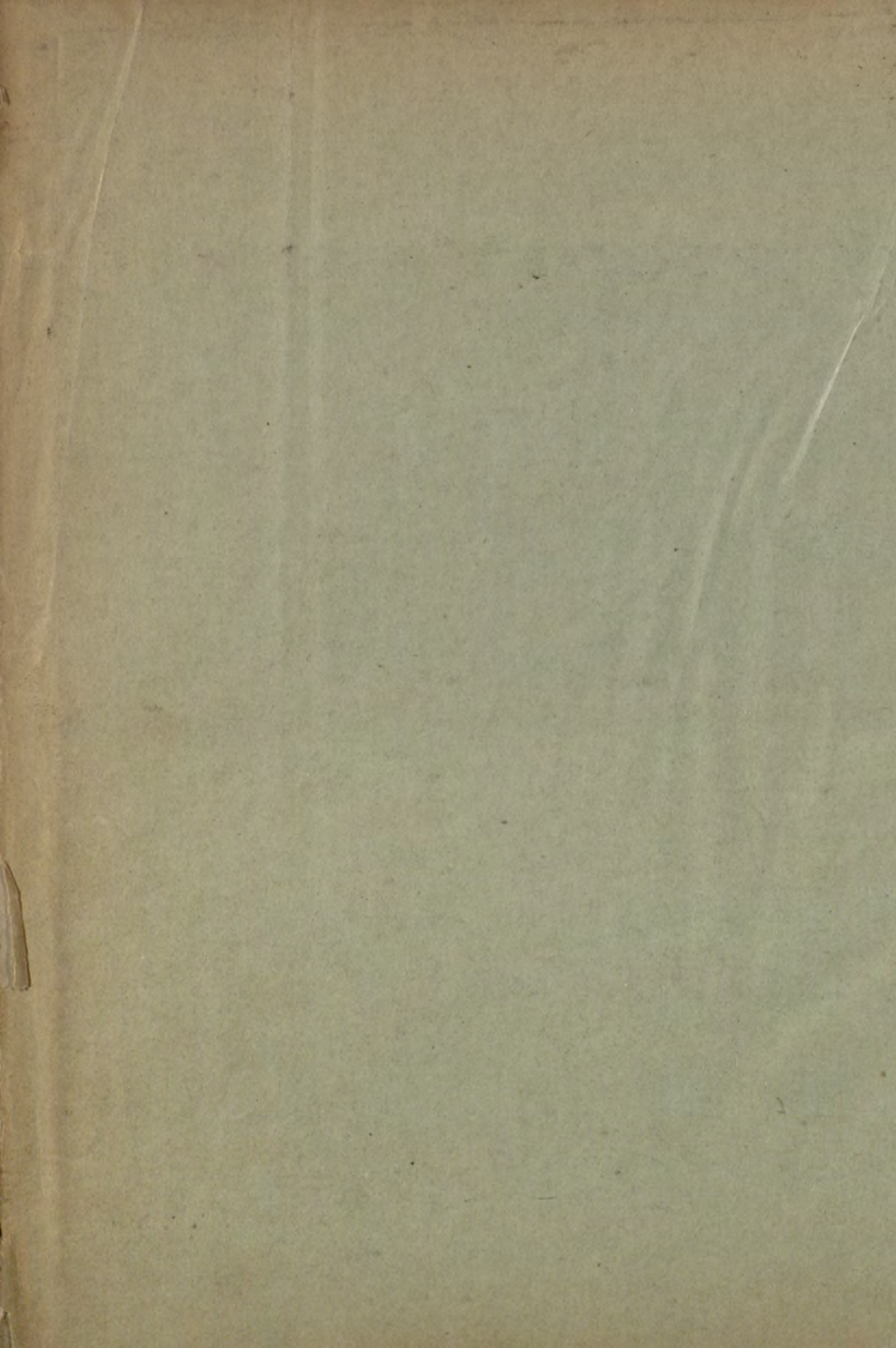
## Z.

Zagrosketten 451.  
Zaporoger 122.  
Zarizin 245, 252.  
Zoroaster 464.













24291